

Ian Kershaw

# DAS ENDE

Kampf bis in den Untergang  
NS-Deutschland 1944/45



PANTHEON

In der Endphase des Zweiten Weltkriegs glich das Leben in Deutschland einem Alptraum, die Städte lagen in Trümmern, Millionen von Menschen waren tot. Warum kämpften die Deutschen bis zum bitteren Ende weiter? Ian Kershaw schildert die letzten Monate des »Dritten Reichs«, vom Attentat auf Hitler im Juli 1944 bis zur Kapitulation im Mai 1945, und zeichnet dabei meisterhaft das Räderwerk nach, das das nationalsozialistische Herrschaftssystem bis zum Schluss in Gang hielt.

»Seit den achtziger Jahren sind eine Fülle von Arbeiten zum Kriegsende 1944/45 entstanden, doch erst jetzt halten wir eine Gesamtdarstellung in Händen, die diesem weltgeschichtlichen Vorgang gerecht wird. Es ist wahrscheinlich das beste Buch des besten Kenners des Nationalsozialismus, denn Ian Kershaw gibt in seinem Werk eine sorgfältig erarbeitete und alle Gegebenheiten von Belang abwägende Antwort auf die Frage, weshalb das Regime, das auf allen Seiten zerrissen wurde, weiter operieren konnte, bis die Rote Armee vor der Reichskanzlei stand.«

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

»Auch in seinem neuen Buch erweist sich Ian Kershaw als Meister der narrativen Geschichtsschreibung. In historiographischem Cinemascope bietet der britische Historiker eine schlüssige und einprägsame Interpretation der letzten Kriegsmonate. Es ist großes, ganz großes Geschichtskino, was Kershaw seinem Publikum da vorführt.«

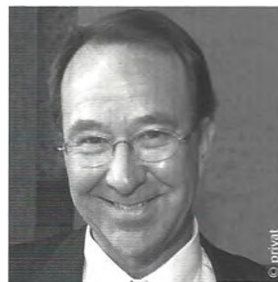
DEUTSCHE WELLE

Das »Dritte Reich« kämpfte nicht nur bis zum bitteren Ende, bis zur totalen Niederlage, es funktionierte auch bis zum Schluss. Bis kurz vor der Kapitulation wurde die öffentliche Ordnung in Deutschland, das täglich ein Stück mehr unter alliierte Besatzung geriet, weitgehend aufrechterhalten. Löhne wurden bezahlt, und die Verwaltung lief – wenngleich unter großen Schwierigkeiten – weiter.

Aber warum war das so? Zentral bei der Frage nach Antworten, warum das Regime so lange durchhalten konnte, sind die Strukturen von Hitlers Herrschaft und die Mentalitäten, die sie untermauerten.

»Wie alle Bücher Kershaws zeichnet sich auch dieses durch eine klare, schnörkellose Wissenschaftsprosa aus. Erzählung und Analyse halten sich in wohlausgewogener Balance. Noch nie zuvor ist das apokalyptische Finale des »Dritten Reiches« so aspektreich beschrieben und zugleich tiefschürfend interpretiert worden. Wir verstehen nun tatsächlich besser, warum das Regime funktionieren konnte, bis die Rote Armee buchstäblich vor den Trümmern der Reichskanzlei stand.«

VOLKER ULLRICH, DIE ZEIT



Ian Kershaw, geboren 1943, war bis zu seiner Emeritierung Professor für Modern History an der University of Sheffield und zählt zu den bedeutendsten Historikern der Gegenwart. Seine große zweibändige Biographie über Adolf Hitler gilt als Meisterwerk der modernen Geschichtsschreibung. Bei Pantheon sind zuletzt erschienen *Hitler. 1889–1945* (2009) und *Wendepunkte. Schlüsselentscheidungen im Zweiten Weltkrieg* (2010).

ISBN 978-3-570-55207-0



9 783570 552070

www.pantheon-verlag.de

Ian Kershaw

# DAS ENDE

**Kampf bis in den Untergang  
NS-Deutschland 1944/45**

Aus dem Englischen von  
Klaus Binder, Bernd Leineweber und  
Martin Pfeiffer

Pantheon





Der Autor

## INHALT

Handelnde Personen	7
Vorwort	11
Einleitung: Untergang in Flammen	19
1 Schock für das System	37
2 Zusammenbruch im Westen	89
3 Vorgeschmack des Schreckens	141
4 Hoffnungen geweckt – und zerschlagen	191
5 Katastrophe im Osten	243
6 Der Terror kommt heim ins Reich	299
7 Einstürzende Fundamente	349
8 Implosion	407
9 Liquidation	475
Schluss: Anatomie der Selbstzerstörung	523
Danksagung	543
Abkürzungs Verzeichnis	547
Anmerkungen	549
Quellen- und Literaturverzeichnis	667
Bildnachweis	693
Personenregister	695
Ortsregister	700



HITLER-ATTENTÄTER GEORG ELSER

## Mit wachem Auge und wachem Herzen

Vor achtzig Jahren scheiterte Georg Elser's Anschlag auf Adolf Hitler – seine Bombe zündete nur wenige Minuten zu spät. Einen würdigen Platz in der Geschichte fand der Widerstandskämpfer jedoch lange nicht.

## HANDELNDE PERSONEN

In der folgenden Liste sind lediglich die führenden deutschen Politiker und Militärs aufgeführt, die in dem Text auf die eine oder andere Weise eine bedeutende Rolle spielen; von ihren Positionen oder Rängen sind nur diejenigen angegeben, die sie in den hier behandelten Monaten, also von Juli 1944 bis Mai 1945, innehatten.

## POLITISCHE FÜHRUNG

### *Reich*

**Bormann, Martin** (1900-1945): Leiter der Parteikanzlei; Sekretär Hitlers.

**Göring, Hermann** (1893-1946): Reichsmarschall; designierter Nachfolger Hitlers; Beauftragter für den Vierjahresplan; Vorsitzender des Ministerrats für die Reichsverteidigung; Oberbefehlshaber der Luftwaffe.

**Goebbels, Joseph** (1897-1945): Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda; ab Juli 1944 Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz.

**Himmler, Heinrich** (1900-1945): Reichsführer-SS; Chef der Deutschen Polizei; Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums; Reichsminister des Innern und Generalbevollmächtigter für die Reichsverwaltung; ab Juli 1944 Befehlshaber des Ersatzheeres.

**Hitler, Adolf** (1889-1945): «Führer»; Staatsoberhaupt; Reichskanzler; Führer der NSDAP; Oberbefehlshaber der Wehrmacht; Oberbefehlshaber des Heeres.

**Kaltenbrunner, Ernst** (1903-1946): SS-Obergruppenführer; Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes.

**Kritzinger, Wilhelm** (1890-1947): Staatssekretär in der Reichskanzlei.

- Lammers, Hans Heinrich** (1879-1962): Reichsminister und Chef der Reichskanzlei.
- Ley, Robert** (1890-1945): Reichsorganisationsleiter der NSDAP; Leiter der Deutschen Arbeitsfront.
- Ribbentrop, Joachim von** (1893-1946): Reichsminister des Auswärtigen.
- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf** (1887-1977): Reichsfinanzminister; Leitender Minister und Reichsaussenminister in der Regierung Dönitz.
- Seyss-Inquart, Arthur** (1892-1946): Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete.
- Speer, Albert** (1905-1981): Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion; Reichsminister für Wirtschaft und Produktion in der Regierung Dönitz.
- Stuckart, Wilhelm** (1902-1953): SS-Obergruppenführer; Staatssekretär im Reichsministerium des Innern; Reichsminister des Innern in der Regierung Dönitz.

### *Provinzen*

- Giesler, Paul** (1895-1945): Gauleiter von München-Oberbayern.
- Greiser, Arthur** (1897-1946): Gauleiter des Reichsgaus Wartheland.
- Grohé, Josef** (1902-1988): Gauleiter von Köln-Aachen.
- Hanke, Karl** (1903-1945): Gauleiter von Niederschlesien.
- Hofer, Franz** (1902-1975): Gauleiter von Tirol-Vorarlberg.
- Holz, Karl** (1895-1945): Gauleiter von Franken.
- Koch, Erich** (1896-1986): Gauleiter von Ostpreussen.
- Ruckdeschel, Ludwig** (1907-1986): April/Mai 1945 Gauleiter von Bayreuth.
- Wächtler, Fritz** (1891-1945): bis April 1945 Gauleiter von Bayreuth.
- Wahl, Karl** (1892-1981): Gauleiter von Schwaben.

## MILITÄRISCHE FÜHRUNG

- Blaskowitz, Johannes**, Generaloberst (1883-1948): Mai-September 1944 und dann wieder Dezember 1944 bis Januar 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G; Januar-April 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe H.
- Dietrich, Sepp**, SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS (1892-1966): Oktober 1944 bis Mai 1945 Oberbefehlshaber der 6. SS-Panzerarmee.
- Dönitz, Karl**, Grossadmiral (1891-1980): Oberbefehlshaber der Kriegsmarine; nach Hitlers Tod Reichspräsident.
- Guderian, Heinz**, Generaloberst (1888-1954): Chef des Generalstabs des Heeres, Juli 1944 bis März 1945.
- Harpe, Josef**, Generaloberst (1887-1968): September 1944 bis Januar 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A; März-April 1945 Oberbefehlshaber der 5. Panzerarmee.
- Hausser, Paul**, SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS (1880-1972): Januar-April 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G.
- Heinrici, Gotthard**, Generaloberst (1886-1971): August 1944 bis März 1945 Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee; März-April 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel.
- Hossbach, Friedrich**, General (1894-1980): Juli 1944 bis Januar 1945 Oberbefehlshaber der 4. Armee.
- Jodl, Alfred**, Generaloberst (1890-1946): Chef des Wehrmachtsführungsstabs im Oberkommando der Wehrmacht.
- Keitel, Wilhelm**, Generalfeldmarschall (1882-1946): Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.
- Kesselring, Albert**, Generalfeldmarschall (1885-1960): bis März 1945 Oberbefehlshaber Süd; März-April 1945 Oberbefehlshaber West.
- Manteuffel, Hasso von**, General der Panzertruppe (1897-1978): September 1944 bis März 1945 Oberbefehlshaber der 5. Panzerarmee; März-Mai 1945 Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee.



**Model, Walter**, Generalfeldmarschall (1891-1945): Juni-August 1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte; August-September 1944 Oberbefehlshaber West; September 1944 bis April 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B.

**Reinhardt, Georg-Hans**, Generaloberst (1887-1963): August 1944 bis Januar 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte.

**Rendulic, Lothar**, Generaloberst (1887-1971): Januar 1945 und März-April 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Kurland; Januar-März 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord; April-Mai 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd (Ende April in «Ostmark» umbenannt).

**Rundstedt, Gerd von**, Generalfeldmarschall (1875-1953): September 1944 bis März 1945 Oberbefehlshaber West.

**Schörner, Ferdinand**, Generaloberst, ab 5. April 1945 Generalfeldmarschall (1892-1973): Juli 1944 bis Januar 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord; Januar-Mai 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte.

**Vietinghoff, Heinrich von**, Generaloberst (1887-1952): Januar-März 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Kurland; März-Mai 1945 Oberbefehlshaber Südwest.

**Wolff, Karl**, SS-Obergruppenführer, General der Waffen-SS (1900-1984): ab Juli 1944 Bevollmächtigter General der deutschen Wehrmacht in Italien.

## VORWORT

Als sich Anfang 1945 die katastrophale Niederlage bedrohlich abzeichnete, hörte man die Deutschen manchmal sagen, sie sähen «lieber ein Ende mit Schrecken als einen Schrecken ohne Ende». Ein Ende mit Schrecken erlebten sie nun tatsächlich, und das auf eine Weise und in einem Ausmass, wie es die Geschichte noch nie gesehen hatte. Dieses Ende brachte Zerstörungen und Verluste von Menschenleben in gigantischen Dimensionen mit sich. Ein grosser Teil davon hätte vermieden werden können, wenn Deutschland bereit gewesen wäre, sich den Bedingungen der Alliierten zu beugen. Die Weigerung, vor Mai 1945 eine Kapitulation in Erwägung zu ziehen, war daher für das Reich und das NS-Regime nicht nur zerstörerisch, sondern auch selbstzerstörerisch.

Ein Land, das im Krieg besiegt ist, nimmt fast immer irgendwann Kapitulationsverhandlungen auf. Eine Selbstzerstörung durch Fortsetzung des Kampfes bis zum Letzten, die zu nahezu totaler Verwüstung und vollständiger Besetzung durch den Feind führt, ist ausserordentlich selten. Genau so verfahren jedoch die Deutschen 1945. Warum? Es liegt nahe, hierauf eine einfache Antwort zu geben: Ihr «Führer» Hitler weigerte sich beharrlich, ans Aufgeben zu denken, und daher blieb nichts anderes übrig als weiterzukämpfen. Das wirft jedoch lediglich andere Fragen auf. Warum wurden Hitlers selbstzerstörerische Befehle immer noch befolgt? Welche Herrschaftsmechanismen befähigten ihn dazu, das Schicksal Deutschlands zu bestimmen, wenn es für jeden offenkundig war, dass der Krieg verloren war und das Land jetzt ganz und gar verwüstet wurde? Wie weit waren die Deutschen bereit, Hitler bis zum Ende zu unterstützen, obwohl sie wussten, dass er das Land in die Vernichtung trieb? Standen sie tatsächlich immer noch treu hinter ihm? Oder wurden sie nur durch die Ausübung von Terror zu einer loyalen Haltung gezwungen? Wie und warum kam es dazu, dass die Wehrmacht den Kampf fortsetzte und der

Staatsapparat bis zum Schluss weiter funktionierte? Welche Alternativen hatten Deutsche, Zivilisten wie Soldaten, in der letzten Kriegsphase? Diese und andere Fragen stellen sich schon bald im Anschluss an eine zunächst unproblematisch erscheinende Frage, die eine einfache Antwort nahelegt. Sie lassen sich nur dadurch angehen, dass man untersucht, wie Herrschaftsstrukturen und Mentalitäten aussahen, als die Katastrophe in den Jahren 1944/45 unerbittlich über Deutschland hereinbrach. Darum bemühe ich mich in diesem Buch.

Erstmals dachte ich an die Abfassung einer derartigen Studie, als mir zu meiner Verwunderung keine andere Arbeit einfiel, die versucht hätte, das zu leisten, was mir vorschwebte. Über das Ende des Krieges existieren natürlich ganze Bibliotheken von Arbeiten, aus verschiedenen Blickwinkeln geschrieben und von sehr unterschiedlicher Qualität. Es gibt wichtige Studien über die obersten NS-Führer und in zunehmendem Masse auch über einige der Provinzhäuptlinge, der Gauleiter.<sup>1</sup> Auch für einen grossen Teil der führenden Militärs existieren Biografien.<sup>2</sup> Darstellungen der sich immer mehr zuspitzenden Ereignisse in den letzten Wpchen des Dritten Reiches, sowohl an der Front als auch, so scheint e^ manchmal, für praktisch jede Stadt und jedes Dorf in Deutschland, gibt es buchstäblich zu Tausenden. Zahlreiche Lokalstudien bieten anschauliche – und oft entsetzliche – Schilderungen des Schicksals einzelner Gemeinden in der Zeit, da sie dem unaufhaltsamen Vorrücken der alliierten und der sowjetischen Kriegsmaschinerie ausgesetzt waren.<sup>3</sup> Erlebnisberichte über Erfahrungen an der Front oder in der Heimat, in Städten, die von alliierten Bomben in Trümmer gelegt wurden, wie auch über die Schrecken von Flucht und Wohnungsverlust gibt es reichlich. Detaillierte, häufig auf bestimmte Orte beschränkte militärgeschichtliche Studien oder Darstellungen bestimmter Wehrmachtseinheiten oder auch grosser Schlachten sind ebenfalls gang und gäbe, wobei insbesondere der Schlacht um Berlin zahlreiche Werke gewidmet sind.<sup>4</sup> Der sechste Band der offiziellen DDR-Geschichte des Krieges, der in den 1980er Jahren entstand, stellt ungeachtet seiner offenkundigen ideologischen Färbung einen wertvollen Versuch dar, eine umfassende Militärgeschichte zu bieten, die sich nicht auf die Ereignisse an der Froht beschränkt.<sup>5</sup> Und in neuerer Zeit bieten die letzten Bände der

ausgezeichneten offiziellen militärgeschichtlichen Reihe der Bundesrepublik glänzende Detailstudien zur Wehrmacht, die oft weit über die Geschichte der militärischen Operationen hinausreichen.<sup>6</sup> Trotz alledem berühren diese und andere hervorragende Werke zur Militärgeschichte<sup>7</sup> nur einige – wenngleich wichtige – Aspekte dessen, was meines Erachtens erforderlich war, um die Fragen zu beantworten, mit denen ich mich auseinandersetzen wollte.

Ursprünglich hatte ich die Absicht gehabt, mich dem Problem mit einer Erkundung der Herrschaftsstrukturen NS-Deutschlands in dieser letzten Phase zu nähern. Mir schien, dass sich die wichtigsten strukturgeschichtlichen Darstellungen des Dritten Reiches für die Zeit gegen Ende des Jahres 1944 weitgehend verzettelten und die letzten Monate des Regimes nur ganz oberflächlich behandelten.<sup>8</sup> Dies gilt auch für Untersuchungen zur Geschichte der NSDAP und ihrer Gliederungen.<sup>9</sup> Rasch wurde mir jedoch deutlich, dass es nicht ausreichen würde, eine bloße Strukturanalyse zu erarbeiten und dass sich meine Untersuchung auch auf die Mentalitäten erstrecken musste, die auf verschiedenen Ebenen das fortgesetzte Funktionieren des Regimes sicherstellten. Eine umfassende Studie über deutsche Mentalitäten in den letzten Kriegsmonaten ist bislang noch nicht versucht worden.<sup>10</sup> Bei ihrer Rekonstruktion muss man daher von Bruchstücken ausgehen.

Ich habe versucht, die Mentalitäten von Herrschern und Beherrschten, von führenden Nationalsozialisten und einfachen Angehörigen der Zivilbevölkerung, von Generälen und gewöhnlichen Soldaten sowohl an der Ostfront als auch an der Westfront zu berücksichtigen. Das ist eine grosse Leinwand, und ich muss das Bild mit breitem Pinsel malen. Um das Spektrum an Einstellungen zu veranschaulichen, kann ich natürlich nur ausgewählte Beispiele heranziehen. Denn nicht das geringste der Probleme bei dem Versuch, allgemeine Aussagen über Mentalitäten zu machen, besteht darin, dass das NS-Regime während seiner letzten Monate und in seinen letzten Wochen in ausserordentlich stark beschleunigtem Tempo nicht nur schrumpfte, sondern sich zugleich auch aufsplitterte. Deutschland war ein grosses Land, und auch wenn die extremen Zwänge des Krieges natürlich all seine Regionen in Mitleidenschaft zogen, taten sie dies doch

nicht überall gleichzeitig oder auf die gleiche Weise. Die Erfahrungen, die die Zivilbevölkerung in den verschiedenen Teilen des Landes und die Soldaten auf verschiedenen Kriegsschauplätzen machten, waren naturgemäss unterschiedlich. Ich habe versucht, eher die verschiedenen Mentalitäten wiederzugeben als zu oberflächlichen Verallgemeinerungen zu greifen.

Dieses Buch bezieht sich vor allem auf die deutsche Mehrheitsbevölkerung, wie wir sie nennen könnten. Es gab jedoch auch andere, deren Erfahrungen, die sich selbst nicht ohne Weiteres verallgemeinern lassen, ganz anders aussahen als die der meisten Deutschen, da sie der deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht angehörten und nicht angehören konnten. Das Schicksal der auf entsetzliche Weise verfolgten Pariagruppen in den Klauen der Nationalsozialisten bildet einen weiteren wichtigen Teil der Geschichte des fortgesetzten Funktionierens des NS-Regimes mitten im unausweichlichen Zusammenbruch und drohenden Untergang. Denn so überaus wenig beneidenswert die Lage für die meisten Deutschen war, so waren doch für die rassischen und politischen Feinde des Regimes, die im Zuge seiner Implosion einer immer bösartigeren Vergeltung ausgesetzt waren, die mörderischen letzten Monate eine Zeit des kaum vorstellbaren Schreckens. Selbst als es in jeder anderen Hinsicht strauchelte und versagte, war das NS-Regime noch in der Lage, bis zum Letzten zu terrorisieren, zu morden und zu vernichten.

Die Geschichte des NS-Regimes in seinen letzten Monaten ist eine Geschichte des Zerfalls. Bei dem Versuch, mich mit den Fragen auseinanderzusetzen, die ich mir gestellt hatte, hatte ich es mit einem erheblichen methodischen Hauptproblem zu tun: Ich musste mich bemühen, die vielfältigen Facetten des Untergangs des Dritten Reiches zu einer einzigen Geschichte zusammenzufügen. Das läuft auf den Versuch hinaus, eine integrierte Geschichte einer Desintegration zu schreiben.

Dieser Versuch liess sich meines Erachtens auf überzeugende Weise nur mit einem – innerhalb jedes einzelnen Kapitels allerdings thematisch strukturierten – narrativen Ansatz verfolgen, der die letzten Monate des Regimes behandelte. Ein sinnvoller Zeitpunkt, an dem man hätte beginnen können, wäre der Juni 1944 gewesen, als Deutschland im Westen durch die Konsolidierung der erfolgreichen Landung der Alliierten in der

Normandie und im Osten durch den verheerenden Durchbruch der Roten Armee militärisch bedrängt wurde. Ich habe mich jedoch dafür entschieden, erst ein wenig später einzusetzen, mit dem Attentat auf Hitler im Juli 1944, da dies für das NS-Regime eine bedeutsame *interne* Zäsur bedeutete. Von da aus betrachte ich in aufeinanderfolgenden Kapiteln die deutschen Reaktionen auf den Zusammenbruch der Wehrmacht im Westen im September, den ersten Einbruch der Roten Armee auf deutschen Boden im darauffolgenden Monat, die Hoffnungen, die im Dezember die Ardenennenoffensive weckte und die sich sogleich wieder zerschlugen, die Katastrophe in den östlichen Provinzen, die im Januar von den Sowjets erobert wurden, die jähe Eskalation des Terrors in der Heimat im Februar, den Zerfall des Regimes im März, die letzten verzweifelten Durchhalteversuche – begleitet von unkontrollierter Gewaltanwendung gegenüber deutschen Bürgern und ganz besonders gegenüber vermeintlichen Regimegegnern – im April und die Bemühungen des Dönitz-Regimes, auch zu Beginn des Monats Mai noch weiterzukämpfen, bis sich Truppen aus dem Osten westwärts verlegen liessen. Das Buch endet mit der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 und der nachfolgenden Verhaftung von Mitgliedern der Regierung Dönitz.

Nur mit einem narrativen Ansatz liess sich meines Erachtens die Dynamik – wie auch die Dramatik – der Sterbephase des Regimes erfassen, das im Gefolge der sich abzeichnenden militärischen Niederlage unaufhaltsam zerfiel. Allein auf diese Weise war es meines Erachtens möglich, die stets verzweifelten, aber monatelang zum Teil immer noch wirksamen Versuche, das Unabwendbare abzuwenden, die Improvisation, die Mobilisierung der letzten Kräfte, die es dem System gestatteten, weiterhin zu funktionieren, die eskalierende Brutalität, die schliesslich Amok lief, und den implodierenden selbstzerstörerischen Charakter der NS-Aktivitäten darzustellen. Manche wichtigen Elemente der Geschichte kehren zwangsläufig in mehr als einem Kapitel wieder. Bombardierte Städte, desertierende Soldaten, Todesmärsche von Häftlingen der Konzentrationslager, die Evakuierung der Zivilbevölkerung, das Zusammenbrechen der Moral, die Verstärkung der Repression im Innern und die immer verzweifelteren



Propagandamaschen – all dies beschränkt sich nicht auf eine einzige Episode. Doch die narrative Struktur ist wichtig, da sie zeigt, wie sich in diesen Monaten Verwüstung und Schrecken, auch wenn sie ständig gegenwärtig waren, mit der Zeit immer weiter verstärkten. Dementsprechend habe ich versucht, den chronologischen Verlauf genau nachzuvollziehen. Das entstandene Bild habe ich im Wesentlichen unter Rückgriff auf Archivquellen aufgebaut, wobei ich auch von zeitgenössischen Tagebüchern und Briefen ausgiebig Gebrauch gemacht habe.

Wichtig ist zu betonen, was dieses Buch *nicht* ist. Es ist keine Militärgeschichte, ich beschreibe also nicht in Einzelheiten, was sich auf dem Schlachtfeld abspielte, und gebe nur als Hintergrund für die Fragen, die in diesem Buch im Mittelpunkt stehen, einen kurzen Überblick über die Entwicklungen an den Fronten. Mein Buch versucht auch nicht, eine Geschichte der alliierten Planungen oder der Phasen der Eroberung durch die Alliierten zu schreiben.<sup>11</sup> Es betrachtet den Krieg bei dem Versuch, besser zu verstehen, wie und warum das NS-Regime so lange durchhalten konnte, vielmehr ausschliesslich aus deutscher Perspektive. Schliesslich behandelt das Buch auch nicht die wichtige Frage von Kontinuitäten, die sich über die Kapitulation hinweg in die Besatzungszeit erstreckten, und ebensowenig das Verhalten der deutschen Bevölkerung, sobald ein Territorium vor Kriegsende besetzt war.<sup>12</sup>

Die Realität der Verhältnisse, wie sie in jenen schrecklichen Monaten geherrscht haben müssen – wie gewöhnliche Menschen aussergewöhnliche (und entsetzliche) Umstände überlebten –, lässt sich nicht mehr einfangen. Und obgleich ich seit vielen Jahren über das Dritte Reich arbeite, empfand ich es auch als schwierig, das ganze Ausmass von Leiden und Tod in dieser Zuspitzungsphase des Krieges in vollem Umfang zu erfassen. Leiden sollte man nicht und kann man nicht auf blosser Opferzahlen reduzieren. Dennoch vermittelt schon allein der Gedanke, dass sich die Verluste (Tote, Verwundete, Vermisste und Gefangene) der Wehrmacht – diejenigen der Westalliierten und der Roten Armee nicht gerechnet – in der letzten Kriegsphase auf etwa 350'000 Mann pro Monat beliefen, ein Gefühl für das totale Gemetzel an den Fronten, das weit schlimmer war als im Ersten Weltkrieg. Auch im Kerngebiet Deutschlands war der Tod

allgegenwärtig. Der grösste Teil der etwa eine halbe Million zivilen Opfer der alliierten Bombardements kam bei Angriffen auf deutsche Städte in den allerletzten Kriegsmonaten um. In ebendiesen Monaten kamen Hunderttausende von Flüchtlingen ums Leben, die sich vor der Roten Armee in Sicherheit bringen wollten. Nicht zuletzt hatten die schrecklichen Todesmärsche von Häftlingen der Konzentrationslager, die sich grösstenteils in der Zeit von Januar bis April 1945 abspielten, und die sie begleitenden Gräuelpöbel zur Folge, dass etwa eine Viertelmillion Menschen durch Unterkühlung, Unterernährung, Erschöpfung und willkürlichen Gemetzel umkamen. Das Ausmass, in dem sich Deutschland in den letzten Monaten des Dritten Reiches in ein riesiges Leichenhaus verwandelt hatte, lässt sich kaum vorstellen.

Zumindest gegen Ende der Abfassung des Buches war ich jedoch der Ansicht, dass ich einer Antwort auf die Frage, die ich mir gestellt hatte, nähergekommen war: wie und warum das Regime Hitlers angesichts des Ausmasses des wachsenden Unheils noch so lange – wenngleich natürlich mit schwindender Effizienz – funktionieren konnte. Wenn andere der Meinung sind, dass sie dies nach der Lektüre dieses Buches ebenfalls besser verstehen, werde ich zufrieden sein.

## EINLEITUNG

# Untergang in Flammen

Mittwoch, 18. April 1945: Amerikanische Truppen stehen vor den Toren von Ansbach, dem Mittelpunkt des bayerischen Regierungsbezirks Mittelfranken. Der Kreisleiter der NSDAP ist in der Nacht geflohen, die meisten deutschen Soldaten sind nach Süden verlegt worden, und die Einwohner sind seit Tagen in Luftschutzkellern untergebracht. Jeder rationale Gedanke rät zu Kapitulation. Doch der Kampfkommandant der Stadt, Dr. Ernst Meyer, ein 50-jähriger Oberst der Luftwaffe, der in Physik promoviert hat, ist ein fanatischer Nationalsozialist, der darauf besteht, bis zum Ende zu kämpfen. Der 19-jährige Theologiestudent Robert Limpert, der kriegsuntauglich ist, beschliesst zu handeln, um zu verhindern, dass seine Stadt in einer sinnlosen Schlacht bis zum letzten Atemzug zerstört wird.

Einen Monat zuvor hatte Limpert miterlebt, wie die schöne Stadt Würzburg von alliierten Bomben völlig verwüstet worden war. Das hatte ihn zu dem gefährlichen Wagnis veranlasst, Anfang April Flugblätter zu verteilen, in denen er dafür plädierte, Ansbach mit seinen immer noch unversehrten malerischen Barock- und Rokokobauten kampfflos zu übergeben. Jetzt geht er ein noch grösseres Risiko ein. An diesem schönen Frühlingstag trennt er vormittags gegen 11 Uhr die Telefondrähte durch, die, wie er glaubt, den Gefechtsstand des Kommandanten mit der Wehrmachtseinheit vor der Stadt verbinden – ein allerdings vergeblicher Sabotageversuch, da der Gefechtsstand, was er nicht weiss, gerade umgezogen ist. Zwei Hitler jungen beobachten ihn dabei. Sie melden, was sie gesehen haben, der Polizeiwache im Rathaus, und dort nimmt man sich sogleich der Sache an. Ein Polizist wird zu Limperts Wohnung geschickt, wo er entdeckt, dass der junge Mann eine Pistole und belastendes Material besitzt, und verhaftet ihn.

Die Ortspolizei meldet die Verhaftung dem Leiter der noch verbliebenen Zivilverwaltung in Ansbach, welcher den Kampfkommandanten anruft, der sich gerade nicht in der Stadt aufhält. Wie nicht anders zu erwarten, empört sich der Kommandant über den Vorfall, eilt zur Polizeiwache und setzt sogleich ein Standgericht ein, das aus dem Kommandanten der Schutzpolizei, dessen Stellvertreter und dem Meldegänger des Kommandanten besteht. Nach einem «Prozess», der eine Farce ist und nicht länger als ein paar Minuten dauert und bei dem der Angeklagte sich nicht verteidigen darf, verkündet der Kommandant das Todesurteil, das auf der Stelle zu vollstrecken sei.

Als man Limpert am Tor des Rathauses eine Schlinge um den Hals legt, gelingt es ihm, sich Ipszureissen und das Weite zu suchen, aber nach hundert Metern erreichen ihn die Polizisten, treten ihn, ziehen ihn an den Haaren und schleppen den Schreienden zurück. Keiner aus der Menschenmenge, die sich versammelt hat, rührt einen Finger, um ihm zu helfen. Von einigen wird er vielmehr ebenfalls geschlagen und getreten. Auch jetzt ist sein Elend noch nicht vorüber. Wieder wird ihm die Schlinge um den Hals gelegt, und er wird gehängt. Doch der Strick reisst, und er fällt auf das Pflaster. Erneut wird ihm die Schlinge um den Hals gelegt, und schliesslich zieht man ihn auf dem Rathausplatz hoch, bis er stirbt. Der Kommandant befiehlt, die Leiche hängen zu lassen, bis sie «stinke». Kurz darauf requiriert er offenbar ein Fahrrad und flieht sogleich aus der Stadt. Vier Stunden später marschieren die Amerikaner in Ansbach ein, ohne dass ein Schuss abgefeuert wird, und schneiden den Leichnam von Robert Limpert vom Strick herunter.<sup>1</sup>

Wie diese grausige Episode zeigt, funktionierte das NS-Regime mit seiner terroristischen Repression bis zum Schluss. Doch es ging dabei nicht nur darum, dass der fanatische NS-Kampfkommandant, der Oberst der Luftwaffe Dr. Ideyer, rücksichtslos einen vermeintlichen Verräter und Saboteur erledigte, dass ein Vertreter des Regimes mit roher Gewalt seinen Willen durchsetzte. Selbst im Angesicht eines derartigen Fanatismus hätten die Polizisten, denen bewusst war, dass die Amerikaner in Kürze in die Stadt einmarschieren würden, tätig werden können, um sich künfti-

ge Schwierigkeiten mit der Besatzungsmacht zu ersparen, indem sie die Verhaftung und das Verhör Limperts in die Länge zogen. Stattdessen entschieden sie sich dafür, sich an ihre Vorschriften zu halten und so zügig wie möglich ihre Pflicht zu erfüllen, so wie sie sie auffassten, und auch weiterhin als untergeordnete Hüter eines Rechts zu fungieren, das – so hatten sie es zu diesem Zeitpunkt, wie sie später behaupteten, gesehen – jetzt nicht mehr war als der Ausdruck des eigenmächtigen Willens des Kommandanten.

Gleiches liesse sich für den Leiter der örtlichen Zivilverwaltung sagen. Auch er hätte seine Erfahrung und seine Kenntnis von dem unmittelbar bevorstehenden Ende der Kampfhandlungen dazu benutzen können, das Verfahren in die Länge zu ziehen. Stattdessen tat er, was er konnte, um den Ablauf zu beschleunigen und mit dem Kommandanten zu kooperieren. Die Einwohner der Stadt, die den Weg auf den Rathausplatz gefunden hatten und sahen, wie Limpert flüchtete, hätten ihm an diesem Punkt zu Hilfe eilen können. Stattdessen unterstützten einige von ihnen sogar die Polizei darin, den sich wehrenden jungen Mann wieder an seinen Hinrichtungsort zu schleppen. Demnach war es unter diesen extremen Umständen und in diesen letzten Augenblicken des Krieges auf allen Ebenen, jedenfalls was Ansbach anging, so, dass diejenigen, welche Macht ausübten, nach wie vor im Interesse des Regimes arbeiteten – und dass es ihnen dabei nicht an Unterstützung durch die Öffentlichkeit mangelte.

Vorfälle, die so erschütternd waren wie dieser, bei denen Einwohner den Versuch unternahmen, eine nutzlose Zerstörung in letzter Minute zu verhindern, und dabei brutale Vergeltung erfuhren, während andere immer noch bereit waren, die Funktionäre des Regimes bei ihrer Repression zu unterstützen, waren in diesen letzten Phasen des schrecklichsten Krieges in der Geschichte keine Seltenheit. Dutzende anderer Fälle liessen sich als Illustration dafür anführen, dass der Terror des Regimes auch weiterhin funktionierte und sich jetzt, in den letzten Monaten des Konflikts, gegen die eigenen Bürger ebenso richtete wie gegen ausländische Arbeiter, Häftlinge, Juden und andere, die es schon seit Langem als Feinde betrachtete.<sup>2</sup>

Nicht nur in den immer wilderen Manifestationen von Terror, der von Fanatikern und Desperados ausgeübt wurde, funktionierte das Regime bis zum Letzten. Am allerwichtigsten war das Verhalten des Militärs. Hätte die Wehrmacht zu funktionieren aufgehört, wäre das Regime zusammengebrochen. Die Anzeichen für Auflösung und Zerfall in der Wehrmacht waren in den späteren Phasen des Krieges vielfältig, am deutlichsten im Westen. Soldaten desertierten ungeachtet der Drohung mit drakonischen Strafen. Anfang 1945 teilten jedenfalls im Westen die meisten die Einschätzung, die Fortsetzung des Kampfes sei sinnlos, und sehnten sich nur danach, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Doch die Wehrmacht kämpfte weiter. Generäle und Feldkommandeure erteilten immer noch Befehle, selbst in den hoffnungslosesten Situationen. Und diese Befehle wurden befolgt.

Unter dem Bombenhagel, im Wirrwarr der Zerstörung der Städte, als das Reich unter unendlich überlegener Gewalt im Osten wie im Westen zusammenbrach, wurde in dem zunehmenden Chaos so etwas wie «Normalität» aufrechterhalten, und die Bürokratie tat alles, um auch weiterhin zu funktionieren. Natürlich wurde das Reich von Tag zu Tag kleiner, die Nachrichtenverbindungen brachen zusammen, das Verkehrsnetz war so gut wie am Ende, Versorgungsgüter wie Gas, Strom und Wasser standen Millionen von Haushalten nicht mehr zur Verfügung, und die bürokratische Verwaltung hatte mit gewaltigen praktischen Problemen in grosser Zahl zu kämpfen. Dort aber, wo Deutschland noch nicht unter Besatzungsherrschaft geraten war, verfiel es keineswegs in Anarchie. Die Zivilverwaltung funktionierte weiter, mochte sie angesichts extremer Notlagen und gewaltiger Erschütterungen auch noch so ineffizient geworden sein. Militärische und zivile Gerichte verhängten nach wie vor immer strengere Strafen. Löhne und Gehälter wurden im April 1945 noch gezahlt.<sup>3</sup> Stipendien, die von einer führenden akademischen Körperschaft in Berlin bewilligt worden waren, liess man ausländischen Studenten bis in die letzten Kriegswochen zukommen und betrachtete das auch jetzt noch als eine Investition in die Sicherung fortgesetzten deutschen Einflusses im «neuen Europa».<sup>4</sup>



Ungeachtet wachsender Hindernisse wurde die Verteilung der immer knapperen Lebensmittelrationen mit Mühe aufrechterhalten, und die Post, die in zunehmendem Masse improvisieren musste, kam immer noch halbwegs durch. Irgendwie funktionierten auch noch begrenzte Formen der Unterhaltung als ein bewusst eingesetztes Mittel, um die Moral zu stabilisieren und für kurze Zeit von der sich entwickelnden Katastrophe abzulenken. Ein letztes Konzert der Berliner Philharmoniker fand am 12. April statt, vier Tage vor Beginn des sowjetischen Angriffs auf die Reichshauptstadt. Selbstverständlich stand das Finale aus Richard Wagners *Götterdämmerung* auf dem Programm.<sup>5</sup> Einige Kinos blieben geöffnet. Nur eine Woche bevor Stuttgart am 22. April kapitulierte, konnten die Einwohner der Stadt vorübergehende Ablenkung von ihrem Trauma finden, indem sie ins Kino gingen und sich *Die Frau meiner Träume* ansahen.<sup>6</sup> Selbst Fussballspiele wurden noch ausgetragen. Das letzte Spiel des Krieges fand sogar noch am 23. April 1945 statt, als der FC Bayern München, «Gaumeister» des Jahres 1945, seinen örtlichen Rivalen TSV 1860 München mit 3:2 schlug.<sup>7</sup> Rudimentäre Zeitungen erschienen auch weiterhin. Die wichtigste NS-Zeitung, der *Völkische Beobachter*, kam im unbesetzten Teil Süddeutschlands bis ganz zum Schluss heraus. Dessen letzte Ausgabe vom 28. April 1945, zwei Tage vor Hitlers Selbstmord im Berliner Bunker, trug die Schlagzeile: «Festung Bayern».

Die Gründe für Deutschlands Zusammenbruch liegen auf der Hand, und sie sind wohlbekannt. Warum das Reich Hitlers bis zum bitteren Ende weiter funktionierte und wie es das bewerkstelligte, ist nicht so offenkundig. Dieser Frage versucht das vorliegende Buch nachzugehen.

Die Tatsache, dass das Regime tatsächlich bis zum Ende durchhielt – und dass der Krieg erst dann endete, als Deutschland militärisch so geschlagen war, dass es sich ergeben musste, als seine Wirtschaft zerstört war, seine Städte in Trümmern lagen und das Land von fremden Mächten besetzt war –, ist historisch ein extrem seltener Fall. In neuerer Zeit haben Kriege zwischen Staaten gewöhnlich damit geendet, dass es auf die eine oder andere Weise zu einer Verhandlungslösung kam. Irgendwann haben die herrschenden Eliten eines Staates, der vor der militärischen Niederla-

ge stand, gewöhnlich um Frieden gebeten und sind unter einem gewissen Zwang zu einer territorialen Übereinkunft gelangt, mochte sie auch noch so nachteilig sein. Das Ende des Ersten Weltkriegs fügte sich in dieses Muster. Das Ende des Zweiten gestaltete sich total anders. Die Herrscher Deutschlands im Jahr 1945 wussten, dass der Krieg verloren war und die vollständige Zerstörung bevorstand; dennoch waren sie zur Fortsetzung des Kampfes bereit, bis ihr Land praktisch ausgelöscht war.

Autoritäre Regime, die in unpopulären Kriegen vor einer Niederlage stehen und die erkennbar auf dem Weg ins Verderben sind, halten sich gewöhnlich nicht so lange, dass sie die totale Katastrophe noch erleben. In der Vergangenheit sind manche durch eine Revolution von unten gestürzt worden, so in Russland 1917 und in Deutschland 1918 (im letztgenannten Fall, nachdem die militärische Elite bereits Massnahmen ergriffen hatte, um einen verlorenen Krieg zu beenden). Andere – und das kommt häufiger vor – werden durch einen Putsch im Land selbst gestürzt von Eliten, die nicht gewillt sind, sich von dem scheiternden Regime mit in die Tiefe reißen zu lassen, und die noch etwas retten wollen. Hierfür ist die Absetzung Mussolinis durch seinen eigenen Faschistischen Grossrat im Jahr 1943 ein Beispiel. In Deutschland dagegen kämpfte das Regime, obwohl sich nicht nur die einfachen Leute, sondern auch die Inhaber ziviler und militärischer Machtpositionen allgemein einig waren, dass es auf den Abgrund zusteuerte, so lange weiter, bis das Land vollständig zerstört war und anders als 1918 unter ausländischer Besatzung stand.<sup>8</sup> Als ungefähre Parallele fällt einem nur Japan im Jahr 1945 ein (das allerdings kapitulierte, als das Land noch nicht besetzt war) sowie in neuerer Zeit – und hier ist die Ähnlichkeit angesichts des sehr kurzen und militärisch einseitigen Krieges nur ganz oberflächlich – der Irak Saddam Husseins.

Die unterschiedlichen Verhaltensweisen Deutschlands 1918 und 1945 werfen die Frage auf, wie und warum Hitler-Deutschland in der Lage war, bis zum bitteren Ende weiterzukämpfen. War für diesen schrecklichen Konflikt keine andere Beendigung möglich? Und wenn nicht, warum nicht? «Das eigentliche Rätsel», hat einmal jemand treffend bemerkt, «ist die Frage, warum Menschen, die überleben wollten, fast bis zur letzten

Minute des Krieges so verzweifelt und so erbittert kämpften und töteten.»<sup>9</sup>

Freilich hatte es im Ersten Weltkrieg keine alliierte Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» gegeben. Diese Formel, die US-Präsident Franklin D. Roosevelt im Januar 1943 auf der Konferenz von Casablanca geprägt und der der britische Premierminister Winston Churchill zugestimmt hatte, bedeutete, dass erstmals einem souveränen Staat offiziell keine andere Option gelassen wurde als totales und bedingungsloses Aufgeben.<sup>10</sup> Vor allem deutsche Generäle stürzten sich in den ersten Nachkriegsjahren vielfach auf diesen Punkt und stellten ihn als die einzige und hinreichende Erklärung für den fortgesetzten Kampf Deutschlands hin, da die Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» jede Alternative ausgeschlossen habe.<sup>11</sup> Noch lange nach Kriegsende beharrten einige ehemalige Soldaten darauf, dass dieser Punkt dazu beigetragen habe, sie zur Fortsetzung des Kampfes zu motivieren.<sup>12</sup> Gewiss kann man sich auf den Standpunkt stellen, dass die Forderung kontraproduktiv war und dass sie der NS-Propaganda in die Hände spielte. Insofern trug sie zumindest anfangs dazu bei, den Durchhaltewillen zu stärken, aber es ist zweifelhaft, ob der Vorwurf an die Adresse der Alliierten wegen einer verfehlten Politik der «bedingungslosen Kapitulation» in Wahrheit mehr ist als ein «fadenscheiniger Vorwand», wie ein Forscher meinte.<sup>13</sup> Nach Angaben von General Walter Warlimont, dem stellvertretenden Chef des Wehrmachtsführungsstabes, blieb der Entschluss der Casablanca-Konferenz, von den Achsenmächten eine «bedingungslose Kapitulation» zu verlangen, «im deutschen Hauptquartier nach aller Erinnerung damals so gut wie unbeachtet. Untersuchungen seitens des W[ehrmachts-] F[ührungs-] Stabes über die militärischen Folgewirkungen haben jedenfalls nicht stattgefunden.»<sup>14</sup> Mit anderen Worten, auf die von der deutschen Militärführung in der letzten Kriegsphase verfolgte Strategie – oder auf das Fehlen einer solchen – blieb diese Forderung ohne Einfluss. Antworten auf die Frage, weshalb Deutschland weiterkämpfte, müssen infolgedessen nicht so sehr in der alliierten Forderung gesucht werden, wie immer man ihre Meriten einschätzen mag, sondern vielmehr in den Strukturen des deutschen Regi-

mes in seiner Sterbephase und in den Mentalitäten, die seine Handlungen prägten.

Warum erhob sich das deutsche Volk, anders als 1918, nicht gegen ein Regime, von dem es so offensichtlich in den Untergang geführt wurde? in der frühen Nachkriegszeit ging die deutsche Bevölkerung daran, nach dem Trauma von so viel Tod und Vernichtung ihr Leben wieder aufzubauen, und ihr war nicht daran gelegen, sich auf irgendwelche tieferen Ursachen für die Katastrophe einzulassen, die über ihr Land gekommen war; sie hielt es nicht für erforderlich, nach Erklärungen zu suchen, die viel weiter reichten als der terroristische Charakter des NS-Regimes. Für die Deutschen war es einfach und in gewisser Weise beruhigend, sich als die hilflosen Opfer skrupelloser Unterdrückung durch ihre brutalen Herrscher zu sehen, die durch einen totalitären Polizeistaat so gelähmt waren, dass ihnen jede Handlungsfreiheit genommen wurde. Derartige Gefühle waren verständlich und, wie die folgenden Kapitel zeigen werden, gewiss nicht unberechtigt. Natürlich gab es ein unzweifelhaft apologetisches Element in der Art und Weise, in der eine derartige Erklärung im Nachkriegsdeutschland eingesetzt werden konnte und auch eingesetzt wurde, um fast die gesamte Gesellschaft von den Verbrechen freizusprechen, die man Hitler, dem allmächtigen Diktator, und einer Clique von verbrecherisch-rücksichtslosen NS-Führern in die Schuhe schob. Doch auch die wissenschaftliche Interpretation legte in der Nachkriegszeit mit dem «Totalitarismus»-Theorem, das damals einen so grossen Teil der historischen und politikwissenschaftlichen Literatur beherrschte (wenn auch ohne spezielle Ausrichtung auf die letzte Kriegsphase), das Schwergewicht ganz überwiegend auf Terror und Repression.<sup>15</sup> Eine Gesellschaft, die zur Einwilligung gezwungen worden sei, die wegen des umfassenden Zwangs, der von dem überaus repressiven «totalitären Staat» ausgegangen sei, nicht zu handeln vermocht habe, konnte anscheinend als hinreichende Erklärung gelten.

Zweifellos ist der Terror für die Frage, wie und warum das Regime bis zum Schluss weiterhin funktionierte, von entscheidender Bedeutung. Wie wir sehen werden, liefert das Ausmass der terroristischen Repression, die sich nach der Behandlung der besiegten Völker nunmehr auf das deutsche

Volk selbst ebenso wie auf vermeintliche «Rassefeinde» richtete, einen grossen Teil der Erklärung dafür, warum es keine Revolution von unten gab, warum ein organisierter Massenaufstand nicht möglich war. Angesichts des Ausmasses der Repression in Verbindung mit der gewaltigen Erschütterung der letzten Monate war eine Revolution von unten wie am Ende des Ersten Weltkriegs eine Unmöglichkeit. Die Fähigkeit des Regimes zum Weiterkämpfen kann der Terror jedoch nicht vollständig erklären. Nicht Terror war es, der die Eliten des Regimes zum Weitermachen trieb. Der Terror erklärt nicht das Verhalten der «Paladine» des Regimes – sowohl derjenigen, die Hitlers Götterdämmerungsmentalität teilten und bereit waren, Deutschland in Flammen untergehen zu sehen, als auch der weitaus grösseren Zahl derer, die ihre eigene Haut zu retten suchten. Er erklärt nicht das fortgesetzte Funktionieren einer Staatsbürokratie sowohl auf der Reichs- als auch auf der lokalen Ebene. Nicht zuletzt erklärt er nicht die Bereitschaft der Wehrmacht – jedenfalls die Bereitschaft der Wehrmachtsführung – zur Fortsetzung des Kampfes. Und Terror erklärt schliesslich auch nicht das Verhalten derjenigen Mitglieder des Regimes auf unterschiedlichen Ebenen, die bis zur allerletzten Minute bereit waren, Terror *anzuwenden*, selbst als er keinem rationalen Zweck mehr diente.

Auch wenn das «Totalitarismus»-Theorem nach dem Ende des Kalten Krieges eine gewisse Renaissance erlebte,<sup>16</sup> hat das Schwergewicht, das es bei der Kontrolle der «totalen Gesellschaft» auf Terror und Repression legte, die Bedeutung, die es in der frühen Nachkriegszeit als Deutung des Verhaltens gewöhnlicher Deutscher während des Dritten Reiches hatte, nie wiedererlangt. Im Gegenteil: Die neuere Forschung neigt in zunehmendem Masse dazu, das Schwergewicht auf die enthusiastische Unterstützung des deutschen Volkes für das NS-Regime sowie auf seine begeisterte Mitwirkung und Komplizenschaft bei einer Politik zu legen, die zu Krieg und Völkermord führte.<sup>17</sup> «Eine Frage bleibt», hat Heinrich Jaenecke bemerkt. «Was war es eigentlich, das uns dazu trieb, ihm in den Abgrund zu folgen wie die Kinder in der Sage vom Rattenfänger? Das Rätsel ist nicht Adolf Hitler – das Rätsel sind wir.»<sup>18</sup> Abgesehen von der Unter-

stellung einer Verführung setzt ein derartiger Kommentar eine wesentliche Einheit von «Führer» und Geführten bis zum Ende voraus.

Während man früher das Schwergewicht auf eine konflikthafte Beziehung zwischen Gesellschaft und Regime legte<sup>19</sup> – und im Wesentlichen eine tyrannische Herrschaft *über* ein vorwiegend zögerliches, aber gezwungenes Volk unterstellte –, ist man jetzt dazu übergegangen, von einer Gesellschaft auszugehen, die mit den Zielen des Regimes einverstanden war, die seine rassistische und expansionistische Politik weitgehend billigte und unterstützte und die voll hinter seinem Kriegseinsatz stand. Die unablässige NS-Propaganda hatte ihre Aufgabe erfüllt; das war «der Krieg), den Hitler gewann», wie es in einer vor vielen Jahren vorgelegten Interpretation hiess.<sup>20</sup> Die Nationalsozialisten hatten, so wird heute häufig behauptet, Erfolg damit, den Leuten das Gefühl einzuflössen, dass sie Teil einer inklusiven national-rassistischen «Volksgemeinschaft» seien, integriert durch die Ausschliessung von Juden und anderen Menschen, die man für minderwertig hielt und die angeblich nicht dazu taugten, ihr anzugehören, geeint durch die Notwendigkeit, die Nation gegen die mächtigen Feinde zu verteidigen, die sie umgaben und die ihre Existenz bedrohten.<sup>21</sup> «Wie desillusioniert auch immer viele Deutsche in den letzten Kriegsjahren waren, die Heimatfront blieb dennoch intakt», hat ein Forscher behauptet.<sup>22</sup> Überdies hatte das Regime Hitlers die deutsche Bevölkerung «gekauft» und sich durch einen Lebensstandard, der durch die Ausplünderung der besetzten Gebiete aufrechterhalten wurde, Loyalität gesichert.<sup>23</sup> Auch wenn gewöhnlich eingeräumt wird, dass diese «Volksgemeinschaft» angesichts der bevorstehenden Niederlage zu bröckeln anfing, führt man die fortgesetzte Unterstützung für den Nationalsozialismus – motiviert auch durch das Wissen um entsetzliche deutsche Verbrechen – immer noch als bedeutenden Grund dafür an, dass das Regime Hitlers in der Lage war, bis zum Schluss durchzuhalten.<sup>24</sup> «Die grundsätzliche Legitimität des Dritten Reiches blieb intakt», hat ein anderer Historiker behauptet, «weil sich die Deutschen keine wünschenswerte Alternative zum Nationalsozialismus vorstellen konnten» und im Krieg «ein bemerkenswertes Engagement für den Nationalsozialismus» zeigten. Die



später auftretende Empfindung, vom Nationalsozialismus verraten worden zu sein, «beruhte auf einer starken Identifizierung mit dem Dritten Reich bis zum Augenblick des Verlassenwerdens».<sup>25</sup> Die höchste Zuspitzung dieses Ansatzes ist es vielleicht, wenn behauptet wird: «Die grosse Mehrheit des deutschen Volkes wurde bald zu Anhängern Hitlers und unterstützte ihn bis zum bitteren Ende 1945.» «Einige hatten genug», so wird eingeräumt, aber der Konsens, der die Diktatur von Anfang an gestützt habe, habe bis zum Schluss gehalten.<sup>26</sup>

Die folgenden Kapitel werden eine ganze Reihe von Belegen anführen, die geeignet sind, diese Interpretation in Zweifel zu ziehen. Sie werden fragen, ob entweder die Intensität des Terrors oder das Ausmass der Unterstützung für das Regime eine angemessene Erklärung für seine Fähigkeit liefern kann, so lange durchzuhalten, bis Deutschland in Stücke geschlagen war. Wenn aber weder Terror noch Unterstützung eine vollständige Erklärung liefern – was dann?

Es stellt sich eine Reihe von Fragen. Abgesehen von der Bedeutung der alliierten Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» könnte man fragen, wie weit Fehler der Alliierten in Strategie und Taktik, zu denen es sicherlich gekommen ist, ihre eigenen Bemühungen schwächten, dem Krieg schnell ein Ende zu machen, und die deutschen Verteidiger zeitweilig in ihrer Zuversicht bestärkten. Doch welche Bedeutung auch immer derartigen Faktoren möglicherweise zukommt, die entscheidenden Gründe dafür, dass Deutschland weiterkämpfte, müssen sicher im Innern gesucht werden, im Dritten Reich selbst, und nicht im Äusseren, in der Politik der Alliierten. Welches Gewicht sollten wir beispielsweise der Einschätzung der führenden Nationalsozialisten beimessen, sie hätten nichts zu verlieren, wenn sie weiterkämpften, da sie die Brücken ohnehin schon hinter sich abgebrochen hatten? Wie bedeutsam war das erheblich ausgeweitete Ausmass der Befugnisse der NSDAP in der Schlussphase, als sich die Partei durch die Berufung auf den Geist der «Kampfzeit» vor 1933 neu zu beleben versuchte? Auf welche Weise leistete eine hochqualifizierte und fähige Staatsbürokratie ungeachtet zunehmender und schliesslich überwältigender administrativer Wirren einen Beitrag zur Durchhaltefähigkeit? Wie wichtig war die Furcht vor der Roten Armee für die Aufrechterhaltung des Kampfes bis zum Ende? Warum waren

deutsche Offiziere, besonders die Generäle auf entscheidenden Kommandoposten, zum Weiterkämpfen bereit, selbst wenn sie die Vergeblichkeit des Kampfes und die Absurdität der Befehle, die man ihnen gab, erkannten? Und welche Rolle spielten die führenden Nationalsozialisten unter Hitler – insbesondere das entscheidende Quadrumvirat Bormann, Himmler, Goebbels und Speer – wie auch die Vizekönige in den Provinzen, die Gauleiter, als es darum ging sicherzustellen, dass der Kriegseinsatz trotz zunehmender und dann überwältigender Widerstände aufrechterhalten werden konnte, bis sich das Regime im Sog der totalen militärischen Niederlage vernichtet hatte? Wie unentbehrlich war insbesondere das Wirken Speers dafür, dass auch weiterhin gewaltige Hindernisse überwunden wurden, um der Wehrmacht Rüstungsgüter zu liefern? Schliesslich, aber nicht zuletzt, ist die Rolle zu berücksichtigen, die Hitler selbst spielte, und die ungebrochene Bindung der deutschen Machteliten an ihn.

Eine einfache – wenn auch offensichtlich unzureichende – Antwort auf die Frage, wie und warum Deutschland bis zum bitteren Ende durchhielt, ist tatsächlich, dass sich Hitler eisern weigerte, eine Kapitulation in Erwägung zu ziehen, sodass es zum Weiterkämpfen keine Alternative gab. Selbst als sich Hitler in seinem Bunker vergraben hatte und die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit immer mehr verschwammen, war Hitlers Fähigkeit zur Machtausübung bis zu seinem Selbstmord am 30. April 1945 ungebrochen. Ein zentrales Dogma seiner «Karriere» war die Rache für die nationale Demütigung von 1918 gewesen; das «1918-Syndrom» war tief in seiner Psyche verankert.<sup>27</sup> Es würde, so erklärte er oft und mit Nachdruck, keine Wiederholung des Jahres 1918 geben, keine Neuauflage der «feigen» Kapitulation am Ende des Ersten Weltkriegs. Eine Vernichtung mit unangetasteter Ehre dadurch, dass man bis zum Ende kämpft, an dem mythisch überhöhten militärischen Kodex des Kampfes bis zur letzten Patrone festhält, aus der Verzweiflung der Niederlage für die Nachwelt einen Mythos der Tapferkeit schafft und vor allem sein eigenes einzigartiges, von ihm als heroisch betrachtetes Epos in der Geschichte bewahrt, das war für ihn unendlich viel besser als das Aushandeln

einer «schimpflichen» Kapitulation. Da er persönlich nach einer Niederlage keine Zukunft mehr hatte, fiel es ihm nicht schwer, eine selbstmörderische Position zu beziehen. Doch sie war nicht nur persönlich selbstzerstörerisch – sie bedeutete, dass er auch sein eigenes Volk und Land zur Zerstörung verdammt. Aus seiner Sicht hatte das deutsche Volk ihn im Stich gelassen, hatte sich seiner Führung als nicht würdig erwiesen. Es konnte geopfert werden. Denn ohne ihn konnte ja, so sagte ihm sein monströses Ego, alles geopfert werden. In seiner primitiv dualistischen Denkweise hatte es immer nur Sieg oder Zerstörung gegeben. Hitler folgte unerschütterlich seiner eigenen Logik.

Welche zentrale Rolle Hitler bei Deutschlands selbstzerstörerischem Treiben spielte, als das Reich zusammenbrach, ist offenkundig. Vor allem seine immer noch wirksame Macht fungierte als Barriere für jede Möglichkeit, die seine Paladine auszuloten suchten, über einen Ausweg aus der Eskalation von Tod und Zerstörung zu verhandeln. Das bringt uns aber nur zu der Frage zurück: Warum war er in der Lage, das zu tun? Warum wurden seine Befehle immer noch befolgt, als allen Menschen in seiner Umgebung klar war, dass er sie mit sich reißen und sein Land in den Untergang führen würde? Wenn wir die Voraussetzung akzeptieren, dass Hitler ein selbstzerstörerischer Mensch war, weshalb gestatteten ihm dann die herrschenden Eliten unter seiner Führung – Militär, Partei, Regierung –, alle rationalen Auswege zu blockieren? Warum wurde nach dem gescheiterten Putsch von 1944 kein weiterer Versuch unternommen, Hitlers Entschlossenheit zur Fortsetzung des Krieges entgegenzutreten? Weshalb waren die untergeordneten NS-Führer und Wehrmachtskommandeure bereit, ihm bis zur vollständigen Zerstörung des Reiches zu folgen? Es war nicht so, dass sie ihm in persönliche Auslöschung folgen wollten. Sobald Hitler tot war, taten sie, was sie konnten, um dem Abgrund zu entgehen. Fast alle führenden Nationalsozialisten flohen in dem Bemühen, Hitlers Beispiel der Selbstaufopferung nicht zu folgen. Militärische Befehlshaber waren jetzt bereit, in rascher Folge ihre Teilkapitulationen zu erklären, und sie kämpften nur weiter, um möglichst viele von ihren Männern in die westlichen Gebiete zu verlegen und dem Zugriff der Roten Armee zu entziehen. Manche ergingen sich in Fantasievorstellungen

gen über die künftigen Dienste, die sie den Westalliierten würden leisten können.

Vom letzten Akt des Dramas im Bunker bis zur totalen Kapitulation verging nicht viel mehr als eine Woche. Die Erledigung von flüchtenden Nationalsozialisten, die jetzt nichts mehr hatten, wofür sie kämpfen konnten, folgte rasch. Die Besatzungsmächte wandten sich ihrer Aufgabe zu, das Chaos zu lichten und den Versuch zu unternehmen, neue Formen und Massstäbe staatlicher Tätigkeit einzuführen. Demnach war Hitler bis zum letzten Moment entscheidend. Doch seine fortbestehende Macht wurde nur deshalb aufrechterhalten, weil andere sie stützten, weil sie nicht gewillt oder nicht in der Lage waren, ihr entgegenzutreten.

Das Problem reicht daher über Hitlers eigene unergründliche Persönlichkeit und sein unbeugsames Festhalten an dem absurd polarisierten Dogma von totalem Sieg oder totalem Untergang hinaus. Es rührt an den Kern des Wesens von Hitlers Herrschaft und an die Strukturen und Mentalitäten, die sie trugen, vor allem in der Machtelite.

Der Charakter von Hitlers Diktatur wird am angemessensten als eine Form der «charismatischen Herrschaft» beschrieben.<sup>28</sup> Strukturell ähnelte sie in mancher Hinsicht einer modernen Form absolutistischer Monarchie. Wie ein absoluter Monarch war Hitler von speichelleckerischen Höflingen umgeben (auch wenn seinem «Hof» der Glanz von Versailles oder Sanssouci fehlte); er stützte sich auf Satrapen und Provinzgranden, die ihm durch persönliche Loyalität verbunden waren, die seine Direktiven umsetzten und dafür sorgten, dass seine Befehle befolgt wurden; und bei der Führung seiner Kriege verliess er sich auf vertraute Feldmarschälle (denen er als Lohn grosse Dotationen in Geld und Immobilien zukommen liess). Die Analogie verflüchtigt sich jedoch rasch, wenn man entscheidende Komponenten des modernen Staates – eine ausgefeilte Bürokratie sowie ein (hier überwiegend in den Händen einer monopolistischen Partei liegender) Apparat zur Inszenierung von Unterstützung durch die Bevölkerung und von Kontrolle – mit einbezieht. Denn ein wichtiger Teil des Gebäudes, das in unentbehrlicher Weise die Autorität Hitlers stützte und ihm einen unberührbaren, nahezu vergöttlichten Status verlieh, mit dem

er alle Institutionen des NS-Staates überragte, war der massenhafte plebiszitäre Rückhalt, zu dessen Produktion eine Kombination aus Propaganda und Repression beitrug. So gekünstelt das Image war, es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Hitler bei der grossen Masse der deutschen Bevölkerung bis zur Mitte des Krieges echt und in hohem Masse beliebt war. Alles deutet jedoch darauf hin, dass diese Beliebtheit seit dem ersten russischen Winter 1941 nachliess. Seit dem darauffolgenden Winter – dem Winter des Debakels von Stalingrad, für das man ihn unmittelbar verantwortlich machte – verfiel sie jäh. Als sich das Kriegsglück wendete und die Niederlagen sich häuften, war daher Hitlers «Charisma», was seinen Anklang bei den Massen angeht, hoffnungslos untergraben.

Strukturell jedoch war seine «charismatische Herrschaft» keineswegs am Ende. Selbst im Vergleich zu anderen autoritären Herrschaftsformen war das Regime Hitlers extrem personalisiert, und das schon von Anfang an, seit 1933. Es gab kein Politbüro, keinen Kriegsrat, kein Kabinett mehr seit 1938, keine Militärjunta, keinen Senat und auch keine Ministerversammlung, die seine Herrschaft hätten vermitteln oder zügeln können. Nichts entsprach beispielsweise dem Faschistischen Grossrat, der 1943 die Absetzung Mussolinis einleitete. Ein entscheidendes Markenzeichen dieser personalisierten «charismatischen Herrschaft» war von Anfang an die Erosion und Zersplitterung des Staates gewesen. Mitte 1944 – zu einem Zeitpunkt starker Erschütterung und innerer Umstrukturierung im unmittelbaren Gefolge des gescheiterten Bombenattentats vom 20. Juli 1944 –, hatte sich dieser Fragmentierungsprozess erheblich ausgeweitet und verstärkt. Es gab kein einheitliches Gremium, das für Hitler eine Herausforderung darstellte. Anders gesagt, die Strukturen und Mentalitäten «charismatischer Herrschaft» wirkten auch dann noch fort, als Hitlers Beliebtheit bei der Bevölkerung verfiel. Sie wurden in erster Linie nicht von blindem Glauben an Hitler getragen. Wichtiger war für eingefleischte Nationalsozialisten die Einschätzung, dass sie ohne Hitler keine Zukunft hatten. Das sorgte für eine starke negative Bindung: Beide Seiten waren in ihrem Schicksal untrennbar aneinander gekettet. Es war die Loyalität derjenigen, die gemeinsam die Brücken hinter sich abgebrochen hatten

und für die es jetzt keinen Ausweg mehr gab. Für viele von denen, die mittlerweile dem Nationalsozialismus halbherzig oder gar feindlich gegenüberstanden, war es oft so gut wie unmöglich, die Unterstützung für Hitler und sein Regime von der patriotischen Entschlossenheit zu trennen, die Niederlage und die Besetzung durch fremde Mächte zu vermeiden. Hitler stand schliesslich für die fanatische Verteidigung des Reiches. Wenn man Hitler beseitigte (wie es im Juli 1944 versucht wurde), konnte das in einer Neuauflage des Mythos von 1918 als «Dolchstoss» betrachtet werden und wurde auch von vielen so gesehen. Nicht zuletzt stand dem Diktator, wie alle wussten, immer noch ein brutaler Apparat der Zwangsausübung und Repression zur Verfügung. Furcht (oder zumindest äusserste Vorsicht) spielte im Verhalten der meisten ganz offensichtlich eine Rolle. Selbst die Höchststrangigen im Land wussten, dass sie sich bei ihren Schritten vorsehen mussten. Wie immer die Skala der Motive aussah, die Wirkung war die gleiche: Hitlers Matht blieb bis ganz zum Schluss erhalten.

Als das Ende nahte und die Zentralregierung sich fast völlig auflöste, gingen Entscheidungen über Leben und Tod immer weiter die Hierarchie hinunter auf die Provinz-, Kreis- und Ortsebene über, und das führte dann dazu, dass Einzelpersonen wie der Kampfkommandant in Ansbach willkürliche und tödliche Exekutivgewalt erlangten. Doch so entscheidend diese Radikalisierung auf der untersten Ebene für die zunehmende Irrationalität der Schlussphase auch war, sie wäre nicht möglich gewesen ohne die Ermutigung, die Genehmigung und «Legitimierung», die von oben kam, von der Führung eines Regimes im Todeskampf, das auf keinen Widerstand im Innern stiess.

Das vielleicht grundlegendste Element bei dem Versuch, Antworten auf die Frage zu finden, wie und warum das Regime bis zur totalen Vernichtung durchhielt, dreht sich daher um die Strukturen und Mentalitäten «charismatischer Herrschaft». Verknüpft man einen derartigen Ansatz mit einer differenzierten Bewertung der Art und Weise, in der die einfachen Deutschen auf die sich rasch zusammenbauende Katastrophe reagierten, dann bietet das die Möglichkeit, zu einer nuancierten Bewertung der Frage zu gelangen, weshalb die NS-Herrschaft bis zum Schluss funktionieren konnte.

Die folgenden Kapitel gehen chronologisch vor; sie beginnen mit der Zeit nach dem gescheiterten Bombenattentat vom 20. Juli 1944 – einer Zäsur in den staatlichen Strukturen des Dritten Reiches – und reichen bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945. Durch die Verbindung von Struktur- und Mentalitätengeschichte und durch die Behandlung der deutschen Gesellschaft von oben und unten hat der narrative Ansatz den Vorzug, dass er in der Lage ist, die dramatischen Stadien des Zusammenbruchs des Regimes, zugleich aber auch seine erstaunliche Elastizität und verzweifelte Hartnäckigkeit beim Festhalten an einer immer offensichtlicher verlorenen Sache präzise nachzuzeichnen. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht ausschliesslich Deutschland: Die Gedanken, Planungen und Taten der Alliierten – die durch die deutsche Bereitschaft, den Kampf unter hoffnungslosen Umständen fortzusetzen, häufig selbst verwirrt waren – sind nicht Teil der Analyse. Natürlich waren sie für den Ablauf des Krieges keineswegs unwichtig, und das, was sich auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen auf dem Schlachtfeld abspielte, war letztlich entscheidend. Dies ist aber keine Militärgeschichte, und die entsprechenden Stadien des alliierten Vorrückens nach Deutschland im Osten und im Westen werden knapp zusammengefasst, um in erster Linie einen Rahmen für die nachfolgende Bewertung zu liefern.

Da wir das Ende der Geschichte kennen, fällt es schwer, nicht die Frage zu stellen, weshalb die Zeitgenossen nicht ebenso klar sahen, wie wir es im Rückblick tun: dass der Krieg offensichtlich verloren war, allerspätstens im Sommer 1944, als sich die Westalliierten nach ihrer Landung in Frankreich konsolidiert hatten und die Rote Armee tief nach Polen vorgezogen war. Bis zu einem überraschend späten Zeitpunkt sahen sie es jedoch nicht so. Sicher wussten sie, dass sich die grossartigen Perspektiven der Jahre 1941/42 nicht verwirklichen liessen. Doch die deutsche Führung und nicht allein Hitler glaubte, dass dem Krieg immer noch etwas abzugewinnen sei. Willensstärke und radikale Mobilisierung konnten ihrer Ansicht nach den Konflikt so lange hinziehen, bis neue «Wunderwaffen» eintrafen. Der Kriegseinsatz würde so weit durchgehalten werden, dass sich die Alliierten bemühen würden, auf dem Verhandlungswege aus zu-

nehmenden Verlusten herauszukommen, nachdem man ihren Vormarsch blockiert oder zurückgedrängt hatte. Es würde zu einem Bruch zwischen Ost und West kommen, und Deutschland würde immer noch an gewissen Gebietsgewinnen festhalten können und sich schliesslich mit westlicher Hilfe gegen den gemeinsamen Feind, den sowjetischen Kommunismus, wenden. Derartige Hoffnungen und Illusionen, mochten sie auch von einer rasch kleiner werdenden Zahl von Deutschen gehegt werden (besonders nachdem die Rote Armee Ende Januar 1945 die Oder erreicht hatte), hielten sich bis fast zum Schluss. So setzte sich selbst in der letzten, schrecklichen Phase von Tod und Verwüstung, angesichts von unüberwindlichen Widerständen, der Kampf in einer wachsenden Reihe regionaler Zusammenbrüche fort, getrieben von einer immer irrationaleren, aber sich selbst erhaltenden destruktiven Energie.

Der Versuch zu erklären, wie es dazu kommen konnte – wie das Regime, das auf allen Seiten zerrissen wurde, weiter operieren konnte, bis die Rote Armee vor den Toren der Reichskanzlei stand –, ist der Zweck dieses Buches.



## KAPITEL EINS

# Schock für das System

Damit Hitler Vernunft annimmt, braucht er eine Bombe unter dem Arsch.

Joseph Goebbels, 23. Juli 1944<sup>1</sup>

## I

Für das Dritte Reich war es der Anfang vom Ende. In der zweiten Juli-hälfte des Jahres 1944 hatten die Alliierten nach ihren Landungen, die am D-Day, am 6. Juni 1944, in der Normandie stattgefunden hatten, festen Fuss gefasst. Soldaten und Waffen wurden in immer grösserer Zahl auf den Kontinent befördert. Nun bestand die Aussicht, mit Bodentruppen direkte Angriffe auf das Reich führen zu können. An der Ostfront hatte die Rote Armee bei ihrer Grossoffensive «Operation Bagration», die sie gut zwei Wochen nach dem D-Day unternahm, die Verteidigungsstellungen der Heeresgruppe Mitte der Wehrmacht (einer enormen Formation von 48 Divisionen in vier Armeen, die in einer Schlüsselstellung auf einem 700 Kilometer langen Abschnitt der gewaltigen Front aufgestellt war) durchstossen, hatte den Deutschen starke Verluste beigebracht und war über 300 Kilometer weit vorgedrungen. Im Süden hatten die Alliierten Rom eingenommen, und deutsche Truppen waren bei Florenz in heftige Rückzugsgefechte verwickelt. Unterdessen waren immer mehr deutsche Städte erbarmungsloser Verwüstung aus der Luft ausgesetzt. Angesichts der Tatsache, dass Ressourcen und personelle Reserven bis zum Äussersten angespannt und der vereinten Macht des Feindes, der die Wehrmacht jetzt von Osten, Westen und Süden zurückdrängte, bei Weitem unterlegen waren, war zu erkennen, dass die Tage des Hitlerregimes gezählt waren.

So sahen es zumindest die Westalliierten. Sie glaubten zuversichtlich, bis Weihnachten werde der Krieg vorbei sein.<sup>2</sup> Aus deutscher Sicht sah die Sache anders aus. Hier waren die Einstellungen zum Stand des Krieges und zu Deutschlands Aussichten äusserst unterschiedlich, sowohl auf der Ebene der Elite, in der zivilen und militärischen Führung des Reiches, als auch bei den Angehörigen der «Heimatfront» und unter den Millionen

von Männern in Waffen. Defätismus, die zögernde Anerkennung der Tatsache, dass der Krieg verloren war, eine realistische Einsicht in die überwältigende Stärke des Feindes, schwindender Glaube an Hitler und Ängste um die Zukunft traten von Tag zu Tag stärker in Erscheinung. Andererseits war die Unterstützung für das Regime nicht nur unter fanatischen Nationalsozialisten immer noch weit verbreitet. Und viele Menschen in hohen wie in niedrigen Stellungen weigerten sich nach wie vor, den Gedanken an eine Niederlage in Betracht zu ziehen. Ihre Überlegungen sahen folgendermassen aus: Der Feind – die unheilige Koalition der westlichen Demokratien und der kommunistischen Sowjetunion – konnte immer noch zurückgedrängt werden, wenn sich der Kriegseinsatz neu aktivieren liess; im Fall einer schweren Niederlage konnte das feindliche Bündnis auseinanderbrechen; neue, zerstörerische Waffen waren unterwegs und würden eine jähe Wende des Kriegsglücks bringen; und wenn die Alliierten bedeutende militärische Rückschläge erlitten, würden sie gezwungen sein, sich auf eine Abmachung einzulassen, die Deutschland einen Teil seiner Gebietsgewinne belies und einen ehrenhaften Frieden brachte. Derartige Überlegungen waren im Sommer 1944 keineswegs verschwunden.

In der Masse der Bevölkerung war das vorherrschende Gefühl jedoch in zunehmendem Masse von Besorgnis und Angst gekennzeichnet. Ungeachtet ihrer sorgfältig verpackten Kritik an der Führung des Regimes (einschliesslich Hitlers selbst) und insbesondere an der NSDAP und deren Vertretern war die grosse Mehrheit der einfachen Bürger in ihrer Unterstützung für den Kriegseinsatz aber immer noch rückhaltlos loyal eingestellt. Die Stimmung war ängstlich, nicht aufsässig. Ungeachtet der pathologischen Fixierung Hitlers auf den inneren Zusammenbruch am Ende des Ersten Weltkriegs gab es keine Spur von Tendenzen, welche der zunehmenden Unruhe ähnelten, die sich schliesslich 1918 in offener Revolution Bahn gebrochen hatte. Im Hinblick auf die Möglichkeit einer Erhebung ausländischer Arbeiter (die mittlerweile zusammen mit den Kriegsgefangenen über sieben Millionen zählten) gab es Notfallpläne. Dass die deutsche Bevölkerung eine Revolution anzetteln könnte, erwartet man jedoch nicht ernstlich.

# Die europäischen Fronten, Juli 1944

0 200 400 km



Atlantischer Ozean

Mittelmeer

Schwarzes Meer

PORTUGAL

SPANIEN

MAROKKO

ALGERIEN

TUNESIEN

NORWEGEN

SCHWEDEN

DÄNEMARK

IRLAND

GROSS-BRITANNIEN

NIEDERLANDE

BELGIEN

FRANKREICH

DEUTSCHES REICH

SCHWEIZ

ITALIEN

Rom

Nordsee

Ostsee

Polen

Böhmen

SLOWAKET

Österreich

UNGARN

KROATIEN

MONTE NEGRO

ALBANIEN

RUMÄNIEN

SEBRIEN

BULGARIEN

GRIECHENLAND

SOWJETUNION

Moskau

TÜRKEI

Berichte, die der Sicherheitsdienst (SD) aus den Provinzen erhielt, sprachen von einer zunehmend besorgten Stimmung, die angesichts des Vormarschs der Roten Armee im Osten «auf den Nullpunkt» gefallen sei, die «eine tiefe Depression» verursacht und sich zu einer «Angstpsychose» und einer Art «schleichender Panikstimmung» ausgewachsen habe. Es herrschte grosse Sorge um das Schicksal, das Ostpreussen bevorstand. Die Menschen fürchteten, wenn die Russen erst einmal auf deutschem Boden wären, würde man sie nie mehr vertreiben können. Insbesondere Frauen waren zutiefst besorgt. «Die Ostfront wird wohl bald zusammenbrechen», hiess es in einem Kommentar, von dem berichtet wurde. «Wenn die Bolschewisten zu uns reinkommen, da können wir uns mit unseren Kindern alle aufhängen. Der Führer soll doch mit England und Amerika Frieden machen, der Krieg ist doch nicht mehr zu gewinnen.» Das war keine isolierte Stimme.

Die Meinungen zur Westfront wurden zwar vom Geschehen im Osten überschattet, waren aber gleichfalls düster, und vielfach wurde die erdrückende Überlegenheit des Feindes bei Menschen und Material anerkannt. Es gab immer noch Hoffnungen auf die verheissenen «Wunderwaffen», wenngleich an die Stelle früherer überzogener Erwartungen hinsichtlich der Wirkung der V-1-Rakete bei Luftangriffen auf London Enttäuschung und Skepsis gegenüber den Behauptungen der Propaganda getreten waren. Und die Unfähigkeit der Luftwaffe, Schutz gegen die «Terrorangriffe» zu bieten, die am helllichten Tag geflogen wurden, rief immer wieder Zorn hervor und erzeugte dauerhafte und zunehmende Angst. Angesichts des Zusammenbruchs der Wehrmacht im Osten gingen viele auf die Suche nach Erklärungen und auch nach Sündenböcken. Ebenfalls auf die Stimmung drückten wenig siegesgewisse Berichte von Fronturlaubern über die Moral der Truppen und darüber, dass ihre Offiziere, die, in ihren Etappenstellungen an materiellen Komfort gewöhnt, unfähig waren, für eine angemessene Verteidigung zu sorgen. Und immer mehr Familien erhielten den gefürchteten Besuch vom Ortsgruppenleiter mit der Nachricht, dass einer ihrer Lieben an der Front gefallen war. «Wie lange können wir das noch durchhalten?» lautete eine Frage, die häufig gestellt wurde.<sup>3</sup>

Am anderen Ende des Meinungsspektrums, unter der Elite des Regimes, wurden solche Ansichten nicht ausgesprochen, ob man sie nun im Stillen hegte oder nicht. Die führenden Nationalsozialisten standen auch weiterhin treu zu Hitler und stützten ihn, nicht zuletzt da ihre eigene Macht einzig und allein auf der seinen beruhte. Es gab jedoch Frustrationen sowie das ständige Gerangel um Positionen, das im Dritten Reich endemisch war. Hermann Göring war nach wie vor Hitlers designierter Nachfolger. Seine frühere Popularität hatte sich jedoch verflüchtigt, und in der NS-Elite sank sein Stern angesichts des Versagens der Luftwaffe schon seit Monaten. Hitler bekam wegen der Unfähigkeit des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, die Zerstörung der deutschen Städte zu verhindern, wiederholt Wutanfälle. Typischerweise war er jedoch nicht gewillt, Göring zu entlassen, da er sich wie auch sonst über den Prestigeverlust, den ein solcher Schritt mit sich gebracht hätte und darüber, dass dies ein gefundenes Fressen für die feindliche Propaganda gewesen wäre, im Klaren war. Ein anderer, der seine einst bedeutende Stellung verloren hatte, war der ehemals einflussreiche Aussenminister Joachim von Ribbentrop, dessen sämtliche Vorhersagen und Initiativen sich als katastrophal verfehlt erwiesen hatten. Auch er wurde jetzt kaum konsultiert – nicht zuletzt deshalb, weil es in Wirklichkeit keine Aussenpolitik mehr zu betreiben gab.

Während einige NS-Paladine das Gesicht verloren, zogen andere aus dem Unglück Nutzen. Martin Bormann, der Leiter der Parteikanzlei, der den Zugang zum Diktator kontrollierte und als Sprachrohr seines Herrn fungierte, konnte mehr denn je seine ständige Nähe zu Hitler ausnutzen. Bormann, 1900 geboren, eine schlichte Gestalt in schlechtsitzender Parteiuniform, klein, untersetzt, stiernackig, mit schütterem, zurückweichendem Haar, wurde von den führenden Nationalsozialisten, die sich über seine Skrupellosigkeit, seine Fähigkeit zu Intrigen und seine Möglichkeiten zur Einflussnahme auf Hitler voll im Klaren waren, ebenso gehasst wie gefürchtet. Er war schon seit Langem Hitlers unentbehrlicher Mann hinter den Kulissen, verwaltete seit Jahren dessen private Finanzen und organisierte Mitte der 1930er Jahre die Errichtung des Berghofs, der schlossartigen Zufluchtsstätte des Diktators auf dem Obersalzberg bei

Berchtesgaden. Für ihn sprach vor allem, dass Hitler ihn als absolut vertrauenswürdig einschätzte. Fast unbemerkt war er in der Parteizentrale in München aufgestiegen, wo er mit unermüdlicher Energie und Effizienz sowie den erforderlichen Ellenbogen die Herrschaft über den bürokratischen Apparat der Partei erlangt hatte. Bormann war jedoch nicht nur ein einfacher Funktionär. In den 1920er Jahren, bevor er den Weg zu Hitler gefunden hatte, war er in antisemitischen und paramilitärischen Organisationen aktiv gewesen und hatte wegen der Beteiligung an einem politischen Mord im Gefängnis gesessen. In seinem ideologischen Fanatismus blieb er unerschütterlich bis zum Schluss.

1929 hatte Bormann die ebenfalls fanatische Nationalsozialistin Gerda Buch geheiratet, deren Vater Walter Buch der Vorsitzende des Obersten Parteigerichts war, das über Fragen der Parteidisziplin befand. Das Paar hatte zehn Kinder (von denen neun überlebten, die nach dem Krieg mit Ausnahme von einem allesamt zum Katholizismus übertraten und von denen einer sogar Priester wurde, ungeachtet – oder gerade wegen – der Tatsache, dass ihre Eltern die Kirche zutiefst verabscheuten). Nach den erhaltenen Briefen zu urteilen, waren die Bormanns einander anscheinend zugetan. Doch sie führten keine konventionelle Ehe. Als Martin seiner Frau im Januar 1944 mitteilte, es sei ihm gelungen, die Schauspielerin Manja Behrens zu verführen, war sie vollkommen einverstanden. Gerda hoffte, seine Geliebte werde ihm ein Kind schenken und verfasste sogar den Entwurf eines Gesetzes zur Legalisierung von Bigamie.

Mittlerweile war Bormann zu einem der mächtigsten Männer in Deutschland avanciert. Gleich nachdem Rudolf Hess im Mai 1941 nach Schottland geflogen war, hatte es nahe gelegen, Bormann mit der Aufgabe der Parteiverwaltung zu betrauen, und als Hitler ihn dann zum Leiter der Parteikanzlei gemacht hatte, festigte er rasch seine Kontrolle über deren Bürokratie. Formale Anerkennung erhielt seine Rolle als Hitlers vertrautes Faktotum schliesslich, als ihm im April 1943 der Titel «Sekretär des Führers» verliehen wurde. Als das Glück Deutschlands schwand, benutzte Bormann mit Unterstützung durch den fanatischen Robert Ley, den Reichsorganisationsleiter der NSDAP (und Leiter der Deutschen Arbeitsfront) seine Kontrolle über die zentrale Verwaltung der Partei, um sie neu

zu kräftigen und ihre Einflussmöglichkeiten zu erweitern, was seine zweite Machtquelle festigte und ihn zu einer Figur von entscheidender Bedeutung machte.<sup>4</sup>

Bormanns Macht hatte jedoch Grenzen. Er konnte nicht verhindern, dass auch andere führende Vertreter des Regimes direkten Zugang zu Hitler hatten und eigenen Einfluss auf den Diktator ausübten. Und selbst innerhalb der Parteiorganisation stiess er an Grenzen. Mit dem Versuch, seine Macht über die etwa 40 Gauleiter auszudehnen, hatte er nur bedingt Erfolg. Diese waren ihm nominell zwar untergeordnet, aber einige von ihnen, erprobte «alte Kämpfer», die ihren Wert seit den frühen Tagen der Partei bewiesen hatten, verfügten vielfach über einen direkten Draht zu Hitler, und das beschränkte die Kontrolle durch Bormann. Ein Gauleiter, der ein Musterbeispiel dafür abgab, wie schwierig es war, eine zentralisierte Kontrolle – oder überhaupt irgendeine Kontrolle, selbst durch die Verantwortlichen der Wehrmacht in seiner Region – durchzusetzen, war Erich Koch, der sein Gebiet in Ostpreussen so verwaltete, als sei es sein persönliches Lehen.<sup>5</sup> Ebenso wie die meisten anderen Gauleiter war Koch zum Reichsverteidigungskommissar ernannt worden, was ihm bei der Organisation der Zivilverteidigung ausgedehnte Befugnisse verschaffte und ihm daher die Möglichkeit bot, die er weidlich nutzte, sich in seiner Provinz auch in Angelegenheiten einzumischen, die in keinem Zusammenhang mit der Partei standen. Schon Mitte 1944 nutzte Koch seinen direkten Zugang zu Hitler, um einen Vorschlag des Reichspropagandaministers und Berliner Gauleiters Joseph Goebbels abzublocken, den dieser mit den Eisenbahnbehörden ausgehandelt hatte, wonach etwa 170'000 Berliner, die sich vor den Bombenangriffen auf die Hauptstadt nach Ostpreussen geflüchtet hatten, aus ihren gefährdeten Zufluchtsorten evakuiert werden sollten. Koch erwirkte Hitlers Zustimmung zur Beschränkung der Evakuierung auf 55'000 Frauen und Kinder aus einigen wenigen Kreisen, die durch russische Luftangriffe am stärksten bedroht waren. Dies war die erste einer Reihe von Interventionen Kochs, die darauf zielten, eine Evakuierung der Bevölkerung aus seiner Region zu verhindern, ein Verfahren, das zu einem Wirrwarr in der Verwaltung führte und, wichtiger noch, für die Ostpreussen verhängnisvolle Folgen hatte.<sup>6</sup>



Der massive Machtzuwachs Heinrich Himmlers (er war Reichsführer-SS, Chef der Deutschen Polizei, Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums und Reichsminister des Innern) hatte ihm die Herrschaft über den kompletten raffinierten Repressionsapparat des Regimes in allen besetzten Ländern Europas verschafft. Die unheimliche Gestalt, die über derart unermessliche Macht verfügte, war erst Anfang vierzig, ein eigenartiges, verschrobenes Individuum – aber auch ein fanatischer Ideologe. Seine äussere Erscheinung war nicht sehr beeindruckend – nur mittelgross, von schlanker Gestalt, das blasse Gesicht von seinem gestutzten Schnurrbart, einer randlosen Brille und dem fliehenden Kinn beherrscht; an den Seiten und hinten war sein Kopf kahl rasiert. Seine führenden SS-Männer behandelte er mit pedantischem Paternalismus und hielt bei ihnen die Tugenden des «Anstands» hoch, während er zu gleicher Zeit im Zuge der «Endlösung» die organisierte Ermordung von Millionen von Juden beaufsichtigte. Als meistgefürchteter NS-Führer unter Hitler hatte Himmler sogar in Deutschland selbst seine Macht ausgeweitet, als er im August 1943 Wilhelm Frick als Reichsminister des Innern ablöste. Dieser Schritt hatte sein Ziel überflüssig gemacht, ein Reichsministerium für Sicherheit zu schaffen, die Polizei aus dem Innenministerium auszugliedern und sie seiner Führung zu unterstellen.<sup>7</sup> Im Juli 1944 drang der machthungrige Reichsführer-SS auf neue bedeutende Erweiterungen seines Imperiums, diesmal im Bereich der Wehrmacht. Die Rivalität mit der Wehrmacht hatte dem Wachstum von Himmlers militärischem Flügel, der Waffen-SS, innäher Grenzen gesetzt. Am 15. Juli übertrug Hitler jedoch Himmler die Verantwortung dafür, 15 geplante neue Heeresdivisionen in nationalsozialistischen Idealen zu indoktrinieren und die Kontrolle über ihre militärische Disziplin auszuüben.<sup>8</sup> Das war ein bedeutender Einbruch in die Domäne der Wehrmacht.<sup>9</sup>

Joseph Goebbels und Albert Speer, der Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, hätten sich die Erfordernisse des Krieges zunutze gemacht, um Hitler ihre eigene Unentbehrlichkeit zu demonstrieren. Die Verluste an der Front hatten dazu geführt, dass die zahlenmässige Stärke der Truppen stark geschwächt war.<sup>10</sup> Die Zerstörung von Ausrüstungsgegenständen machte eine konzertierte Aktion auf dem Gebiet der Rüstung

dringend erforderlich. In allen möglichen Bereichen musste Personal ausgekämmt werden, um Rekruten für die Wehrmacht und Arbeiter für die Rüstungsbetriebe zu gewinnen. Nicht zuletzt bedurfte es unbedingt neuer Anstrengungen auf dem Gebiet der Propaganda, um die Bevölkerung zu mobilisieren und sie zur Anerkennung der Notwendigkeit maximaler Aufopferung im Interesse des Krieges zu zwingen. Hier war jedoch die Unzufriedenheit mit Hitlers Führung vor dem Hintergrund uneingeschränkter Loyalität offenkundig. Im Mittelpunkt stand dabei die Weigerung Hitlers, sich den Erfordernissen eines allumfassenden «totalen Krieges» anzubequemen, der weitaus drastischere Massnahmen erfordert hätte, um die Rekrutierung für die Wehrmacht und die Rüstungsbetriebe zu maximieren.

Goebbels – ein klein gewachsener Endvierziger, der rechts einen Klumpfuß hatte und deshalb deutlich hinkte (eine Behinderung, unter der er sehr litt), eine der intelligentesten NS-Größen, mit einem grausamen Witz begabt, skrupellos und dynamisch, organisatorisch geschickt, ein glühender Anhänger Hitlers, dem es in seiner meisterlichen Beherrschung der Propaganda gelang, äussersten Zynismus mit extremem, brutalem ideologischem Fanatismus zu verbinden – drängte schon seit Februar 1943, unmittelbar nach der katastrophalen Niederlage in Stalingrad, zu einer Kampagne für den «totalen Krieg». Dadurch sollten alle nur denkbaren Ressourcen bislang ungenutzten Personals maximiert und sämtliche Aktivitäten, die für die Kriegswirtschaft nicht unbedingt erforderlich waren, drastisch beschnitten werden. Speer hatte sich ihm damals mit dem Plädoyer für eine Reorganisation und Revitalisierung des Kriegseinsatzes in Deutschland angeschlossen. Goebbels strebte vor allem danach, die Aufsicht über die Heimatfront zu übernehmen, während Hitler sich auf militärische Fragen konzentrieren sollte. Hitler hatte jedoch kaum mehr als symbolische Massnahmen in Auftrag gegeben, und der «totale Krieg» war weitgehend eine Propagandaparole geblieben. Bei einem langen privaten Gespräch mit Hitler am 21. Juni 1944, kurz vor dem sowjetischen Durchbruch an der Ostfront, aber in einer Situation, in der die erfolgreichen Landungen der Alliierten in Nordfrankreich ganz offensichtlich eine erhebliche Bedrohung darstellten, setzte sich Goebbels erneut mit Nach-

druck für den «totalen Krieg» und für einen drastischen Umbau der politischen und militärischen Kommandostruktur ein. Wiederum zauderte Hitler. Er wolle vorläufig, so sagte er, «den evolutionären und nicht den revolutionären Weg gehen».<sup>11</sup>

Die Erschöpfung des Arbeitskräftepotenzials infolge der feindlichen Einbrüche im Westen wie im Osten hatten Albert Speer dazu veranlasst, sich im Juli zeitweilig mit Goebbels zusammenzutun und zu versuchen, Hitler dazu zu überreden, Massnahmen für den totalen Krieg zu ergreifen, die darauf zielten, die noch verbliebenen Personalreserven zu durchforsten. Speer, erst 39 Jahre alt, gut aussehend, gebildet und überaus intelligent, ein ausgezeichnete Manager und Organisator und von Anfang an äusserst ehrgeizig, hatte sich in den 1930er Jahren rasch als «Hoffavorit» etabliert, indem er Hitlers Leidenschaft für grandiose Bauprojekte ausnutzte. Noch nicht dreissig Jahre alt, erhielt er von Hitler den Auftrag, das Stadion für den Reichsparteitag in Nürnberg zu entwerfen. 1937 wurde ihm die Verantwortung dafür übertragen, Berlin in eine Hauptstadt zu verwandeln, die sich für eine Herrenrasse ziemte. Im letzten Friedensjahr stellte er rechtzeitig und mit halsbrecherischer Geschwindigkeit Hitlers eindrucksvolle neue Reichskanzlei fertig. Hitler sah in Speer den genialen Architekten, der er selbst hatte werden wollen. Speer wiederum verehrte Hitler und war von der Macht berauscht, die ihm die Gunst des Diktators bescherte.

Als im Februar 1942 Fritz Todt, der für die Waffen- und Rüstungsproduktion zuständig war, auf ungeklärte Weise bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, ernannte Hitler etwas überraschend Speer zu seinem neuen Rüstungsminister und stattete ihn mit umfassenden Vollmachten aus. Seitdem hatte Speer einen erstaunlichen Anstieg der Rüstungsproduktion in die Wege geleitet. Doch er wusste, dass die Grenzen der Leistungsfähigkeit Deutschlands erreicht waren. Mit der alliierten Überlegenheit konnte Hitler-Deutschland nicht in Konkurrenz treten.<sup>12</sup> In einer Denkschrift, die er am 12. Juli für Hitler verfasste, gab Speer an, die Behauptung des Diktators zu akzeptieren, dass die gegenwärtige Krise in etwa vier Monaten durch neue Waffen, vor allem die A-4-Rakete (die dann bald in V 2 umbenannt wurde), überwunden werden könne. Und er war auch der Meinung, dass ungeachtet aller Schwierigkeiten neue Rekru-

ten in verschiedenen Sektoren der Wirtschaft einschliesslich der Rüstungsbetriebe potenziell zur Verfügung standen, um die Wehrmacht aufzustocken. Gleichzeitig musste laut Speer alles getan werden, um die Beschäftigten der Rüstungsindustrie zu stärken, und das nicht einfach durch mehr ausländische Arbeiter, die aus allen Teilen des NS-Imperiums zwangsverpflichtet wurden. An die Bevölkerung müssten unbedingt Anforderungen für einen totalen Krieg gestellt werden. Er erklärte, die Menschen seien bereit, die erforderlichen Opfer im täglichen Leben zu bringen – ein Punkt, den die internen Stimmungsberichte des SD zu bestätigen schienen.<sup>13</sup> Er behauptete, Frauen liessen sich in grosser Zahl zur Arbeit freistellen, und durch organisatorische Verbesserungen könne man zusätzliche Arbeitskräftequellen erschliessen. Er empfahl einschneidende Massnahmen zur «Revolutionierung» der Lebensbedingungen. Eine Proklamation zur Mobilisierung der letzten Reserven würde, so glaubte er, eine Begeisterung hervorrufen, wie man sie seit den Befreiungskriegen gegen Napoleon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr gesehen hatte.<sup>14</sup>

Hitler liess schliesslich erkennen, dass er die Notwendigkeit zum Handeln akzeptierte. Hans-Heinrich Lammers, der etwas farblose Chef der Reichskanzlei, teilte am 17. Juli mit, Hitler wünsche, dass vier Tage darauf ein Treffen «der hauptbeteiligten Ressortchefs über einen weiteren verstärkten Einsatz von Männern und Frauen für Aufgaben der Reichsverteidigung» stattfinden solle.<sup>15</sup>

Goebbels, der bei seinem Drängen zu Massnahmen im Sinne eines «totalen Krieges» nichts unversucht liess, nahm die Sache nach dem Vorstoss Speers am 18. Juli in die Hand und unternahm ein Manöver, das offensichtlich mit dem Rüstungsminister abgestimmt war und in dieselbe Richtung zielte.<sup>16</sup> In seiner an Hitler gerichteten Denkschrift drang Goebbels auf weitreichende Befugnisse, die einem einzigen Mann übertragen werden sollten (womit er natürlich sich selbst meinte), der über die Gauleiter auf regionaler Ebene tätig werden würde, um die Bevölkerung zum Handeln zu animieren. Er behauptete, mithilfe der rigorosen Massnahmen, die ihm vorschwebten, könne er in weniger als vier Monaten 50 neue Divisionen aufstellen.<sup>17</sup>

Gut eine Woche später liess Speer dann seine zweite Denkschrift folgen, in der er Zahlen zur aktuellen Beschäftigtenzahl in Rüstungsbetrieben sowie der Verwaltung und Wirtschaft nannte, auf die organisatorischen Fehler hinwies, die zu einem unproduktiven Horten von Arbeitskräften in grossem Umfang geführt hätten, und potenzielle Rekrutierungsquellen zur Stärkung der Wehrmacht aufzeigte. Er schätzte (diese Zahlen wurden allerdings von denjenigen, die Beschäftigte hätten abgeben sollen, heftig bestritten), dass sich mit einer Effizienzkampagne nicht weniger als 4,3 Millionen Mann zusätzlich für die Wehrmacht auftreiben liessen. Auch wenn die Notwendigkeit bestehe, die Facharbeiter in den Rüstungsbetrieben zu schützen – das war ein eigennütziges Plädoyer –, liesse sich das Personalproblem für die Bedürfnisse der Front lösen, aber nur dann, wie er eisern behauptete, wenn die Verantwortung einer Persönlichkeit übertragen werde, die mit umfassenden Vollmachten ausgestattet und bereit sei, mit Energie und Dynamik zu arbeiten, um sich gegen Interessengruppen durchzusetzen und die erforderlichen organisatorischen Veränderungen in der Wehrmacht und der Bürokratie des Reiches zu koordinieren, um eine rigorose Ausschöpfung der verfügbaren Personalressourcen zu ermöglichen.<sup>18</sup>

Speer erhob die kaum verhüllte Forderung, zusätzlich zu seinen bereits bestehenden Befugnissen auf dem Gebiet der Waffenproduktion die Kontrolle über die Koordination der Rüstung und des Personals in allen Teilen der Wehrmacht übertragen zu bekommen. Wäre diese Ambition Wirklichkeit geworden, dann wäre Speer durch sein Rüstungsimperium zum obersten Herrn der Kampagne für den totalen Krieg geworden.<sup>19</sup> Welche Wirkung diese Denkschrift auf Hitler und auf das für den 21. Juli angesetzte Treffen, auf dem der totale Krieg erörtert werden sollte, gerade zu diesem Zeitpunkt gehabt haben könnte, lässt sich nicht feststellen. Denn es blieb keine Zeit, Hitler diese zweite Denkschrift vorzulegen, bevor Ereignisse, die am Tag ihrer Abfassung, am 20. Juli 1944, stattfanden, den Diktator mit Beschlag belegten.<sup>20</sup>

## II

Die Hoffnungen, die die Deutschen immer noch hegten, während sie im Sommer 1944 durch die Ereignisse zunächst an der Westfront und dann an der Ostfront ins Wanken gerieten, verdichteten sich zu dem Kriegsziel, das als letztes noch verblieben war: die Verteidigung des Reiches. Die grossen, utopischen Ideen einer deutschen Herrschaft, die sich vom Atlantik bis zum Ural erstreckte, waren, sieht man von immer noch übrig gebliebenen Fantasten ab, schon längst vergessen. Nach und nach, beinahe unmerklich und fast verstoßen waren an die Stelle der einstmaligen rauschhaften Perspektiven eines ruhmreichen «Endsieg», so unausgereift sie auch gewesen sein mochten, die bittere Wirklichkeit und ein beschränktes und defensives Ziel getreten: Es ging nur noch darum, den Feind von deutschem Boden fernzuhalten. Die Zeit der für den Gegner verheerenden Blitzkrieg-Offensiven, als die Wehrmacht die schwachen Reihen der Feinde durchstieß, wie ein Messer Butter schneidet, war längst vorüber. In einem Krieg, der zu einem in die Länge gezogenen Rückzugsgefecht gegen mächtige Feinde mit unermesslichen Ressourcen geworden war, wurden die Defizite Hitlers als Kriegsherr immer deutlicher. Zugleich war das, was er als das Ziel des Krieges ansah, ganz und gar undurchsichtig geworden, und ebenso unbeantwortet blieb die Frage, wie der Konflikt wohl enden könnte.

Hitler symbolisierte natürlich einen unbezähmbaren Willen, an jeder Handbreit Boden festzuhalten und niemals zu kapitulieren. Und mit der Stärke seines Willens und seinem unerschütterlichen Optimismus konnte er die Menschen in seiner Umgebung immer noch begeistern. Abgebrühte Militärbefehlshaber konnten eine Audienz bei Hitler skeptisch beginnen und sie gestärkt wieder verlassen. Anderen hingegen fiel das Fehlen klaren Denkens auf, wenn es um Fragen von Strategie und Taktik ging. Als General Friedrich Hossbach am Abend des 19. Juli 1944 Hitler traf, um sich den Oberbefehl über die 4. Armee übertragen zu lassen, sah er den Diktator, dessen Wehrmachtsadjutant er einst gewesen war, als « gebückte [n], früh gealterte [n] Mann », der nicht in der Lage war, ein grösseres strategisches Ziel zu formulieren, und der sich bei seinen Kommentaren zur taktischen Lage ausserordentlich oberflächlich äusserte. Hobbach

nahm die Ernennung an und erklärte Hitler, er werde die Lage einschätzen, das seiner Ansicht nach Nötige veranlassen und sodann sein Bestes tun, um eine Stellung zurückzugewinnen, die bei der Vernichtung der Heeresgruppe Mitte verloren gegangen war.<sup>21</sup>

Mittlerweile hatten zahlreiche Militärbefehlshaber die Entscheidungen Hitlers erfolglos angefochten. In seiner beherrschenden Gegenwart war es unmöglich, eine vernünftige Gegenargumentation zu entwickeln. Als oberster Führer duldete er keinen Widerspruch. Sein Befehlsrecht wurde von allen anerkannt. Und die Inhaber von Autoritätsstellungen versuchten auch weiterhin, seine Befehle umzusetzen. Doch berauschte Rhetorik und die Entlassung von Generälen, die das Unerreichbare nicht erreicht hatten, liefen nicht gerade auf eine Strategie hinaus, von klar definierten Zielen ganz zu schweigen. Insbesondere verfügte er, und das war das Entscheidende, nicht über eine Strategie zur Beendigung des Krieges, in den er sein Land verwickelt hatte. Die Abwehr der alliierten Invasion würde, so hatte er seinen Militärberatern einmal erklärt, für den Krieg entscheidend sein.<sup>22</sup> Als sich jedoch die Invasion als erfolgreich erwies, zog er keine anderen Schlüsse als den zum Weiterkämpfen. Ein regelrechter Sieg war nicht mehr zu erreichen. Das konnte selbst Hitler erkennen. Doch an Verhandlungen mit dem Feind aus einer Position der Schwäche heraus war nicht einmal eine Sekunde lang zu denken. So blieb nichts anderes übrig, als zu kämpfen und zu hoffen, dass irgendetwas passieren werde. Und das hiess, auf Zeit zu spielen.

General Alfred Jodl, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, der in Militärfragen Hitlers rechte Hand und dessen Sprachrohr war, liess das Fehlen klarer strategischer Ziele am 3. Juli 1944 bei einer Ansprache an seinen Stab erkennen: «Eigene Kampfführung – an allen Fronten – jetzt auf Zeitgewinn abstellen. Wenige Monate können jetzt entscheidend sein für Rettung des Vaterlandes. [...] Eigene Rüstung berechtigt zu grossen Erwartungen. [...] Alles im Aufbau, Auswirkungen in absehbarer Zeitspanne. Daher Forderung Kämpfen, Verteidigen, Halten, Truppe und Führung seelisch stärken. Front festnageln, wo sie jetzt steht.»<sup>23</sup>

In der Wehrmacht gab es viele Männer in hohen Positionen, die eine derartige Haltung teilten. Überdehnte Verteidigungslinien festigen, durchhalten, den Feind in Schach halten und Fronten wieder aufbauen, während fieberhafte Versuche unternommen wurden, die Rüstungsproduktion zu maximieren, Truppenverstärkungen zu finden und neue Waffen herzustellen – alle diese Dinge wurden zum Selbstzweck und waren nicht mehr Stationen einer durchdachten militärischen und politischen Strategie. So bemerkte Generaloberst Heinz Guderian, der hervorragende Panzerkommandeur und nunmehr Generalinspekteur der Panzertruppen, zustimmend, als Hitler Generalfeldmarschall Ernst Busch (einen Ultra-loyalisten, den man aber zum Sündenbock für schwere Fehler bei der Katastrophe gemacht hatte, die über die Heeresgruppe Mitte gekommen war) durch den zähen Generalfeldmarschall Walter Model ersetzte, dieser sei für «die unendlich schwere Aufgabe der Wiederherstellung einer Front in der Mitte des Ostens [...] der gegebene Mann» gewesen.<sup>24</sup> Das war jedoch kein strategisches Ziel, sondern lediglich ein Notfalleinsatz des Mannes, den man wegen der Vielzahl schwieriger Positionen, die er retten sollte, «Hitlers Feuerwehrmann» nannte. Die meisten militärischen Befehlshaber handelten unabhängig vom unterschiedlichen Ausmass ihrer Begeisterung für Hitlers Regime ähnlich wie Model: Sie taten, was sie konnten, um ihre Pflicht professionell und mit eiserner Disziplin, bis zu den Grenzen ihrer Fähigkeiten, zu erfüllen, und zumindest öffentlich stellten sie keine Fragen nach politischen Zielen. Wer kühn genug war, Ansichten zu äussern, die, mochten sie auch noch so realistisch sein, nicht zu dem vorgeschriebenen Optimismus passten, den Hitler verlangte, wurde abgelöst; so erging es Anfang Juli dem überaus erfahrenen Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, und dem fähigen Oberbefehlshaber der Panzergruppe West, General Geyr von Schweppenburg.

Im privaten Gespräch waren sich die führenden Wehrmachtsoffiziere über die Kriegsaussichten uneins. Neben den Loyalisten und den Frontbefehlshabern, die selten Zeit für langes Nachdenken hatten und denen auch weitgehend der Überblick über die Gesamtlage fehlte, gab es diejenigen, deren Ansichten über Deutschlands militärische und politische



Aussichten alles andere als rosig waren. Hitler hatte selbst seit Jahren die angeblich defätistischen und negativen Einstellungen gegeißelt, die seiner feindseligen Ansicht nach den Generalstab des Heeres kennzeichneten, der für die gesamte Einsatzplanung im Osten verantwortlich war. Seine zunehmenden und erbitterten Meinungsverschiedenheiten mit dem Generalstabschef Franz Halder hatten dazu geführt, dass dieser im September 1942 durch den energischen und dynamischen Kurt Zeitzler ersetzt wurde. Doch zermürbt von den ständigen Konflikten mit Hitler, die mit der Vernichtung der Heeresgruppe Mitte ihren Höhepunkt erreicht hatten, erlitt Zeitzler Ende Juni 1944 einen Nervenzusammenbruch. Kurz zuvor hatte er Hitler erklärt, der Krieg sei militärisch verloren und es müsse «jetzt irgend etwas unternommen werden, ihn zu beenden».<sup>25</sup>

Zeitzler äusserte eine Einschätzung, die damals im Generalstab weit verbreitet war, wie aus einem Brief hervorgeht, den sein Adjutant, Oberstleutnant Günther Srend, am 1. August 1944 zu seiner Verteidigung verfasst hatte. Srend war wegen seiner Verbindung zur Verschwörung Stauffenbergs verhaftet worden, wurde am 14. August zum Tod verurteilt und am 8. September hingerichtet. Es kann durchaus sein, dass er vor der Abfassung seines Briefs gefoltert worden war und dass er die subversive Einstellung im Hauptquartier des Generalstabs etwas übertrieb. Gleichwohl vermittelt das Schriftstück einen klaren Eindruck von der Stimmung. Angesichts der nahezu sicheren Hinrichtung hatte Srend keinen erkennbaren Grund, sich zu verstellen. Die Zweifel an einem «Endsieg» hatten, so Srend, seit der katastrophalen Niederlage bei Stalingrad im Februar 1943 zugenommen. Die sich immer mehr vertiefende Kluft zwischen den Empfehlungen des Generalstabs und den Entscheidungen Hitlers hatten zu starker Kritik am «Führer» Anlass gegeben, vor allem in der Operationsabteilung, und diese war von höheren Offizieren nicht gedämpft worden. Der Chef der Abteilung, General Adolf Heusinger, hatte sogar selbst Anteil an der Verdammung von Hitlers Kriegführung gehabt.<sup>26</sup> Es gab keinen festen Glauben an Hitler mehr. Die Stimmung im gesamten Generalstab war von Verzweiflung bestimmt, die insbesondere durch die Katastrophen im Osten, aber auch durch die schlechten Nach-

richten von allen Fronten ausgelöst wurde, und das hatte zu dem Schluss geführt, dass der Krieg verloren sei. Es waren schwere Fehler gemacht worden, und man betrachtete Hitler militärisch als Belastung. Am Tag seines Zusammenbruchs hatte sich Zeitzler, so Smend, bei einem Gespräch mit Hitler im Hinblick auf seine Einschätzung der Lage unverblümt geäußert. Er hatte empfohlen, Himmler zum «Heimatdiktator» zu ernennen, der den Einsatz für den totalen Krieg durchsetzen sollte, den man zwar propagiert, aber nicht mit der erforderlichen Rigorosität umgesetzt hatte. Danach, als Zeitzler ausser Gefecht gesetzt war und der Generalstab fast einen Monat lang faktisch keine Führung hatte, verbreitete sich die Stimmung: «Der Führer schafft es nicht.» Es verfestigte sich die Meinung, dass «alles ein Wahnsinn sei». Insbesondere junge Offiziere machten Hitler verantwortlich. Wie Smend schrieb, war allgemein bekannt, dass Gedanken an die Beseitigung Hitlers kursierten.<sup>27</sup>

Am 20. Juli 1944 entluden sich derartige Gedanken – entwickelt, erwo-gen und ausgearbeitet in einer Verschwörung, an der bedeutende Vertreter der Streitkräfte, des militärischen Nachrichtendienstes, des Aussenministeriums und anderer Teile der Regimeführung beteiligt waren – in dem Attentat auf Hitler, das Claus Schenk Graf von Stauffenberg ausführte, und in dem anschliessenden gescheiterten Staatsstreich, der vom Hauptquartier des Ersatzheers in Berlin aus in Gang gesetzt wurde. Stauffenberg hatte an jenem Tag kurz nach 12 Uhr 30 im Führerhauptquartier in Ostpreussen bei einer militärischen Lagebesprechung eine Bombe unter Hitlers Tisch deponiert. Sie war explodiert und hatte den grössten Teil der in der Holzbaracke Anwesenden getötet oder schwer verletzt. Hitler jedoch hatte mit nur geringfügigen Verletzungen überlebt. Sobald eindeutig feststand, dass Hitler noch lebte, war die Unterstützung für den Putsch, der für die Zeit nach seinem mutmasslichen Tod geplant war, geschwunden, und im Laufe des Abends fiel das Unternehmen in sich zusammen. Stauffenberg und drei andere enge Mitverschworene wurden am späten Abend jenes Tages standrechtlich erschossen. Die anderen Verschwörer fasste man bald. Sie wurden mehrheitlich gefoltert, mussten entsetzliche Schau-prozesse über sich ergehen lassen und wurden dann auf barbarische Weise hingerichtet.

Der Attentatsversuch Stauffenbergs markiert eine innere Zäsur in der Geschichte des Dritten Reiches.<sup>28</sup> Das Scheitern der Verschwörung hatte nicht nur furchtbare Repressalien gegen die Beteiligten zur Folge – die entsetzlichen Festnahmen, die Folter, Aburteilung und Hinrichtung der meisten Verschwörer –, sondern auch eine verschärfte Radikalisierung des Regimes sowohl bei der Repression als auch bei der Mobilisierung. Die auf den gescheiterten Putsch folgende Phase hatte bedeutende Auswirkungen auf die staatlichen Strukturen des Regimes, die Mentalitäten der zivilen und militärischen Elite (bis zu einem gewissen Grad auch auf die allgemeine Öffentlichkeit) und auf noch verbliebene Möglichkeiten sowohl zu einem «Regimewandel» als auch zur Beendigung des Krieges.

### III

Während seiner Nachkriegsverhöre im Mai 1945 äusserte Göring im Rückblick die Meinung, zur Zeit des Bombenanschlags sei es unmöglich gewesen, eine wirksame Anti-Hitler-Bewegung zu organisieren.<sup>29</sup> Ebenso dachte im selben Monat auch General Hossbach, Hitlers einstiger Wehrmachtsadjutant. Nach Ansicht Hossbachs verfügte der Anschlag auf Hitler in der Masse der Bevölkerung wie auch der Wehrmacht über keine Unterstützungsbasis. «Trotz aller Rückschläge stand die Person Hitler's [sic] noch 1944 in hoher Volksgunst», befand er. Die Assoziation Hitlers mit der patriotischen Unterstützung für das Land, das im Krieg stand, war ein starkes Band, das es ausserordentlich erschwerte, «den Götzen zu stürzen».<sup>30</sup> Die Teilnehmer an der Verschwörung zur Ermordung Hitlers wussten aber selbst nur zu gut, dass sie mit ihren Handlungen keinen Rückhalt in der Bevölkerung genossen.<sup>31</sup> Stauffenberg selbst akzeptierte, «dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen» werde.<sup>32</sup> Die unmittelbaren Reaktionen auf die Ereignisse des 20. Juli liessen solche Ansichten glaubwürdig erscheinen.

Unter den einfachen Deutschen war das Gefühl einer tiefen Erschütterung und Bestürzung weit verbreitet. Allerorten verzeichnete man so-

gleich wortreiche Bekundungen von Loyalität und Unterstützung für den «Führer», und daneben standen Wutausbrüche über die «winzige Clique» «verbrecherischer» Offiziere (wie Hitler sie genannt hatte), die eine derart schändliche Tat begangen hätten, sowie absolutes Unverständnis dafür, dass ein so gemeiner Verrat möglich gewesen sein konnte. Natürlich wäre es nahezu selbstmörderisch gewesen, öffentlich Bedauern darüber zu äussern, dass Hitler überlebt hatte – auch wenn gewiss eine ganze Reihe von Menschen privat so denken mochte. Die aufgezeichneten Loyalitätsbekundungen vermitteln also zwangsläufig ein verzerrtes Bild der Einstellungen. Noch mehr galt dies für die extremen Formen hitlerfreundlicher Inbrunst, die von den grossen «Treuekundgebungen» ausgingen, die von einer wiederbelebten NSDAP in wenigen Tagen in ganz Deutschland auf die Beine gestellt wurden. Die Partei bot alle Kräfte auf, um die Bevölkerung zu mobilisieren, indem sie «spontane» Demonstrationen der Freude über das Überleben des «Führers» und der Empörung über den ungeheuerlichen Anschlag auf sein Leben inszenierte.<sup>33</sup> Gleichwohl deutet alles darauf hin, dass es unmittelbar nach dem Anschlag auf Hitlers Leben eine Welle von echtem hitlerfreundlichem Gefühl gab.

Der SD startete gleich am Tag nach dem Attentatsversuch Meinungs sondierungen. Die Zusammenfassung der ersten Reaktionen lautete: «In allen Berichten wird übereinstimmend darauf hingewiesen, dass die Meldung von dem Attentat im gesamten Volk schockartig stärkste Bestürzung, Erschütterung, tiefe Empörung und Wut ausgelöst hat.» in Königsberg und Berlin waren Frauen, so hiess es, angesichts von Hitlers Überleben in Geschäften oder auf offener Strasse in Freudentränen ausgebrochen. «Gott sei Dank, dass der Führer lebt», lautete ein verbreiteter Ausdruck der Erleichterung. «Was hätten wir ohne den Führer machen können?», fragten die Menschen. Hitler wurde als das einzig mögliche Bollwerk gegen den Bolschewismus betrachtet. Viele glaubten, sein Tod hätte den Untergang des Reiches bedeutet. Zunächst vermutete man, der Schlag gegen Hitler sei das Werk feindlicher Agenten gewesen, doch diese Annahme wich bald der Erkenntnis, dass es sich um Verrat von innen gehandelt hatte, und der Wut darüber, dass er von deutschen Offizieren ausgegangen war.<sup>34</sup>

Die Meldungen aus den Propagandaämtern im ganzen Land erzählten alle die gleiche Geschichte. Die Menschen waren von dem Geschehen erschüttert, aber es hatte ihr Vertrauen in den «Führer» gefestigt. Manche Offiziere hielten die Reputation des Heeres, so hiess es, durch den Verrat für derart beschmutzt, dass sie in die Waffen-SS überwechseln wollten. Es gab viele Spekulationen darüber, wie es zu dem Angriff hatte kommen können: Offenbar hatte man der Wehrmacht zu viel Freiraum gelassen und den «Führer» nicht über das informiert, was geschah. Er sei seinen Generälen gegenüber zu nachsichtig gewesen und habe sie einfach entlassen, anstatt sie hinzurichten, wenn sie ihre Pflicht versäumt hatten. Man ging davon aus, dass jetzt ein «neuer Wind» wehen werde. Es gab Forderungen nach drakonischer Vergeltung für die «Verräter» und nach ihrer öffentlichen Zurschaustellung. Wilde Gerüchte kursierten, und eine Reihe führender Militärs wurde als Beteiligte genannt, darunter der ehemalige Oberbefehlshaber des Heeres, Walther von Brauchitsch, Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, der als Oberbefehlshaber West kurz zuvor abgelöst worden war, und selbst Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.<sup>35</sup> Die Leute konnten nicht verstehen, wie eine derartige Verschwörung unbemerkt geblieben sein konnte. Sie waren darüber beunruhigt, dass es im innersten Kreis des Heeres Menschen gegeben hatte, die gegen die Absichten und Handlungen des «Führers» arbeiteten.<sup>36</sup> Es dauerte nicht lange, bis man Sabotage von innen als naheliegenden Grund für den kürzlich erfolgten katastrophalen Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte ansah.<sup>37</sup>

So tendenziös derartige Berichte auch waren, gaben sie doch tatsächlich vertretene Meinungen wieder. Menschen sandten als Dank für Hitlers Überleben Geld ein. Es wurden beträchtliche Summen gesammelt und der NS-Volkswohlfahrt übergeben, wo sie Kriegswaisen zugutekommen sollten.<sup>38</sup> Eine Frau, die Ehefrau eines Arbeiters und Mutter von mehreren Kindern, legte ihrer Spende von 40 Reichsmark eine Notiz für ihre örtliche Parteidienststelle bei, in der es hiess, sie spende das Geld «[a]us grosser Liebe zum Führer, weil ihm nichts weiter geschehen ist». Sie sei froh, so schrieb sie, «dass uns unser Führer erhalten blieb. Möge er noch lange leben und uns zum Siege führen.»<sup>39</sup> Ein Unteroffizier entschuldigte sich

bei seiner Frau dafür, dass er ihr Anfang August kein Geld schicken konnte, weil er alles für eine Wehrmachtssammlung gespendet habe, um seine Dankbarkeit gegenüber dem «Führer» zu bekunden. Viele, so erklärte er, hätten noch viel mehr gegeben. So sehr sie sich möglicherweise verpflichtet gefühlt hatten, zu der Sammlung einen Beitrag zu leisten, überstieg doch das Ausmass der Grosszügigkeit das Erforderliche.<sup>40</sup>

Zahlreiche Briefe und zeitgenössische Eintragungen in privaten Tagebüchern lassen spontane hitlerfreundliche Empfindungen erkennen. In einer Tagebucheintragung eines jungen NS-Sympathisanten, der sich als Kriegsgefangener in Texas befand, hiess es am 21. Juli: «Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in dieser für uns so traurigen Stunde sage: ‚Mit der Person Adolf Hitlers steht und fällt in diesem Ringen Deutschlands [...] Wäre dieser Anschlag auf Adolf Hitler geglückt, ich bin überzeugt, unsere Heimat wäre jetzt ein Chaos.›»<sup>41</sup> Das war keine Ausnahme. In den Wochen nach dem Attentatsversuch brachten mehr als zwei Drittel der Kriegsgefangenen in amerikanischer Gefangenschaft ihren Glauben an Hitler zum Ausdruck, ein Anteil, der höher lag als in der Zeit vor dem Bombenanschlag.<sup>42</sup> Auch unter den aktiven Frontsoldaten war der Glaube an den «Führer» immer noch stark. «Die hohe Anzahl der freudig bewegten Stimmen zur Rettung des Führers» in den Briefen, welche die Soldaten von der Front in die Heimat schickten, wurde vom Zensor ausdrücklich vermerkt.<sup>43</sup> Mit der Bekundung negativer Ansichten in Briefen, die von der Zensur gelesen werden konnten, musste man natürlich ausserordentlich vorsichtig sein. Doch es bestand keine Notwendigkeit, sich überschwänglich positiv zu Hitler zu äussern. Ähnliche Ansichten waren auch den Briefen zu entnehmen, die die Soldaten empfangen. «Ich kann mir nicht vorstellen, wie sich angesichts der gegenwärtigen Lage in unserem Land die Dinge ohne den Führer entwickelt hätten», schrieb eine Frau aus München an ihren Ehemann.<sup>44</sup> Ein Major in der Nachschubeinheit einer Infanteriedivision hinter der Front überschrieb seine Tagebucheintragung für den 20. Juli mit den Worten: «Abend. Hiobsnachricht. *Attentat auf den Führen*» Am Tag darauf, nachdem er am späten Abend Hitlers Radioansprache gehört hatte, notierte er, es sei nur eine kleine Clique von Offizie-

ren gewesen, und es werde nun eine Säuberung stattfinden. «Es ist ein Jammer!», fügte er hinzu – ein solches Ereignis «gerade in diesem Augenblick, wo die Russen vor den Toren stehen».<sup>45</sup> Ein anderer Offizier, an der Westfront, der den Verlauf des Krieges offenbar mit Skepsis betrachtete, revidierte am darauffolgenden Tag seine ursprüngliche Auffassung, es habe sich nur um eine kleine Offiziersclique gehandelt, und sah das Attentat als «ein ganzes Komplott gegen A.H.», das eine Spaltung der Wehrmacht zwischen Parteigängern Hitlers und Gegnern bedeute. Er erinnerte sich an jemanden, der Stauffenberg gekannt hatte und ihn als ausgezeichneten Offizier und schneidigen Soldaten schilderte. Er sei aber «offenbar politisch ,dumm'», fügte er hinzu.<sup>46</sup>

Auch in den oberen Rängen des Heeres waren die Reaktionen von starker Unterstützung für das Regime gekennzeichnet.<sup>47</sup> Angesichts von Stauffenbergs Anschlag auf den Oberbefehlshaber der Wehrmacht mitten in einem Weltkrieg äusserte man sogleich Entsetzen und Verdammung.<sup>48</sup> Ein bezeichnendes Beispiel bietet die Reaktion von Generaloberst Hans-Georg Reinhardt. Er war ein erfahrener und fähiger Befehlshaber, der Hitler loyal ergeben blieb, obgleich er sich Ende Juni 1944 den absurden Befehlen des Führers hatte fügen müssen, die den Rückzug seiner 3. Panzerarmee verhinderten, was dazu führte, dass sie von den Sowjets vernichtet wurde. Er war ausser sich über die Nachricht vom Anschlag auf das Leben seines Führers.<sup>49</sup> «Gott sei Dank ist er gerettet», war seine unmittelbare Reaktion, bestürzt und ungläubig, dass so etwas möglich gewesen war. «Völlig gebrochen», fügte er am nächsten Tag hinzu. «Unfassbar! Was hat er [Stauffenberg] mit dieser Tat unserem Off. Stande angetan? Wir können uns nur zutiefst schämen.»<sup>50</sup> Sein Glaube an Hitler blieb ungebrochen und sein Pflichtgefühl bei der Erfüllung des «Führer»-Willens ebenso. «Die Pflicht ruft, ich gehe, wohin mich der Führer befiehlt», schrieb er einen Monat später, als er das Kommando über die Reste der Heeresgruppe Mitte übernommen hatte. «Nun gilt es sein Vertrauen zu rechtfertigen.»<sup>51</sup> General Hermann Balck, ein ausgesprochen loyaler, eisenharter Panzerkommandeur und erfahrener Ostfrontkämpfer, der wegen seiner dynamischen Führung von Panzerformationen bei Hitler

in hohem Ansehen stand, hatte Stauffenberg gekannt und bewundert, aber er verdamnte ihn nun ohne Umschweife als «Verbrecher». Seine Tat, die für Balck mit der Ermordung Cäsars durch Brutus vergleichbar war, habe die schwierige Lage Deutschlands noch verschlimmert. Die Ursachen sah er in einer seit Langem bestehenden Unfähigkeit im Offizierskorps, «Eid und Ehre» über alles andere zu stellen. Die «Generalstabsrevolte» sei für das Offizierskorps «beschämend». Doch es war anscheinend ein «reini-gende [s] Gewitter», das gerade zur rechten Zeit herniederging. Jetzt müsse es eine gnadenlose Säuberung aller Verschwörer, eine *tabula rasa*, geben. «Für uns heisst es trotz allem siegen. Im Zeichen des Führers», fügte er hinzu.<sup>52</sup>

Offiziere, die in ihrer Einstellung alles andere als ausgesprochene Nationalsozialisten waren, standen vor dem Dilemma, dass selbst in der Not, die über Deutschland gekommen war, die Ermordung Hitlers als ein zutiefst unpatriotischer Akt erschien, der die kämpfende Front ins Wanken brachte und an und für sich moralisch falsch war sowie einen Verrat an dem Treueid darstellte, den man dem «Führer» geleistet hatte. Derartige Einstellungen machten die militärische Führung Deutschlands ungeachtet aller etwaigen Zweifel an Hitlers Führungsqualitäten grösstenteils zu instinktiven Loyalisten. Stellvertretend für viele, die so empfanden, stand General Hossbach, der später, Anfang 1945, während der letzten Schlachten um Ostpreussen, als Oberbefehlshaber der 4. Armee von Hitler entlassen werden sollte. Als er noch nicht einmal zwei Wochen nach der Kapitulation Deutschlands im Mai desselben Jahres und in voller Kenntnis der katastrophalen Verluste und der kolossalen Zerstörungen der letzten Kriegsmonate über den Bombenanschlag nachdachte, fiel ihm keine realistische Alternative zu dem, was stattgefunden hatte, ein. Er akzeptierte die patriotische Notwendigkeit, dass die Streitkräfte «Deutschland von der Herrschaft einer Verbrecherklique» erlösten. Wie dies aber erreicht werden sollte, liess er im Ungewissen. Er verdamnte den Versuch, das Regime Hitlers durch Ermordung und Staatsstreich zu stürzen, als «unsittlich und unchristlich», als «Dolchstoss in den Rücken der Front» und als «schändlichste [n] Verrat an unserem Heer».<sup>53</sup> Da er Gewalt ablehnte, bestand für ihn die einzige Alternative anscheinend in einem Akt des kol-



lektiven Aufbegehrens der Generäle gegen die katastrophale Führung Hitlers. Da er einräumte, dass die Bindungen an Hitler sowohl in der Wehrmacht als auch in der Bevölkerung generell im Jahr 1944 immer noch sehr stark ausgeprägt waren, ist nicht klar, wie er sich vorstellte, dass es zu einer derartigen kollektiven Herausforderung hätte kommen sollen.

Das erneute Aufleben der Unterstützung für Hitler persönlich und parallel dazu die lautstarken Forderungen nach harter Bestrafung der «Verräter» sowie nach einer drastischen Säuberung derjenigen, die angeblich die Kriegsanstrengungen sabotierten, verschafften dem Regime zu einem überaus kritischen Zeitpunkt neuen Auftrieb. Dadurch bot sich die von der NS-Führung nur zu bereitwillig ergriffene Gelegenheit zu einer durchgängigen Radikalisierung sämtlicher Aspekte von Regime und Gesellschaft mit dem Ziel, einem Land, das mit dem Rücken zur Wand stand, die wahren nationalsozialistischen Ideale und den nationalsozialistischen Kampfgeist einzuzulassen, die erforderlich waren, um räuberische Feinde abzuwehren.

## IV

In den Tagen nach dem gescheiterten Attentatsversuch konnten Himmler, Goebbels und Bormann ihre Macht ausweiten. Speer, der vierte Parteibarone hinter Hitler, sah sich bei der von diesem Trio beherrschten Auseinandersetzung in die Zange genommen. Dessen ungeachtet blieb er in seiner Position, als Herr über die Rüstung, immer noch unersetzlich und behielt gewaltigen Einfluss. Gemeinsam kontrollierten diese vier Männer den Großteil der Wege der Macht und trugen viel dazu bei, den Kurs des Regimes in seinen letzten Monaten zu lenken. Sie taten dies jedoch im Rahmen von Hitlers oberster Autorität, die keiner infrage zu stellen suchte. Im Gegenteil, ihre eigene Machtbasis war unmittelbar von dieser Autorität abgeleitet. Auf diese Weise blieben die Bindungen an den «Führer», die seit der Frühzeit der NS-Bewegung ein entscheidendes Element seiner charismatischen Autorität gewesen und nach 1933 zu einem konstitutiven Element des Regimes geworden waren, intakt und verhinderten

jeden Zusammenbruch von innen heraus. Die zersetzende Wirkung der charismatischen Autorität auf die staatlichen Strukturen liess ebenfalls nicht nach. Auch jetzt gab es weiterhin keine einheitliche Regierung unter Hitler. Die vier Männer agierten keineswegs als zusammenhängende Gruppe, sondern führten bis zum Letzten faktisch Krieg gegeneinander und versuchten, ihren Zugang zu Hitler dazu zu benutzen, sich um Machtpositionen zu streiten und miteinander um Ressourcen und erweiterte Kompetenzbereiche zu konkurrieren.

Den ersten bedeutenden Radikalisierungsschritt unternahm Hitler nur wenige Stunden nachdem er die Bombenexplosion in seinem ostpreussischen Hauptquartier überlebt hatte, indem er anstelle von General Friedrich Fromm Himmler zum Befehlshaber des Ersatzheers ernannte.<sup>54</sup> Das Hauptquartier des Ersatzheers war das Epizentrum der Pläne für den beabsichtigten Staatsstreich gewesen, und Fromm selbst war schon bald verhaftet und einige Monate später erschossen worden – obgleich er sich – als klar wurde, dass Hitler überlebt hatte – sogleich bemüht hatte, seine Loyalität unter Beweis zu stellen, indem er sich gegen die Verschwörer wandte und Stauffenberg und drei seiner Mitverschwörer am späten Abend des 20. Juli von einem Erschiessungskommando hinrichten liess.<sup>55</sup> Das Ersatzheer galt als der Augiasstall, der ausgemistet werden musste. Mit Himmler stand der Mann bereit, der dieser Aufgabe gewachsen war.

Allerdings war es Himmler als Chef der Sicherheitsbehörden im Reich nicht gelungen, Hitler vor dem Attentatsversuch zu schützen oder die Verschwörung aufzudecken, die dahinterstand. Diese Versäumnisse ignorierte oder übersah Hitler, als er jetzt Himmler damit beauftragte, einer zentralen Einheit der Wehrmacht seinen Stempel aufzudrücken. Wie schon bemerkt, hatte Himmler bereits einen Fuss in der Tür der Kompetenzsphäre des Ersatzheers, seit er am 15. Juli die Verantwortung für die ideologische «Erziehung» übernommen hatte. Nunmehr wurde jedoch sein Einfluss erheblich ausgeweitet, da er eine der wichtigsten Positionen in der Wehrmacht in seine Gewalt brachte, nachdem er schon die Zuständigkeit für Rüstung, Heeresdisziplin, Kriegsgefangene, Reservisten und

Ausbildung übernommen hatte. Mit dem Ersatzheer wurden fast zwei Millionen Mann im konventionellen Militärdienst der Kontrolle Himmlers unterstellt.<sup>56</sup> Das war eine bedeutende Erweiterung der auch bisher schon gewaltigen Palette seiner Befugnisse.

Himmlers Wirken machte sich schon bald bemerkbar. Er widerrief sogleich Fromms Befehle vom 20. Juli und begann, die Schlüsselpositionen in seinem neuen Reich mit vertrauenswürdigen SS-Vertretern zu besetzen; den Chef des SS-Führungshauptamts, Hans Jüttner, machte er zu seinem Stellvertreter bei der Leitung des Ersatzheers.<sup>57</sup> Danach begann er mit einer Reihe aufmunternder Ansprachen an Heeresoffiziere. Diese Reden enthielten zwar kaum spezifische Aussagen, aber sie vermittelten einen deutlichen Eindruck von dem gewandelten Klima.

Schon am 21. Juli sprach Himmler zu Offizieren, die ihm als Chef der Heeresrüstung unterstellt waren, eines Bereichs, der jetzt seinem Imperium zugeschlagen worden war. Im Jahr 1918 hatte, so begann er, die Revolte der Soldatenräte Deutschland «den Sieg gekostet». Diesmal bestand keine Gefahr, dass etwas Derartiges geschehen könnte. Die Masse des Volkes in ausgebombten Städten und Fabriken war in ihrem Verhalten von «einer unerhörten Anständigkeit» (eines von Himmlers Lieblingswörtern). Nun aber, zum ersten Mal in der Geschichte, hatte ein deutscher Oberst seinen Eid gebrochen und einen Schlag gegen seinen obersten Kriegsherrn geführt. Er habe gewusst, dass es eines Tages hierzu kommen würde, sagte er, wobei er ausweichend über die Frage hinwegging, welche Informationen über den Hintergrund der Verschwörung man vielleicht von ihm hätte erwarten können. Der Versuch, den «Führer» zu ermorden und das Regime zu stürzen, war unterdrückt worden. Es hatte jedoch eine ernste Gefahr bestanden, die mehr an Honduras oder Südamerika erinnerte als an Deutschland. Am vorangegangenen Nachmittag hatte er vom «Führer» den Auftrag erhalten, die Ordnung wiederherzustellen und die Heimatarmee zu übernehmen. Er hatte ihn angenommen «als bedingungsloser Gefolgsmann des Führers», der von sich sagte: «[I]ch habe in meinem Leben noch keine Untreue begangen und werde sie nicht begehen.» Er habe die Aufgabe als deutscher Soldat übernommen und nicht als der Oberbefehlshaber einer rivalisierenden Organisation, der Waffen-SS.

Er müsse jetzt aufräumen. Er würde, so fuhr er fort, das Vertrauen wiederherstellen und für eine Rückkehr zu Werten der Loyalität, des Gehorsams und der Kameradschaft sorgen. Manchmal müsse man durch die Hölle gehen, erklärte er, aber die oberste Führung habe starke Nerven und wisse, wie sie erforderlichenfalls brutal zu handeln hätte. Zum Schluss umriss er den Sinn des Krieges: die Bestätigung Deutschlands als Weltmacht; die Schaffung eines germanischen Reiches, das bis auf 120 Millionen Menschen anwachsen sollte und die Etablierung einer neuen Ordnung in diesem Reich. Ein «Einbruch aus Asien» würde alle 50, 100 oder 200 Jahre wiederkehren. Es werde jedoch nicht immer einen Adolf Hitler geben, der dabei helfen könne, ihn zurückzuschlagen. Es bestehe daher die Notwendigkeit, ein Bollwerk gegen künftige Angriffe zu schaffen, indem man den Osten durch deutsche Besiedlung kolonisierte. «Wir werden es lernen, fremde Völker zu beherrschen», stellte er fest. «Wir müssten uns [...] im tiefsten Innern schämen, wenn wir heute zu weich gewesen wären.»<sup>58</sup>

Zwei weitere Ansprachen, die Himmler in den folgenden Tagen vor Offizieren hielt, hatten weitgehend den gleichen Tenor: der Rückgriff auf das unheilvolle Beispiel von 1918, diesmal die Pflichterfüllung durch das Volk und fast die gesamte Wehrmacht, aber die Schande, die «ein Oberst» über das Offizierskorps gebracht habe, der Mangel an Loyalität bei manchen Offizieren und die Notwendigkeit rücksichtslosen Durchgreifens gegen die, die sich Feigheit zuschulden kommen liessen. Das Schwergewicht lag wiederum auf den Kriegszielen, die nicht infrage gestellt werden konnten – jetzt einschliesslich der Herrschaft über den Kontinent als Schutz in künftigen Kriegen durch die Ausdehnung eines Verteidigungs-glacis.<sup>59</sup> Die grenzenlose Skrupellosigkeit, die in den folgenden Monaten mehr denn je zum Markenzeichen des Reichsführers-SS werden sollte, trat in seiner Botschaft an seinen Verbindungsoffizier in Hitlers Hauptquartier, Hermann Fegelein, hervor, in der es hiess, bei Anzeichen irgendwelcher Auflösungserscheinungen in Divisionen im Osten (Erscheinungen, die er auf Unruhe zurückführte, die durch kommunistische Infiltration verbreitet würde) sollten «Auffangkommandos aus brutalsten Kommandeuren» alles erschliessen, «was das Maul aufmacht».<sup>60</sup>

Noch weiter gestärkt wurde Himmlers Autorität, sich in Angelegenheiten einzuschalten, die bis dahin Sache des Heeres gewesen waren, durch einen zusätzlichen Führererlass vom 2. August, in dem der Reichsführer-SS den Auftrag erhielt, durch radikale Umstellung «die gesamten Organisations- und Verwaltungsgrundlagen des Heeres, der Waffen-SS, der Polizei und der OT zu überprüfen und zu vereinfachen» (was bedeutete, sie zu verkleinern und so Personal zu sparen); auf diese Weise sollte Verstärkung für das Heer requiriert werden.<sup>61</sup> Die letzte dieser Gruppierungen, die Organisation Todt, war der riesiger Komplex, dessen umfangreiche Belegschaft jetzt durch die Zustimmung Speers den neuen Zugriffsmöglichkeiten des Reichsführers-SS zur Personaleinsparung ausgesetzt war.<sup>62</sup> Einschnitte bei der Heeresverwaltung, die er als aufgebläht ansah, hatten von Anfang an zu Himmlers Absichten gehört, und mit seinen Auskämmaktionen gelang es ihm, weitere 500'000 Soldaten für die Front verfügbar zu machen und 15 Volksgrenadier-Divisionen aus frischen Rekruten aufzustellen.<sup>63</sup> Mit dieser neuen Autorität beteiligte sich Himmler jetzt an dem Machtkampf, der sich an der Spitze des Regimes abspielte und bei dem es um die Kontrolle über die neue Kampagne zur Führung des totalen Krieges ging.

Als zweiter bedeutender Gewinner ging Goebbels aus den Ereignissen des 20. Juli hervor. Die entscheidende Rolle, die er bei der Niederschlagung des Aufstands in Berlin gespielt hatte, wurde von Hitler anerkannt. Unter dem Einfluss des Angriffs auf sein Leben und der Erschütterung des Systems, die dieser Anschlag darstellte, war Hitler jetzt endlich bereit, seinem Propagandaminister die Stellung zu gewähren, die dieser schon seit deutlich mehr als einem Jahr anstrebte, und ihn schliesslich zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz zu ernennen.

Das Treffen der Minister oder ihrer Vertreter unter dem Vorsitz von Lammers, das am 22. Juli stattfand, einen Tag später als ursprünglich vorgesehen, lief praktisch auf eine rituelle Akklamation von Goebbels als neuem Oberherrn des totalen Krieges hinaus.<sup>64</sup> Gleich zu Beginn der Besprechung schlug Lammers – im sicheren Wissen, dass die Reichskanzlei, deren Vorsitz er führte, durch Hitler von allen Personaleinsparungen aus-

genommen worden war – für die Aufgabe der Mobilisierung des zivilen Sektors den Propagandaminister vor. Keitel, Bormann und alle anderen Anwesenden unterstützten den Vorschlag. Goebbels sprach eine Stunde lang und schilderte ein dreifaches Problem: Es ging darum, durch Einschränkungen bei der Wehrmachtsverwaltung neues Personal zu gewinnen, die staatliche Bürokratie drastisch zu reduzieren und eine vage formulierte «Reform des öffentlichen Lebens» durchzuführen. Die Partei gehörte, das räumte Goebbels ein, nicht zu seinem Aufgabenbereich. Das war die Domäne Bormanns, die er allein zu bearbeiten hatte. Das Durchforsten des militärischen Sektors war aus den vorgeschlagenen Operationen ebenfalls ausgeklammert worden. Diese Aufgabe blieb dem neuen Befehlshaber des Ersatzheers, Heinrich Himmler, vorbehalten.

Speer, der sich Mitte Juli grosse Mühe gegeben hatte, auf totalen Krieg zu dringen, sah sich jetzt weitgehend auf die Zuschauerbank verwiesen. Seine Denkschrift vom 12. Juli fand auf Anweisung Hitlers nur wenig Beachtung, da verhindert werden sollte, dass sich die Versammlung in Details vertiefte. Als Speer sprach, stiess das von ihm erwähnte Einsparpotenzial bei der Staatsbürokratie sogar augenblicklich auf Widerspruch von Lammers und Wilhelm Stuckart, dem Staatssekretär im Reichsinnenministerium. Interessenpolitik kam sogleich ins Spiel, als Stuckart betonte, wie wenig freie Kapazitäten für Personaleinsparungen es in der Staatsbürokratie gebe. Goebbels hielt die Runde davon ab, Einzelheiten zu diskutieren, und lenkte die Aufmerksamkeit zurück auf das allgemeine Problem. Für den Propagandaminister war der totale Krieg, wie er klar ausführte, «nicht nur ein materielles, sondern auch ein hervorragend psychologisches Problem», und er räumte ein, dass die ergriffenen Massnahmen «zum Teil nur optischen Charakter» hätten. Seine Hauptsorge galt wie immer der ideologischen Mobilisierung. Die Besprechung endete erwartungsgemäss damit, dass sich Lammers einverstanden erklärte, am nächsten Tag, an dem sich die meisten der Anwesenden erneut treffen wollten, um Hitler in seinem ostpreussischen Hauptquartier zu berichten, Goebbels für die Position als Reichsbevollmächtigter vorzuschlagen.<sup>65</sup>

Goebbels war glücklich. «Alle teilnehmenden Herren», notierte er in sein Tagebuch, «sind der Meinung, dass der Führer grösste Vollmachten ausgeben muss, und zwar einerseits für die Wehrmacht, andererseits für Staat und öffentliches Leben. Vorgeschlagen werden dafür Himmler für die Wehrmacht, ich für Staat und öffentliches Leben. Bormann soll entsprechende Vollmachten bekommen, um die Partei mit in diesen grossen Totalisierungsprozess einzuspannen, und Speer habe bereits die entsprechenden Vollmachten, um den Rüstungsprozess zu intensivieren.»<sup>66</sup>

Als sich die Runde am folgenden Nachmittag in Gegenwart Hitlers wieder zusammenfand, waren Göring und Himmler ebenfalls anwesend. Göring protestierte vergeblich gegen eine weitere Beschneidung seiner Befugnisse durch die Übertragung von Angelegenheiten, die seines Erachtens eigentlich Sache der Oberbefehlshaber der Streitkräfte sein sollten, an Himmler. Hitler schaltete sich ein und gab Himmler Rückendeckung. Die gewonnenen Erfahrungen würden dann von Göring und Grossadmiral Dönitz genutzt werden können, die als Oberbefehlshaber der Luftwaffe und der Kriegsmarine für ihre Aufgabenbereiche auch weiterhin verantwortlich waren. Dieser Kompromiss wurde angenommen. Ansonsten unterstützte Hitler, der Goebbels' Denkschrift vom 18. Juli offenbar sorgfältig gelesen hatte, den Propagandaminister und dessen Vorschlag für drastische neue Massnahmen beim totalen Kriegseinsatz. «Der Führer erklärt, dass alles Debattieren um Einzelheiten keinen Zweck mehr habe», notierte Goebbels. «Es müsse etwas Grundlegendes getan werden, da wir sonst den Krieg nicht gewinnen könnten.» Der von Hitler vertretene Standpunkt war, so stellte er fest, «sehr radikal und einschneidend». Mit Worten, die in den nächsten Monaten zu einem Klischee werden sollten, sprach Hitler von der neuen Radikalisierung im Sinne einer Rückkehr zu den Wurzeln der Partei. Typisch war auch, dass er von der populistischen Annahme ausging, «dass das Volk einen totalen Krieg im umfassendsten Sinne wünsche und dass wir uns dem Willen des Volkes auf die Dauer nicht widersetzen könnten». Goebbels war von dem Ergebnis und von Hitlers geändertem Ansatz begeistert. «Es ist interessant zu beobachten», kommentierte er, «wie der Führer sich seit meiner letzten Unterre-

dung mit ihm auf dem Obersalzberg [am 21. Juni] gewandelt hat. Die Vorgänge, insbesondere am Attentatstag und die an der Ostfront, haben ihn zur Klarheit der Entschlüsse gebracht.»<sup>67</sup>

Zwei Tage später, am 25. Juli, unterzeichnete Hitler den Erlass, mit dem Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz ernannt wurde.<sup>68</sup> Goebbels war über seinen Triumph in Hochstimmung – ein weitaus grösserer Erfolg, so behauptete er, als er ihn sich vorgestellt hatte. Sein Pressesekretär Wilfred von Oven war der Meinung, er sei jetzt «im Dritten Reich der erste Mann nach Hitler».<sup>69</sup> Der Propagandaminister selbst sprach in seinem Tagebuch dreimal von einer «innere [n] Kriegsdiktatur» und gab zu verstehen, dass diese, ein begehrtes Ziel, nunmehr in seinen Händen liegen werde.<sup>70</sup> Das war ein reizvoller Gedanke, aber Goebbels war sich darüber im Klaren, dass er auch jetzt, wenngleich mit gestärkter Autorität, nur eine und nicht die einzige Quelle der Macht unter Hitler sein würde und dass er seine Macht wie immer nicht im Einklang, sondern in Konkurrenz ausüben würde. Schon allein die Formulierung des Erlasses beschränkte, wie er erkannte, die Reichweite seiner Befugnisse. Er konnte Direktiven an die «obersten Reichsbehörden» erlassen, aber alle Durchführungsbestimmungen, die ergingen, mussten mit Lammers, Bormann und Himmler (in seiner Eigenschaft als Generalbevollmächtigter für die Reichs Verwaltung, die ihm zugefallen war, als er Innenminister wurde) ausgehandelt werden. Bei Massnahmen, die die Partei tangierten, war er von der Unterstützung Bormanns abhängig. Und für den Fall, dass seine Anordnungen zu einem unlösbaren Konflikt führten, behielt sich Hitler die Autorität vor, alle erforderlichen Entscheidungen selbst zu treffen. Auf Hitlers ausdrückliche Anordnung hin gab es einige Freistellungen. Das Personal der Reichskanzlei, der Präsidialkanzlei sowie der Parteikanzlei, der Generalinspekteur des Führers für das Kraftfahrwesen sowie die Behörden, die mit der Planung des Umbaus von Berlin, München und Linz beschäftigt waren, wurden ausgenommen.<sup>71</sup> Und ein grosser Bereich, das Heer, war natürlich schon von Anfang an abgetrennt und Himmler übertragen worden.

Unerschrocken setzte Goebbels in den folgenden Wochen eine regelrechte Sturzflut von Aktivitäten in Gang, und jeden Mittag erteilte er allen



Gauleitern in einer Telfonkonferenz Anweisungen.<sup>72</sup> Er hatte mit zahlreichen Hindernissen und von Interessenpolitik geleiteten Widerständen zu kämpfen, die er nicht immer überwand. Und so drastisch seine Eingriffe auch waren, gab es doch in Wirklichkeit weniger locker geführte Bereiche der Wirtschaft, die zusätzliches Personal abgeben konnten, als er erwartet hatte, und einige seiner «Rationalisierungen» erwiesen sich als ineffizient. In manchen Fällen griff Hitler selbst ein, um die Einschnitte zu beschränken, die Goebbels durchsetzen wollte. Über Bormann forderte er den Propagandaminister dazu auf, in jedem einzelnen Fall zu erwägen, ob der Zweck die Mittel rechtfertige, sofern dabei beträchtliche Störungen für öffentliche Dienste wie etwa die Postzustellung zur Debatte standen.<sup>73</sup> Gleichwohl brachte Goebbels bis Oktober fast eine halbe Million und bis zum Jahresende etwa eine Million Mann zusätzlich zusammen.<sup>74</sup> Viele davon waren allerdings keineswegs militärtauglich, und ihr Zugang glich die deutschen Verluste an der Front im gleichen Zeitraum nicht aus.

Als Mittel, um der massiven zahlenmässigen Überlegenheit der Alliierten zu begegnen, war Goebbels' totaler Kriegseinsatz, bei dem die letzten Reste der Ressourcen zusammengekratzt wurden, offensichtlich zum Scheitern verurteilt. Doch im Hinblick auf die Verlängerung des Krieges und darauf, Deutschland, das sich dem Desaster an allen Fronten gegenüber sah, zur Fortsetzung des Kampfes zu befähigen, spielte die Mobilisierung zum totalen Krieg, die Goebbels' neuen Befugnissen entsprang, gewiss eine Rplle. Durch seine Massnahmen wurde die deutsche Bevölkerung mehr denn je unterdrückt, eingezwängt und kontrolliert. Nur wenige Menschen wurden innerlich dauerhaft begeistert. Die meisten hatten, sofern sie keine Freistellung erwirken konnten, kaum eine andere Wahl, als den neuen Forderungen nachzukommen. Erschütterung, Atomisierung und Resignation waren gewöhnlich die Folgen. Auch wenn die Neigung zum immer verzweifelteren Kampf nachliess, blieb kaum Raum für Alternativen.

Martin Bormann, der Chef der Parteiverwaltung, war der dritte grosse Gewinner der militärischen Katastrophen des Sommers und insbesondere der Radikalisierung des Regimes, zu der es nach dem Schock des Anschlags auf Hitler gekommen war. Er nutzte die entstandene Krisen-

atmosphäre dazu, die Partei neu zu beleben und ihre Macht massiv zu erweitern – und seine eigene Macht und seinen Einfluss gleich mit.<sup>75</sup> Bereits vor dem Attentatsversuch hatte er damit begonnen, die Parteiorganisation zu durchforsten, um Personal für die Wehrmacht oder die Rüstungsindustrie verfügbar zu machen.<sup>76</sup> Goebbels' Initiative für den totalen Krieg kam ihm daher gerade recht, und er konnte sie zu seinem Vorteil wenden. Goebbels richtete in Berlin einen relativ kleinen Koordinationsstab ein, sah aber vor, dass die entscheidende Arbeit des Einsatzes für den totalen Krieg durch die Parteidienststellen auf regionaler Ebene geleistet werden sollte. Das war Wasser auf Bormanns Mühlen. Er konnte das geänderte politische Klima nutzen, um die Macht der Gauleiter in den Regionen auf Kosten der staatlichen Bürokratie zu stärken.

Als Reichsverteidigungskommissare (RVK) besaßen die Gauleiter bereits die Vollmacht, in Angelegenheiten tätig zu werden, bei denen es mutmasslich um Fragen der Reichsverteidigung in ihrer Region ging. Diese Vollmacht war eine Woche vor dem Anschlag durch einen Erlass Hitlers erweitert worden, in dem er für die Zusammenarbeit von Wehrmacht und Partei in einem militärischen Operationsgebiet innerhalb des Reiches Richtlinien erliess, die sich später als unklar erwiesen. Dieser Erlass machte den Weg dafür frei, dass sich die Reichsverteidigungskommissare in den Operationsgebieten in wichtige Fragen wie etwa die Evakuierung der Zivilbevölkerung und die Lähmung oder Zerstörung von Industrieanlagen einmischen konnten.<sup>77</sup> Bormann war nunmehr in der Lage, in einer faktisch permanenten Krise unter dem Deckmantel des totalen Krieges ihre Befugnisse beträchtlich auszuweiten, und er ermächtigte sie, in Bereichen, die zuvor ausserhalb ihres Tätigkeitsbereichs gelegen hatten, der staatlichen Verwaltung Direktiven zu erteilen.<sup>78</sup> Die Gauleiter, die ihre Position allesamt dadurch erlangt hatten, dass sie bereit waren, ihre Ellenbogen zu gebrauchen, leisteten der Einladung, ihr Gewicht mehr denn je geltend zu machen, nur zu bereitwillig Folge.<sup>79</sup>

Die hiermit einhergehende Dezentralisierung der Macht war jedoch nur eines von mehreren Elementen der Politik der «Partifizierung», wie man sie etwas ungeschickt genannt hat.<sup>80</sup> Zwar stärkte Bormann den Gaulei-

tern gegenüber den staatlichen Stellen den Rücken, aber er war darauf bedacht, die Kontrolle der Parteikanzlei über die Regionalhauptlinge auszuweiten und in wichtigen politischen Angelegenheiten alle Zügel der Autorität selbst in der Hand zu behalten. Die Vorherrschaft der Partei, die mit seiner Rückendeckung in den Regionen etabliert war, spielte sich auch in der zentralen Verwaltung ab: Immer mehr verdrängte die Parteikanzlei die Reichskanzlei unter Lammers von wichtigen Politikfeldern. Lammers' Amt als Chef der Reichskanzlei, das als Bindeglied zwischen den Reichsministern und Hitler einst so wichtig gewesen war, verlor nun alle Bedeutung und fungierte fortan als ein besserer Briefkasten und Verteilungsstelle für Befehle, die Bormann erteilt hatte. Lammers, der völlig in den Hintergrund gedrängt war, sollte Hitler im September zum letzten Mal sehen.<sup>81</sup> Voller Verzweiflung war er vom März des Folgejahres an arbeitsunfähig und befand sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs.<sup>82</sup> Doch schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 gab es keine Zentralregierung im eigentlichen Sinne mehr. Bormann hatte die Reichsverwaltung usurpiert und verband seine Kontrolle über die Partei mit seiner Nähe zu Hitler, um sich im Führerhauptquartier ein verstärktes Machtzentrum zu schaffen.

Dieses Machtzentrum war in der Tat zwar wichtig, aber nicht das einzige. Als das Reich zu zerfallen begann, schuf die «Partifizierung» auf Kosten der staatlichen Bürokratie weder eine stromlinienförmige Verwaltung noch eine alternative Zentralregierung. Was sie jedoch bewerkstelligte, war die Erhöhung der Organisationsfähigkeit der Partei und vor allem die massive Stärkung der Kontrolle der Partei über Staat und Gesellschaft.<sup>83</sup>

Die Schlüsselstellungen, die Himmler, Goebbels und Bormann in der NS-Bewegung einnahmen, befähigten sie dazu, sich nach der gescheiterten Stauffenberg-Verschwörung unter schrillen Rufen von Verrat und Durst nach Rache das Krisenklima zunutze zu machen, um ihre eigene Macht zu festigen. Speer hingegen verfügte in der Partei über keine Position und kein besonderes Ansehen. Ihm fehlte sowohl eine populistische Ader, wie Goebbels sie instinktiv besass, als auch die organisatorische Basis Himmlers oder Bormanns. in seiner Art war er viel mehr ein Tech-

nokrat der Macht als ein Parteiaktivist. Bei dem Versuch, Hitler dazu zu überreden, radikale Massnahmen für den totalen Krieg zu ergreifen, hatte er sich mit Goebbels zusammengetan. Das war jedoch geschehen, bevor die Bombe Stauffenbergs hochgegangen war. Seine Hoffnung, die Kontrolle über das ganze Feld der Heeresrüstung zu erlangen, zerschlug sich sogleich, als Himmler zum Befehlshaber des Ersatzheers ernannt wurde. Unmittelbar nach dem Attentatsversuch musste Speer sogar Verdächtigungen entgegentreten, er selbst sei in den Anschlag verwickelt gewesen.<sup>84</sup> Und bei den rasch ergriffenen Massnahmen zur Einsetzung eines Bevollmächtigten für den totalen Krieg waren Goebbels' Populismus und sein Elan der Stimmung Hitlers entgegengekommen, während Speers trockenere Einschätzung der Erfordernisse der Rüstungsindustrie in den Hintergrund gedrängt wurden. Bormanns Kontrolle über den Parteiapparat und seine Bemühungen, den Tätigkeitsbereich der Gauleiter in ihrer Funktion als Reichsverteidigungskommissare auszuweiten, schwächten Speer ebenfalls, da seine eigene Rüstungskampagne durchgängig mit den gewachsenen Interessen der Gauleiter der Partei und ihren häufigen Interventionen auf regionaler Ebene kollidierte.

Überdies sah sich Speer, als dann die Kampagne für den totalen Krieg im Gange war, rasch mit seinem ehemaligen Verbündeten Goebbels und dem neuen Bündnis konfrontiert, das der Propagandaminister mit Bormann geschmiedet hatte, der sich gewöhnlich der Rückendeckung durch Hitler versichern konnte. Die naheliegende Frage der Anforderungen an das knappe Personal, das durch die verschiedenen «Rationalisierungs»-Massnahmen bereitgestellt wurde – ob es der Wehrmacht oder der Rüstungsproduktion zur Verfügung gestellt werden sollte –, hatte man in der Zeit der kurzlebigen Achse Goebbels-Speer wie gewohnt umgangen. Nachdem das Problem der Macht über den totalen Kriegseinsatz geklärt war und die Frage der Zuteilung des Personals akut wurde, sah sich Speer in der Defensive.<sup>85</sup> Beim Kampf für seinen eigenen Bereich hatte er sich mächtige Feinde gemacht. Der lakonische Kommentar, den Goebbels über den Rüstungsminister abgab, kurz nachdem er die Schlacht gewon-

nen hatte, lautete: «Ich glaube, wir haben diesen jungen Mann etwas zu gross werden lassen.»<sup>86</sup>

Das Ansehen, das Speer bei Hitler genoss, hatte sich ebenfalls abgeschwächt. Es war nicht allein so, dass er nicht mehr so eindeutig wie früher Hitlers Favorit war; er hatte auch gegen den zunehmenden Einfluss seines eigenen ehrgeizigen Untergebenen Karl Otto Saur, des Chefs des Technischen Amtes in Speers Ministerium, zu kämpfen, dem Hitler Anfang des Jahres die Zuständigkeit für die Luftverteidigung übertragen hatte. Gleichwohl sollte man Speers relativen Machtverlust in den oberen Rängen des Regimes – den der ehemalige Rüstungsminister für die Nachwelt unbedingt unterstreichen wollte – nicht so interpretieren, als sei er aus allen bedeutenden Einflussphären hinausgedrängt worden. In Wirklichkeit hatte er auch weiterhin eine entscheidende Position an der Schnittstelle von Militär und Industrie inne. Das Militär brauchte die Rüstungsgüter, die er zur Verfügung stellte. Die Industrie brauchte seine Antriebskraft, um die Waffen unter erheblichen und zunehmenden Schwierigkeiten herzustellen. Auch noch so viel Propaganda oder Repression vonseiten der Populisten und Einpeitscher der Partei war nicht in der Lage, der Wehrmacht Waffen zu liefern.

Am 1. August hatte Speer überdies sein bereits weitläufiges Imperium noch ausdehnen können, als Göring gezwungen wurde, ihm die Kontrolle über die Rüstungsproduktion der Luftwaffe zu übergeben.<sup>87</sup> Ungeachtet der internen Kämpfe, die Speer im Machtdschungel des Dritten Reiches in der Phase des unaufhaltsamen Niedergangs ausfechten musste, blieb er für Hitler und das Regime unentbehrlich. In einem Schreiben an Hitler behauptete Speer kurz vor Kriegsende: «Ohne meine Arbeit wäre der Krieg vielleicht 1942/1943 verloren gewesen.»<sup>88</sup> Mit dieser Einschätzung hatte er sicher recht. Seine Leistungen bilden ein wichtiges Element der Antwort auf die Frage, wie Deutschland so lange durchhalten konnte.<sup>89</sup> Insofern war Speer ungeachtet einer Schwächung seiner internen Position ein unentbehrliches – möglicherweise sogar das wichtigste – Mitglied des Quadrumvirats, das Deutschlands Weg in den letzten Monaten des Dritten Reiches in den Abgrund lenkte.

## V

Die gemeinsamen Bemühungen des Quadrumvirats hätten kaum Erfolg gehabt, wenn die Streitkräfte Zeichen von Unzufriedenheit gezeigt hätten und in ihrer Rückendeckung für das Regime schwankend geworden wären. Wir sahen jedoch bereits, dass die militärischen Führer bei den schockierten Reaktionen auf Stauffenbergs Attentatsversuch mehr denn je darauf bedacht waren, ihre Treue zu Hitler zu beweisen und sich vom Aufstand gegen das Regime abzusetzen. Der Erzloyalist Jodl, der einen Kopfverband trug, nachdem er bei der Bombenexplosion leicht verletzt worden war, war zutiefst erschüttert; er gab den Ton an. Er erklärte Goebbels, die loyalen Generäle, mit denen Hitler unmittelbar arbeite, würden ihm dabei helfen, «die Defaitisten, Putschisten und Attentatsvorbereiter rücksichtslos zur Strecke zu bringen».<sup>90</sup> So empört war er über den «Verrat» von innen, dass er sich dafür aussprach, den Generalstab völlig aufzulösen.<sup>91</sup> «Der 20.7. war», so erklärte er Offizieren des Einsatzstabes der Wehrmacht, «der schwärzeste Tag, den die deutsche Geschichte bisher gesehen hat», schlimmer noch als der 9. November 1918, «einmalig in seiner Ungeheuerlichkeit». Nun würde an den Verantwortlichen erbarmungslose Vergeltung geübt werden. «Nach der Ausmerzung alles Faulen» würde es eine neue Einheit geben. «[S]elbst, wenn uns das Glück nicht hold sein sollte, dann müssten wir entschlossen sein, uns als die Letzten mit der Waffe um den Führer zu scharen, damit wir vor der Nachwelt gerechtfertigt sind.»<sup>92</sup> Jodl ersuchte die anwesenden Offiziere um eine persönliche Loyalitätsbezeugung; sie sollten ihre Verpflichtung, ihr Schicksal mit dem «Führer» zu teilen, mit einem Handschlag besiegeln.<sup>93</sup>

Die Furcht vor jeglicher Verbindung zu den Verschwörern und die entsetzlichen Folgen, welche die Entdeckung solcher Kontakte nach sich gezogen hätte, spielten bei den erneuten Bemühungen, unerschütterliche Loyalität zu zeigen, natürlich eine bedeutende Rolle. Doch die Unterstützung für Hitler und die Brandmarkung des Verrats der Militärs an ihrem Oberbefehlshaber und Staatsoberhaupt waren grösstenteils spontan und echt. Gleichwohl überliessen Hitler und die Führung des Regimes nichts dem Zufall. Die gehässigen Äusserungen über das Offizierskorps, die von

Parteifanatikern ausgestossen wurden und die Bormann sogar noch mässigen musste, schufen jetzt genau die richtige Atmosphäre, in der sich neue Kontrollen einführen und neue Anstrengungen unternehmen liessen, um die ideologische Indoktrination des Heeres zu verbessern. Als am 23. Juli anstelle des militärischen Saluts der Gruss «Heil Hitler» eingeführt wurde (die Initiative hierzu war nicht von Hitler, sondern von den Oberbefehlshabern der Streitkräfte ausgegangen), war dies ein äusserliches Zeichen für die verstärkten Bindungen an den «Führer».<sup>94</sup>

Der erste Schritt, den Hitler nur wenige Stunden nach dem Attentatsversuch unternahm, bestand darin, in einem Bereich die Ordnung wiederherzustellen, den er schon lange vor der Verschwörung als den grössten Schwachpunkt des Heeres angesehen hatte. Seit dem Zusammenbruch Zeitzlers Anfang Juli hatte das Heer eigentlich keinen Generalstabschef mehr besessen. Da ganz konkret die Gefahr drohte, dass die Rote Armee nach Ostpreussen einbrach, brauchte man unbedingt einen neuen Chef. Und da in Hitlers Augen der Ursprung des Krebsgeschwürs, das zu dem Aufstandsversuch geführt hatte, in diesem entscheidenden Zentrum der Einsatzplanung des Heeres gelegen hatte, war ein verlässlicher neuer Chef unbedingt erforderlich, um den Generalstab sowohl militärisch effizient als auch politisch zuverlässig zu machen. Der Mann, den Hitler zunächst ausgewählt hatte, General Walter Buhle, war bei dem Attentatsversuch verletzt worden. Hitler griff daher zu dem ausserordentlich erfahrenen und angesehenen Panzerspezialisten Heinz Guderian, der seit Anfang 1943 Generalinspekteur der Panzertruppe war. Guderian war ein glühender Nationalist und Antikommunist, eine ausserordentlich schwingvolle und dynamische Persönlichkeit, äusserst überzeugend in seinen Ansichten und ein kühner Stratege. Er hatte erheblich dazu beigetragen, Hitler, den er in früheren Jahren ausserordentlich bewundert hatte, vom taktischen Wert konzentrierter und rascher Panzerattacken für die moderne Kriegführung zu überzeugen. Gelobt worden war er für den grossen Panzervorstoss durch die Ardennen im Jahr 1940, der beim spektakulären Zusammenbruch der alliierten Streitkräfte in Frankreich eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Ein Jahr später hatten seine Panzertruppen die Speer-

spitze bei den zunächst bemerkenswerten Vormärschen in Russland gebildet. Konflikte über taktische Fragen mit dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Hans Günther von Kluge, und Guderians aufbrausendes Temperament hatten dazu geführt, dass er in der Winterkrise 1941 entlassen wurde. Im Februar 1943 jedoch, im Gefolge einer weiteren Krise, der Katastrophe von Stalingrad, hatte Hitler ihn zurückgerufen. Zwar betrachtete Guderian die Kriegführung Hitlers mit zunehmender Skepsis, weshalb die Verschwörer an ihn herangetreten waren, aber er hatte sich im folgenden Jahr von der Verschwörung ferngehalten und verurteilte den Anschlag Stauffenbergs auch noch nach dem Krieg. Mit Sicherheit erhielt diese Personalie auch die Zustimmung Goebbels'. Der Propagandaminister schrieb über ihn, «an Treue zum Führer [lasse] er sich von niemandem übertreffen».<sup>95</sup> Bei seinen Verhandlungen mit Hitler sollte Guderian in den folgenden Monaten lernen, dass Loyalität und solides militärisches Urteil selten Hand in Hand gingen. Nach seiner Ernennung am 21. Juli gab er sich jedoch Mühe, seine loyale Einstellung hervorzukehren und in einem fast völlig umgebauten Generalstab, dessen bisherige Mitglieder zu einem so grossen Teil unter dem Verdacht der Beteiligung an der Verschwörung verhaftet worden waren, unbedingte Treue durchzusetzen. Rasch brandmarkte er die von ihm als Defätismus und Feigheit charakterisierten Einstellungen, die zur Entehrung des Generalstabs geführt hätten, und garantierte ein Offizierskorps, das nun völlig loyal zum «Führer» stehe. Einer der ersten Schritte, die er unternahm, bestand darin sicherzustellen, dass nicht mehr nur das hohe Qualifikationsniveau gefordert wurde, das man mit dem Generalstab, der «intellektuellen Elite» des Heeres, verband, sondern auch die ideologische Verpflichtung auf nationalsozialistische Ideale. Am 29. Juli erliess er den Befehl, jeder Generalstabsoffizier müsse ein Nationalsozialistischer Führungsoffizier (NSFO) sein, das heisst, er müsse sich «durch vorbildliche Haltung in politischen Fragen, durch tätige Unterweisung und Belehrung jüngerer Kameraden im Sinne des Führers auf dem politischen Gebiet ebenso als Angehöriger der «Auslese der Besten» zeigen und bewähren, wie auf dem Gebiet der Taktik und Strategie».<sup>96</sup> Nachdem der Generalstab



in den Augen der Regimeführung katastrophal und verbrecherisch versagt hatte, war er jetzt in besonderem Masse einer Nazifizierung ausgesetzt. Aus dieser Richtung waren keine weiteren Äusserungen von Verdrossenheit zu erwarten.

Hitler hatte im Dezember 1943 im Oberkommando der Wehrmacht ein Korps von NS-Führungsoffizieren eingerichtet und es General Hermann Reinecke unterstellt. Die Aufgabe dieses Korps bestand darin, den Soldaten, die, wie er fürchtete, durch subversive sowjetische Propaganda beeinflusst wurden, den NS-Geist einzuflössen. Für Hitler und die Regimeführung war dies der Weg zum Sieg.<sup>97</sup> Im Offizierskorps hatte man für die neue Institution nicht viel übrig, und den NS-Führungsoffizieren fiel es schwer, Anerkennung zu finden. Der gescheiterte Aufstand vom Juli 1944 veränderte die Lage dramatisch.<sup>98</sup> Nicht, dass die NSFOs von der Mehrzahl der Soldaten jetzt mit offenen Armen empfangen worden wären oder dass man ihre Botschaft freudig begrüsst und sie sich zu Herzen genommen hätte. Im Gegenteil: Ihre Anwesenheit rief häufig Groll hervor, und ihre anfeuernden Ansprachen stiessen oft auch jetzt noch auf taube Ohren. Gleich wohl war ein grosser Teil der Massenbasis der Wehrmacht nach wie vor potenziell für NS-Ideale empfänglich, denn etwa jeder dritte einfache Soldat war Mitglied oder ehemaliges Mitglied einer Gliederung der Partei.<sup>99</sup>

Jedenfalls bedeuteten die neuen Umstände, dass es jetzt keinen Schutz vor dem erweiterten Einsatz dieser militärischen Missionare der NS-Ideologie mehr gab. Ihr Chef, General Reinecke, wies im August auf die Möglichkeiten hin: «Mit dem Ausmerzen der Verräter sind die letzten Widersacher einer entscheidenden Politisierung der Wehrmacht beseitigt. Es darf nunmehr für die NS-Führungsarbeit keine Hindernisse mehr geben.»<sup>100</sup> Bis Ende 1944 waren über 1'000 hauptamtliche und nicht weniger als 47'000 nebenamtliche NS-Führungsoffiziere, die meisten davon Parteimitglieder, in der Wehrmacht tätig. Ihre Aufgabe bestand darin, die Soldaten zu einem «unbändigen Vernichtungswillen und zum Hass» zu erziehen.<sup>101</sup>

Die «Richtlinien für die NS-Führung», die am 22. Juli verteilt wurden, gestatten einen Einblick in das Ausmass der Indoktrination. Die Soldaten sollten umfassend über «den feigen Mordanschlag auf den Führer» und

die Ereignisse des 20. Juli informiert werden. Die Ansprachen, die Hitler, Göring und Dönitz an jenem Abend gehalten hatten, sollten verlesen werden. Allen Soldaten sollte klar sein, dass jedes Zeichen der Insubordination mit dem Tod bestraft werden würde. Jeder ehrliche, pflichtbewusste Soldat sollte sich in der Pflicht sehen, so stark wie möglich gegen «Symptome eines unsoldatischen und unehrenhaften Verhaltens einzuschreiten». Das nationalsozialistische Deutschland würde wissen, wie es eine Wiederholung des Dolchstosses von 1918 oder eines Vorgangs wie «des kläglichen Verrats in Italien» (beim Sturz Mussolinis im Juli 1943) zu verhindern hätte. Allein die vereinte Stärke aller Deutschen könne die Bedrohung für ganz Europa abwenden, die von den Feinden des Reiches ausgehe. Nur ein Mann könne Deutschland vor dem Bolschewismus und damit vor der Vernichtung retten: «unser Führer Adolf Hitler!» Die Botschaft lautete daher, umso fester und inbrünstiger hinter dem «Führer» zusammenzustehen und noch fanatischer zu kämpfen.<sup>102</sup>

Eine verhängnisvolle, bleibende Folge des Bombenanschlags war die Beseitigung jeglicher Möglichkeit, dass die Streitkräfte in den letzten Monaten des Dritten Reiches zu einem Träger des Regimewandels wurden. An der Spitze des militärischen Systems im Oberkommando der Wehrmacht standen Keitel und Jodl nach wie vor hundertprozentig hinter Hitler und waren ihm in einer Weise emotional verpflichtet, die über ihre funktionale Stellung hinausging. Wilhelm Keitel, hochgewachsen und gut gebaut, Offizier im Ersten Weltkrieg und ausgezeichnete Organisator mit langjährigen Erfahrungen in der Heeresverwaltung, war von Hitler zutiefst beeindruckt, seit er ihm 1933 erstmals begegnet war. Bei der vollständigen Reorganisation der Wehrmachtsführung Anfang 1938 hatte Hitler nach der Einrichtung des OKW Keitel zu dessen Verwaltungschef gemacht. Danach war dieser, dem die Unterwerfung unter den Willen des Herrschers seit Langem zur zweiten Natur geworden war, Hitler völlig hörig – und das in solchem Masse, dass man ihn vielfach als blossen Lakaien des «Führers» verspottete. Alfred Jodl, ein grosser, schon etwas kahlköpfiger Bayer, hatte ebenfalls als Offizier im Ersten Weltkrieg und wie Keitel auch während der Weimarer Republik in der kleinen deutschen

Reichswehr gedient. in Einsatzplanung gut beschlagen, war er 1939 unmittelbar vor dem Einmarsch in Polen zum Chef des Wehrmachtsführungsstabs ernannt worden und hatte Hitler einige Monate später mit dem Beitrag beeindruckt, den er im Frühjahr 1940 zur Planung der Invasion in Skandinavien und danach zur Hauptoffensive im Westen geleistet hatte. Jodl selbst war während des grossen Sieges über Frankreich voller Bewunderung für Hitlers Führung gewesen. Für ihn war Hitler ein Genie – und auch wenn es später Meinungsverschiedenheiten mit ihm über taktische Fragen gab, änderte er seine Meinung diesbezüglich nicht.

Jenseits des OKW konnte der Generalstab des Heeres unter Guderian keine Herde von Verdrossenheit mehr ausbrüten. Von der Luftwaffe unter dem Kommando Görings war nichts als Ultraloyalität zu erwarten. Und die Kriegsmarine wurde von dem radikal regimetreue eingestellt Grossadmiral Dönitz geführt. Nachdem jetzt das Ersatzheer unter Himmels straffer Kontrolle stand und der Generalstab gesäubert und auf Vordermann gebracht worden war, liessen sich erneute Bemühungen, sich dem selbstzerstörerischen Kurs der NS-Führung von den beiden Sphären her entgegenzustellen, die in engster Verbindung zum Attentatsversuch gestanden hatten, zunächst ausschliessen. Und von den höchsten Generälen, den Oberbefehlshabern an der Front oder den ihnen untergebenen Offizieren war keine Rebellion zu erwarten.

Der bedeutendste Zauderer unter den Befehlshabern einer Heeresgruppe, Generalfeldmarschall von Kluge, Oberbefehlshaber West, hatte sich der Widerstandsbewegung gegenüber unschlüssig gezeigt und sich schliesslich von den Verschwörern abgewendet, war aber dennoch in Hitlers Hauptquartier unter schweren Verdacht geraten. Er sollte sich einige Wochen später, immer noch unter Loyalitätsbeteuerungen gegenüber dem «Führer», das Leben nehmen. Dissidente Offiziere in Paris, Wien und Prag waren der Säuberung, die auf den niedergeschlagenen Aufstand folgte, zum Opfer gefallen.<sup>103</sup> Die übrigen Befehlshaber von Heeresgruppen und führenden Generäle waren ungeachtet ihrer Unzufriedenheit mit Hitlers Befehlen stramm loyal und blieben es auch. Generalfeldmarschall von Rundstedt und Generaloberst Guderian waren – Letztere angeblich

unter grossem Zögern, wie er später behauptete – Mitglieder des «Ehrenhofs», welcher Offiziere, die in den Bombenanschlag verwickelt waren, aus dem Heer aussties und sie dem «Volksgerichtshof» und dessen berüchtigtem Vorsitzenden Roland Freisler auslieferte.

Generalfeldmarschall Walter Model, der zu verschiedenen Zeiten Oberbefehlshaber dreier Heeresgruppen im Osten war, ein ausgezeichnete Taktiker, guter Organisator und strenger Vorgesetzter, der bei einer Reihe von Anlässen Hitler die Stirn geboten hatte, aber bei dem Diktator nach wie vor in hohem Ansehen stand, betrachtete sich als reinen Berufssoldaten, der mit Politik nichts zu tun hatte. Doch wie immer das Selbstbild des unpolitischen Soldaten aussehen mochte – eine Verblendung, die er mit anderen Generälen teilte –, er handelte natürlich politisch in einem System, das alles andere ausschloss. Er weigerte sich am 20. Juli, der Behauptung der Verschwörer zu folgen, dass Hitler tot sei, war der erste militärische Führer, der dem Diktator eine Ergebenheitsadresse sandte, als er von dessen Überleben hörte, und er wurde in seiner Unterstützung niemals wankend.<sup>104</sup> Ende Juli suchte er mit einer Kombination von erneutem Vertrauen auf Hitler und direkter Furcht die schwankende Moral und Disziplin der am Boden zerstörten Heeresgruppe Mitte, die 350'000 Mann – gefallen oder in Gefangenschaft geraten – verloren hatte, wiederherzustellen. «Der Feind steht an Ostpreussens Grenzen!», hiess es in seiner Verlautbarung an die Truppe. Seine eigenen Männer hielten jedoch immer noch eine Stellung, die sie dazu befähigte, «den heiligen Boden des Vaterlandes [zu] verteidigen» und «Mord, Brand, Plünderung von deutschen Dörfern und Städten fern [zu] halten», wie der «Führer», das Volk und die an anderen Fronten kämpfenden Kameraden erwarteten. «Feiglinge haben keinen Platz in unseren Reihen», fuhr er fort. «Wer wankt, hat sein Leben verwirkt. Es geht um unsere Heimat, um unsere Frauen und Kinder.» Mit der intensiven Konzentration aller Kräfte liess sich die zeitweilige Überlegenheit des Feindes an Menschen und Material bekämpfen. Die neuen Verantwortlichkeiten, die Himmler und Goebbels übertragen worden waren, hatten hierfür alle erforderlichen Voraussetzungen geschaffen. Er

schloss mit den Worten: «Kein Soldat der Welt darf gerade besser sein als wir Soldaten unseres Führers Adolf Hitler! Heil unserem geliebten Führer!»<sup>105</sup>

Wenn jedes einzelne dieser Beispiele die Zersetzung des militärischen Professionalismus im Dritten Reich illustriert, dann zeigt das letzte mit Generaloberst Ferdinand Schörner einen Befehlshaber anderen Typs, fanatisch loyal aus tief sitzender nationalsozialistischer Überzeugung, einen Mann, der an den «Triumph des Willens» und an die Notwendigkeit einer geistigen Revolution im Heer glaubte.<sup>106</sup> Ein Indiz für Schörners eingestanden Fanatismus war, dass er im März 1944 kurze Zeit als «Chef des NS-Führungsstabes des Heeres» gedient hatte, der für die Koordination der Beziehungen zwischen Militär und Partei verantwortlich war.<sup>107</sup> Nachdem er am 23. Juli zur Heeresgruppe Nord versetzt worden war, führte er dort eine gewalttätige innere Disziplin ein, die beispiellos war und wie auf seinen anderen Kommandostellen zu unzähligen Hinrichtungen wegen «Feigheit», «Defätismus» und Fahnenflucht führte. Von Anfang an machte er klar, dass schon die geringsten Anzeichen von Ungehorsam erbarmungslos bestraft werden würden. In einer frühen Verlautbarung an seine Generäle legte er seine Überzeugung dar, dass «mit taktischen Massnahmen allein der Krieg nicht zu gewinnen» sei. Nun, da sich der Feind den deutschen Grenzen näherte, waren in zunehmendem Mass Glaube, Loyalität und Fanatismus erforderlich. Es war ein «Existenzkampf», bei dem «Sieg oder Untergang» die einzigen Alternativen waren. Um «diese asiatische Flutwelle», wie er den sowjetischen Vormarsch nannte, aufzuhalten, war der Glaube an den Sieg «die stärkste Lebensmacht». Schörner beendete sein Kommuniqué mit den Worten: «Heil dem Führer!»<sup>108</sup> Zehn Jahre nach dem Krieg beschrieb ein Offizier, der unter Schörner gedient hatte, ihn als einen Mann, der «Energie durch Brutalität, operative Wendigkeit durch starre Verteidigungsprinzipien, Verantwortungsbewusstsein endlich durch Gewissenlosigkeit zu ersetzen versuchte».<sup>109</sup> Bei einer derart skrupellosen Führung war das leiseste Zeichen von Aufsässigkeit, von Meuterei ganz zu schweigen, gleichbedeutend mit Selbstmord.

Ganz abgesehen von ihrer persönlichen Treue zu Hitler und unabhängig von der individuellen Ausprägung ihrer Ansichten über seine Krieg-

führung oder über die Aussichten Deutschlands betrachteten es diese und andere führende Generäle als ihre unbedingte Pflicht, alles zu tun, was sie konnten, um das Reich gegen das Eindringen des Feindes zu verteidigen. Hier vermengten sich NS-Wertvorstellungen oft unterschwellig mit altmodischem Patriotismus. Als der Druck an den Fronten im Osten, Westen und Süden unerbittlich zunahm, hatten die Feldkommandeure kaum Zeit für andere Dinge als dringende militärische Fragen. Wären sie sich einig gewesen und hätten sie sogar davon geträumt, einen weiteren Putsch zu inszenieren, um der sich bedrohlich abzeichnenden Katastrophe ein Ende zu bereiten, dann hätte es sich als unmöglich erwiesen, ihn zu organisieren. Gleiches hätte dafür gegolten, Hitler mit einem Ultimatum zu konfrontieren, entweder abzutreten oder Friedensverhandlungen aufzunehmen. In der Praxis kamen derartige Gedanken der militärischen Elite jedoch nie in den Sinn. Jodl fasste die Haltung an der Spitze des militärischen Establishments so zusammen: «Nur gut, dass durch die alliierte Forderung auf bedingungslose Kapitulation allen Feiglingen der Weg verlegt ist, um nach einem politischen Ausweg zu suchen.»<sup>110</sup> Alles Menschenmögliche zu tun, um die Zerstörung des Reiches zu verhindern, wurde als fragloses Gebot angesehen. Mit dem Festhalten an einem solchen Ziel sorgten die Generäle natürlich dafür, dass genau diese Zerstörung stattfand.

## VI

In einer Zeit, da Deutschland durch eine katastrophale militärische Niederlage erschüttert wurde und zugleich wegen der Überlegenheit der feindlichen Kräfte, der Kriegführung Hitlers und der Aussichten für Deutschlands Zukunft immer stärkere Befürchtungen aufkamen, hatte der gescheiterte Anschlag und Putsch die Wirkung, das Regime zu stärken – zumindest kurzfristig. In der Folgezeit änderten sich Mentalitäten, Kontrollstrukturen und Handlungsmöglichkeiten allesamt.

Die Einstellungen wurden angepasst – und bis zu einem gewissen Grad neu geformt. Hitler selbst hatte sich verändert. Sein Verfolgungswahn war unterschwellig immer präsent gewesen. Nun kannte er keine Gren-

zen. Überall witterte Hitler Verrat. Verrat lieferte ihm die Erklärung für militärisches Versagen und für alle Spuren von Erscheinungen bei den Menschen seiner Umgebung, die er als Schwäche auslegte. Das entthob seine narzisstische Persönlichkeit jeder Notwendigkeit, sich Gedanken über den eigenen Anteil an der Katastrophe zu machen. «Wer mir von Frieden ohne Sieg spricht, der verliert seinen Kopf, ganz gleichgültig, wer er ist oder wo er steht», soll er späteren Behauptungen zufolge wiederholt drohend zu den Menschen in seiner Umgebung gesagt haben, als die Fronten zusammenbrachen.<sup>111</sup> Eine derartige Mentalität an der Spitze des Regimes sickerte nach aussen und nach unten. Blinde Wut, nicht nur auf die Verschwörer, sondern auch auf das Offizierskorps als Ganzes, beflügelt von einer hasserfüllten Tirade Robert Leys, des Leiters der Deutschen Arbeitsfront und Organisationsleiters der NSDAP, der sich für die Ausrottung der Aristokratie aussprach (die er als «dreckige, blaublütige Hunde» beschrieb) – viele der Verschwörer waren adliger Herkunft –, floss in diesen Tagen durch die Adern der Parteifanatiker, schwappte aber auch in die breitere Öffentlichkeit über.<sup>112</sup> Im Interesse der Aufrechterhaltung seiner Kontrolle musste Bormann diese Tendenzen sogar noch mässigen, anstatt Öl ins Feuer zu giessen.<sup>113</sup> Weise und vorsichtige Stimmen bewahrten Stillschweigen. Anzeichen von allem, was sich als Defätismus interpretieren liess, lösten jetzt entsetzliche Vergeltung aus.

In der Wehrmacht brauchten führende Offiziere vom Schlage Schörners keine Ermutigung. Doch der Wandel der Mentalitäten reichte über die Fanatiker unter den Soldaten hinaus. Glaube an den Sieg, Engagement bis zu den letzten Reserven des Durchhaltewillens, Ablehnung von allem, was im geringsten nach Zweifel an dem Kampf roch, all diese Dinge wurden mehr denn je zu unumstösslichen Dogmen sämtlicher öffentlicher Verlautbarungen und wurden durch die in grösserem Umfang eingesetzten NS-Führungsoffiziere ständig noch verstärkt. Private Zweifel brachte man am besten nicht zur Sprache. Jeder, der Kritik am Kriegseinsatz äusserte, ging unabhängig von seinem Rang ein Risiko ein. Selbst vertraute Kreise von Freunden und Kameraden mussten sich vorsehen, dass nicht ein Kommentar, der als subversiv aufgefasst werden konnte, an neugierig-

ge Ohren drang. Von der Spitze abwärts empfanden Offiziere in jeder Division, jedem Bataillon, jeder Kompanie das Bedürfnis, Loyalität zu demonstrieren und gegen das geringste Anzeichen von Widerstand scharf durchzugreifen. Dass die Zahlen der Hinrichtungen in der militärischen wie in der zivilen Sphäre jetzt in die Höhe schnellten, konnte kaum verwundern.

Der gescheiterte Aufstand führte auch zu den Veränderungen der Herrschaftsstruktur, die wir untersucht haben. Einige dieser Revisionen waren unter dem Eindruck der verstärkten Zwänge des Krieges bereits eingeleitet worden, als Stauffenbergs Bombe hochging.<sup>114</sup> Hierher gehören beispielsweise die Ausweitung der Rolle der Reichsverteidigungskommissare und damit einhergehend der erweiterte Freiraum für Eingriffe der Partei in die staatliche Bürokratie und in Sphären militärischer Verantwortung. Goebbels betrachtete das als einen weiteren tiefen Einschnitt in die Macht der Generäle.<sup>115</sup> Doch selbst dort, wo Entwicklungen bereits im Gange waren, führten die Ereignisse des 20. Juli und ihre Nachwehen zu einer erheblichen Beschleunigung. Auf der ganzen Linie kam es zu einer heftigen Verstärkung der Radikalisierung. Es war, als sei der Damm gebrochen und als liesse sich jetzt endlich ein revolutionärer Krieg in wahrhaft nationalsozialistischem Sinne führen.<sup>116</sup>

Die Säulen des Regimes waren von den Ereignissen des 20. Juli erschüttert worden, aber sie blieben nicht nur stehen, sondern standen nun sogar fester als zuvor. Hitlers charismatischer Zauber hatte schon seit Langem nachgelassen, war aber durch den Anschlag auf ihn zeitweilig neu belebt worden. Und was noch wichtiger ist, seine Macht über das Regime war unvermindert. Die Hauptinhaber der Macht waren untereinander entzweit, aber vereint in ihrer Abhängigkeit von Hitlers Gunst. Auch jeder General der Wehrmacht wusste, dass seine Stellung als Befehlshaber nur so lange dauerte, bis Hitler ihn entliess. Auf den Ebenen unter Hitler war der Zugriff verstärkt worden. Die entscheidenden Kontrollen des Regimes lagen in den Händen von NS-Führern, die nichts zu verlieren hatten: Sie wussten von seinen Verbrechen gegen die Menschheit, vor allem von der Vernichtung der Juden, und hatten sich daran beteiligt.



Das Imperium Himmlers reichte bis in die Wehrmacht. Seine brutale Repression, die sich jetzt in zunehmendem Masse gegen Angehörige der «Volksgemeinschaft» wie auch gegen besiegte «Untermenschen» und «Rassefeinde» richtete, gewann neue Dimensionen. Goebbels führte die Mobilisierung für den totalen Krieg in eine hektische Phase der Aktivität, und für den Einsatz mit dem Rücken zur Wand drehte er zugleich den Propagandaapparat bis zum Letzten auf. Bormann gab der Partei neuen Schwung und bot ihr endlich die Aussicht auf die soziale und politische Revolution, die ihr fanatischer Aktivistenkern schon immer angestrebt hatte. Und Speer trotzte den Widrigkeiten mit neuen Mobilisierungsleistungen für die Rüstungsindustrie.

Auch die militärische Macht war in den Händen loyaler Kräfte gefestigt worden. Als es mit dem Glück auf dem Schlachtfeld bergab ging, hatte sich die militärische Führung enger denn je an Hitler gebunden. Damit hatte sie allen Möglichkeiten entsagt, sich diesen Bindungen zu entwinden. Sie hatte sich genau dem Dualismus verschrieben, den Hitler verkörperte: Sieg oder Untergang. Da der Sieg immer weniger infrage kam und Hitler unverändert und zu wiederholten Malen jeden Versuch einer Verhandlungslösung ausschloss, blieb nur noch der Untergang. Die Möglichkeiten hatten sich verändert. Es gab jetzt keinen Ausweg mehr.

Aus der komfortablen Entfernung seiner Haft in der Nähe Londons sagte der kurz zuvor gefangen genommene Luftwaffenoffizier Leutnant Freiherr von Richthofen Anfang August bei einem Gespräch, das der britische Nachrichtendienst heimlich abhörte, er sei froh, dass der Anschlag auf Hitler missglückt sei. Wäre er erfolgreich verlaufen, dann hätte es, so behauptete er, eine «Dolchstosslegende» gegeben wie die, welche die deutsche Politik nach 1918 belastet hatte. «[A]us politisch-pädagogischen Gründen», fügte er hinzu, sei es «absolut erforderlich, dass diesmal die Nation den Weg bis zum bitteren Ende geht.»<sup>17</sup> Diese Einschätzung liess die Millionen von Menschenleben ausser Acht, die gerettet worden wären, wenn der Bombenanschlag geglückt und der Krieg rasch beendet worden wäre. Richtig war aber sicherlich die Annahme, dass sich eine neue Dolchstosslegende gebildet hätte, die für jede Ordnung nach Hitler

eine Bedrohung dargestellt hätte. Und zweifellos richtig war ebenfalls die Annahme, dass das Scheitern des im Juli 1944 unternommenen Versuchs, Hitler von innen zu stürzen, bedeutete, dass das Regime von nun an nur noch durch eine totale militärische Niederlage beseitigt werden konnte. Die Frage, wie das Regime seine Kriegsanstrengungen bis zu diesem Punkt aufrechterhalten würde – der, wie sich herausstellte, erst in über acht Monaten erreicht werden sollte –, stellte Richthofen jedoch nicht.

## KAPITEL ZWEI

### Zusammenbruch im Westen

Wir wollen ein neues Europa aufbauen, wir, das junge Volk gegenüber den Vergreisten! Aber was sind wir?

Ausgehungert, ausgesaugt und ausgelaugt von Wahnwitigen. Arm und müde, matt und alles nervös. Nein, nein, nein! Es geht nicht mehr.

Ein Offizier an der Westfront, September 1944

Der Sieg muss unser sein. [...] Man tut seine Pflicht, und es wäre Feigheit, nicht bis zum Ende zu kämpfen. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Alles hängt an unserer Führung. Es wird etwas ganz anderes passieren als das, was alle erwarten.

Wenn wir nicht gewinnen, dann hört Deutschland auf. Darum werden wir gewinnen.

Ansichten gefangener deutscher Soldaten von der Westfront,  
September 1944



## I

In der Zeit des Aufstandsversuchs vom 20. Juli war der Vormarsch der amerikanischen und britischen Armeen in der Normandie aus alliierter Sicht immer noch enttäuschend langsam und mühselig verlaufen. Über ein relativ begrenztes Gebiet im nordwestlichen Frankreich waren sie bislang nicht hinausgekommen. Aus deutscher Perspektive sah es Mitte Juli noch so aus, als könne man die Alliierten in Schach halten. Wenn es gelänge, Zeit zu gewinnen, könnten sich neue Möglichkeiten ergeben. Es war noch längst nicht alles verloren.

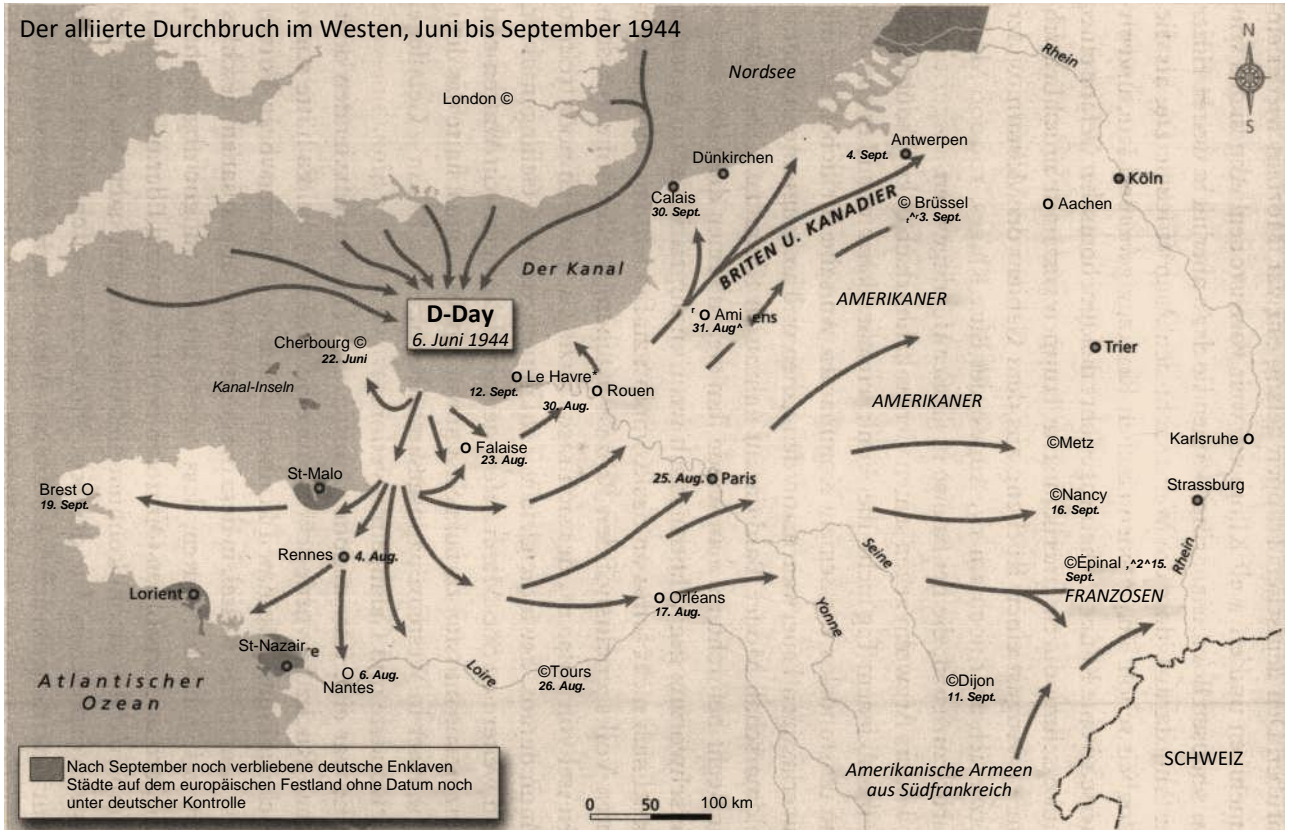
Die Truppen, die Anfang Juni gelandet waren, hatten mittlerweile ganz und gar festen Fuss gefasst. Die Amerikaner waren in diesem Monat westwärts vorgestossen, um den wichtigen Hafen Cherbourg einzunehmen, aber dafür hatten sie nicht, wie erwartet, 15, sondern 23 Tage gebraucht, und dann fanden sie den Hafen so zerstört vor, dass sechs Wochen vergingen, bis er für alliierte Transporte geöffnet werden konnte. Die Stadt Caen war am D-Day eines der Ziele gewesen, aber ihr Umland konnten die Alliierten gegen heftigen deutschen Widerstand erst Mitte Juli vollständig sichern. Als die Briten dann südwärts nach Falaise vorrückten, wurden sie in weitere schwere Kämpfe verwickelt, bevor ihr Vormarsch bei der unter einem Unstern stehenden «Operation Goodwood» angesichts von sintflutartigen Regenfällen und schweren Verlusten an Menschen und Panzern gerade an dem Tag abgebrochen wurde, an dem in Hitlers Hauptquartier die Bombe Stauffenbergs explodiert war. Fünf Tage später begann die Grossoffensive «Operation Cobra» mit einem gewaltigen Bombenteppich auf deutsche Stellungen. Damit sollte unter Durchbrechung zahlenmässig unterlegener und zusätzlich aus der Luft aufgeriebener deutscher Verteidigungsstellungen ein starker Vorstoss amerikanischer Truppen in

südwestlicher Richtung nach Avranches nahe der französischen Küste ermöglicht werden. Am 30. Juli war die Offensive geglückt: in den späten Abendstunden dieses Tages befand sich Avranches in den Händen der Alliierten.<sup>1</sup> Nun war ein grosser Durchbruch möglich. Die Strasse nach Westen zu den Küstenhäfen der Bretagne war frei (auch wenn es noch Wochen dauern sollte, bis hartnäckiger deutscher Widerstand überwunden und die Häfen eingenommen waren). Im Süden lag die Loire. Nach Osten zu in Richtung Paris standen den Alliierten jetzt nur geschwächte deutsche Verbände entgegen.

Hitlers Überlegungen waren bislang auf Zeitgewinn ausgerichtet gewesen. Er hatte kalkuliert, weiterer zäher deutscher Widerstand werde dafür sorgen, dass die Alliierten wie bisher nur langsam vorankämen. Sein oberstes Ziel im Westen war, die für den Krieg im Atlantik, an dem seiner Ansicht nach so viel hing, unentbehrlichen U-Boot-Basen an der französischen Küste in der Hand zu behalten und fanatisch die Häfen zu verteidigen, um den Alliierten die Möglichkeit zu Truppenverstärkungen im grossen Umfang zu nehmen. Wenn er die Alliierten in Nordwestfrankreich in Schach hielt und Zeit gewann, dann würde es möglich sein, die Verteidigungsstellungen zu verstärken und Vorbereitungen für eine deutsche Grossoffensive zu treffen, ein Gedanke, der in Hitlers Vorstellungen schon Gestalt annahm. Wenn man den Westalliierten eine Niederlage beibrächte und ihren vermeintlichen Marsch zum Sieg aufhielt, würde man sie schliesslich zu Waffenstillstandsverhandlungen zwingen.<sup>2</sup>

Nun war Hitler jedoch mit den Auswirkungen der Einnahme von Avranches durch die Alliierten konfrontiert. Das war eine bedenkliche Entwicklung. Wie gewohnt, entschied er sich dafür, hierauf nicht mit dem Rückzug deutscher Truppen auf neue Stellungen weiter östlich zu reagieren. Stattdessen beauftragte er Generalfeldmarschall Hans Günther von Kluge – von dem diese Idee ursprünglich stammte –, eine rasche Gegenoffensive in westlicher Richtung über Mortain zu starten, die auf die Wiedereinnahme von Avranches, die Aufspaltung der amerikanischen Truppen und den erneuten Aufbau der deutschen Stellungen zielte. Der Angriff Kluges fand in den Morgenstunden des 7. August statt, war aber tatsächlich schon nach einem einzigen Tag vorüber. Den deutschen Truppen ge-

# Der alliierte Durchbruch im Westen, Juni bis September 1944



lang es zwar, Mortain wieder einzunehmen und etwa elf Kilometer weit vorzustossen. Angesichts von pausenlosen Bombenangriffen kamen sie dann aber nicht weiter. Hitler bestand darauf, dass die Wehrmacht den Angriff fortsetzte, als die Klugheit schon längst einen raschen Rückzug geboten hätte, und riskierte so eine Katastrophe. Angesichts der zunehmenden Gefahr einer Einkesselung durch amerikanische Truppen gestattete er schliesslich am 11. August einen Rückzug aus dem Gebiet von Mortain, widersetzte sich aber noch am 15. August der Bitte Kluges, 100'000 Mann zurückzuziehen, die bei Falaise in grosser Gefahr waren.

Hitlers Argwohn gegen seinen Generalfeldmarschall kochte über, als er ihn an jenem Tag nicht über Funk erreichen konnte, und er entband ihn umstandslos von seinem Kommando. An seine Stelle berief er als zuverlässigen Feuerwehrmann den zähen und unbeugsamen Generalfeldmarschall Model. Bald darauf nahm sich Kluge das Leben, da er zu Recht befürchtete, man werde ihm wegen seiner Kontakte zu der Verschwörung gegen Hitler (auch wenn er sorgfältig darauf geachtet hatte, sich nicht selbst an das Komplott zu binden) vor dem gefürchteten Volksgerichtshof dän Prozess machen. Model holte aus dem «Kessel von Falaise», der sich rasch zuzog, schliesslich noch 50'000 Mann heraus. Etwa die gleiche Zahl geriet jedoch in Gefangenschaft, und weitere 10'000 Mann fielen; gewaltige Mengen von Waffen und Ausrüstung mussten zurückgelassen werden. Im August hatte das deutsche Heer in Westeuropa insgesamt über 200'000 Mann – Gefallene, Verwundete und Gefangene – verloren.<sup>3</sup>

Es war eine Katastrophe gewesen. Aus einem umfassenden deutschen Rückzug wurde scjion fast eine wilde Flucht. Es hätte sogar noch schlimmer kommen können, wenn die Alliierten ihren Vorteil ausgenutzt, den Kessel, in (dem die deutschen Truppen sassen, geschlossen und verhindert hätten, dass eine so grosse Zahl von abgebrühten Kriegeren und erprobten Offizieren entkam, um bald darauf weiterzukämpfen. Gleichwohl konnten die Alliierten jetzt nach Norden und Osten vorpreschen. Die deutsche Moral stand anscheinend kurz vor dem Zusammenbruch.<sup>4</sup> Als am 25. August Paris fiel, geschah dies kampflos. Auch aus Teilen Belgiens und Luxemburgs zogen sich die Deutschen zurück. Ende August



standen schon zwei Millionen alliierte Soldaten in Frankreich, und ihre Zahl wuchs rasch. Im Norden konnten die Alliierten weiter zu den Kanalhäfen vorstossen. Der alliierte Vormarsch in Belgien brachte am 3. September die Befreiung von Brüssel und am Tag darauf die Einnahme von Antwerpen. Unterdessen waren am 15. August amerikanische und französische Truppen an der Südküste Frankreichs gelandet. Gegen Ende des Monats hatten sie Marseille eingenommen und waren auf Lyon vorgeückt. So war es kaum verwunderlich, dass der alliierte Optimismus in dieser Zeit einen Höhepunkt erreichte. Es sah so aus, als könnten die Deutschen den Winter nicht überstehen. Der Krieg trat in seine letzten Phasen ein. Bald würde alles vorbei sein.

Wider Erwarten fuhr sich der alliierte Vormarsch jedoch fest. Das von General Dwight D. Eisenhower, dem Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, Anfang September formulierte Ziel, auf breiter Front gegen die Reichsgrenzen vorzustossen, bevor die deutschen Verteidigungsstellungen konsolidiert werden konnten, erwies sich schon bald als unerreichbar.

Am schlechtesten erging es den Alliierten im Nordabschnitt. Schwere taktische Fehler brachten den Vormarsch in diesem Bereich zum Stillstand. Der arrogante britische Befehlshaber Feldmarschall Bernard Montgomery, der darauf brannte, die Verwirrung bei den Deutschen auszunutzen und kühn ins Ruhrgebiet und weiter nach Berlin vorzustossen, machte kostspielige Fehler, die der Erreichung seiner Ziele abträglich waren – so unbesonnen und überaus riskant Letztere ohnehin gewesen wären. Der Konflikt zwischen Montgomery und Eisenhower in strategischer und persönlicher Hinsicht war für die Alliierten zu diesem entscheidenden Zeitpunkt ohne Zweifel nachteilig. Da Montgomery es versäumte, die wichtige Einnahme des unzerstörten Hafens von Antwerpen auszunutzen und noch weiter vorzurücken, um die Scheldemündung zu sichern, blieb dieser entscheidende Hafen bis Ende November unbenutzbar und gestattete es einer grossen Zahl deutscher Soldaten, denen man den Weg hätte abschneiden können, zu entkommen. Verschlimmert wurde dies noch durch die Katastrophe von Arnheim, wo Montgomerys Beharren auf ei-

nem kühnen Luftangriff zur Überquerung des Rheins den Briten hohe Verluste eintrug. Die riskante Offensive «Market Garden» begann am 17. September, war aber faktisch schon nach drei Tagen beendet. Von da an mussten die Hoffnungen auf ein rasches Vorrücken über den Rhein und ins Ruhrgebiet, das industrielle Kerngebiet Deutschlands, begraben werden.

Auf dem südlichen Frontabschnitt war die 3. US-Armee unter General George Patton in der zweiten Augushälfte rasch nach Osten vorgedrungen, hatte die Maas überquert und die Mosel erreicht. Patton glaubte optimistisch, dass er auf deutsches Gebiet würde vorrücken können und dass der Krieg bald gewonnen wäre. Der erste Schritt bestand darin, die Mosel zu überqueren und nach Lothringen vorzustossen. Danach wartete das Saargebiet als wichtiger Industriegürtel. Anfang September war Pattons Vormarsch jedoch fast zum Stillstand gekommen. Seine Nachschublinie bis nach Cherbourg war fast 650 Kilometer lang, feinen Panzern ging einfach der Treibstoff aus. Und Eisenhower hatte zunächst Montgomerys beabsichtigtem Vorstoss ins Ruhrgebiet Priorität eingeräumt. Ein wütender Patton wurde zurückgehalten. Als sein zügiger Vormarsch fast zum Stillstand gekommen war, wurden die deutschen Verteidigungsstellungen, die seinen angreifenden Truppen gegenüberstanden, rasch verstärkt und unter das Kommando des strengen Generals Hermann Balck gestellt, der von der Ostfront über Kampferfahrung verfügte und bei Hitler in hohem Ansehen stand. Der Schwung war verlorengegangen. Weitere zwei Monate sollten ins Land gehen, und viele harte Kämpfe mussten bestanden werden, bis der heftige deutsche Widerstand in Metz, der zentralen Festung von Lothringen, überwunden wurde.<sup>5</sup>

Die besten Aussichten boten sich im mittleren Frontabschnitt. Die 1. US-Armee unter General Courtney Hodges, die Ende August aus dem Raum Paris nordostwärts vorrückte, hatte mehrere deutsche Panzerdivisionen vernichtet und 25'000 Gefangene gemacht, bevor sie das belgische Mons erreichte. Ein Teil der Armee, das 5. US-Korps, wandte sich dann nach Südosten und rückte bis zum 11. September durch Luxemburg fast bis zur deutschen Grenze bei Trier vor, während das 7. US-Korps direkt nach Osten in Richtung Aachen vorstieß.

Am 11. September gegen 18 Uhr setzten die ersten amerikanischen Soldaten unmittelbar südlich von Aachen, das mittlerweile weitgehend frei von Verteidigern und dessen Bevölkerung von Panik erfasst war, einen Fuss auf deutschen Boden. Doch die Amerikaner betrieben ihren Vormarsch auf einem allzu ausgedehnten Gebiet. Die deutschen Kräfte gruppierten sich um und hielten in hartnäckigen Kämpfen die grösseren und stärkeren amerikanischen Verbände auf. Innerhalb von fünf Tagen war es den verstärkten deutschen Einheiten gelungen, den amerikanischen Angriff zurückzuschlagen. Den NS-Machthabern gelang es zunächst, ihre Kontrolle über Aachen wiederherzustellen und einen amerikanischen Durchbruch in Richtung Köln zu verhindern. Wieder war eine Chance verpasst. Noch weitere fünf Wochen sollten vergehen, bis Aachen am 21. Oktober nach erbitterten Kämpfen als erste deutsche Stadt den Alliierten in die Hände fiel. Und fast sechs Monate sollte es dauern, bis das nur etwa 90 Kilometer entfernte Köln eingenommen wurde.

Unterdessen war Rundstedt am 5. September als Oberbefehlshaber West (der den Gesamtbefehl über das Heer auf diesem Kriegsschauplatz innehatte) abberufen worden. Danach übernahm Model, ein brillanter Verteidigungsstratege, die Heeresgruppe B (die eine der beiden Heeresgruppen an der Westfront; die andere, die Heeresgruppe G, stand unter dem Befehl von Generaloberst Johannes Blaskowitz). Unter Models Kommando waren die deutschen Verteidigungsstellungen, unterstützt durch verkürzte Nachschublinien und gefestigte Verstärkungen, die man sowohl aus der Normandie gerettet als auch von der Ostfront herangeführt hatte, verstärkt worden. Mitte September standen die Alliierten über einen langen Frontabschnitt, der von Belgien bis fast in die Schweiz reichte, kurz vor der deutschen Grenze. Es war jetzt aber klar, dass die Erwartungen eines deutschen Zusammenbruchs im Stil des Jahres 1918, die die Alliierten, ausgehend von den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, seit Monaten gehegt hatten, verfehlt waren.<sup>6</sup> Der Krieg sollte sich noch weiter hinziehen.<sup>7</sup>

Die Alliierten hatten sich unschlüssig gezeigt und an entscheidenden Punkten kostspielige Fehler gemacht. Doch die Deutschen hatten ihren eigenen bedeutenden Beitrag zur Verlängerung des Krieges geleistet. Für

Deutschland hatte der Zusammenbruch in Frankreich, zu dem es ungeachtet heftiger und mutiger Kämpfe der zahlenmässig unterlegenen Truppen der Wehrmacht gekommen war, einen entsetzlichen Schock bedeutet. In kaum mehr als drei Monaten hatten die Alliierten Frankreich befreit und die Grenzen Deutschlands erreicht. Schon bald würde der Krieg, das war klar, auf deutschem Boden geführt werden. Unter dein fähigen Kommando Models hatten die Deutschen jedoch die gefährliche, aber nicht vernichtende Niederlage bei Falaise überlebt. Seitdem hatten sie die Alliierten mit der Hartnäckigkeit, ja dem Fanatismus ihres Kampfes überrascht. Obgleich zahlenmässig unterlegen, hatten sie Tatkraft und Initiative bewiesen. Und sie verfügten über einige technisch überlegene Waffen und Panzer – wenngleich in unzureichender Zahl. Die Hauptschwäche zeigten sie nicht am Boden, sondern in der Luft, wo die Luftwaffe in zunehmendem Masse gelähmt war und die alliierte Überlegenheit gewaltig.<sup>8</sup> Dennoch erwies sich die deutsche Verteidigung als hartnäckig und liess sich nicht leicht brechen. Anders als das russische Heer im Jahr 1917, das deutsche Heer 1918, die italienische Armee 1943 oder bei anderen Gelegenheiten, in denen schwere Niederlagen zu einem Zusammenbruch der Moral mit niederschmetternden politischen Konsequenzen geführt hatten, waren die deutschen Truppen im Spätsommer und Herbst 1944 noch weit von dem Punkt entfernt, an dem sie nicht mehr weiterkämpfen wollten. Was stand hinter der ausserordentlichen Zähigkeit der Kampffront im Westen?

## II

Hätten die Alliierten Berichte gesehen, die die deutsche Führung in dieser Zeit erreichten und in denen es um die Demoralisierung bei der deutschen Zivilbevölkerung an den Westgrenzen des Reiches und bei der Wehrmacht ging, zu welcher der katastrophale militärische Zusammenbruch im Westen geführt hatte, dann hätten sie sich vielleicht in ihrer «Zusammenbruchstheorie», die auf den Ereignissen von 1918 beruhte, bestätigt gefühlt.<sup>9</sup> Solche Berichte erweckten mit Sicherheit nicht den Eindruck,

dass Deutschland in der Lage sein werde, den Kampf noch über weitere acht Monate hinweg fortzusetzen.

Ein Gefühl der Erleichterung darüber, dass sich die Ostfront anscheinend stabilisiert hatte, verflüchtigte sich in Deutschland Mitte August, so hiess es, infolge der deprimierenden Nachricht vom alliierten Durchbruch im Westen, auf die die Bevölkerung überhaupt nicht vor bereitet gewesen war.<sup>10</sup> Optimisten, die behaupteten, mit äusserster Anstrengung könne der Krieg immer noch gewonnen werden, taten sich schwer angesichts der sich verdüsternden Ansichten bezüglich der gewaltigen Überlegenheit der feindlichen Kräfte, der Skepsis hinsichtlich der versprochenen neuen «Wunderwaffen» und des Gefühls, dass der totale Kriegseinsatz, wiewohl ganz allgemein begrüsst, zu spät gekommen sei und mit seinen Belastungen jedenfalls nicht gleichmässig verteilt sein werde. Briefe von den Lieben an der Front und selbst offizielle Meldungen aus Frankreich wurden als Hinweise darauf angeführt, dass Deutschland mit der alliierten Überlegenheit bei Menschen und Waffen nicht mithalten könne. «Ich glaube, dass wir den Ansturm der Feinde kaum aufhalten können. Dazu ist die Übermacht viel zu gross, einmal in der Luft und dann vor allem Panzer, Panzer und nochmal Panzer», hiess es in einem Brief in die Heimat, aus dem zitiert wurde. «Wo sind die grossen Reserven, von denen man immer gesprochen hat?», fragten die Menschen. In der deprimierten Stimmung verstärkte sich der Wunsch nach einem baldigen Ende des Krieges und mit ihm die Auffassung, dass die Folgen der Niederlage nicht so schlimm sein würden wie behauptet. Skepsis und Defätismus wurden jetzt unzertrennlich.<sup>11</sup>

Anfang September liessen die Berichte aus den Propagandaämtern im ganzen Land darauf schliessen, dass die Stimmung des Volkes ihren Tiefpunkt im Krieg erreicht hatte. Da der allgemeine Tenor solcher Berichte – mehr als bei den Meldungen des SD – dahin ging, die regimefreundlichen Ansichten der Bevölkerung hervorzuheben, ist der eindeutige Hinweis auf Depression und Hoffnungslosigkeit, der in dieser Zeit vermittelt wurde, um so auffälliger. Ein Gefühl der Unsicherheit war weit verbreitet. Die «negativ eingestellten Volksgenossen» wurden zahlreicher, sie unterminierten die Moral mit defätistischen Äusserungen und «versteckte[r]

Kritik an der Führung». Viele fragten, warum man die Landung der Alliierten nicht aufgehalten habe, warum man den totalen Krieg nicht eher erklärt und warum man das «Gift», das den Aufstand des 20. Juli hervorgerufen hatte, nicht eher erkannt und vernichtet habe. Die Kritik richtete sich gegen den «Führer» selbst, auch wenn die Menschen zu vorsichtig waren, um ihn direkt zu erwähnen.

Diejenigen, die derartige Ansichten hegten, konnten keinen Weg zur Verbesserung der Lage und zum Zurückschlagen des Feindes erkennen. Die verwundeten Soldaten und die Flüchtlinge, die aus dem Westen hereinstürmten, gaben ihrem Pessimismus noch zusätzliche Nahrung. Die einfachen Soldaten und die «Heimat» treffe keine Schuld, sagten sie, wenn alles schiefginge und Deutschland den Krieg verlieren sollte. Es dürfe niemand sagen, es sei eben Schicksal. Die Fähigkeit der Generäle wurde in Zweifel gezogen; zudem habe die Führung nicht alles Erforderliche getan. Vor allem das Gefühl der Machtlosigkeit angesichts einer schier unendlichen zahlenmässigen und materiellen Überlegenheit des Feindes war entmutigend. Frauen mit Kindern neigten, so hiess es, in besonderem Masse zur Angst um die Zukunft. Immer mehr verbreitete sich der Gedanke an Selbstmord. Die Hoffnungen auf die neuen Waffen schwanden, besonders da man den Eindruck hatte, dass alles zu spät eingeleitet worden sei, um noch etwas ausrichten zu können. Die Menschen sagten, wenn sich Lothringen und das Saarland nicht halten liessen, würde der Verlust von Zentren der Produktion unentbehrlicher Rüstungsgüter Deutschland zur Kapitulation zwingen. Nur wenige glaubten, dass der Westwall – die 1938 errichtete riesige deutsche Befestigungsanlage, die bei den Westalliierten «Siegfried Line» hiess – besser in der Lage sein würde, den Vormarsch des Feindes zu verhindern, als die französische Maginot-Linie 1940 den Einmarsch der Wehrmacht nach Frankreich aufzuhalten vermocht hatte. An den Reichsgrenzen stand der Feind, die Verbündeten fielen ab – Rumänien hatte um Frieden gebeten und war am 25. August in den Krieg gegen Deutschland eingetreten, Finnland stand kurz davor, die Beziehungen zu Deutschland abubrechen und andere Länder

sollten sich anschliessen – und dem «verstärkte [n] Luftterror» war man schutzlos ausgeliefert. Da liess sich Pessimismus schwer vermeiden.<sup>12</sup>

Flüchtlinge aus dem lothringischen Rombach trugen in Fabriken des Grenzgebiets noch zu einer Verschlechterung der Stimmung bei, indem sie Gerüchte verbreiteten, sie seien bei ihrer Evakuierung mit dem Zug beschossen worden, in der Nähe von Metz seien feindliche Fallschirmjäger abgesprungen, der deutsche Rückzug sei eine wilde Flucht gewesen, und dabei hätten Offiziere, als sie sich in flugs angeeigneten Fahrzeugen nach Osten absetzten, ihre Soldaten im Stich gelassen. Zudem behaupteten sie, die V 1 werde nicht mehr abgeschossen. Wie nicht anders zu erwarten, wurde der Bericht in Berlin als blosser Übertreibung abgetan. Das verringerte jedoch nicht den Schaden, den derartige Gerüchte anrichteten.<sup>13</sup> Ähnliches wurde dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler Anfang September bei einem Besuch an der Westfront von Professor Karl Gebhardt, seinem alten Schulfreund und jetzigen Chef des SS-Sanatoriums in Hohenlychen nördlich von Berlin, zugetragen. Die Bevölkerung von Trier sei, berichtete dieser, durch die zahlreich umlaufenden Gerüchte und die «unangenehmen Erscheinungen» von Wehrmachtsfahrzeugen, die aus Aachen hereinströmten, in Unruhe geraten. Die geordnete Evakuierung von Eupen-Malmédy – einer ehemaligen belgischen Enklave, die Deutschland 1940 annektiert hatte – war in eine panische Flucht der deutschen Bevölkerung ausgeartet, begleitet von Parteifunktionären, die offensichtlich keineswegs beabsichtigten, zurückzukehren.<sup>14</sup>

Die Evakuierung Aachens (der ersten grösseren deutschen Stadt, die die Alliierten im Visier hatten) und der angrenzenden Gebiete in der Nähe des Westwalls beim Herannahen der Amerikaner war ein regelrechtes Chaos gewesen. Man hatte Evakuierungspläne ausgearbeitet, und am 11. September hatte Hitler den Vorhaben zugestimmt. Die Evakuierung begann am Mittag des 12. September. Kaum hatte sie jedoch begonnen, da setzten schwerer Artilleriebeschuss und wiederholte Luftangriffe ein, und es sah so aus, als stehe die Einnahme der Stadt unmittelbar bevor. Unter den Einwohnern war Panik ausgebrochen. Im wachsenden Chaos war es nicht mehr möglich, eine geordnete Evakuierung durchzuführen. Gegen

Abend drängten sich auf den Bahnhöfen von Aachen etwa 10'000 verängstigte Zivilisten, die den verzweifelten Wusch hatten, die Stadt zu verlassen, wobei aber der Abtransport durch die Bomben, die auf die angrenzenden Gleise herabregneten, stark erschwert wurde. Tausende nahmen die Sache selbst in die Hand, eilten zu Fuss in langen Kolonnen aus der Stadt und verstopften die Strassen der Umgebung. Die NS-Behörden selbst schätzten kurze Zeit später, dass es in der Zeit vom 11. bis zum 13. September etwa 25'000 Menschen gelungen sei, die Stadt zu verlassen, nachdem in der vorangegangenen Woche bereits 20'000 Einwohner geflohen waren.

Bald darauf, am späten Abend des 12. September, gerieten Parteifunktionäre, Gestapo, Polizei und Feuerwehr ebenfalls in Panik; sie flohen und liessen die Menschen der Stadt führungslos zurück. Genau zu diesem Zeitpunkt traf der Divisionsstab der 116. Panzerdivision unter dem Kommando von General Gerd Graf von Schwerin ein. In Abwesenheit der führenden Parteivertreter übernahm Schwerin am 13. September die Verantwortung für die Wiederherstellung der Ordnung, nicht zuletzt um Truppenbewegungen zu ermöglichen. Man stoppte die «wilde» Evakuierung und dirigierte die Bewohner in Bunker. Da Schwerin damit rechnete, dass die Amerikaner gleich eintreffen würden, hinterliess er eine auf Englisch verfasste Nachricht, in der er dem befehlshabenden Offizier der US-Truppen mitteilte, dass er die «dumme Evakuierung» der Bevölkerung gestoppt habe. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich immer noch zwischen 20'000 und 30'000 Menschen in der Stadt, die dann in den folgenden Tagen grösstenteils doch evakuiert wurden.

Als es den deutschen Truppen unerwarteterweise gelang, den amerikanischen Angriff zurückzuschlagen und die Besetzung zu verhindern, stürzten sich die NS-Behörden, um ihr beklagenswertes Versagen zu verschleiern, auf Schwerins Notiz, die ihnen in die Hände gefallen war. Die Sache drang bis zu Hitler. Schwerin wurde prompt entlassen, und Hitler befahl äusserste Radikalität bei der Verteidigung der Stadt. Eine Untersuchung gelangte jedoch zu dem Ergebnis, dass Schwerin im Rahmen seiner Verantwortung ordnungsgemäss gehandelt habe und dass das Versagen ganz eindeutig aufseiten der Parteistellen gelegen habe. In der wankelmü-



tigen Nachkriegserinnerung verwandelte man Schwerin in den «Retter von Aachen». in Wirklichkeit hatte er keinem Befehl getrotzt und keinen humanitären Akt vollzogen. Er hatte keine Widerstandshandlung unternommen. Unter den Bedingungen einer Krise hatte er schlicht nach besten Kräften das ausgeführt, was er in Übereinstimmung mit den militärischen Forderungen des Regimes als seine Pflicht ansah.<sup>15</sup>

Goebbels registrierte bei der Evakuierung der Gebiete vor dem Westwall «ausserordentliche Schwierigkeiten» und stellte fest, die Bevölkerung in den Grenzprovinzen werde «hin- und hergeworfen», was er aber in einer solchen Krisenzeit für unvermeidlich hielt.<sup>16</sup> Einige Tage später räumte er ein, dass die Situation in Aachen «kritisch» geworden sei, und trat in der Frage der Evakuierung für das Prinzip der «verbrannten Erde» ein. Wenn es um die Zukunft der Nation ging, konnte man auf die Menschen vor Ort keine grosse Rücksicht nehmen.<sup>17</sup> Von Josef Grohé, dem Gauleiter von Köln-Aachen (dessen Autorität durch die Flucht seiner Untergebenen erheblich angeschlagen war) wurde Goebbels über die «desolate Lage» und die Evakuierung Aachens eingehend informiert – wenn gleich mit einem Bericht, der keineswegs unvoreingenommen war. Partei und Wehrmacht hatten sich in den Haaren gelegen. Die Partei hatte die Stadt verlassen. Daraufhin war ein allgemeines Chaos ausgebrochen. Auf den Strassen von Aachen in den Osten hatten sich «beispiellose Szenen» abgespielt. Die Lage dort und in Trier – dessen Zentrum (einschliesslich der grossen Konstantinbasilika aus dem frühen 4. Jahrhundert) Mitte August durch Bomben schwer beschädigt worden war und das in der Nacht vom 13. zum 14. September unter anhaltendem Artilleriebeschuss lag – musste als «ausgesprochen ernst» angesehen werden.<sup>18</sup>

Speer sprach nach einem Besuch in der Region, nachdem man ihn durch die davonströmenden Massen gefahren hatte, ebenfalls von einem «Debakel».<sup>19</sup> Die Soldaten, die er gesehen hatte, waren übermüdet und erschöpft. Zu den neu aufgestellten Volksgrenadier-Divisionen gehörten zahlreiche ältere Rekruten, die den körperlichen Anforderungen nicht gewachsen waren. Es gab einen erheblichen Rückgang der Ist-Stärke der kämpfenden Truppen und eine zunehmende Vertrauenskrise. Die Partei-

funktionäre bezeichneten Offiziere generell als «Verbrecher des 20. Juli» und gaben ihnen die Schuld an den militärischen Rückschlägen im Osten wie im Westen; die Soldaten selbst nannten die Offiziere «Saboteure des Krieges» und warfen ihnen Mangel an Kampfgeist vor. Durch die schlechte Handhabung der Evakuierung in Aachen waren die Truppen stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Züge waren ohne Ankündigung angehalten worden, Frauen, Kinder und alte Menschen hatten zu Fuss gehen müssen. Überall sah man Kolonnen von Flüchtlingen, die im Freien schliefen und die Strassen blockierten. Es bestand eine chronische Knappheit von Munition, Waffen und Treibstoff.<sup>20</sup> in dem Bericht, den er an Hitler sandte, erwähnte Speer den Kontrast zwischen den Soldaten in schäbigen und zerknautschten Uniformen und den Parteifunktionären in ihren goldbetressten Friedensuniformen, den sarkastisch so genannten «Goldfasanen», die sich nicht hatten blickenlassen, als es darum ging, die Bewohner von Aachen zu evakuieren oder dazu beizutragen, das Elend der Flüchtlinge zu lindern.<sup>21</sup>

Xaver Dorsch, einer von Speers leitenden Angestellten, der für Befestigungen zuständig war, schilderte ebenfalls seine Eindrücke, die er bei einem Besuch in dem Gebiet am 12. und 13. September gewonnen hatte. Er erwähnte den nachteiligen Eindruck, den die verpfuschte Evakuierung hinterlassen hatte, und bemerkte, wie auffällig es gewesen sei, dass sich nur so wenige Parteifunktionäre um die Flüchtlinge gekümmert hätten. Die unnötige Evakuierung konnte seiner Ansicht nach zu einer Katastrophe führen, sollte sich der Vormarsch der Alliierten in den folgenden Tagen fortsetzen. Er fürchtete einen Zerfall des Heeres infolge des Zorns, den Parteifunktionäre dadurch auf sich gezogen hatten, dass sie den Wehrmachtsoffizieren die Schuld am Rückzug aus Frankreich gaben.<sup>22</sup>

Ernst Kaltenbrunner, der Chef der Sicherheitspolizei, liess Himmler über die katastrophale Lage nicht im Unklaren, als er ihm Mitte September ausführlich über die Stimmung in der Bevölkerung während der Evakuierung und der Einnahme der westlichen Grenzgebiete Bericht erstattete. in Luxemburg – das im August 1942 vom Reich annektiert und dem Herrschaftsbereich von Gustav Simon, dem Gauleiter von Koblenz-Trier,

zugeschlagen worden war – hatte man die Evakuierung in einer Atmosphäre totaler Panik durchgeführt. Die Massnahmen des Gauleiters waren überhastet gewesen, und die Zivilverwaltung war zusammengebrochen. Nach Simons Evakuierungsbefehl waren die Befestigungsarbeiten am Westwall eingestellt worden, und die Arbeiter waren abgezogen. Die Stimmung dieser Arbeiter war ohnehin schon schlecht gewesen. Von den Parteifunktionären, die ihnen dadurch, dass sie sie lediglich beaufsichtigten, nicht aber selbst arbeiteten, ein ausserordentlich schlechtes Beispiel gegeben hatten, waren sie ungünstig eingesetzt worden. Die Versäumnisse der Gauverwaltung bei der Evakuierung von 14'500 Bürgern im Kreis Saarburg, wo es zu Panik und Chaos kam, waren offenkundig. Die eingesetzten Beförderungsmittel waren hoffnungslos unzureichend. Die Glücklichen reisten mit einem Sonderzug, einige der Frauen, Kinder und Kranken per Bus. Doch die meisten schleppten sich zu Fuss dahin in langen, elenden Kolonnen, die tagelang die Strassen besetzten; ihre Habseligkeiten führten sie in Pferdewagen mit. Kleidung, Schuhe und Decken für die Evakuierten waren knapp.

Infolge des Chaos kam erheblicher Zorn auf, der sich gegen die Partei richtete. Viele Menschen weigerten sich, den Anordnungen der Partei zur Abreise (die häufig wirr und widersprüchlich waren) Folge zu leisten; andere konnten keine Unterkunft finden und kehrten wieder zurück. In Aachen, wo Tausende von Bürgern den Evakuierungsanordnungen getrotzt hatten, waren Führerbilder abgehängt und zum Zeichen der Kapitulation weisse Bettlaken aus den Fenstern gehängt worden. Durch die Flucht ihrer Funktionäre hatte die Partei ihr Gesicht verloren. Die Organisation war jämmerlich; Frauen und Kinder wurden im Zuge der Evakuierung voneinander getrennt. Und es hatte kaum Anzeichen für so etwas wie eine «Volksgemeinschaft» gegeben. Wer ein Auto ergattern konnte, raste davon und dachte nicht an andere. Jeder war sich selbst der Nächste.<sup>23</sup>

Kaltenbrunner führte eine Reihe prominenter Personen an, die Luxemburg und Trier vorzeitig verlassen hatten, um ihre Familien in Sicherheit zu bringen. Der Gauleiter selbst und der Kreisleiter von Metz gehörten zu denen, von denen es in einem getrennten Bericht an Himmler über die un-

kontrollierten Flüchtlingsbewegungen in Lothringen, welche die Truppenbewegungen gefährdeten, hiess, sie hätten ihren Posten im Stich gelassen. Die Eisenbahn fuhr nicht mehr, weil das deutsche Personal geflohen war, und die Zivilverwaltung hatte vor ihrem Abzug lebenswichtige Anlagen gesprengt, sodass Strom und Wasser knapp wurden und die Telefone nicht mehr funktionierten. Russische Kriegsgefangene hatte man freigelassen; sie streiften durchs Land und stellten eine Bedrohung für die Sicherheit dar.<sup>24</sup>

Ein Offizier, Leutnant Julius Dufner, der in Kyllburg, einem kleinen Badeort in der Eifel bei Bifburg, unmittelbar nördlich von Trier, stationiert war, hielt seinen Erlebnisbericht von den desolaten Zuständen in seinem Tagebuch fest. «Der Krieg ist verloren!», stellte er am 1. September unverblümt fest. in Trier selbst, so bemerkte er am Tag darauf, war nichts mehr zu bekommen. Treibstoff war so knapp, dass die Fahrzeuge bald nicht mehr weiterfahren würden. «Wir wollen ein neues Europa aufbauen», schrieb er, «wir, das junge Volk gegenüber den Vergreisten! Aber was sind wir? Ausgehungert, ausgesaugt und ausgelaugt von Wahnwitzigen. Arm und müde, matt und alles nervös. Nein, nein, nein! Es geht nicht mehr.» Als Bürger Soldaten vorwurfsvoll die Frage stellten, weshalb sie sich zurückzögen, antworteten sie, auch sie wollten «heim ins Reich». Es sei alles ein Bluff gewesen, schrieb er mit Blick auf die «Wunderwaffen». «Aber so ist es, wenn ein Reklamechef [er meinte Hitler] gleichzeitig auch oberster Befehlshaber der Wehrmacht ist.» Akten und Papiere wurden in grosser Zahl vernichtet. «Alles, was früher unentbehrlich schien, wirkt heute unwert und nichtig.» Wer trage die Schuld an alldem, fragte der Tagebuchschreiber. Nicht die Leute in den unteren Rängen, lautete seine Antwort, diejenigen, die einfach nicht kämpfen und für eine verlorene Sache sterben wollten. Alles war jetzt kristallklar. «All das Gerede vom neuen Europa; von jungen und vergreisten Völkern, von germanischer Führung, von revolutionärem Feueratem [...] all das waren und sind doch Schmarren, ist Schwindel.» Laut hätte er solche Dinge nicht geäussert.

Als die feindliche Artillerie am Abend des 13. September Trier zu beschliessen begann und am nächsten Tag die Evakuierung der Bewohner

einsetzte, latschten Hunderte von Aushilfsarbeitern – «[e]in Zug ärmlich aussehender, vergrämter alter Männer und dabei ganz junge von der HJ» – durch den Regen in die Stadt, um Befestigungsgräben auszuheben. Damit hätte man vielleicht Hunnen und Mongolen den Weg versperren können, schrieb Dufner nachdenklich, aber es erschien ihm zweifelhaft, ob sich moderne Panzer dadurch aufhalten liessen. Nur ein kleiner Teil der Arbeiter hatte eine Schlafstelle. Doch es gab keine Klagen, nur stille Resignation. Es schien, als seien die letzten Reserven aufgeboten worden. Als Bitburg selbst unter Beschuss geriet, waren Offiziere immer noch in der Lage, den Geburtstag eines ihrer Kameraden mit gutem Saarwein und Sekt zu feiern.<sup>25</sup> Das Heute bot einen Anlass zum Trinken; ein Morgen würde es vielleicht nicht geben.

Das Bekanntwerden derartiger Feiern angesichts eines Feindes, der vor der Tür stand, hätte das unter NS-Funktionären, grossen Teilen der Zivilbevölkerung und zahlreichen Frontsoldaten weitverbreitete Vorurteil über den Etappengeist bestätigt – den schwächlichen und dekadenten Lebensstil von Offizieren, die immer noch in der Lage waren, die schönen Dinge des Lebens zu geniessen, während andere für ihr Land ihr Leben gaben. Dies war die angebliche Ursache für den Zusammenbruch in Frankreich.<sup>26</sup> Hinter der Front befanden sich die Nachschubwege, die Basen für Versorgung, Verwaltung, Transport und Feldlazarette sowie die Planungsstäbe des kämpfenden Heeres. All das bildete die Etappe, ein unentbehrliches Element in der Struktur jedes Militärapparats, das aber wie im Ersten Weltkrieg von den gewöhnlichen Frontsoldaten, die die Kämpfe hautnah durchzustehen hatten, ausgiebig verspottet wurde; sie waren nur zu gern bereit, an ihre Lieben in der Heimat ordinäre Gerüchte über Offiziere weiterzugeben, die weit entfernt von den grausamen Kampfhandlungen leibliche Genüsse und ein fideles Leben genossen.

«Dass unsere Etappenhengste dort in so wilder Panik zurückfluten», kommentierte Goebbels, «kann nur darauf zurückgeführt werden, dass sie nicht richtig diszipliniert sind und sich während ihrer langen Besatzungszeit in Frankreich mehr mit dem französischen Sekt und den französischen Weibern als mit militärischen Übungen beschäftigt haben.» Für

dieses «Debakel» machte er den Mangel an Führung durch die Generäle verantwortlich.<sup>27</sup> Die Gaubehörde in Baden meldete Anfang September an die Parteikanzlei, der Geist und die Haltung der sich zurückziehenden Einheiten atmeten «übelste Etappenluft, unordentliche Uniformen, viele betrunkene Blitzmädel und Soldaten in übelster und fragwürdigster Gemeinschaft zusammenhockend, die Lastwagen beladen mit den verschiedensten Gegenständen, Teilen von Wohnungseinrichtungen, Betten usw. Diese Bilder erinnerten die alten Kriegsteilnehmer an die Zustände von 1918.»<sup>28</sup> Himmler hatte unmittelbar nach dem Kollaps des deutschen Heeres beim Durchbruch der Alliierten in Falaise den Höheren SS- und Polizeiführern der westlichen Regionen, seinen Hauptansprechpartnern für Sicherheitsfragen, den Befehl erteilt, in Zusammenarbeit mit den Militärbefehlshabern «die widerliche deutsche Etappe in Frankreich» ein für allemal zu beseitigen und die Beteiligten an die Front zu schicken oder sie zur Arbeit einzusetzen.<sup>29</sup> Einige Tage später leitete Martin Bormann an Himmler einen Brief weiter, den er von Karl Holz, dem amtierenden Gauleiter von Franken, erhalten hatte; darin wurde von «Zuchtlosigkeit, Zersetzung und Verantwortungslosigkeit» bei der Etappe in Frankreich berichtet. Holz machte den Vorschlag, «energische und brutale Nationalsozialisten» als «Generalinspektoren» zu entsenden, um der Misslichkeit ein Ende zu bereiten, aber Himmler fand, er könne 'lem nicht entsprechen, solange er keine Details erhalte.<sup>30</sup>

Eine Schilderung der militärischen Versäumnisse, die zum Durchbruch der Alliierten bei Ayranches – «dem folgenschwersten Ereignis dieses Sommers» – geführt hatten, fand ihren Sündenbock im angeblich feigen Verhalten der Etappe, wohingegen sie die deutschen Anstrengungen lobte, die eine schlimmere Katastrophe verhindert hatten.<sup>31</sup> Ein Bericht der Geheimen Feldpolizei gelangte zu einem ähnlichen Schluss. Das Versagen von Offizieren beim Rückzug im Westen hatte die Stimmung geprägt, in der das angebliche Misstrauen gegen Offiziere seit dem 2p. Juli zum Ausdruck kam. Aus Berichten von Soldaten wurden Beispiele für mangelhaftes Verhalten von Offizieren angeführt – vergleichbar, meinte einer, mit den Ereignissen vom 9. November 1918 – und ebenso auch

Zeichen der Auflösung im Heer.<sup>32</sup> Zu den massivsten Anklagen gehörte ein Bericht aus dem Amt von General Reinecke, dem Chef des NS-Führungsstabes des Heeres, der auf einem Besuch basierte, den er Ende September und Anfang Oktober der Westfront abgestattet hatte, um die Arbeit der NS-Führungsoffiziere zu bewerten. Diese, so hiess es, arbeiteten gut. Die früheren Zustände in der Etappe in Frankreich seien «skandalös» gewesen. Vier Jahre lang hätten die Etappenangehörigen «ein Schlaraffenleben geführt». «[I]m Vergleich zu diesem flüchtenden Truppenhaufen» sei der Rückzug in der Zeit der Revolution von 1918 dem stolzen Marsch einer Gardetruppe vergleichbar gewesen.<sup>33</sup>

Ungeachtet all ihrer offenkundigen Einseitigkeit angesichts des Bedürfnisses, für den katastrophalen Zusammenbruch im Westen Sündenböcke zu finden, liefern derartige Berichte deutliche Hinweise auf eine schwach entwickelte Moral und Zeichen des Zerfalls in dem auf dem Rückzug befindlichen deutschen Heer. Neben dem Chaos, das die Evakuierungen in den Grenzgebieten, die Panik in der Bevölkerung und die durch die Flucht ihrer Funktionäre noch verschärfte Verachtung für die Partei hervorriefen, waren die potenziellen Voraussetzungen für einen wachsenden, umfassenden Zusammenbruch ähnlich wie 1918 nicht vollständig auszuschliessen. Die Verlangsamung des alliierten Vormarschs und die damit einhergehende Stärkung der deutschen Verteidigungsstellungen trugen erheblich dazu bei, dass es dazu nicht kam. Gleiches galt für die politischen Massnahmen, die ergriffen wurden, um die Kampfschlossenheit zu unterstützen und jede Unterminierung der kämpfenden wie der Heimatfront zu unterbinden. Diese beruhten jedoch ihrerseits auf Einstellungen, die in Resignation verfallen waren, die nicht vor Rebellion brannten und zumindest zum Teil von der Sache überzeugt waren, für die Deutschland angeblich kämpfte, und die daher bereit waren, der immer stärkeren Reglementierung ihres Lebens und den Anforderungen der Kampfführung, wenngleich ohne rechte Begeisterung, nachzukommen.

### III

Der entscheidende Schritt bestand für die Deutschen darin, die bröckelnde Westfront zu stabilisieren. Model musste tun, was in seinen Kräften stand, um unmittelbar nach Falaise ein gebrochenes Heer neu aufzustellen. Die Grösse des Feldheers im Westen war von 892'000 Mann Anfang Juli auf 543'000 Mann am 1. September geschrumpft. Die Befehlsstrukturen waren jedoch intakt geblieben. Sie dienten jetzt als Basis für den Aufbau der neuen Einheiten. Nachschublinien wurden verkürzt, Befestigungen (besonders am Westwall) verstärkt und Minenfelder gelegt. Und es wurden, was das Wichtigste war, dringend benötigte Verstärkungen eilig nach Westen verlegt. Die neuen Divisionen, die man schuf, waren zwar improvisierte Einheiten, die nicht über die beste Ausrüstung und Bewaffnung verfügten.<sup>34</sup> Im September wurden sie jedoch verstärkt, als Hunderte von Panzern und anderen gepanzerten Fahrzeugen von der schwer bedrängten Ostfront nach Westen geschickt wurden. Neue Methoden einer kompromisslosen Durchsetzung wurden auch an der Westfront eingeführt, darunter rigide Massnahmen, mit denen Versprengte eingefangen und neuen Einheiten zugeteilt werden sollten. Gleichzeitig entsandte man etwa 200 NS-Führungsoffiziere in die westlichen Wehrkreise, um die erlahmende Moral zu stabilisieren. Die NS-Führungsoffiziere, die Militärpolizei und die Parteidienststellen unterstützten das Heer darin, an der Front ein Netz von Kontrollen einzuführen, um die erschütterte Disziplin zu festigen.

Am 10. September befürwortete Generalfeldmarschall Keitel, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, «äusserste Rücksichtslosigkeit», um jegliche Anzeichen einer Untergrabung der Moral auszumerzen. Weniger als zwei Wochen später erliess er unter Berufung auf ausdrückliche Anweisung Hitlers Direktiven, um «Auflösungserscheinungen in der Truppe» mit «äusserster Strenge» zu begegnen, wobei auch Schnellgerichte eingesetzt und zur Abschreckung vor den Augen der Truppe sofortige Hinrichtungen vorgenommen werden sollten.<sup>35</sup> In den darauffolgenden Wochen wurden über hundert Soldaten auf der Flucht von der Front von SS-Einheiten erschossen. Am 14. September befahl Generalfeldmar-



schall von Rundstedt, der neu ernannte Oberbefehlshaber West: «Der Westwall mit jeder seiner einzelnen Anlagen ist bis zur letzten Patrone und bis zur völligen Vernichtung zu halten.» Zwei Tage später erweiterte Hitler den Befehl. Der Krieg im Westen, so erklärte er, habe deutschen Boden erreicht. Die Kampfführung müsse fanatisiert und mit grösster Strenge verfolgt werden. «Jeder Bunker, jeder Häuserblock in einer deutschen Stadt, jedes deutsche Dorf muss zu einer Festung werden, an der sich der Feind entweder verblutet oder die ihre Besatzung im Kampf Mann gegen Mann unter sich begräbt», befahl er.<sup>36</sup>

Durch die Verbindung von Notstandsmassnahmen – mithilfe von Organisation, Nachschub, Rekrutierung und Zwang – gelang es zunächst, eine verzweifelte Lage zu stabilisieren. Gegen Ende September waren die Aussichten zwar nicht plötzlich rosiger, aber zumindest erheblich besser als noch einen Monat zuvor.

Wie wirksam die Befehle Hitlers und Rundstedts, die auf eine Bereitschaft zum Abwehrkampf bis zur letzten Patrone zielten, in der Praxis waren, lässt sich nicht leicht einschätzen. Gefühle von Hilflosigkeit angesichts von feindlicher Übermacht, Resignation, Pessimismus, Defätismus und blinder Furcht beim Näherrücken der Kampfhandlungen liessen sich nicht einfach zerstreuen, mochten die Appelle zum Kampf bis zum Letzten auch noch so dringlich, die Kontrollmechanismen zur «Förderung» eines totalen Engagements auch noch so unerbittlich, die Drohungen gegen Einstellungen, welche nicht absolut fanatisch waren, auch noch so heftig, und die Strafen für vermeintliche Pflichtversäumnisse auch noch so streng sein. Kriegsmüdigkeit war ebenso wie bei der Zivilbevölkerung weit verbreitet. Die meisten Soldaten an der Westfront dachten nicht an einen Kampf bis zur letzten Patrone, sondern ans Überleben. Oberst Gerhard Wilck, der Kommandeur von Aachen, der von Rundstedt nachdrücklich dazu ermahnt wurde, «diese uralte deutsche Stadt bis zum letzten Mann zu halten und sich notfalls unter ihren Trümmern begraben zu lassen», äusserte wiederholt die Absicht, bis zur letzten Granate zu kämpfen. Seine Handlungen entsprachen diesen Worten nicht; vielmehr traf er Vorbereitungen für eine Kapitulation.<sup>37</sup> Bald nach der Übergabe der Stadt

am 21. Oktober fand sich Wilck in britischer Gefangenschaft wieder. In Gesprächen mit seinen Offizierskameraden, bei denen er nicht ahnte, dass er von seinen Bewachern abgehört wurde, kritisierte er die Aufopferungsmentalität des Oberkommandos der Wehrmacht. Bei seinen Soldaten herrschte der Eindruck vor, wenn man die 3'000 Mann, die man in Aachen zur Kapitulation gezwungen flatte, geopfert hätte, «bloss um einen Trümmerhaufen noch zwei oder drei Tage länger zu verteidigen», dann wäre das «eine nutzlose Verschwendung» gewesen.<sup>38</sup>

Die Einstellungen waren allerdings nicht einheitlich. Zu den Truppen an der Westfront gehörten Mitte September auch Panzer- und Infanteriedivisionen der Waffen-SS, die für ihre fanatische Kampfweise bekannt und von NS-Wertvorstellungen durchdrungen waren.<sup>39</sup> Gegen Ende des Jahres 1944 umfasste die Waffen-SS insgesamt 910'000 Mann, und sie verfügte über einige der am besten ausgerüsteten Panzerdivisionen.<sup>40</sup> Leidenschaftliche Nationalsozialisten fanden sich jedoch keineswegs nur bei der Waffen-SS. Auch in den Zweigen der erheblich grösseren konventionellen Streitkräfte waren sie anzutreffen. Manche SS-Männer dienten sogar hier und nicht in der Waffen-SS.<sup>41</sup>

Neben kritischen Briefen von der Front in die Heimat (die Gefahr liefen, von den Zensoren herausgefischt zu werden, was drastische Konsequenzen nach sich gezogen hätte) standen solche, deren Ton stark nationalsozialistisch eingefärbt war.<sup>42</sup> Etwa ein Drittel der Wehrmachtssoldaten hatte eine «Sozialisation» in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen erlebt (die durch die Kriegserfahrung selbst oft noch erheblich verstärkt worden war). Jeder, der nach 1913 geboren war und in den Streitkräften diente, war in gewissem Umfang einer nationalsozialistisch eingefärbten «Erziehung» ausgesetzt gewesen, und sei es nur im Reichsarbeitsdienst oder im 1935 eingeführten militärischen Pflichtdienst.<sup>43</sup> Es war daher nicht überraschend, wenn NS-Mentalitäten weiterhin stark vorhanden waren.

Ein auf der Befragung gefangener Soldaten beruhender alliierter Bericht vom 4. September über Moral zeichnete ein vielfältiges Bild virulenter Einstellungen. Unter Infanteristen fand er unverkennbare Zeichen einer schwach ausgeprägten Moral. Er deutete jedoch auf hohe Moral bei Fallschirmjägern, jüngeren Offizieren und SS-Männern.

«Der Sieg muss unser sein. [...] Man tut seine Pflicht, und es wäre Feigheit, nicht bis zum Ende zu kämpfen.» «Wir geben die Hoffnung nicht auf. Alles hängt an unserer Führung. Es wird etwas ganz anderes passieren als das, was alle erwarten.» «Wenn wir nicht gewinnen, dann hört Deutschland auf. Darum werden wir gewinnen.» «Geist gegen Material. Es ist noch nie geschehen, dass die blosse Technik den Geist besiegt hätte.» in dem letzten Brief eines Soldaten an seine Frau hiess es: «Ich habe meinen Beitrag geleistet und meinem Führer Adolf Hitler das gegeben, was man nur einmal geben kann. Der Führer wird es schaffen, das weiss ich. Ich bin als Soldat Adolf Hitlers gefallen.» Der Glaube an den deutschen Sieg korrelierte, so hiess es abschliessend in dem Bericht, ausserordentlich stark mit «persönlicher Verehrung für Hitler, mit der Parteinahme für die nationalsozialistische Lehre und mit der Entlastung Deutschlands von der Schuld am Kriege». <sup>44</sup>

Eine Woche später zog ein anderer Bericht aus Beobachtungen bei etwa tausend Verhören, die im August durchgeführt worden waren, Schlussfolgerungen über die ideologischen Quellen der weiterhin bestehenden Kampfmoral der Wehrmacht. An erster Stelle standen die Furcht vor der Rückkehr in ein von Russland beherrschtes Deutschland, die Überzeugung, dass die deutsche Sache gerecht sei sowie der Glaube, die Alliierten hätten Deutschland lieber angegriffen, als dem Land die berechtigten und notwendigen Zugeständnisse zu machen, die Verehrung für Hitler, dem nur das Wohlergehen Deutschlands am Herzen gelegen habe, und das Gefühl, die von den Alliierten vertretene Politik der «bedingungslosen Kapitulation» bedeute, dass das deutsche Volk nicht erwarten könne, dass die Westmächte nach dem Krieg beim Wiederaufbau helfen würden. Etwa 15 Prozent der Soldaten, so hiess es, vertraten derartige Ansichten «mit fanatischer Überzeugung», und sie übten einen Einfluss auf Zweifler aus; zugleich waren bis zu 50 Prozent «Hitler immer noch ergeben». Unter den kämpfenden Soldaten gab es eine beträchtliche Bewunderung für die Kampfqualitäten der Waffen-SS. <sup>45</sup>

Ebenso wie bei den Soldaten an der Front variierte die Einstellung einfacher Bürger zum Krieg und zum Regime erheblich. Ungeachtet der zehnjährigen nationalsozialistischen Herrschaft war das Deutsche Reich

unter dem Firnis der Uniformität in mancher Hinsicht immer noch eine pluralistische Gesellschaft. Überzeugungen, die ein fest verwurzelt Produkt früherer sozialistischer und kommunistischer Subkulturen waren, konnten nicht offen geäußert werden. Doch sie waren nicht ausgelöscht, sondern wurden nur unterdrückt. Leidenschaftlich vertretene christliche Glaubensvorstellungen und Traditionen, die ihre institutionelle Stütze innerhalb der protestantischen und insbesondere der katholischen Kirche fanden, hielten sich trotz erbarmungslosen ideologischen Drucks vonseiten der Nationalsozialisten. Andererseits hatten die Jahre der Indoktrinierung und des Zwangs zur Konformität durchaus ihre Spuren hinterlassen. Und die immer stärker werdende äussere Bedrohung für das Land betraf auf die eine oder andere Weise alle Deutschen und lieferte einen eigenen Antrieb zu konformem Verhalten. Die Panik beim Herannahen der Amerikaner beschränkte sich auf die Regionen in der Nähe der Front. Selbst dort hatten sich einige Leute – vergleichbar Knut dem Grossen, welcher der Flut des Meeres Einhalt zu gebieten suchte – bemüht, die steigende Flut der Entfremdung vom Regime aufzuhalten. In grösserer Entfernung von den Grenzprovinzen gab es keine Anzeichen für einen Zusammenbruch. Nichts deutete darauf hin, dass die weitverbreitete pessimistische Einstellung zum Krieg in einen Volksaufstand hätte münden können. Ungeachtet der sich verdichtenden trüben Stimmung, die er beschrieben hatte, kam der wöchentliche Propagandabericht am 4. September zu dem Ergebnis, die Menschen seien zu jedem Opfer bereit, um der Zerstörung oder Versklavung zu entgehen. «Das Volk werde von sich aus die Flinte nicht ins Korn werfen.»<sup>46</sup> Die NS-Führung unterschied zwischen «Stimmung» und «Einstellung». Sie erkannte an, dass man von den Menschen kaum erwarten konnte, fröhlich gestimmt zu sein, wenn ihre Häuser in Trümmer gelegt wurden und ihr Leben durch den Krieg auf den Kopf gestellt wurde, und pries die Geduld und Kampfbereitschaft, die die ihr zugrunde liegende Entschlossenheit kennzeichnete, die Schwierigkeiten zu meistern und den Sieg zu erringen.<sup>47</sup> Das war natürlich eine nützliche interne Rationalisierung der Reaktionen der Bevölkerung auf ständige schlechte Nachrichten und Teil der totalen Kriegspropaganda. Doch es

war nicht ganz und gar irreführend. Denn unter den Pessimisten gab es immer noch viele, die zwar eine Minderheit darstellten, deren Grösse sich auch nicht annähernd abschätzen lässt und die mit Sicherheit rasch kleiner wurde, die aber zumindest nach aussen hin an den positiven Vorgaben der Propaganda festhielten, die das Regime loyal unterstützten und Ansichten äusserten, die die jahrelangen Auswirkungen der NS-Doktrin atmeten.

Manche waren zweifellos immer noch der Meinung, Hitler werde einen Weg aus der Krise finden, und sie wünschten sich, er möge zum Volk sprechen, um ihm Zuversicht einzuflössen.<sup>48</sup> Goebbels bekam einen riesigen Stapel von Briefen, in denen von «echten Nationalsozialisten» ein tiefer Glaube geäussert wurde, dass es gelingen werde, die Krise zu meistern.<sup>49</sup> In Teilen der Bevölkerung herrschte immer noch eine wenn auch rasch dahinschwindende Hoffnung, dass die verheissenen neuen «Wunderwaffen» das Kriegsglück wenden würden.<sup>50</sup> Die Einstellungen gegenüber denjenigen, die nicht den Eindruck erweckten, dass sie die Lasten mittrugen und sich voll für den Kriegseinsatz engagierten, und besonders gegenüber allen, die man irgendwie für «subversiv» hielt, waren entschieden feindselig und verbanden sich oft mit aggressiven Vorwürfen. Die grausamen Vergeltungsmassnahmen gegen die «Verräter» des 20. Juli wurden dem Vernehmen nach von vielen Menschen mit Genugtuung begrüsst.<sup>51</sup> Trotz der weitverbreiteten Besorgnis und Angst im Hinblick auf den Krieg löste die kleinste Andeutung von Opposition immer noch schreckliche Strafen aus, die die Polizei nur mithilfe einfacher Bürger durchsetzen konnte. Der Empfang ausländischer Rundfunksendungen, der ungeachtet der damit verbundenen Gefahren immer häufiger vorkam, machte vielfach Scherereien. Jeder, der so kühn war, offen defätistische Bemerkungen zu machen oder die Führung Hitlers unumwunden zu kritisieren, musste immer noch damit rechnen, von eifrigen Getreuen des Regimes bei den Behörden denunziert zu werden.<sup>52</sup> Und je radikaler die Goebbels'schen Massnahmen für den totalen Krieg zu sein schienen, desto grössere Zustimmung fanden sie anscheinend, besonders wenn sie sich gegen die Wohlhabenderen und Privilegierten richteten. Bis Ende August waren beim Propagandaministerium meist von Arbeitern, von Angehörigen der Mittelschichten und von Soldaten über 50'000 Briefe ein-

gegangen, in denen die für den totalen Krieg ergriffenen Massnahmen mit Nachdruck bejaht wurden, in denen aber häufig der Wunsch geäussert wurde, sie sollten noch radikaler ausfallen.<sup>53</sup> Wie immer es um die zunehmenden Befürchtungen, Ängste und Depressionen im Hinblick auf den Stand des Krieges bei der Bevölkerung stand, der Widerstandswille war, wie der SD nicht ohne Grund befand, auch weiterhin vorhanden, wenngleich die Menschen zweifelten, ob sich Widerstand noch lohnen würde.<sup>54</sup>

Dass sich auch angesichts immer extremerer Not nach wie vor ausgedehnte Restbestände loyalistischer Unterstützung hielten, überrascht nicht. Die NSDAP, die erhebliche Anstrengungen unternahm, die Verluste wettzumachen, die durch gefallene Wehrmachtssoldaten in ihren Reihen entstanden waren, hatte 1944 ungefähr acht Millionen Mitglieder – etwa ein Zehntel der Bevölkerung (bezogen auf die Erwachsenen lag der Anteil deutlich höher).<sup>55</sup> Natürlich waren nicht alle Mitglieder glühende Aktivisten oder begeisterte Gefolgsleute. Der zunehmende Druck zum Parteieintritt, der beispielsweise auf Gruppen der Hitlerjugend ausgeübt wurde, als es mit dem Kriegsglück jäh bergab ging, war nicht gerade dazu angetan, fanatische Kämpfer für die nationalsozialistische Sache hervorzubringen. Gleichwohl hatten NSDAP-Mitglieder, wie immer es zu ihrem Eintritt in die Partei gekommen war, zumindest nach aussen hin ein gewisses Engagement für Hitler und für das Regime gezeigt, und als offizielle «Parteigenossen» waren sie mehr als der Rest der Bevölkerung einem Konformitätsdruck ausgesetzt. Die organisatorischen Tentakel der Partei reichten weit in das Gemeinschaftsleben hinein. Die 42 Gaue, 808 Kreise, 28'376 Ortsgruppen, 89'378 Zellen und 397'040 Blöcke, in die Deutschland von der Parteiverwaltung eingeteilt worden war, sorgten dafür, dass nicht nur Parteimitglieder aufdringlichen Kontrollen und routinemässiger Überwachung ausgesetzt waren. Neben der weitgehend passiven Mitgliederschaft gab es die Funktionäre, die sich im Zuge ihrer Tätigkeit für die Partei, selbst wenn sie wollten, regelmässig verabreichten Indoktrinationen kaum entziehen konnten. Im Juli 1944 betrug die Zahl der hauptamtlichen Funktionsträger der Partei und ihrer Gliederungen 37'192 Männer und nicht weniger als 140'000 Frauen, von denen etwa 60'000 in der NS-

Volkswohlfahrt tätig waren. Schätzungsweise drei Millionen Bürger dienten der Partei in einer unbezahlten Funktion.<sup>56</sup>

Dieses Heer von Apparatschiks stellte ein wichtiges Instrument der sozialen und politischen Kontrolle dar, das gewöhnlich in enger Zusammenarbeit mit der Polizei und anderen Repressionsorganen tätig wurde, sodass für einfache Bürger Raum zur Organisation einer Form oppositionellen Verhaltens schlicht nicht zur Verfügung stand. Darüber hinaus bildeten die Parteifunktionäre jedoch eine immer noch bedeutende Basis der «charismatischen Gemeinschaft», die sich an die Führung Hitlers knüpfte. Auch wenn die Anziehungskraft, die Hitler auf die Bevölkerung ausübte, deutlich zurückging, war von den Funktionären, die in besseren Zeiten den harten Kern der Führeranbeter gestellt hatten, immer noch weniger als von den meisten anderen zu erwarten, dass sie alle Treue aufkündigten. Abgesehen von einer noch verbliebenen, wenngleich mittlerweile häufig unwiderruflich festgelegten Ergebnis hatten sich die Funktionäre auch schon längst unwiderruflich festgelegt. Die Partei hatte ihnen Karrieren, gesellschaftliches Ansehen, Privilegien, finanzielle Vorteile und häufig – in unterschiedlichem Masse – eine gewisse Macht, und sei es auch nur auf lokaler Ebene, über ihre Mitbürger verschafft. Nicht wenige hatten das Gefühl, dass ihnen infolge ihrer Handlungen in früheren Jahren nichts anderes übrigblieb, als mit der Partei und mit Hitler durchzuhalten oder unterzugehen. Manche hatten zweifellos ein schlechtes Gewissen oder zumindest ein mulmiges Gefühl im Hinblick auf eine möglicherweise bevorstehende «Rache» für ihre Beteiligung an bestimmten Vorgängen, mit der sie nach dem Krieg unter Umständen rechnen mussten. Viele sorgten sich angesichts der Aussicht auf eine Zukunft ohne Hitler, denn was konnte aus ihnen werden, wenn sich ihre Parteistellungen auflösten, und welches Schicksal erwartete sie wohl, falls es dem Feind gelänge, das Land zu besiegen und zu besetzen? Je höher die Position war, die sie erklommen hatten, je fanatischeren Eifer sie an den Tag gelegt hatten, je schmutziger sie sich die Hände gemacht hatten, desto mehr hatten sie Grund zur Besorgnis. Das wiederum bedeutete, dass sie wenig oder nichts zu verlieren hatten, als das Ende näherrückte.

Einstweilen zeigte jedoch die Partei, abgesehen von den Randregionen in der Nähe der Kampfzone, nach aussen hin keine Anzeichen eines Zusammenbruchs. Vielmehr bedeutete ihre Neubelebung durch Martin Bormann in der zweiten Hälfte des Jahres 1944, dass sie bei der Stabilisierung der Heimatfront eine bedeutende Rolle spielte. Ihre Aktivitäten waren Teil eines immer hektischeren Bemühens des Regimes, gewaltiger und noch zunehmender Schwierigkeiten Herr zu werden. Und dieses Bemühen hatte zunächst einen gewissen Erfolg, insofern es die komplette militärische Katastrophe vorerst abwendete und Deutschland im Kampf hielt – mit enormen Kosten an Menschenleben und Material.

## IV

Den Anstoss zur Ernennung von Joseph Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz, die durch das gescheiterte Bombenattentat ausgelöst worden war, hatte die Vernichtung der Heeresgruppe Mitte im Zuge der Offensive der Roten Armee Ende Juni und Juli gegeben. Kaum war das Programm eingeleitet worden, da verstärkten die zusätzlichen schweren Verluste infolge des Zusammenbruchs der Westfront im August massiv die Forderungen nach den bereits in Aussicht genommenen gewaltigen Personaleinsparungen, mit denen Männer für die Front gewonnen werden sollten. Goebbels hatte bis zum 1. September 1944 300'000 Mann bereitgestellt; Hitler forderte jetzt aber im folgenden Monat noch weitere 450'000 Mann.<sup>57</sup> Die neuen Umstände führten zum Zusammenbruch der früheren Interessengemeinschaft zwischen Goebbels und Speer, die Hitler dazu veranlasst hatte, dem totalen Kriegseinsatz zuzustimmen. Von Ende August an, als die Folgen der Katastrophe, die sich diesmal an der Westfront abspielte, deutlich erkennbar wurden, lagen Goebbels und Speer immer mehr im Streit.

Goebbels hatte sich mit der ihm eigenen enormen Energie auf seine neue Rolle als Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz gestürzt. Der Planungsausschuss, den er eingerichtet hatte und der unter der



Leitung von Werner Naumann, seinem Staatssekretär im Propagandaministerium, stand, hatte schon bald eine Unmenge von Massnahmen vorbereitet, die auf Personaleinsparungen zielten, mit denen Soldaten für die Wehrmacht gewonnen werden sollten. Schnell zu handeln und dynamisch zu agieren war für Goebbels ein Selbstzweck, und Hast und Improvisation riefen oft eher Schwierigkeiten hervor, als dass sie welche beseitigten. Was für Zweifel auch immer man jedoch an der Wirksamkeit der Massnahmen haben konnte, sie bewirkten tiefe Einschnitte ins öffentliche Leben. Postdienste wurden eingeschränkt, Theater geschlossen, die Zahl der Orchester reduziert, die Filmproduktion heruntergefahren, das Studium an den Universitäten für alle mit Ausnahme einiger weniger Studenten kriegswichtiger Fächer oder solcher, die nicht kriegsdienstverwendungsfähig waren, unterbrochen,<sup>58</sup> Verlage liquidiert und Zeitungen auf nicht mehr als ein paar Seiten beschränkt oder ganz eingestellt. Das Höchstalter für die Dienstverpflichtung von Frauen wurde von 45 auf 50 Jahre heraufgesetzt. Ende August mussten Männer 60 und Frauen 48 Stunden pro Woche arbeiten.<sup>59</sup>

Goebbels achtete darauf, Hitler über die von ihm ergriffenen Massnahmen auf dem Laufenden zu halten, und er ging geschickt auf die Stimmungen des Diktators ein.<sup>60</sup> Doch er konnte sich nicht immer durchsetzen. Es gelang ihm schliesslich, Hitlers anfänglichen Widerstand gegen die weitere Heraufsetzung der Altersgrenze für die Arbeitspflicht bei Frauen auf 55 Jahre und insbesondere gegen die Schliessung von Theatern und Varietés sowie gegen die Schliessung einiger Zeitschriften, die er gern hatte, zu überwinden.<sup>61</sup> Eine Grenze zog Hitler jedoch bei Goebbels' Plänen, die Herstellung von Bier und Süsswaren einzustellen. Selbst die Bolschewisten hätten die Produktion von Bonbons nie eingestellt, erklärte Hitler, und sie seien der Meinung gewesen, dass sie nicht nur für die Bürger in der Heimat, sondern auch für die Soldaten an der Front notwendig seien. Und was das Bier anging, befürchtete er «vor allem schwere Rückschläge psychologischer Art in Bayern» und war der Ansicht, ein solcher Schritt könne zu «Volksmurren» führen.<sup>62</sup> Hitlers Instinkt für die Vermeidung von Unzufriedenheit in der Bevölkerung, der bei ihm erheblich stär-

ker ausgeprägt war als bei Goebbels, funktionierte immer noch uneingeschränkt und bewies sich erneut Mitte August mit seiner Direktive zur Finanzierung der Bereitstellung von 190'000 Flaschen «Eierkognak», die von der NS-Volks wohlfahrt an diejenigen verteilt werden sollten, die im Westen Schäden durch Bomben erlitten hatten (warum sich allerdings Menschen, die ausgebombt waren, über diesen widerwärtigen Likör freuen sollten, ist eine andere Frage).<sup>63</sup>

Einschnitte bei der Verwaltung staatlicher Stellen erwiesen sich ebenfalls als nicht so leicht durchführbar, wie Goebbels sich das vorgestellt hatte. Anfang September wurden beispielsweise die Reichsverteidigungskommissare unter Berufung auf Instruktionen Hitlers angewiesen, davon abzusehen, Personal von Ministerialdienststellen oder den Verwaltungsabteilungen der Länder zum Dienst in den neu aufgestellten Divisionen der Wehrmacht abzukommandieren.<sup>64</sup> Und während das preussische Finanzministerium schliesslich abgeschafft wurde – ein Schritt von geringer Bedeutung, den man schon im Jahr zuvor erstmals erwogen hatte –, behielt man die ebenso überflüssige Institution des preussischen Ministerpräsidenten (eines von Görings zahlreichen Ämtern) bei.<sup>65</sup> In manchen Bereichen erbrachte der Prozess des «Auskämmens» tatsächlich ansehnliche Ergebnisse. Über 250'000 Mann liess die Post ziehen und mehr als 50'000 die Bahn, und dazu kamen noch andere bedeutende Reduzierungen. Alles in allem blieben aber die Einsparungen beim Personal hinter den Erwartungen zurück.<sup>66</sup> Und die, die man frestellte, waren, wie zu erwarten, oft zu alt oder für den aktiven Militärdienst zu untauglich. Taugliche Männer in grosser Zahl fanden sich in Wirklichkeit nur in reservierten Beschäftigungsbereichen in der Rüstungsindustrie, einem Bereich, in dem es kaum sinnvoll war, auf fachkundige und erfahrene Arbeiter zu verzichten, um weniger gut ausgebildete Ersatzkräfte an ihre Stelle treten zu lassen.<sup>67</sup> Die naheliegende Spannung zwischen der Bereitstellung von Männern für die Wehrmacht und die Belassung von Arbeitern in der Rüstungsproduktion musste zu Konflikten zwischen den einstigen Verbündeten Goebbels und Speer führen. Als der Bedarf an Männern wuchs, die die Verluste an der Westfront wettmachen sollten, und zugleich der Druck auf Speer zunahm, die Munition und die Waffen zur Verfügung zu stellen,

mit denen die Lücken geschlossen werden sollten, die durch das Zurücklassen von Material entstanden waren, dauerte es nicht lange, bis es zu Zusammenstößen kam.

Bis zum Zusammenbruch im Westen hatte Speer in der Öffentlichkeit zumindest nach aussen hin Optimismus verbreitet.<sup>68</sup> Anfang September versprach er Goebbels sogar noch, die Rüstungsindustrie werde bis Anfang 1946 angemessen bevorratet sein, selbst wenn alle besetzten Gebiete verloren gingen.<sup>69</sup> Auf die Goebbels'schen Personalanforderungen war er zunächst eingegangen. Anfang August hatte er 50'000 Mann aus der Rüstungsproduktion für den totalen Kriegseinsatz angeboten.<sup>70</sup> Am Abend des 9. August war er rasch zu einer Übereinkunft mit Goebbels gelangt und hatte seine Bereitschaft erklärt, 47'000 bis dahin freigestellte Beschäftigte in weniger wichtigen Sektoren der Rüstungsindustrie und verwandter Bereiche zur Verfügung zu stellen, und er war sich sicher, dass sich Ersatz finden werde.<sup>71</sup> Zu diesem Zeitpunkt nahm er immer noch optimistisch an, dass er die erforderlichen Arbeitskräfte für seinen Bereich aus dem totalen Kriegseinsatz erhalten werde. Doch die Harmonie sollte bald ein Ende finden. Es ging um die Kontrolle über die gesamte Kriegswirtschaft.<sup>72</sup> Anfang September war es so weit, dass Goebbels sich zu Speers erbittertsten Gegnern zählte.<sup>73</sup>

Goebbels war es gleich, wem er auf die Füsse trat, um auf die eine oder andere Weise die extravaganten Personaleinsparungen zu erzielen, die er Hitler versprochen hatte. Und die Gauleiter wetteiferten erwartungsgemäss miteinander um die höchsten Einsparungen. Speer wurde zum Objekt willkürlicher Aktionen, die seiner Ansicht nach für die Rüstungsproduktion ausserordentlich schädlich waren.<sup>74</sup> Anfang September erwartete Goebbels immer noch, dass Speer die versprochenen 50'000 Mann in diesem Monat ausfindig machen werde. Doch das Tauziehen zwischen den beiden hatte begonnen, und im Laufe des Monats verschärfte sich der Konflikt.<sup>75</sup> Da er keine Unterstützungsbasis in der Partei hatte und es so aussah, als beharre er in unvernünftiger Weise darauf, seine eigene Domäne vor den Opfern zu schützen, zu denen andere Bereiche gezwungen worden waren, stand Speer vor einem aussichtslosen Kampf. Er hatte es mit mächtigen Feinden zu tun. Zu seinen Kritikern gehörten nicht nur

Goebbels und Bormann, sondern auch Himmler und Robert Ley. Immer häufiger kam es zu Angriffen seitens der Partei und Einmischungen der Gauleiter auf regionaler Ebene.<sup>76</sup> Speer leistete seinem eigenen Anliegen keine guten Dienste, als er Goebbels gegenüber Anfang September einräumte, dass sich die Produktion ungeachtet des Verlustes von freigestellten Männern, die er an die Wehrmacht hatte abgeben müssen, gut hielt.<sup>77</sup>

Speer hatte den Eindruck, er könne nichts anderes mehr tun, als sich direkt an Hitler zu wenden. Dies tat er am 20. September in einer ausführlichen Denkschrift, in der er sich gegen massive Vorwürfe von Goebbels und Bormann verwahrte, sein Ministerium sei ein «Sammelbecken der reaktionären Wirtschaftsführer» und verhalte sich «partei feindlich». Mit der Behauptung, die von ihm zu erfüllende Aufgabe sei «eine unpolitische», widersprach er der Einmischung der Partei in seinen Verantwortungsbereich und forderte, die Gauleiter sollten in Rüstungsfragen zukünftig nicht Bormann, sondern ihm gegenüber verantwortlich sein.<sup>78</sup> Hitler dachte aber gar nicht daran, die Kontrolle über die Gauleiter von der Partei auf Speer zu übertragen. Bormann erklärte dem Rüstungsminister klipp und klar, dass er, was den totalen Kriegseinsatz anging, Goebbels unterstellt sei.<sup>79</sup> Ohnehin verfügte Speer bei dem Diktator nicht mehr über den gleichen Einfluss wie in früheren Jahren. Das von ihm wiederholt vorgetragene Argument, der Krieg sei ein technischer Konflikt, der durch umfangreichere und bessere Waffen entschieden werde<sup>80</sup> und nicht dadurch, dass man einfach der Wehrmacht mehr Soldaten zur Verfügung stelle, stiess auf taube Ohren, als sowohl Hitler und Goebbels auf dem naheliegenden Gegenargument bestanden, dass sowohl mehr Menschen als auch mehr Waffen erforderlich seien. Es sah so aus, als werde Goebbels, der Hitler ständig mit Fortschrittsberichten über den Erfolg seines totalen Kriegseinsatzes versorgte, aus diesem Konflikt schliesslich als Sieger hervorgehen.

Speer wandte sich erneut direkt an Hitler und verwarf die Goebbels'schen Forderungen nach 100'000 Rüstungsarbeitern, die noch über die 200'000 hinaus, die er seit dem 25. Juli gestellt hatte, im Rahmen der Septembetquote für den totalen Kriegseinsatz bereitgestellt werden sollten. Sie liessen sich, so behauptete er, nicht zur Verfügung stellen, oh-

ne die Rüstungsproduktion zu beeinträchtigen. Er brauchte Zeit, um sich auf die grossen Einschnitte bei seinem Arbeitskräftepotenzial vorzubereiten, und es wäre ihm nur mit Mühe möglich, ab dem 25. Oktober 60'000 und die verbleibenden 40'000 bis zum 15. November bereitzustellen. Nach seiner Rückkehr von einem Besuch an der Westfront Ende September stellte er dann zu seiner Enttäuschung fest, dass Hitler entschieden hatte, den grössten Teil der 60'000 schon zu einem früheren als dem von ihm festgesetzten Zeitpunkt zum Heer zu schicken, was er als eine «ausserordentlich schwerwiegende und einschneidende Massnahme» bezeichnete.<sup>81</sup>

Gleichwohl erboste er Goebbels dadurch, dass er sich hartnäckig zusätzlichen Forderungen verschloss, freigestellte Arbeiter aus dem Rüstungssektor herauszurücken. Und als die Zeit voranschritt und Hitler die Leistungen Speers bei der Überwindung ausserordentlicher Schwierigkeiten zur Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion anerkannte – er bezeichnete Speer «als einen genialen Organisator» –, stärkte dies die Verhandlungsposition des Rüstungsministers wieder.<sup>82</sup> Seine Anstrengungen hatten ihm Hitlers Gunst zurückgewonnen. So sehr sich Goebbels auch abmühte, er konnte Hitler nicht davon überzeugen, Speer dazu zu zwingen, weitere 180'000 freigestellte Arbeiter aus der Rüstungsindustrie zu entlassen.<sup>83</sup> Speers zermürbender und zeitraubender Kampf mit Goebbels um das Festhalten an seinen Arbeitern hatte daher am Ende zu einer Art Pattsituation geführt. Wie schon so häufig, hatte sich Hitler nicht gewillt gezeigt, bei einem grösseren Streit zwischen zweien seiner führenden Paladine eine Entscheidung zu fällen. Das Gerangel zwischen den schwergewichtigen Ministern konnte jedoch keine Lösung finden, wenn Hitler nicht bereit war, ein Machtwort zu sprechen.

Die langanhaltende Auseinandersetzung über knappes Personal wurde von Speer als eine erhebliche Belastung für seine Kräfte und seine Ressourcen betrachtet. Dessen ungeachtet unternahm er nach den Rückschlägen im Westen ausserordentliche Anstrengungen, um Deutschland zur Fortsetzung des Kampfes zu befähigen.

Der Höhepunkt der Rüstungsproduktion für die gesamte Kriegszeit war im Juli 1944 erreicht worden. Das erzielte Niveau war jedoch so

schmeichelhaft für die deutsche Leistungsfähigkeit in der Rüstungsproduktion, dass es gleichzeitig einer Täuschung gleichkam. Man hat es treffend mit dem Endspurt eines Marathonläufers verglichen, bevor er zusammensackt, weil seine Kräfte erschöpft sind.<sup>84</sup> Im Laufe des Herbstes verzeichneten alle Produktionsbereiche abrupte Rückgänge. Der Hauptgrund hierfür war die gewaltige Zunahme der alliierten Bombenangriffe – 60 Prozent aller über Deutschland abgeworfenen Bomben fielen nach dem Juli 1944. Nach dem alliierten Durchbruch in Frankreich kam es im September zu einer entscheidenden Beschleunigung der verheerenden Luftangriffe. Da die alliierten Flugzeuge jetzt Flughäfen benutzen konnten, die näher an der deutschen Grenze lagen und die Luftwaffe durch die Zerstörung ihrer Maschinen und durch Treibstoffmangel immer stärker gelähmt wurde, waren Dauerangriffe auf Industrieanlagen und Verkehrsnetze erheblich leichter geworden. Die Rohstoffproduktion ging in den Herbstmonaten um fast zwei Fünftel zurück. Angriffe der Alliierten auf sieben Erdölwerke, die alle am 24. August 1944 geflogen wurden, führten dazu, dass sich die Produktion von Flugzeugtreibstoff im September um zwei Drittel verringerte, was erheblich zur Wirkungslosigkeit der verbliebenen Luftabwehr beitrug. Die Ausschaltung von Kraftwerken verursachte massive Schäden an der Infrastruktur der Industrie. Die Versorgung mit Gas und Strom war stark beeinträchtigt. Die Gasproduktion lag im Oktober um ein Viertel niedriger als im März. Wiederholte Angriffe auf das Gleisnetz der Deutschen Reichsbahn, die Lokomotiven, sonstiges rollendes Inventar, Brücken und Rangierbahnhöfe sowie auf Wasserstraßen und die Rheinschifffahrt führten zu massiven Störungen auf Verkehrsadern und lösten für den Nachschub der Industrie und nicht zuletzt die Kohlelieferungen aus dem Ruhrgebiet gewaltige Kettenreaktionen aus. Zumindes waren im Westen die Kohlegruben selbst immer noch weitgehend unversehrt. Der Rückgang bei der Produktion unentbehrlicher Waffen liess sich nicht aufhalten, auch wenn das erreichte Produktionsniveau immer noch höher lag als 1942.<sup>85</sup>

Was jedoch erstaunlich bleibt, ist nicht die Tatsache, dass die Rüstungsproduktion drastisch zurückging, sondern der Umstand, dass es Speer trotz des Ausmasses und des geradezu unüberwindlichen Charakters der

Probleme gelang, sie immer noch auf einem so relativ hohen Niveau zu halten.

Die Fähigkeit Speers, Probleme nicht nur rasch zu begreifen, sondern auch Wege zu ihrer möglichen Lösung oder zumindest ihrer Linderung zu finden, seine mit einem fraglosen Organisationstalent gepaarte enorme Energie sowie die ihm von Hitler dank seines Manipulationsgeschicks bei den häufigen Lagebesprechungen erteilten Vollmachten, Änderungen durchzudrücken – all das trug im Herbst 1944 dazu bei, dass er die immer breiter werdenden Risse in der Rüstungsproduktion zuzukleistern vermochte. Er war damit beschäftigt, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um den Treibstoffnachschub (der seit dem Frühjahr durch Luftangriffe auf die Hydrierwerke in Mitteldeutschland schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war) zu maximieren, durch die verstärkte Produktion von Jagdflugzeugen die Luftverteidigung zu stärken, den Verkehr in Gang zu halten und bei der Evakuierung von Grenzgebieten so viel Substanz wie möglich für die Industrie zu retten.<sup>86</sup> Indem er die Forderungen der Rüstungsindustrie zur Geltung brachte, war er fortwährend bestrebt, seine Domäne vor den anderen «grossen Tieren» im NS-Dschungel zu schützen, die Partei daran zu hindern, die «Selbstverantwortung der Industrie» auszuhöhlen und zu verhindern, dass beim Rückzug der deutschen Truppen zu den vom Feind zugefügten Zerstörungen von Industrieanlagen auch noch absichtliche «hausgemachte» Zerstörungen hinzutraten.

Im September stattete Speer den Grenzgebieten im Westen zwei Besuche ab. Der erste, vom 10. bis 14. September, führte ihn nach Karlsruhe und Saarbrücken, in die Nähe von Metz, zum Westwall und nach Trier sowie schliesslich nach Aachen und Venlo. Er erkannte bedeutende Schwachstellen bei der Munitions- und Treibstoffversorgung sowie ernste Probleme bei der Evakuierung von Gebieten. Beispielsweise stellte er fest, dass die Generalquartiermeister der Heere im Westen zu wenig Kontakt mit Unternehmensvertretern hielten und die Erfahrungen der Letzteren nicht zu nutzen vermochten, wenn es beispielsweise darum ging, Transportprobleme zu bewältigen. Als möglichen Ausweg verwies er darauf, wie der Stahlunternehmer Hermann Röchling täglich mit führenden Militärs im Saargebiet Verbindung aufgenommen hatte, um ihren Muni-

tionsbedarf zu ermitteln und danach die Lieferungen zu organisieren. Er empfahl die Einrichtung eines Amtes beim Hauptquartier des Oberbefehlshabers West, das bei der Herstellung und Lieferung der von den Truppen benötigten Ausrüstung die Unternehmen direkt einbeziehen konnte. Eine einfache Massnahme zur Verbesserung des Nachschubs bestand darin, die Lastwagenkolonnen, die zum Rücktransport wichtiger geretteter Ausrüstungen von der Front eingesetzt wurden und die leer wieder zurückfuhren, für den Transport von Nachschub zu den Truppen an der Front einzusetzen. Und wenn man Organisationslinien festlegte, um bei der direkten Versorgung der Westfront maximalen Nutzen aus dem grenznahen Industriegebiet zu ziehen, dann würde das, so meinte er, nutzlose Fahrten über lange Transportwege ersparen, auf denen Rüstungsgüter aus anderen Teilen Deutschlands herangeschafft wurden. Vor allem war er daran interessiert, «dass bis zum letzten Augenblick in den gefährdeten Gebieten gefertigt» werde und widersetzte sich daher einer Evakuierung, die er als verfrüht ansah. Selbst unter Artilleriebeschuss konnte die Munitionsherstellung direkt hinter der Front noch bis zu einem ganz späten Zeitpunkt weitergehen.<sup>87</sup> Im September schickte er den Gauleitern im Westen eine Reihe von Anordnungen, in denen er sie anwies, dafür zu sorgen, dass die Produktion nicht vorzeitig eingeschränkt werde und dass die Evakuierung von Industriebetrieben nach Osten angesichts der Möglichkeit, die verlassenen Gebiete zurückzugewinnen (wobei es sich nach Speers späteren Einlassungen lediglich um rhetorische Floskeln zur Beschwichtigung Hitlers handelte),<sup>88</sup> nur auf die Lähmung, nicht auf die Zerstörung einer Industrieanlage folgen sollte. In seinem Bericht an Hitler hob Speer auch die Waffenknappheit hervor und wiederholte ein Argument aus einem fortlaufenden Disput mit Goebbels, dass Soldaten ohne schwere Waffen nutzlos seien und dass «[i]n diesem Krieg, der ein technischer Krieg ist, [...] ein Levée en masse [...] nicht entscheidend» sei.<sup>89</sup>

Speers zweite Reise an die Westfront dauerte vom 26. September bis zum 1. Oktober und wurde in einem derartigen Tempo absolviert, dass seine Begleiter Schwierigkeiten hatten, mit ihm Schritt zu halten. Hier ging es vor allem um das dringende Bedürfnis, die Grenzzone westlich



des Rheins zu stützen, und um seine Besorgnis hinsichtlich der Bedrohung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, das die Hälfte der deutschen Rüstungsgüter lieferte. «Falls hier durch Operationen des Gegners wesentliche Geländeverluste eintreten», warnte er, «dürfte dies von weittragenderen Folgen sein als alle Verluste auf den anderen Kriegsschauplätzen.» Sein Bericht an Hitler war eine weitere Reklame für seine eigenen Leistungen. Die Truppe sei, kommentierte er, von dem verbesserten Modell des Panzers Tiger, das man hergestellt hatte, begeistert. Die Lieferungen neuer Waffen hatten einen erheblichen Beitrag dazu geleistet, nach dem Rückzug aus Frankreich die Moral wiederherzustellen, und es herrschte jetzt Zuversicht, dass eine neue Widerstandslinie gehalten werden könne, wobei betont wurde, wie wichtig es sei, mehr Waffen und Munition an die Front zu liefern. Das lasse sich, so betonte er, nicht erreichen, wenn man, wie es bereits geschehen war, wertvolle Facharbeiter aus der Panzerfertigung abziehe, etwas, das die Panzerkommandeure selbst keineswegs wollten. Somit gelangte er faktisch zu einem erneuten Plädoyer dafür, keine weiteren Abordnungen von Arbeitern aus der Rüstungsindustrie vorzunehmen, um sie für die Wehrmacht zu rekrutieren.<sup>90</sup>

Tatsächlich war er zumindest bis zu einem gewissen Grad bereit, sogar von der Wehrmacht Personal abziehen zu lassen. In dem verzweifelten Bemühen, zur Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion alle verfügbaren Arbeitskräfte zu mobilisieren, beklagte er sich Ende Oktober bei Himmler, die volle Ausnutzung von Konzentrationslagerhäftlingen werde durch den Mangel an Wachen behindert, und machte den wahrscheinlich kaum erfolgversprechenden Vorschlag, ein Kontingent geeigneter Wehrmachtssoldaten könne an die SS überstellt werden, um Bewachungsaufgaben zu übernehmen.<sup>91</sup>

Ohne die ausserordentlich eifrigen Bemühungen Speers zur Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion und zur Organisation der wiederholten raschen Reparaturen von Eisenbahnlinien und Brücken, die bei Bombenangriffen zerstört worden waren, wäre der Krieg mit Sicherheit früher zu Ende gewesen. Speer erweckte nach 1945 den Eindruck, er habe die Fortsetzung des Krieges seit der Invasion der Alliierten als sinnlos betrachtet, und im September habe dann eine «hoffnungslose Lage» geherrscht.<sup>92</sup>

Unter diesen Umständen sei alles, was er getan habe, so seine spätere Darstellung, darauf gerichtet gewesen, die Zerstörung der deutschen Industrie zu verhindern. Ohne Zweifel war dies 1944/45 in der Tat eines seiner Ziele. Speer hatte zumindest ein Auge für ein Deutschland nach Hitler, in dem er wahrscheinlich eine bedeutende Rolle zu spielen gedachte.

Deutschland würde seine Industrie brauchen, und bei seinem Eintreten für Lähmung anstelle von Zerstörung agierte Speer natürlich in voller Übereinstimmung mit führenden Industriellen, bei denen sich verständlicherweise ein uneingeschränkter Einsatz zur Herstellung von Rüstungsgütern mit nicht an die Öffentlichkeit getragenen Gedanken verband, wie Deutschland nach einer Niederlage weiterexistieren könne.<sup>93</sup> Zeitgenössische Aufzeichnungen aus seinem Ministerium sprechen jedoeth nicht dafür, dass dies das einzige oder auch nur das vorrangige Ziel war. Es sieht vielmehr so aus, als habe Speer tatsächlich alles in seiner Macht Stehende getan, um die Fortsetzung des deutschen Kriegseinsatzes zu ermöglichen. Das extreme Ausmass an Kraft und Mühe, das er aufwandte, passen nicht zu einem Menschen, der der Ansicht war, der Kampf sei sinnlos und die Lage hoffnungslos. Er hätte weniger tun können, ohne sich zu gefährden. Das hätte Deutschland dem Ende des Krieges, das er angeblich als unvermeidlich ansah, nähergebracht. Ohne Zweifel erkannte er mittlerweile, dass ein «Endsieg» nicht mehr infrage kam. Glaubte er zu diesem Zeitpunkt auch, dass die totale Niederlage die einzige Alternative sei? Es sieht so aus, als sei er keineswegs zu dem Eingeständnis bereit gewesen, dass das Reich dem Untergang geweiht war. Noch einige Monate lang hielt er es für möglich, dass Deutschland dem Schlimmsten entgehen könne. Hätte er zur Verlängerung des Krieges weniger getan, hätte für Millionen das Schlimmste in der Tat vermieden werden können.

Natürlich war Speer keineswegs allein. Er stand einem gewaltigen Imperium mit einem umfangreichen bürokratischen Apparat vor, der Anfang 1943 70'000 Mitarbeiter umfasste.<sup>94</sup> in seinem Ministerium hatte er äusserst fähige Abteilungsleiter und mit Xaver Dorsch und Karl Otto Saur, der immer mehr zu seinem Erzrivalen um die Gunst Hitlers wurde, skrupellose Stellvertreter. Saur, von dem es nach dem Krieg hiess, er habe ein Klima, der Angst geschaffen und seine Angestellten ebenso wie seine Ar-

beiter brutal behandelt, war selbst noch nicht an dem Punkt angelangt, an dem er akzeptierte, dass der Krieg verloren war.<sup>95</sup> An der Schnittstelle von Militär und Industrie verfügte Speer über die engsten Verbindungen zu den führenden Industriellen Deutschlands, denen daran lag, ihre Fabriken zu erhalten, die aber auch immer noch die Produktion für den Kriegseinsatz maximieren wollten. Und unterstützt wurde er durch die Repressionsagenturen der Partei, der Polizei, der Gefängnisleitungen und der Justizverwaltung – mittlerweile liess man Zehntausende von Häftlingen in Rüstungsbetrieben arbeiten<sup>96</sup> – sowie durch Fritz Sauckel, den groben und brutalen Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz mit den Legionen ausländischer Arbeiter, die in Rüstungsbetrieben unter nahezu unbeschreiblichen Bedingungen wie Sklaven schufteten.<sup>97</sup> Doch die Initiative Speers, seine Dynamik und sein Schwung waren der unentbehrliche Faktor, der bewirkte, dass das wackelige Rüstungsimperium so gut funktionierte, wie es das tat. Sein privater Ehrgeiz und seine Entschlossenheit, sich seine Machtbasis nicht nehmen zu lassen, bedeuteten, dass er persönlich nicht darauf vorbereitet war zu kapitulieren. Er war nach wie vor bereit, seine bemerkenswerte Energie dafür einzusetzen, Übergriffe auf sein Imperium seitens Goebbels', Bormanns und der Gauleiter abzuwehren, wobei er sich auf die Unterstützung Hitlers verliess, die er nie völlig einbüsste. Speer zeigte keinerlei Skrupel bei der zutiefst unmenschlichen Behandlung Hunderttausender ausländischer Arbeiter, die das Regime zu Sklavenarbeit zwang, um dem Reich die Fortsetzung des Kampfes zu ermöglichen, als vernünftige Überlegungen schon längst ein Ende des Krieges gefordert hätten.

## V

Als die Feinde immer näher in Richtung der Reichsgrenzen vordrangen, wurden das deutsche Volk und mehr noch die «Volksfeinde», die sich im Gewahrsam des Regimes befanden, erheblich strengeren Kontrollen unterworfen. Zwang wurde jetzt zu einem allgegenwärtigen Element des täglichen Lebens. Neben den Einschränkungen infolge der von Goebbels

für den totalen Krieg verfügten Massnahmen und der Eingriffe in das Arbeitsleben durch die Abkommandierung von Arbeitern an die Front standen immer längere Stunden am Arbeitsplatz. Das Regime drohte den Arbeitern, Bummelanten wie Deserteure zu behandeln. Ausländische Arbeiter, die jetzt etwa ein Fünftel aller Arbeitskräfte in Deutschland stellten, waren in besonderem Masse Polizeikontrollen und Nachforschungen nach etwaigem subversivem Material ausgesetzt, dessen Auffindung zur Einweisung in ein Konzentrationslager oder Schlimmerem führen konnte.<sup>98</sup>

Deutsche in frontnahen Gebieten mussten damit rechnen, Evakuierungsanordnungen mit einer Frist von einer Stunde zu erhalten. In bombardierten Städten hatten die Menschen Befehle zu befolgen, die ihnen von örtlichen Parteifunktionären sowie von der Polizei und militärischen Autoritäten zugebellt wurden. Die Überwachung war verstärkt worden. Immer grösser wurde das Misstrauen des Regimes gegenüber der Bevölkerung, als Erinnerungen an 1918 und Befürchtungen, es könne zu einer Wiederholung der damaligen Ereignisse kommen, wieder hochstiegen. Kommunistische Zellen wurden unterwandert und zerschlagen, ihre Mitglieder und andere verdächtige Regimegegner verhaftet und häufig gefoltert.<sup>99</sup> Die Polizei erhielt die Warnung, es könnten innere Unruhen drohen, und man wies sie an, Sofortmassnahmen zu ergreifen, um etwaige Anzeichen einer Störung der öffentlichen Ordnung im Keim zu ersticken. Die Höheren SS- und Polizeiführer wurden von Himmler bevollmächtigt, mögliche Unruhen in ihren Gebieten mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln niederzuschlagen und mit denen, die Sicherheit und Ordnung bedrohten, kurzen Prozess zu machen.<sup>100</sup> An Parteifunktionäre wurden zusätzliche Waffen ausgegeben, um mit «etwaigen inneren Unruhen oder sonstigen aussergewöhnlichen Umständen» fertig zu werden.<sup>101</sup> Deutschland war in zunehmendem Masse eine atomisierte, kujonierte Gesellschaft, die in einem Klima der Angst verwaltet wurde. Es war in diesem Stadium jetzt auch eine durch und durch militarisierte Gesellschaft.

In seiner neuen Eigenschaft als Befehlshaber des Ersatzheers war Himmler in der Lage, seine polizeilichen Vollmachten auf die militärische Sphäre auszudehnen. Hitler verlieh ihm uneingeschränkte Befugnisse, in

den Gebieten hinter der Kampfzone «für Ordnung zu sorgen», und schickte ihn Anfang September in die westliche Grenzregion, um den Rückzug der heimkehrenden Etappensoldaten aufzuhalten. Innerhalb von 24 Stunden hatte der Reichsführer-SS nach Goebbels' Angaben das «Zurückfluten» und die damit verbundenen Bilder von Panik abgestoppt.<sup>102</sup> Die Gauleiter wurden angewiesen, bis zum 9. September alle zurückkehrenden Angehörigen der Wehrmacht, der Waffen-SS, der Polizei, der Organisation Todt und des Reichsarbeitsdienstes ebenso wie «Versprengte» aufzugreifen und an das Ersatzheer zu überstellen. Die Ortsgruppenleiter sollten ihren Kreisleitern am Vorabend bis 19 Uhr die Zahl der Versprengten in ihrem Gebiet melden, und die Kreisleiter sollten dann innerhalb von zwei Stunden die Informationen an die Gauleiter weitergeben, die wiederum sofort den Befehlshaber des Wehrkreises informieren sollten.<sup>103</sup> Himmler war stolz auf die Leistung, die er mit einem Stopp des Zerfalls im Westen vollbracht hatte, und er empfahl «brutales Durchgreifen gegen jede Etappenerscheinung».<sup>104</sup> Bis Mitte September hatte man 160'000 «Versprengte» aufgegriffen und wieder an die Front geschickt.<sup>105</sup>

Für sein entschlossenes Handeln wurde Himmler von Hitler mit einem weiteren Aufgabenbereich belohnt. Ausschlaggebend war dafür die zunehmende Sorge um die innere Sicherheit, verbunden mit dem Bedürfnis, das man jetzt empfand, besonders im Osten nach den Einfällen der Roten Armee im Sommer für den Schutz der Grenzen zu sorgen. Seit den frühen Phasen des Krieges war die Wehrmacht bereit gewesen, in Notfällen Zivilisten zur Unterstützung lokaler Verteidigungsoperationen zu verpflichten. Himmler hatte 1942 eine «Landwacht» und später dann eine «Stadtwacht» eingerichtet, die vorwiegend aus nicht zur Wehrmacht einberufenen Angehörigen von NS-Organisationen bestanden und der örtlichen Polizei bei der Suche nach entflohenen Kriegsgefangenen helfen sowie jegliche Unruhe unter ausländischen Arbeitern ersticken sollten. Ende 1943 umfassten die «Stadtwacht» und die «Landwacht» insgesamt etwa eine Million Mann. Einige Gauleiter waren dann 1943 und 1944 daran gegangen, ihre eigene «Heimatschutztruppe» einzurichten, in der nicht nur Parteimitglieder, sondern alle Männer im Alter von 18 bis 65 Jahren erfasst

werden sollten. Diese Aktivitäten fanden jedoch in diesem Stadium nicht die Billigung Hitlers, der spürte, dass sie sich negativ auf die Moral der Bevölkerung auswirken würden.

Gleichwohl entwickelte auch die Wehrmacht, als das Kriegsglück schwand, Pläne für grössere, stärker durchorganisierte Milizen. Als sich die Rote Armee der Ostgrenze des Reiches näherte, schlug General Heinz Guderian, der kürzlich ernannte Generalstabschef, einen von ihm so genannten «Landsturm» vor (benannt nach den preussischen Milizen, die 1813 gegen das Heer Napoleons gekämpft hatten). Er sollte sich aus Männern zusammensetzen, die aus welchem Grund auch immer nicht zum Militär eingezogen waren und die dabei helfen sollten, den Schutz der Grenzen im Osten zu stärken. Guderian empfahl den Einsatz von Alarmeinheiten, die vor Ort eine Art Guerillakrieg führen sollten. Jeder Offizier würde so handeln, «als ob der Führer anwesend wäre». Guderian befürwortete den Einsatz von List, Täuschung und Fantasie, und er behauptete, Aktionen nach Indianermanier könnten beim Kampf um Strassen, Gärten und Häuser erfolgreich sein; die Geschichten Karl Mays über Cowboys und Indianer im Wilden Westen – die Hitler sehr liebte – hätten sich als Ausbildungshandbücher bewährt.<sup>106</sup>

Guderians verstiegene Planungen wurden nie verwirklicht. Sie wurden durch Pläne zur Schaffung einer landesweiten Organisation überholt, die nicht der Kontrolle der Wehrmacht, sondern derjenigen der Partei unterstand. Manche Gauleiter hatten schon im August, von Bormann ermutigt, in ihren Regionen Milizen aufgestellt. Der Stabschef der SA, Wilhelm Schepmann, und Robert Ley, der Leiter der riesigen Arbeitsfront, erwogen Anfang September unabhängig voneinander die Einrichtung eines Landsturms zur Landesverteidigung, wobei sich jeder vorstellte, er werde an dessen Spitze stehen.<sup>107</sup> Als der Konflikt zwischen Schepmann und Ley aufbrach, war Hitler der Auffassung, dass Himmler der Einzige sei, der in der Lage wäre, den in Aussicht genommenen Landsturm aufzubauen. Goebbels stimmte Hitler wie üblich zu. Übertrüge man das Projekt Schepmann, so würde es «bald von der Lethargie der SA angefressen werden, und übernehme [es] Ley, so könnte nur ein reiner Blödsinn daraus werden».<sup>108</sup>

Still und leise witterte jedoch hinter den Kulissen noch ein weiterer NS-Führer die Chance, seine Macht auszuweiten. Da sich der Feind nun im Osten und Westen den Grenzen Deutschlands genähert hatte und man mit der Möglichkeit innerer Unruhen rechnete, war für Martin Bormann in Gemeinschaft mit Himmler der Weg frei, Vorschläge für eine nationale Miliz zu entwerfen und Hitler davon zu überzeugen, dass deren Organisation und Kontrolle in die Hände der Partei gelegt und nicht dem «unzuverlässigen» Heer überlassen werden sollten, wodurch gesichert würde, dass dieser Organisation der erforderliche NS-Fanatismus vermittelt werden würde. Mitte September hatte Bormann von Himmler gebilligte Entwürfe für einen Erlass Hitlers zur Einrichtung einer «Volkswehr» erarbeitet.<sup>109</sup> Innerhalb weniger Tage hatte man dann den Namen in den aufrüttelnderen «Volkssturm» geändert. Am 21. September erklärte Himmler den Wehrkreiskommandeuren: «Wenn irgendwo der Feind einbrechen sollte, wird er auf ein so fanatisches, verrückt bis zum letzten kämpfendes Volk stossen, dass er ganz bestimmt nicht durchkommt.»<sup>110</sup>

Hitlers Erlass über die Gründung des Deutschen Volkssturms war auf den 25. September datiert, wurde aber in Wirklichkeit einen Tag später unterzeichnet und sollte erst Mitte Oktober veröffentlicht werden. In ihm wurde festgelegt, dass die neue Miliz aus allen Männern zwischen 16 und 60 Jahren gebildet werden sollte, die zum Tragen von Waffen fähig waren. Unter der Leitung Bormanns wurde den Gauleitern die Verantwortung dafür übertragen, die Männer einzuberufen, sie zu Kompanien und Bataillonen zusammenzufassen und alle begleitenden organisatorischen Fragen zu regeln. Die politischen Aspekte der neuen Miliz wurden Bormann überlassen, der im Auftrag Hitlers handelte. Das liess Bormann für die Abgrenzung seines Aufgabenbereichs enormen Spielraum. Himmler erhielt als Befehlshaber des Ersatzheers (nicht als Chef der SS und der Polizei) die Zuständigkeit «für die militärische Organisation, die Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung sowie für den Kampfeinsatz» des Volkssturms. Dessen militärischer Einsatz lag unter Hitlers Direktive in seinen Händen, auch wenn er die dazu gehörenden Verwaltungsaufgaben an den Chef des SS-Hauptamts und General der Waffen-SS, SS-Ober-

gruppenführer Gottlob Berger, delegiert<sup>111</sup> Schon allein die in dem Erlass umrissene Aufteilung der Kontrollen sorgte in einer für das Dritte Reich charakteristischen Weise dafür, dass es zu fortwährenden Auseinandersetzungen über Verantwortlichkeit und Zuständigkeit kommen würde. Doch so mächtig Himmler und die SS auch waren, der Sieger in den Konflikten, bei denen es um die Kontrolle über den Volkssturm ging, war schliesslich Martin Bormann. Seine dauernde Nähe zu Hitler ermöglichte es ihm, Versuche abzuwehren, die darauf gerichtet waren, seine Vorherrschaft auf diesem neuen Gebiet zu beschränken, indem er auf die einzigartige Stellung der Partei pochte, wenn es darum ging, der «Volksgemeinschaft» bei der Reichsverteidigung den fanatischen Geist des Nationalsozialismus einzufliessen.<sup>112</sup>

Der militärische Wert des Volkssturms war, wie sich in den nächsten Monaten erwartungsgemäss herausstellte, gering. Das Opfer der zahlreichen Männer, die – zu alt, zu jung oder zu untauglich für den Militärdienst – im Dienst des Volkssturms umkommen sollten, war zutiefst vergeblich. Sicher lief die Schaffung des Volkssturms auf eine verzweifelte Massnahme hinaus, mit der die letzten Personalreserven des Reiches zusammengekratzt werden sollten. Sie war jedoch durchaus kein Eingeständnis des Regimes, dass der Krieg verloren war. In den Augen der NS-Führung sollte der Volkssturm den Feind aufhalten, falls der Krieg auf deutsches Gebiet übergreifen sollte, und Deutschland dabei helfen, Zeit zu gewinnen. Neue Waffen waren, wie man vermutete, unterwegs. Die feindliche Koalition war brüchig. Je mehr Verluste man dem Feind, besonders den Westalliierten, zufügen konnte, desto wahrscheinlicher würde es zu einem Bruch dieser Koalition kommen. Zumindest im Westen wäre dann eine Verhandlungslösung möglich. So gesehen bedeutete Zeitgewinn für Deutschland eine Chance. Überdies würde der Volkssturm dieses Ziel durch das Einimpfen echten nationalsozialistischen Geistes erreichen. Durch fanatisches Engagement, Loyalität, Gehorsam und Opfergeist und als eine klassenlose Organisation, in der sozialer Rang und Ansehen keine Rolle spielten, würde er die wahre NS-Revolution verkörpern.<sup>113</sup> Er würde auch, so stellte man sich vor, dazu beitragen, die Moral der Bevölkerung zu heben.<sup>114</sup> Den Gedanken der überwältigenden Mehrheit derje-



nigen, die sich widerwillig und ängstlich zum Dienst im Volkssturm schleppten, nur minimal bewaffnet, aber von der Erwartung begleitet, zur Abwehr eines mächtigen Feindes beizutragen, lagen diese NS-Ideale jedoch in Wirklichkeit fern. Bei einer Minderheit, deren Umfang sich nicht genau beziffern lässt, zu der aber viele Volkssturmführer gehörten, handelte es sich trotz allem um überzeugte, zum Teil auch fanatische Nationalsozialisten. Selbst in den Sterbetagen des Regimes waren Angehörige des Volkssturms an «Polizei»-Aktionen und Gräueltaten gegen andere deutsche Bürger beteiligt, die als Feiglinge oder Defätisten galten. Wie immer es sich also mit den offenkundigen Mängeln des Volkssturms als Kampftruppe verhielt, als eine riesige Organisation, für die ein Umfang von sechs Millionen Mann vorgesehen war,<sup>115</sup> diente er als ein weiterer Agent der nationalsozialistischen Mobilisierung, Organisation und Reglementierung. Als solcher trug er seinen Teil dazu bei, jeglichen Zusammenbruch im Innern zu verhindern und dafür zu sorgen, dass ein Krieg, der, vernünftig betrachtet, verloren war, noch einige Monate lang nicht beendet wurde.

## VI

Deutsche, die im Spätsommer 1944 keine Waffen trugen, hielten wahrscheinlich Spaten in den Händen. Als sich der Feind den Grenzen Deutschlands näherte, wurde auch für Frauen die Dienstverpflichtung zum Graben von Befestigungsanlagen, Gräben, Bunkern, Panzerfallen und Strassensperren eingeführt. Auch hier dirigierte Bormann zentral die Operationen. Seine Agenten, die Gauleiter in ihrer Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissare, organisierten die Arbeit auf regionaler Ebene. Die Kreisleiter und danach die Ortsgruppenleiter der Partei sorgten dafür, dass sie ausgeführt wurde. Der Partei angegliederte Organisationen wie die Hitlerjugend halfen bei der Mobilisierung und beim Einsatz. Wiederum war die Polizei zur Stelle, um Unschlüssige auf Kurs zu bringen. Und als die Aussicht auf Kämpfe auf dem Territorium des Reiches immer bedrohlicher wurde, verstärkten sich die Anforderungen des

Regimes an seine Bürger und das Ausmass der Kontrollen, denen sie täglich unterworfen wurden, dramatisch.

Im Osten hatte der hektische Festungsbau mithilfe der Dienstverpflichtung der einheimischen Bevölkerung im Juli 1944 nach dem Durchbruch der Roten Armee begonnen, als Gauleiter Koch Hitler dazu überredete, die Errichtung eines ausgedehnten «Ostwalls» als Bollwerk gegen sowjetische Übergriffe in Auftrag zu geben.<sup>116</sup> Im August machte dann der Zusammenbruch im Westen rasch die Einführung ähnlicher Methoden zur Verstärkung der Verteidigungsanlagen besonders am Westwall erforderlich, dessen Vorkriegskette von 14'000 Bunkern auf einer Strecke von 630 Kilometern dringend ausgebaut werden musste. Am 20. August befahl Hitler die Heranziehung der Bevölkerung zur Errichtung von Befestigungen im Westen unter der Führung von vier westlichen Gauleitern. Am Monatsende bevollmächtigte er weitere Gauleiter, zivile Arbeiter zur Verstärkung von Verteidigungsanlagen an der Küste im Norden zu verpflichten, die Schutz gegen eine Invasion bieten sollten, und die Bevölkerung zur Arbeit am Westwall heranzuziehen. Zusätzliche Arbeitskräfte waren im Bedarfsfall von den Nachbargauen zu stellen.<sup>117</sup> Die gesamte Grenze des Westwalls auf deutscher Seite war jetzt in Verteidigungsbereitschaft zu versetzen. Die Reichsverteidigungskommissare waren dafür verantwortlich, die Voraussetzungen für die Unterbringung und Verpflegung Hunderttausender von Arbeitern zu schaffen und Massnahmen zu ergreifen, um die Bevölkerung auf einem etwa zwei Kilometer breiten Geländestreifen hinter dem Westwall zu evakuieren.<sup>118</sup>

Ebenso wie beim Volkssturm hatte Robert Ley Ambitionen, das landesweite Kommando über die Befestigungsarbeiten zu übernehmen. Ley, ein promovierter Chemiker, war einer der fanatischsten Nationalsozialisten, der von einem nahezu mystischen Glauben an Hitler besessen war. Ende 1932 hatte Hitler ihn zum Organisationsleiter der Partei und wenige Monate später zum Chef der Mammutorganisation Deutsche Arbeitsfront gemacht. Der ehrgeizige Ley sah sich immer nach Möglichkeiten um, sein Imperium zu erweitern, und in einem frühen Stadium des Krieges übernahm er die Verantwortung für den Wohnungsbau in Deutschland. Doch mit willkürlicher und arroganter Ausnutzung seiner Macht sowie durch

sein Image als Trunkenbold machte er sich höheren Orts Feinde. Und bei seinem Versuch, die Kontrolle über die Befestigungsarbeit zu übernehmen, sollte er zum Entzücken von Goebbels, der von Leys organisatorischen Fähigkeiten nicht viel hielt, enttäuscht werden.<sup>119</sup> Wiederum war Martin Bormann, da er Hitler nahestand und sein Vertrauen genoss, in der Lage, sich die ausschliessliche Kontrolle über die neue Palette von Befugnissen zu sichern. Am ersten September verlieh Hitler Bormann die alleinige Berechtigung, den Gauleitern in seinem Namen hinsichtlich aller Massnahmen im Zusammenhang mit Befestigungen Anweisungen zu erteilen. Keine anderen Parteidienststellen hatten wie auch immer geartete Mitwirkungsrechte. Bormann würde Beauftragte benennen, die ihm unmittelbar verantwortlich sein sollten und die im Bedarfsfall Parteimitglieder zur Hilfe bei der Ausführung der Arbeit heranziehen konnten – das heisst, zur Hilfe durch Überwachung und Kontrolle, nicht indem sie selbst schippten. Robert Ley stand als Reichsorganisationsleiter der Partei Bormann zur Verfügung, um solche Mitglieder bereitzustellen – ein klarer Sieg für den Leiter der Parteikanzlei über einen seiner Rivalen.<sup>120</sup>

Die Arbeit begann unverzüglich und in grosser Eile. Am 3. September sprach die Essener *National-Zeitung* davon, die «gesamte Grenzbevölkerung» sei daran beteiligt, die Verteidigungsanlagen an den Westgrenzen zu erweitern, und die Männer und Frauen der Gaue im Westen machten sich «mit Spaten und Schaufeln» an die Arbeit, «um die Freiheit unserer Heimat zu sichern».<sup>121</sup> Am 10. September waren 211'000 Frauen und Jugendliche sowie Männer, die zu alt für den Militärdienst waren, zusammen mit 137 Einheiten der Reichsarbeitsfront und Abordnungen der Hitlerjugend mit schweren Arbeiten am Westwall beschäftigt. Die Verpflichtungszeit betrug mindestens sechs Wochen. Danach konnten Deutsche, nicht jedoch ausländische Arbeiter, von anderen abgelöst werden.<sup>122</sup> Anfang Oktober erinnerte Bormann die Gauleiter daran, wie dringlich es sei, die Schanzarbeiten vor dem Einsetzen des kalten und nassen Herbstwetters zum Abschluss zu bringen, da dann Frauen, Mädchen und Jugendliche nur in beschränkter Masse würden eingesetzt werden können und bei

den Männern verstärkt mit Krankheiten zu rechnen war, wozu auch noch die Knappheit von Ausrüstung, Kleidung und Unterkunft kam.<sup>123</sup>

Unterdessen hatten die Gauleiter für den Fall, dass der Krieg auf deutsches Gebiet übergreifen sollte, von Hitler erweiterte Befugnisse erhalten. In Abänderung seines Erlasses vom 13. Juli durch weitere Erlasse vom 19. und 20. September übertrug Hitler den Gauleitern als Reichsverteidigungskommissaren für Operationsgebiete die Exekutivgewalt in zivilen Angelegenheiten, verbunden mit dem Recht, allen Stellen der staatlichen Verwaltung juristisch bindende Erlasse und Verfügungen zukommen zu lassen. Hiermit wurde Bormanns eigene zentralisierte Autorität noch weiter gefestigt, auch wenn Hitler erneut für unklare Verhältnisse sorgte und Konflikte und Abgrenzungsstreitigkeiten heraufbeschwor, da er in seinem Erlass die Zuständigkeit für die Koordination der von den Reichsverteidigungskommissaren verfügten Massnahmen Himmler zuwies.<sup>124</sup>

Bormann stand jetzt im Zenit seiner Macht. Durch seine Anwesenheit im Führerhauptquartier, seine Fähigkeit, den Zugang zu Hitler in erheblichem Umfang zu kontrollieren und seine Gedanken zu beeinflussen, seine Ausnutzung seiner Stellung zum Ausmanövrieren anderer hoher Funktionäre in den fortwährenden Machtkämpfen des Dritten Reiches, seine Kontrolle über den komplizierten Parteiapparat und seine Fähigkeit zu schlichter, harter Arbeit – wie aus seinen zahlreichen Briefen an seine Frau Gerda hervorgeht, arbeitete er fast rund um die Uhr – war Bormann nach Hitler selbst zur vielleicht bedeutendsten Schlüsselfigur in den obersten Rängen der NS-Hierarchie geworden. Und er war immer noch ein Mann, der von absolut echtem Glauben erfüllt war. Im Gegensatz zu Himmler oder Speer hatte er anscheinend keine anderen persönlichen Pläne für eine Welt ohne Hitler. Und anders als Himmler, Goebbels, Göring und Ribbentrop scheint er nie auch nur einen Augenblick an Verhandlungen mit dem Feind als Mittel zur Beendigung des Krieges gedacht zu haben. Er war damit zufrieden, Hitlers Sprachrohr zu sein, mit all der Macht, die ihm das verlieh. Als er seiner Frau Ende August eingestand, es falle schwer, einen Silberstreifen am Horizont zu sehen, da die Fronten immer näher an Deutschland heranrückten, fügte er gleichwohl hinzu:

«Trotz alledem ist unser Glaube an den Führer und an den Sieg völlig unerschüttert, und das ist auch wirklich nötig, denn in dieser Lage fangen viele Leute verständlicherweise an, weich zu werden.»<sup>125</sup> Einige Wochen später hielt er es sogar für möglich, auf die katastrophalen Monate des Jahres 1944 mit einer gewissen Befriedigung zurückzublicken, denn ungeachtet des militärischen Zusammenbruchs im Osten wie im Westen «hat die Volksgemeinschaft ihre Probe bestanden, und wir sind bis jetzt in der Lage, die tausend Schwierigkeiten zu überwinden, die uns die Luft-herrschaft des Feindes bereitet».<sup>126</sup> Seinen Optimismus bewahrte er sich wahrscheinlich notgedrungen. Ebenso wie die anderen führenden Nationalsozialisten wusste er, dass er nach Hitler keine Zukunft hatte.

Im Laufe des Jahres 1944 verbreitete die von Bormann geleitete Parteikanzlei – die Goebbels wegen der Ströme von Direktiven, die sich aus ihr ergossen, einmal sarkastisch als «Papierkanzlei» bezeichnet hatte – 1'372 Rundschreiben, Ankündigungen oder Befehle und dazu noch zahlreiche andere Instruktionen und Führerbefehle.<sup>127</sup> Die staatliche Bürokratie funktionierte immer noch, wenngleich in zunehmendem Masse als administratives Organ für Direktiven und Initiativen, die von der Partei ausgingen. Die Zivilverteidigung mit allen ihren Verästelungen, die Organisation der massenhaften Abordnung zu Schanzarbeiten, die Mobilisierung nicht in der Wehrmacht dienender Männer zum Volkssturm, die Bereitstellung von Fürsorge für Evakuierte und die Durchführung der Unzahl von Befehlen, die sich auf den totalen Krieg bezogen, lagen allesamt in den Händen der Partei, die Deutschland jetzt so intensiv kontrollierte wie nie zuvor.

Für die einfachen Deutschen gab es kaum einen Bereich des Lebens, der von den Einmischungen der Partei und ihrer Gliederungen frei geblieben wäre. Auch in den Streitkräften waren die Möglichkeiten, sich einer Nazifizierung zu entziehen, geringer geworden. Die Auswirkungen des gescheiterten Bombenanschlags, die Notwendigkeit, sich als loyal zu erweisen, der ausgeweitete Einsatz von NS-Führungsoffizieren, die zunehmende Überwachung und die Furcht, in die Klauen Himmlers zu geraten (der jetzt über grösseren Spielraum zu Eingriffen in die militärische Sphäre verfügte), hinterliessen bei Offizieren wie bei Mannschaften ihre

Spuren. Ob an der Front oder in der Zivilbevölkerung, als der Krieg näher an die Heimat gerückt und die Unterstützung für das Regime in der Bevölkerung zurückgegangen war, beherrschte die Unterwerfung unter immer eingehendere Kontrollen das tägliche Leben in zunehmendem Masse.

Während des Sommers hatte es so ausgesehen, als stehe das Regime auf der Kippe. Im Innern hatte es einen Aufstand überlebt, aber seine Streitkräfte waren im Osten wie im Westen in schwere Bedrängnis geraten. Als der Herbst angebrochen war, hatte es die militärische Lage stabilisiert und seine Energien in der Heimat verdoppelt, um eine häufig zögerliche oder widerspenstige Bevölkerung zum Handeln anzustacheln und dadurch die Verteidigungsanlagen zu festigen und Männer für die Front und für die Rüstungsindustrie bereitzustellen.

Mitte Oktober wurde Aachen – mittlerweile eine leere, ausgebombte Hülle, deren letzte noch verbliebene Einwohner sich in Kellern zusammendrängten – die erste deutsche Stadt, die dem Feind in die Hände fiel. Inzwischen hatte sich die Aufmerksamkeit jedoch auf den Osten verlagert. Dort, in Ostpreussen, erhielt die Bevölkerung bereits einen entsetzlichen Vorgeschmack dessen, was von einer sowjetischen Okkupation zu erwarten war.

## KAPITEL DREI

# Vorgeschmack des Schreckens

Hass [erfüllt uns], seit wir gesehen haben, wie in dem von uns südlich Gumbinnen wieder eroberten Gebiet die Bolschewisten gehaust haben, es kann gar kein anderes Ziel für uns geben als durchzuhalten und unsere Heimat zu schützen.

Generaloberst Georg-Hans Reinhardt an seine Frau nach dem Besuch des Schauplatzes sowjetischer Gräueltaten bei Nemmersdorf in Ostpreussen,  
26. Oktober 1944

## I

Der katastrophale Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte, die von der Roten Armee niedergewalzt wurde, als sie mit ihrer gigantischen Sommeroffensive «Operation Bagration» die Wehrmacht zurücktrieb, danach die Zerschlagung der Heeresgruppen Nordukraine und Südukraine und schliesslich die Abschnürung der Heeresgruppe Nord im Baltikum führten dazu, dass der deutsche Osten bedenklich ungeschützt war. Das Ausmass der Kalamität liess sich aus deutscher Perspektive kaum bedrohlich genug darstellen. In 150 Tagen hatte das deutsche Heer im Osten über eine Million Mann verloren – gefallen, verwundet, vermisst; davon 700'000 seit August. Anders gesagt, es starben jetzt Tag für Tag mehr als 5'000 Mann. Nur etwa ein Drittel der Verluste konnte wettgemacht werden. Am 1. Oktober 1944 betrug die Gesamtstärke der Wehrmacht nur wenig mehr als 10 Millionen Mann. Von den 13 Millionen, die seit Kriegsbeginn gedient hatten, waren drei Millionen verloren.<sup>1</sup>

Was die Verluste an Menschenleben angeht, war das Desaster an der Ostfront im Sommer 1944 mit Abstand die schlimmste militärische Katastrophe der deutschen Geschichte, schlimmer noch als das Schlachthaus von Verdun im Ersten Weltkrieg und viel gravierender als die Verluste von Stalingrad.<sup>2</sup> Die Heeresgruppe Mitte, die mit ihrer Einsatzstärke von etwa einer halben Million Mann den sowjetischen Streitkräften zahlenmässig bei Weitem unterlegen war, glich einem Kartenhaus, das darauf wartete, umgestürzt zu werden. In der ersten Phase der Offensive wurden 25 Divisionen der Heeresgruppe Mitte mit über 250'000 Mann vernichtet.<sup>3</sup> Bis Ende Juli war die Rote Armee durch Weissrussland gestürmt, hatte alle seit 1941 verlorenen Gebiete zurückerobert und war dann durch Ostpolen bis an die Weichsel vorgestossen. An der nördlichen Flanke des



Vormarschs hatte die Rote Armee auch grosse Teile Litauens überrannt, darunter die wichtigsten Städte Vilnius und Kaunas. Die Grenzen Ostpreussens, der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Provinz des Reiches, waren jetzt gefährlich nahegerückt. Bei einem kurzfristigen Einfall am 17. August überschritten die sowjetischen Truppen bei Schirwindt tatsächlich die ostpreussische Grenze und betraten erstmals den Boden des Reiches, wurden allerdings schnell wieder zurückgeschlagen.<sup>4</sup>

Im Süden der Heeresgruppe Mitte entfaltete sich rasch ein weiteres Desaster. Die Heeresgruppe Nordukraine (die ehemalige Heeresgruppe Süd, die man im März 1944 umbenannt hatte) erlitt bei heftigen Kämpfen gewaltige Verluste, als die Rote Armee nach Galizien in Südpolen vorsties, wobei sie Lemberg (Lwow) einnahm und die Deutschen auf einem 400 Kilometer breiten Abschnitt dazu zwang, sich fast 200 Kilometer weit zurückzuziehen. Von den 56 Divisionen der Heeresgruppe Nordukraine (unter denen auch einige ungarische Divisionen waren) wurden 40 ganz oder zum Teil vernichtet. Während sowjetische Truppen an der Nordflanke weiter in Richtung Nordwesten bis zur Weichsel und zu den Zugangswegen nach Warschau vorsties, drängte die südliche Flanke die deutschen Truppen in Richtung Karpaten zurück. Der verzweifelte deutsche Versuch, Galizien zu verteidigen, war ein Eingeständnis der strategischen und ökonomischen Bedeutung dieser Region. Mitte August waren fast die gesamte Ukraine und der grösste Teil des östlichen Polen in sowjetischen Händen, und zugleich waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, den entscheidenden oberschlesischen Industriegürtel 200 Kilometer weiter westlich anzugreifen.<sup>5</sup> Unterdessen hatte am 1. August mit dem Aufstand der polnischen Heimatarmee das Martyrium Warschaus begonnen. Während die Rote Armee tatenlos abseits stand und nicht gewillt war, die Aufständischen zu unterstützen, rückte die SS ein, um den Aufstand niederzuschlagen und die polnische Hauptstadt zu zertrümmern.<sup>6</sup> Im Verlauf der Tragödie, die sich in den folgenden zwei Monaten abspielte, wurde die Stadt in eine leere Hülle von Ruinen verwandelt, deren Gebäude zu 90 Prozent zerstört waren und in der 200'000 Zivilisten den entsetzlichen deutschen Vergeltungsmassnahmen zum Opfer fielen.<sup>7</sup>

Auch auf dem Balkan, wo rumänisches Erdöl, ungarisches Bauxit und jugoslawisches Kupfer für die deutsche Kriegswirtschaft von entscheidender Bedeutung waren, erlitt die Wehrmacht lähmende Niederlagen, die dazu führten, dass die Verbündeten in der Region von Deutschland abfielen. Die Lage der deutschen Heeresgruppe Südukraine, die etwa zur Hälfte aus kriegsmüden rumänischen Einheiten bestand, war Mitte August schon dadurch geschwächt worden, dass man 11 von 47 Divisionen abgezogen hatte, die dazu beitragen sollten, die angeschlagenen Heeresgruppen Mitte und Nordukraine zu unterstützen. Als am 20. August eine sowjetische Grossoffensive begann, hatten zahlreiche rumänische Einheiten keinen Elan mehr zum Kämpfen und desertierten. Drei Tage später gab es in Rumänien einen Putsch, das Land nahm Friedensverhandlungen auf und wechselte die Fronten. In den folgenden Tagen wurde die Heeresgruppe Südukraine vernichtet. Die deutsche 6. Armee, die nach Stalingrad neu aufgestellt worden war, wurde erneut eingekesselt und zerstört. Insgesamt hörten 18 Divisionen der Heeresgruppe auf zu existieren; die anderen wurden zu überstürztem Rückzug nach Westen und Nordwesten gezwungen. Innerhalb von zwei Wochen waren über 350'000 deutsche und rumänische Soldaten gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten.<sup>8</sup> Auch riesige Mengen von Rüstungsgütern gingen verloren und ebenso die Ölfelder von Ploesti, die für den deutschen Kriegseinsatz unentbehrlich waren und auf die Hitler immer viel Wert gelegt hatte. Bulgarien folgte schon bald darauf dem rumänischen Beispiel, wechselte ins andere Lager über und erklärte Deutschland am 8. September den Krieg. Die deutsche Besetzung Griechenlands und Jugoslawiens liess sich nun nicht länger aufrechterhalten. Die deutsche Kontrolle über den Balkan war so gut wie beendet. Und für die Rote Armee lagen die Zugangswege in die Slowakei und nach Ungarn offen und dahinter die tschechischen Gebiete und Österreich.<sup>9</sup>

Am anderen Ende der Ostfront, im Baltikum, kämpfte die Heeresgruppe Nord während des ganzen Sommers in dem verzweifelten Bemühen, nicht abgeschnitten zu werden. Der sowjetische Vormarsch hatte zwischen der Heeresgruppe Nord und den Verbänden, die von der Heeresgruppe Mitte noch übrig waren, eine riesige Bresche geschlagen.

Bereits im Juli und auch noch später an Hitler gerichtete Bitten, er möge der Heeresgruppe Nord gestatten, sich auf eine besser zu verteidigende Linie im Westen zurückzuziehen, wurden erwartungsgemäss abgelehnt. Das Baltikum konnte nicht aufgegeben werden, denn schwedischer Stahl, finnische Nickel und Ölschiefer aus Estland (den die Marine verwendete) waren für den Kriegseinsatz unentbehrlich. Bei Hitler spielte aber auch das Bedürfnis eine Rolle, an den Ostseehäfen festzuhalten, um die Generation neuer U-Boote zu erproben, die Deutschland, so hatte ihm Grossadmiral Dönitz eingehämmert, immer noch eine Chance bot, das Kriegsglück dadurch zu seinen Gunsten zu wenden, dass sie den Nachschub für Grossbritannien blockierte und die alliierten Transporte von Menschen und Material auf den Kontinent unterbrach.<sup>10</sup> Während der Monate Juli und August gab es fortwährend erbitterte Kämpfe, in deren Verlauf die Heeresgruppe Nord gezwungen wurde, sich etwa 200 Kilometer weit nach Nordwesten zurückzuziehen und Teile Estlands, Lettlands und Litauens zu räumen, auch wenn es ihr einstweilen noch gelang, die Rote Armee daran zu hindern, bis an die Ostsee vorzustossen. Ob die fanatische und grausame Führung ihres Oberbefehlshabers Generaloberst Schörner, eines ausgesprochenen Lieblingen Hitlers, einen Beitrag zum Durchhalten der Heeresgruppe Nord leistete und wenn ja welchen, ist schwer zu sagen. Schörner, der brutalste aller Befehlshaber Hitlers, war unerbittlich in seinen Forderungen nach skrupellosem und fanatischem Kampfgeist und bei der erbarmungslosen Bestrafung aller, die diesen Anforderungen seines Erachtens nicht genügten.<sup>11</sup> Seine taktischen Fehler verschärften jedoch die bedrängte Lage der Heeresgruppe.<sup>12</sup> Ihre Situation – sie war fast eine Viertelmillion Mann stark und bestand aus drei Armeen – blieb heikel, da sie nach drei Seiten hin sowjetischen Truppen gegenüberstand und hauptsächlich auf Nachschub über die Ostsee angewiesen war. Unterdessen, am 2. September, hatte Finnland, Deutschlands wichtigster Bündnispartner im Norden, die Kämpfe eingestellt und sollte schon bald darauf ein Waffenstillstandsabkommen mit der Sowjetunion unterzeichnen.

Nachdem die Kämpfe für kurze Zeit abgeflaut waren, eröffnete die Rote Armee am 14. September im Norden eine Grossoffensive. Bis zum Monatsende hatte sich die Wehrmacht unter grossen Verlusten von Men-

schen und Material aus Estland wie auch aus den grössten Teilen Lettlands zurückgezogen. Dem Grossteil der Truppen war jedoch der Rückzug gelungen, und er wurde zu einer kürzeren Front zusammengefasst. Ein sowjetischer Durchbruch im Gebiet von Riga wurde abgewehrt – allerdings nicht für lange Zeit. Anfang Oktober erzwang sich die Rote Armee unmittelbar nördlich von Memel einen Zugang zur Ostseeküste. Damit war der Hauptteil der Heeresgruppe Nord von Ostpreussen abgeschnitten. Mittlerweile war der deutsche Rückzug aus Riga im Gange, und Mitte des Monats fiel die Stadt den Sowjets in die Hände. Ende Oktober waren intensive deutsche Anstrengungen, die Verbindung zur Heeresgruppe Nord wiederherzustellen, unwiderruflich gescheitert. Die Verteidigung der Heeresgruppe war inzwischen stabilisiert. Doch ihre 33 Divisionen waren auf der nordwestlich von Riga gelegenen Halbinsel Kurland vollständig eingeschlossen. Abgesehen von drei Divisionen, die man unverzüglich evakuiert hatte, und weiteren zehn Divisionen, die man Anfang 1945 auf dem Seeweg abtransportierte, blieb das Hauptkontingent der Truppe, etwa eine Viertelmillion Frontsoldaten, die an anderen Orten so dringend benötigt wurden, bis zur Kapitulation im Mai 1945 in Kurland, isoliert und ohne weitere strategische Bedeutung.<sup>13</sup>

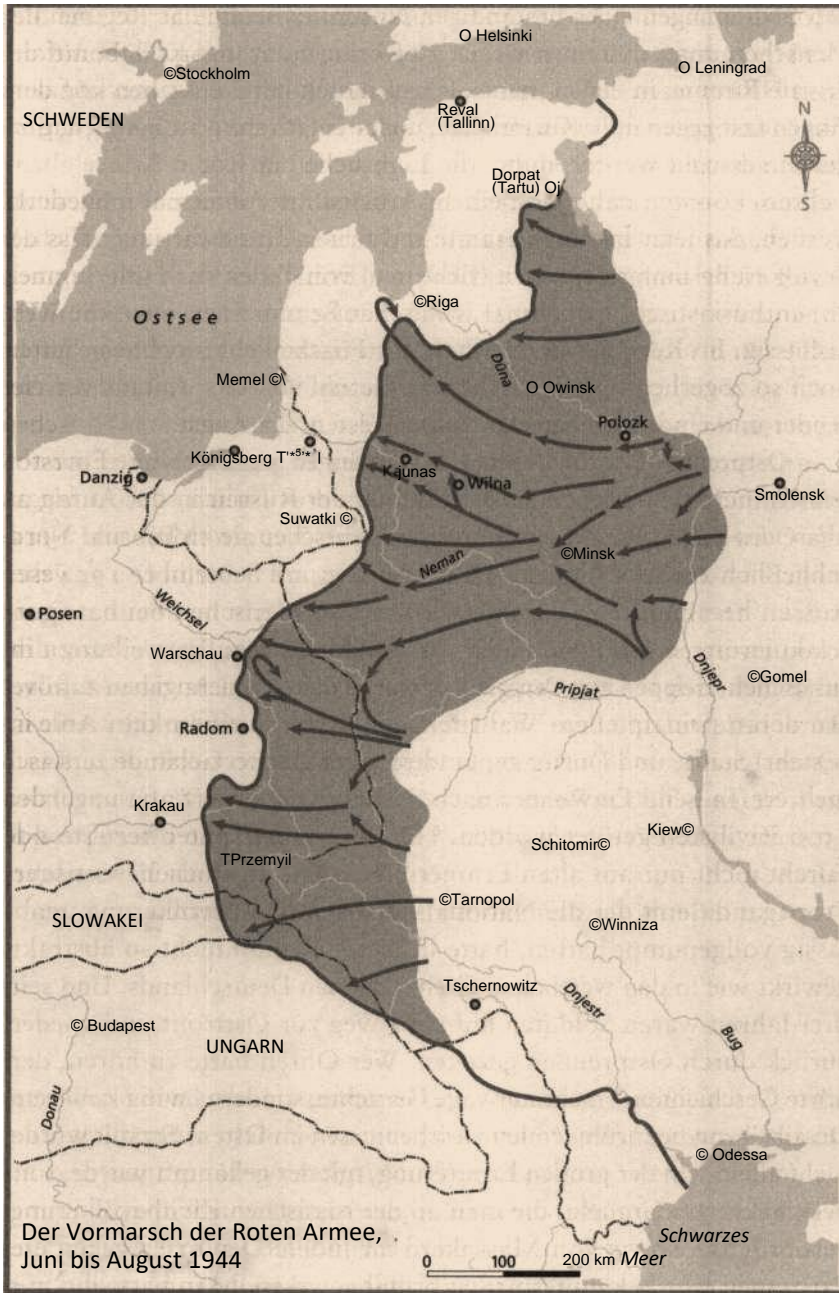
Vom Baltikum bis zum Balkan waren die deutschen Heere in den Sommermonaten des Jahres 1944 unter den heftigen Schlägen, die ihnen die Rote Armee versetzte, ins Wanken geraten. In diesen Monaten bedeuteten das Ausmass der Verluste und der Abfall unentbehrlicher Verbündeter, dass Deutschland seine Hoffnungen auf eine siegreiche Beendigung des Krieges im Osten begraben musste. Einer der führenden Nationalsozialisten, die das ganz klar erkannten, war Goebbels. Im September griff er einen japanischen Vorschlag zu separaten Friedenssondierungen mit der Sowjetunion auf und legte den Vorschlag Hitler in einem ausführlichen Brief dar.<sup>14</sup> Hitler nahm davon keine Notiz. Ob auch nur die geringste Chance bestanden hätte, dass Stalin ein Interesse daran zeigen würde, sich mit Deutschland zu einigen, da seine Truppen zum Sprung bereit im Vormarsch waren, kann man durchaus bezweifeln. Doch die Probe aufs Exempel liess sich nicht machen. Hitlers stillschweigendes Veto reichte aus,

um jede Möglichkeit einer Annäherung auszuschliessen. Die Strukturen der NS-Herrschaft stellten sicher, dass es keinerlei Plattform gab, auf der sich Hitlers eiserne Weigerung, eine Beendigung des Krieges auf dem Verhandlungsweg, sei es im Osten oder im Westen, in Erwägung zu ziehen, hätte erörtern oder gar infrage stellen lassen.

In der Sowjetunion weckte das Ausmass der deutschen Niederlagen ebenso wie bei Amerikanern und Briten die Erwartung, dass der Krieg vielleicht schon fast zu Ende sei. Er hätte es auch sein können, wenn nicht Stalin und seine militärischen Berater ebenso wie die Westalliierten bei ihrer Einsatzplanung strategische Fehler gemacht hätten. So machtvoll die «Operation Bagration» war, der Angriff an vier Fronten war weniger entscheidend als der Angriff, den die Deutschen am meisten gefürchtet hatten: ein gewaltiger, konzentrierter Vorstoss durch Südpolen nach Warschau und von dort östlich von Danzig an die Ostseeküste, wodurch zwei ganze Heeresgruppen (Mitte und Nord) abgeschnitten worden wären und der Weg nach Berlin frei gewesen wäre.<sup>15</sup> Die kolossalen Schläge, die die Wehrmacht im Sommer einstecken musste, brachten ihr zwar lähmende Verluste bei, versetzten ihr aber nicht den entscheidenden Todesstoss, den ein derartiges Manöver hätte bedeuten können. Ebenso wie im Westen konnten die Heere im Osten wieder zusammengeflickt werden, um weiterzukämpfen. Rasch zur Neige gehende Reserven von Menschen und Waffen wurden ausgegraben. Es war ein blosses Heftpflaster auf eine offene Wunde. Doch auf diese Weise wurde es möglich, den Krieg noch über mehrere Monate voller Schrecken und Blutvergiessen fortzusetzen.

## II

Hinter der Fähigkeit zum Weiterkämpfen standen wie im Westen Einstellungen in der Wehrmacht, die zwar nicht einheitlich, aber im Wesentlichen stabil waren, und Strukturen des Staates und der Verwaltung, die zwar von Krisen geschüttelt wurden, aber immer noch intakt waren. Der Zivilbevölkerung blieb kaum etwas anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeissen und weiterzumachen. Unter den Bedingungen eines be-



Der Vormarsch der Roten Armee, Juni bis August 1944

ständigen Notstands setzte das Regime die Menschen unter extremen Druck zu Konformität und Kollaboration. Private Räume, in denen man solchem Druck hätte entgehen können, gingen fast gegen null. Kurzfristige, unsystematische Massnahmen, mit denen versucht werden sollte, die Einbrüche der Roten Armee abzuwehren, konnten daher von einem Arbeitskräftepotenzial umgesetzt werden, das jetzt fast die gesamte erwachsene (und die jugendliche) Bevölkerung umfasste, selten (sieht man von Teilen der Hitlerjugend ab) enthusiastisch, manchmal willig, häufig mürrisch, aber kaum je aufsässig. Im Kern der Bereitschaft zur Fügsamkeit, mochte sie auch noch so zögerlich sein, herrschte ein Gefühl vor, das weitaus verzehrender und eindringlicher war als im Westen: die Angst.

In Ostpreussen war die Angst mit Händen zu greifen. Ältere Einwohner erinnerten sich noch an die Einfälle der Russen in der Anfangsphase des Ersten Weltkriegs, bevor die Deutschen sie im Februar 1915 schliesslich zurückschlugen. Als im August und September 1914 die Russen herannahten, waren etwa 350'000 Menschen bei hastigen Evakuierungen geflohen. Nach der anschliessenden Vertreibung der russischen Truppen aus Ostpreussen waren deutschen Angaben zufolge (an deren prinzipiellem Wahrheitsgehalt zu zweifeln kein Anlass besteht) Städte und Dörfer geplündert, über 40'000 Gebäude zerstört, mehrere Tausend Einwohner nach Russland deportiert und ungefähr 1'500 Zivilisten getötet worden.<sup>16</sup> Dreissig Jahre später beruhte die Furcht nicht nur auf alten Erinnerungen. Die antibolschewistische Propaganda, mit der die Nationalsozialisten die Bevölkerung unablässig vollgepumpt hatten, hatte in dieser Region nicht so abstrakt gewirkt wie in den westlichen Grenzregionen Deutschlands. Und seit drei Jahren waren Soldaten auf dem Weg zur Ostfront und wieder zurück durch Ostpreussen gezogen. Wer Ohren hatte zu hören, der hörte Geschichten – nicht nur vage Gerüchte, sondern häufig konkrete Details – von beunruhigenden Geschehnissen im Osten. Erzählt wurde nicht allein von der grossen Erbitterung, mit der gekämpft wurde, sondern auch von Gräueln, die man an der russischen Zivilbevölkerung verübt hatte, sowie von Massakern an Juden. Der Krieg gegen die Partisanen war bekanntermassen brutal gewesen. Man hatte ihn mit allen Mitteln geführt.

Solange der Krieg erfolgreich verlief, hatte man sich um das, was deutsche Soldaten den Russen und den Juden angetan hatten, nicht weiter gekümmert. Unter dem Einfluss der Propaganda hatten viele diese Dinge zweifellos gebilligt. Nun aber hatte sich das Blatt gewendet: Die Sowjets waren auf dem Vormarsch, vernichteten deutsche Truppen, bedrängten die Grenzen und drohten, nach Ostpreussen einzubrechen.

In den anderen Ostprovinzen bestand keine so unmittelbare Gefahr einer Besetzung durch die Sowjets. Doch die Befürchtungen unterschieden sich kaum von denjenigen der Menschen in Ostpreussen. Einige ihrer grössten Wahlerfolge hatte die NSDAP vor 1933 in den östlichen Teilen Deutschlands erzielt, wo, abgesehen vom schlesischen Industriegürtel, eine überwiegend protestantische und bäuerliche Bevölkerung siedelte. Grenzprobleme, Ressentiments wegen der durch den Versailler Vertrag bedingten Gebietsverluste und revanchistische Gefühle hatten dazu beigetragen, dass die Unterstützung für Hitlers Regime in diesen Regionen nach 1933 überproportional treu ausfiel. Die frühen Kriegsjahre, in denen die Besetzung Polens durch die Deutschen und der deutsch-sowjetische Pakt von 1939 stabilisierend gewirkt hatten, waren für Ostdeutschland relativ ruhig verlaufen. Im Juni 1941 rückte jedoch der Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion diese Regionen erheblich näher an die Kampffront. Durch die neue militärische Bedeutung der östlichen Provinzen ergab sich ein gewisser Ausgleich; so brachte beispielsweise die Ansiedlung staatlicher und militärischer Stellen in der Nähe von Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen der Region gewisse ökonomische Vorteile. Nach den raschen Eroberungen der Wehrmacht schien die Wirklichkeit des Krieges selbst im Osten zunächst noch in weiter Ferne zu liegen. Das Gebiet hatte auch nicht unter den schweren Bombenangriffen zu leiden, von denen seit 1942 die westlichen Teile Deutschlands in zunehmendem Masse heimgesucht wurden – in Ostpreussen gab es im Juni 1941 ein paar kleinere sowjetische Bombenangriffe, aber das war so ziemlich alles. Eine der Hauptfunktionen des Ostens war vielmehr die eines Auffanggebiets, das grosse Mengen von Evakuierten beherbergen musste, die aus den von Bomben bedrohten Städten des westlichen Deutschland kamen. Anfang 1944 waren in den Regionen des Ostens etwa 825'000 Evakuierte unter-



gebracht.<sup>17</sup> Sie wurden oft als Belastung empfunden und stellten eine wirkliche Prüfung für die Solidarität der vielgepriesenen «Volksgemeinschaft» dar. Die Anwesenheit der Flüchtlinge in so grosser Zahl war ein deutliches Zeichen dafür, dass der Krieg näherrückte. Bislang war dem Osten das Schlimmste erspart geblieben. Das sollte sich jetzt sehr schnell ändern.

Wie nicht anders zu erwarten, hatte sich nach dem Zusammenbruch der Wehrmacht Panik wie ein Lauffeuer über den Osten ausgebreitet.<sup>18</sup> Als sich dann der Vormarsch der Roten Armee verlangsamte und die deutsche Front an Beständigkeit zurückgewann, hatte die anfängliche Panik nachgelassen. Doch die Bevölkerung war immer noch bedrückt, deprimiert und stark beunruhigt. Es herrschte allgemeine Nervosität. Alle negativen Nachrichten wirkten sich deutlich auf die Menschen aus. «Die ungünstige und gefährliche militärische Lage im Osten wirkt so stimmungsdrückend auf den grössten Teil der Bevölkerung», berichtete der SD Anfang August, «dass in allen Schichten dieselben ängstlichen Befürchtungen über die weitere Kriegsentwicklung laut werden.»<sup>19</sup> Unter dem Einfluss von Briefen, die von der Front in die Heimat geschickt wurden, und von Geschichten von Evakuierten, die aus den ehemals besetzten Teilen Polens kamen, betrachteten die Menschen die Fähigkeit der deutschen Truppen, den sowjetischen Vormarsch völlig zum Stillstand zu bringen, mit Skepsis, und sie waren nicht davon überzeugt, dass die Gefahr für Ostpreussen gebannt war.<sup>20</sup> Man befürchtete, dass die Sowjets schliesslich gewinnen würden. Und alle waren sich, so hiess es, über die Bedrohung durch den Bolschewismus im Klaren. Was das konkret bedeutete, blieb unausgesprochen.<sup>21</sup> Doch die zu erwartenden schlimmen Folgen eines sowjetischen Durchbruchs standen nur zu klar vor Augen. Anfang Oktober, als Deutschlands Verbündete im Osten abgefallen waren, als die 6. Armee in Rumänien vernichtet und die Heeresgruppe Nord in Kurland eingekesselt war, sank die Stimmung im deutschen Osten auf den «Nullpunkt».<sup>22</sup>

Angst war auch ein vorrangiger Motivationsfaktor für zahlreiche Frontsoldaten. Da sie sich, wenn auch nicht immer in allen Einzelheiten, so doch jedenfalls ganz allgemein zumindest über einen Teil dessen im Klaren waren, was sich deutsche Truppen in der besetzten Sowjetunion hat-

ten zuschulden kommenlassen, war die Furcht davor, der Roten Armee in die Hände zu fallen, stark und überaus verständlich. Welche Gefühle auch immer man gegenüber den britischen und amerikanischen Feinden im Westen hegte – eine vergleichbare Situation gab es dort nicht. Hinzu kam die Befürchtung, eines der unzähligen Opfer des Krieges im Osten zu werden. Während die Angst vor dem Tod und die Hoffnung auf Überleben allen Soldaten sämtlicher Armeen an jeder beliebigen Front gemeinsam waren, jagten die Berichte über die Opferzahlen und die Heftigkeit der Schlachten im Osten denjenigen, die erfuhren, dass sie an die Ostfront eingezogen worden waren, einen besonderen Schauer über den Rücken. So überrascht es nicht, dass es, auch wenn die offiziellen Berichte das nicht eingestehen mochten, eine immer grössere Angst vor der Einberufung gab.<sup>23</sup> Und jeder, der an die Front musste, hoffte inbrünstig, es werde in den Westen und nicht in den Osten gehen.

Ebenso wie im Westen waren die Einstellungen der Soldaten, die an der Front kämpften, nicht einheitlich. Die Heeresberichte im August und September liessen die vorhersehbare negative Wirkung der Rückzüge und die Anerkennung der starken Überlegenheit des Feindes bei Mannschaften und schweren Waffen erkennen. Junge Verstärkungen und ältere Männer, die beim «Auskämmen» im Zuge der Rekrutierungsaktionen für den totalen Kriegseinsatz erfasst worden waren, litten, so hiess es, besonders unter den nervenaufreibenden intensiven Kämpfen mit derart schweren Verlusten. Sie fürchteten eine weitere sowjetische Grossoffensive, und ihre Widerstandskräfte waren dem Vernehmen nach erschüttert. Als Ursachen wurden Angst und Kriegsmüdigkeit angesehen. «Ernst, aber doch zuversichtlich» lautete jedoch der etwas unwahrscheinliche Kommentar zur allgemeinen Stimmung. «Unbedingtes Vertrauen auf den Führer» wurde natürlich gebetsmühlenartig beschworen. Von der Heeresgruppe Nord, die im Baltikum abgeschnitten war, wurde jedoch berichtet, die bekannten «bolschewistischen Verhältnisse» und die Furcht, die Heimat nie wiederzusehen, falls der Krieg verloren ginge, trügen dazu bei, die Kampfmoral zu stärken. Und die Soldaten, deren Kampfgeist hinter den Erwartungen zurückblieb, wurden einer immer grausameren Disziplin unterworfen.

Von Soldaten, die in den Ostgebieten beheimatet waren, wurde berichtet, sie machten sich grosse Sorgen im Hinblick auf die bedrohliche Lage für Ostpreussen und ihre Familien.

Eine positivere Stimmung hatte sich angeblich Anfang Oktober bei den Soldaten der 4. Armee in Ostpreussen infolge der Stabilisierung der Front und besserer Bedingungen für die Soldaten in diesem Gebiet entwickelt. Eine zusammenfassende Darstellung der Haltung von Soldaten an der italienischen Front aus dem Vormonat galt fast sicher auch für die Truppen im Osten. Die Frontsoldaten hätten, so hiess es in diesem Bericht, nicht viel Zeit zum Nachdenken. Einzelne Ereignisse kämen und gingen wie in einem Nebel. Nur der allgemeine Eindruck bleibe. Die physischen und psychischen Zwänge der Schlacht verlangten von dem Soldaten, dass er seine Pflicht bis an die Grenzen des Möglichen erfüllte. Was immer die NS-Führungsoffiziere von sich gäben, die Wirkungen blieben kurzfristig. Schon sehr bald träten die Kümmernisse und Sorgen des Alltags wieder in den Vordergrund. Es gehe nicht um Ideale und grosse Ziele, hiess es in dem Bericht. Der Soldat «kämpft, weil es befohlen ist, und um sein nacktes Leben».<sup>24</sup>

Wie aus diesem lapidaren Kommentar hervorgeht, waren für die Soldaten, aber auch für die Zivilbevölkerung Zwang und Pflicht die Hauptgründe dafür, dass die Menschen weitermachten. Und welche Alternative gab es? Hinzu kamen die Furcht und das starke Gefühl, dass die Heimat – und das bedeutete ganz konkret Familien und Eigentum – verteidigt werden musste. Derartige Gefühle liessen sich vom Regime leicht ausnutzen. Hinter der Propaganda, der Rhetorik, den Ermahnungen und dem Herumkommandieren schwand jedoch der Glaube an den Nationalsozialismus, die Partei und sogar den «Führer» rasch, wenngleich es nicht möglich ist, das Ausmass des noch verbliebenen Rückhalts genauer einzuschätzen.

Doch was immer die Menschen dachten, die Allgegenwart der Partei und ihrer Gliederungen reichte aus, um sie bei der Stange zu halten, und dies umso mehr angesichts der Dringlichkeit der Verteidigungsmassnahmen, die in den östlichen Regionen im Gefolge des raschen Vormarschs der Roten Armee in aller Eile und Hektik ergriffen wurden. Höchste Priorität hatte die Errichtung eines Netzes von Verteidigungsbefestigungen

und Schützengräben an den Ostgrenzen des Reiches sowie die Verstärkung der bereits vorhandenen Anlagen. Das Prinzip, bestimmte Städte zu «Festungen» zu erklären, die bis zum Letzten gehalten werden mussten – eine Taktik, die in Russland erfolglos geblieben war, da die Rote Armee sie einfach umging –, wurde jetzt beim Rückzug der Wehrmacht in Ostdeutschland eingeführt. Über zwanzig derartige «Festungen», darunter die wichtigsten und strategisch wertvollsten Städte, wurden in Deutschland und den besetzten Teilen Polens etabliert, was für ihre Einwohner in der Mehrzahl der Fälle schliesslich katastrophale Folgen hatte. Hinzu kam, dass für die in halsbrecherischem Tempo eingeleitete Organisation eines riesigen Festungsbauprogramms in ganz Ostdeutschland jetzt die Partei unter der Aufsicht der Gauleiter in ihrer Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissare zuständig war. Im Laufe des Sommers, bevor man die Arbeit im Herbst einschränkte und Ende November dann ganz einstellte,<sup>25</sup> zog man in Ostpreussen, Pommern, Schlesien und Brandenburg etwa eine halbe Million Deutsche (darunter zahlreiche Jugendliche, ältere Männer und Frauen) sowie ausländische Arbeiter zu täglicher stundenlanger Knochenarbeit heran. Sie errichteten den allgemein so bezeichneten «Ostwall», der das Gegenstück zum Westwall bilden sollte. Allein in Ostpreussen wurden schätzungsweise 200'000 Menschen eingesetzt. In den von den Deutschen besetzten Teilen Polens (in Danzig-Westpreussen, im Warthegau sowie in den noch verbliebenen Teilen des Generalgouvernements) wurde die Arbeit von polnischen Zwangsarbeitern verrichtet.<sup>26</sup>

Anlagen zur Grenzverteidigung waren im Osten schon vor dem Ersten Weltkrieg errichtet worden. Während der Weimarer Republik, als man glaubte, dass von Polen eine erhebliche militärische Bedrohung ausgehe, kam es dann zum Bau neuer Befestigungen. Diese wurden in den Vorkriegsjahren des Dritten Reichs ausgebaut und durch neue Verteidigungsbauten ergänzt. Obgleich man die Bautätigkeit erheblich beschleunigte und ein Abschnitt von fast 80 Kilometern Länge an der Oder und der Warthe stärker befestigt war als der Westwall, war diese Verteidigungslinie bei Kriegsbeginn noch keineswegs fertiggestellt. In den folgenden fünf Jahren, in denen die deutsche Besetzung so weit nach Osten vorge-

schoben war, erschien eine stark befestigte Linie innerhalb der Reichsgrenzen nicht erforderlich. Jedenfalls blieb die Anlage weitgehend vernachlässigt, bis im Sommer 1944 die Heeresgruppe Mitte zusammenbrach und zwischen der Roten Armee und Ostpreussen keine nennenswerten Verteidigungsanlagen mehr standen.<sup>27</sup> Daraufhin versuchte man, innerhalb von wenigen Wochen mithilfe von dienstverpflichteten Arbeitskräften und rasch improvisierter Organisation diesen Mangel zu beheben.

Am 28. Juli 1944 erklärte der neu ernannte Chef des Generalstabs des Heeres Guderian bei der Übermittlung des am Vortag ergangenen Erlasses Hitlers über den Bau von Befestigungen im Osten: «Ganz Deutschland muss unverzüglich zu einer einzigen tiefgestaffelten Festung werden.» Wilhelm Stuckart, der Staatssekretär im Reichsinnenministerium, erweiterte die Anordnung und erteilte den Gauleitern des Ostens sowie Hans Frank, dem Generalgouverneur der nicht in das Reich eingegliederten Gebiete des besetzten Polen, detaillierte Anweisungen zur Durchführung der Bautätigkeit. Die Festungsarbeiter würden Spaten, Hacken, Decken, Essgeschirr und Marschverpflegung benötigen. Ihre Aufseher sollten mit Pistolen und anderen Waffen ausgerüstet sein – ein Hinweis darauf, dass es erforderlich werden konnte, zu strengen Massnahmen zu greifen, um einer aufsässigen Arbeiterschaft ihre Autorität aufzuzwingen. Das Reichsverkehrsministerium und die Eisenbahnbehörden würden die Beförderung organisieren. Baumaterialien und Ausrüstung würden von den Stellen der Organisation Todt kommen. Zur Beförderung des Baumaterials sollten so weit wie möglich Pferde und Wagen eingesetzt werden. Die Rationen würden über die Lebensmittelämter der Provinzen zugeteilt oder, im Falle des Generalgouvernements, durch tiefe Einschnitte in die Versorgung der Region aufgebracht werden.<sup>28</sup>

Anfang September stellte Hitler klar, dass das Kommando über die Befestigungsarbeiten ausschliesslich in den Händen der Partei lag und unter der Leitung Bormanns von den Reichsverteidigungskommissaren auszuüben war.<sup>29</sup> In der Praxis verfügten die Gauleiter als RVK im Hinblick darauf, wie sie die Dinge in ihrer Provinz regelten, über ein beträchtliches Mass an Unabhängigkeit. Erich Koch, der brutale Gauleiter von Ostpreus-

sen, einer von Hitlers Lieblingen unter den Provinzhauptlingen, war Vorreiter beim Abkommandieren der Bevölkerung seiner Provinz zu zwangsweisem Arbeitsdienst. Schon am 13. Juli hatte er verfügt, in bestimmten Kreisen sei die gesamte männliche Bevölkerung im Alter von 15 bis 65 Jahren mit sofortiger Wirkung zu Befestigungsarbeiten heranzuziehen. Wer sich diesem Befehl widersetzte, würde von einem Militärgericht bestraft werden. Läden und Betriebe, die für den Kriegseinsatz nicht absolut erforderlich waren, wurden geschlossen und ihre Inhaber und Beschäftigten zum Graben geschickt. Züge, die über die ostpreussische Grenze fuhrten, wurden kontrolliert, und man holte Männer heraus, die sich hier versteckt hatten, und brachte sie wieder zurück zur Bauarbeit.<sup>30</sup> Die anderen Gauleiter im Osten folgten dem Beispiel Kochs. Ein Bericht aus Königsberg in Ostpreussen, von dem der britische Nachrichtendienst Kenntnis erhielt, lässt erkennen, wie sich die Einziehung auf den Alltag in der Provinz auswirkte. «Im täglichen Leben der Bevölkerung sind grosse Vereinfachungen eingeführt worden. in Gaststätten müssen die Gäste mit ihrem Teller in die Küche gehen, damit alle Ober und männlichen Angehörigen des Küchenpersonals graben können. Die Zeitungen veröffentlichen keine Regionalausgaben mehr, sondern nur noch eine einzige Standardausgabe. Dadurch werden Redakteure, Setzer und Drucker zum Graben freigestellt. Alle nicht kriegswichtigen Betriebe sind geschlossen worden. Jeder Ostpreusse, der kriegsdienstverwendungsfähig ist, wurde einberufen. Die grossen Tore der Königsberger Universität sind geschlossen. Die Studenten und alle männlichen Beschäftigten der Universität graben jetzt.» Selbst Erntearbeiter wurden gerade in der für die Landwirtschaft entscheidendsten Jahreszeit zum Graben abkommandiert, allerdings in mehreren Schüben, sodass das Einbringen der Ernte nicht beeinträchtigt wurde.<sup>31</sup>

Eine anfängliche Bereitschaft, bei den Grabungseinsätzen zu helfen, war wahrscheinlich auf Angst zurückzuführen, vor allem in Ostpreussen, der Provinz, die der Front am nächsten lag. Gewiss gab es anfangs eine positive Reaktion auf Appelle zur Beteiligung, als sich die örtliche Bevölkerung, vor allem Mitglieder der Hitlerjugend, in einer Notsituation zusammenschloss, wenngleich man die Propagandaaussagen über die Begeisterte-

rung der Grabenden mit erheblicher Vorsicht geniessen sollte.<sup>32</sup> Die Partei selbst behauptete zwar, es herrsche beträchtliches Verständnis für die Notwendigkeit der Grabungsaktion, aber sie war sich über die verbreitete Kritik, die an ihrer schlechten Organisation der Schanzarbeit geübt wurde, und über die mangelnde Überzeugung, dass die Befestigungen irgendeinen militärischen Wert hatten, durchaus im Klaren.<sup>33</sup> Praktische Schwierigkeiten – schlechte Unterbringung und Verpflegung, Transportprobleme und sogar ein Mangel an Spaten – sowie ganz einfach das Wesen einer derart mörderisch harten Arbeit, die darin bestand, in der Sommerhitze Stunde um Stunde den ausgedörrten Boden aufzugraben, liessen alle Begeisterung, die zunächst etwa noch geherrscht hatte, schon bald schwinden. Frauen aus Pommern schrieben an Goebbels und beklagten sich, sie hätten vor dem Einsatz keine medizinische Untersuchung erhalten, müssten in primitiven Gemeinschaftsunterkünften auf Strohmatten schlafen, und die Verpflegung sowie die sanitären Anlagen seien kläglich. Für ausländische Arbeiter und Kriegsgefangene waren die Bedingungen selbstverständlich noch viel schlechter.<sup>34</sup>

Die Parteivertreter und Aufseher verhielten sich oft auch nicht motivierend. Von Parteigenossen wurde berichtet, dass sie tranken und sich vor der Arbeit drückten, dass sie Lebensmittel und Getränke, die für die Grabenden bestimmt waren, für sich abzweigten und dass sie sich anmassend verhielten und ihre Pflichten verletzten, wodurch sie den zwangsverpflichteten Arbeitern ein äusserst schlechtes Beispiel gaben. Wenn jemand mit dem Auto auf die Kolonnen der Grabenden zufuhr, die Reihen inspizierte, ohne eine Schaufel in die Hand zu nehmen, und ältere Männer und Frauen, die die Arbeit leisteten, anblaffte, dann war das sicher nicht dazu angetan, einen begeisterten Einsatz bei der Arbeit zu fördern oder bei den Dienstverpflichteten freundliche Gefühle für die Partei zu wecken. Wie nicht anders zu erwarten, gab es Versuche, sich der Arbeit zu entziehen. Selbst Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg hatten sich, wie in Ostpreussen berichtet wurde, aus dem Staube gemacht, da sie von der Arbeit, zu deren Ausführung man sie zwang, gar nicht angetan waren und sich Sorgen machten, weil die Front schon so nahe war. Sie mussten von der Polizei zurückgeschleppt werden.<sup>35</sup>

Militärisch war die wochenlange Knochenarbeit Hunderttausender Männer und Frauen so gut wie wertlos. Selbst Goebbels sah, dass die von Koch errichteten ostpreussischen Befestigungen keinen Sinn hatten, solange man keine Soldaten und Waffen dorthin schickte, um sie zu halten.<sup>36</sup> Auf dem Papier sahen die Leistungen beachtlich aus: Beispielsweise waren in Pommern 400 Kilometer Verteidigungsanlagen erbaut worden, und rings um das jüngst als Festung ausgewiesene Breslau hatte man einen 120 Kilometer langen Ring errichtet, der fünf bewaffnete Divisionen aufnehmen konnte.<sup>37</sup> Nachdem die Russen zurückgedrängt worden waren, machte die Propaganda viel Aufhebens vom Wert der Schützengraben und erging sich in Lobreden über die Nützlichkeit der harten Arbeit, die auf sie verwendet worden war. In Wirklichkeit war es jedoch ausgeschlossen, dass die kilometerlangen Erdwälle, die Schützengraben und hastig errichteten, unzureichend bemannten Befestigungsanlagen die Rote Armee längere Zeit aufhalten oder auch nur bremsen würden. Ihr Wert war äusserst beschränkt gewesen. Und von den zur «Festung» ernannten Städten fiel zwar Königsberg erst im April 1945, und Breslau hielt bis zum 6. Mai durch. Das bedeutete jedoch nur, dass sich die nutzlosen Menschenopfer von Zivilisten und erst recht von Frontsoldaten erhöhten.

Wenn der Grabungsmarathon im Osten einen Zweck erfüllte, dann war er weitgehend propagandistischer Natur: Es ging darum, den anhaltenden Willen zum Durchhalten zu demonstrieren. Wie effektiv diese Propagandafunktion war, lässt sich schwer einschätzen. Man hat behauptet, das Bemühen, das bei der Befestigungsarbeit zutage trat, habe den Patriotismus der ostdeutschen Bevölkerung und ihre Entschlossenheit zur Verteidigung der Heimat gestärkt; die gemeinschaftliche Arbeit habe in anderen Teilen Deutschlands inspirierend gewirkt, den Glauben an die Partei gefestigt und die militärische Moral gestützt, indem sie den Soldaten zeigte, dass sie im Gegensatz zu 1918 mit dem uneingeschränkten Rückhalt durch die «Heimatfront» rechnen konnten. Derartige Behauptungen lassen sich nicht genau überprüfen, aber sie sind fast mit Sicherheit stark übertrieben.<sup>38</sup>

Falsch wäre die Annahme, das aufdringliche Propagandagetöse über den Befestigungseinsatz habe überhaupt keine Wirkung gehabt. Dass es



dazu beitrug, die patriotischen Gefühle in Ostdeutschland zu stärken, ist durchaus denkbar. Und es wurde so der Eindruck vermittelt, dass das Handeln einfacher Deutscher beim Abwehrkampf gegen die Rote Armee eine Rolle spiele. Verstärkt wurde jedoch allenfalls eine Bereitschaft zur Verteidigung der Heimat – aus Furcht, wenn aus keinem anderen Grund –, die ohnehin bereits vorhanden war. Ausserhalb der östlichen Gebiete und vielleicht auch dort konnten die Menschen

die hektischen Schanzarbeiten ebensogut nicht als heroische Leistungen, sondern als Panikmassnahmen betrachten, als ein Zeichen dafür, dass die Lage tatsächlich äusserst ernst war.<sup>39</sup> Und was den Glauben an die Partei angeht, ging er im Sommer und Herbst 1944 so stark zurück – wie immer es au' }h um etwa noch verbliebene Hoffnungen auf Hitler selbst bestellt sein mochte –, dass es so gut wie ausgeschlossen war, dass das Befestigungsprogramm diesen Trend umkehrte, sieht man vielleicht von einigen leichtgläubigen Zauderern in den östlichen Regionen ab, die sich durch die energischen Aktionen von Koch und anderen Gauleitern beeindruckt liessen. Die Soldaten schliesslich

empfanden zwar ohne Zweifel Genugtuung, wenn sie von der Solidarität in der Heimat erfuhren, doch es ist fraglich, ob ihre Kampfmoral nennenswerte Inspiration bezog, wenn sie von einem riesigen Grabungsprogramm erfuhren, das von den Jungen, den Alten und auch von Frauen an Befestigungen durchgeführt wurde, deren Qualitäten als Verteidigungsbollwerk gegen die Rote Armee sich verständlicherweise nur mit erheblicher Skepsis betrachten liessen.

Wie immer es um den zweifelhaften Propagandawert der Befestigungskampagne bestellt sein mochte, er wurde überschattet von seiner objektiven Funktion, als ein weiteres Mittel zur Kontrolle der Bevölkerung zu fungieren. Das soll nicht heissen, dass nicht viele der Arbeitenden idealistische Patrioten waren und dass es unter ihnen nicht eine ganze Reihe enthusiastischer Unterstützer der Bemühungen der Partei gab, für diese Aufgabe alle noch verbliebenen Reserven der Bevölkerung zu mobilisieren. Doch nach der ersten, kurzzeitigen Welle der Begeisterung waren nicht viele, so lässt sich mit gewisser Berechtigung annehmen, echte Freiwillige, die auch dann angetreten wären, wenn man sie nicht verpflichtet hätte. Das Grabungsprogramm

zermürbte die Bevölkerung, quälte sie, zwang sie zu Unterwerfung und zeigte ihr einmal mehr, dass es keine Alternative gab, dass die Partei alle Facetten des zivilen Lebens kontrollierte. Es war ein weiteres Mittel, mit dem man versuchte, der Bevölkerung den Geist des «letzten Gefechts» einzupfropfen – mit der klassischen Hitler'sehen Alternative «Durchhalten» oder «Untergang». Die Haltung der meisten einfachen Bürger bestand eher in zögerndem Mitmachen als in einer Bereitschaft, derartige Vorgaben zu schlucken. Nur wenige waren zum Untergang bereit. Doch als die Bedrohung der östlichen Reichsgrenzen zunahm, blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als sich den Diktaten der Machthaber, die ihr Schicksal bestimmten, zu fügen.

Dies galt auch für den Dienst im «Volkssturm», zu dem der Startschuss am 18. Oktober mit einer publizistischen Fanfare durch eine Rede abgefeuert wurde, die Himmler im ostpreussischen Bartenstein hielt und die landesweit im Rundfunk übertragen wurde. Keitel, Guderian und Koch waren anwesend, als der Reichsführer-SS zu 13 versammelten Kompanien von Volkssturmmännern sprach. Das Datum war sorgfältig gewählt: Es war der Jahrestag der überaus symbolträchtigen «Völkerschlacht» bei Leipzig im Jahr 1813, der Kampfhandlung, die Napoleons Niederlage auf preussischem Boden besiegelt hatte. Das Datum war ein markantes Element in Propagandadarstellungen, es hatte einen hohen Klang in der deutschen Geschichte und erinnerte an die legendäre Verteidigung der Heimat durch den Landsturm, als ein ganzes Volk, das vor der Versklavung durch die Franzosen gestanden habe, sich erhoben habe, um die Invasoren zurückzuschlagen. Himmler verlas die Proklamation Hitlers über den Volkssturm, erinnerte seine Zuhörer an die Bedeutung des Jahrestages und verkündete, der «Führer» habe das Volk aufgefordert, den Boden seiner Heimat zu verteidigen. «Wir haben es aus ihrem eigenen Munde vernommen», erklärte er, «dass wir von unseren Feinden die Zerstörung unseres Landes, die Abholzung unserer Wälder, die Auflösung unserer Wirtschaft, die Vernichtung unserer Städte, die Niederbrennung unserer Dörfer und die Ausrottung unseres Volkes zu erwarten haben.» Wie immer wurden natürlich die Juden als die Wurzel der geplanten Schrecknisse hingestellt. Die Männer des Volkssturms dürften daher, so Himmler, nie-

mals kapitulieren, wobei er darauf hinwies, dass Ostpreussen die ersten Bataillone dieser Truppe gebildet hätten.<sup>40</sup>

Nach Berichten über die Aufnahme der Propaganda zu urteilen, gab es überwiegend skeptische Reaktionen. Immer häufiger wurden Stimmen laut, wonach man «in eine hoffnungslose Verteidigung gedrängt» werde, und die Ankündigung des Volkssturms wurde oft als Bestätigung dafür aufgefasst, dass die Kräfte Deutschlands erschöpft seien.<sup>41</sup> Alle anfängliche Begeisterung yerflog rasch, als Zweifel am militärischen Wert des Volkssturms aufkamen und Befürchtungen geäußert wurden, wer hier diene, werde nicht von den internationalen Konventionen zur Behandlung von Kriegsgefangenen gedeckt, sondern als Partisan betrachtet werden.<sup>42</sup> Man befürchtete, Volkssturmmänner würden nach ihrer Gefangennahme umstandslos hingerichtet werden und der Feind werde zu Repressalien gegen die Zivilbevölkerung greifen – Ansichten, die verrieten, dass man wusste, wie sich die Deutschen selbst in den besetzten Gebieten verhalten hatten.<sup>43</sup> Das Regime suchte die Besorgnisse zu zerstreuen und die Pflichten des Volkssturms im Rahmen der Haager Landkriegsordnung von 1907 zu definieren. Die Befürchtungen entbehrten jedoch keineswegs einer Grundlage, wie die Behandlung gefangener Volkssturmmänner durch die Rote Armee deutlich machen sollte.<sup>44</sup> Wie auch immer, sich der Einberufung zum Dienst im Volkssturm zu entziehen, war ein vergebliches Unterfangen. Im Laufe der folgenden Wochen griffen die organisatorischen Fangarme der Partei tief in das deutsche Zivilleben ein, um Hunderttausende von Männern vorwiegend mittleren Alters, die schlecht bewaffnet und unzureichend ausgerüstet waren, in den Dienst zu zerren. Nur wenige waren von dem Fanatismus erfüllt, den die führenden Vertreter des Regimes forderten. Doch sie konnten sich dem Dienst nur selten entziehen. Befreiungen waren schwer zu erlangen. Und die Kommandeure des Volkssturms – von denen viele über gewisse Erfahrungen beim Militär und in der Partei oder einer ihrer Gliederungen verfügten – waren im Allgemeinen, so beschränkt sie in Fähigkeiten und Kompetenz waren, den Idealen der Organisation erheblich mehr verpflichtet als die von ihnen geführten Männer.<sup>45</sup> So war es nicht leicht, sich in dieser Mammutorganisation, die in den Händen der Partei lag, für die Ende November eine Stärke

von sechs Millionen Mann errechnet wurde und für die einmal potenziell doppelt so viele Angehörige vorgesehen waren, von den Idealen und den fanatischen Einstellungen der Nationalsozialisten zu distanzieren.<sup>46</sup> Wenn auch nur ein Bruchteil dieser Zahl tatsächlich in Kämpfe verwickelt wurde, war die weitere Militarisierung und Reglementierung der Zivilgesellschaft massiv.

Die militärische Nutzlosigkeit und die sinnlosen schweren Verluste von Menschenleben bei den Volkssturmmännern im Einsatz sollten in den ersten Monaten des Jahres 1945 in vollem Umfang offenbar werden. Doch in Ostpreussen, wo Koch bereits im Juli die Aufstellung örtlicher Milizen vorgeschlagen hatte, sollte der Volkssturm schon zuvor eine Feuertaufe erleben. Über eine Woche bevor Himmler seine Existenz ankündigte, bekam diese Truppe in den Vororten des befestigten Ostseehafens Memel (nördlich von Ostpreussen, von den Deutschen 1939 annektiert) seinen ersten Vorgeschnack von Kampfhandlungen. Zwei leicht bewaffnete Kompanien von Volkssturmmännern in Zivil, die nur durch grüne Armbinden kenntlich waren, erlitten schwere Verluste, als sie dabei halfen, schwache sowjetische Versuche zur Durchbrechung des Verteidigungsringes um die Stadt vorläufig abzuwehren, bis reguläre Truppen eintreffen konnten, um die Stellung zu stabilisieren.<sup>47</sup>

Kaum eine Woche später war der Volkssturm wieder in Aktion, diesmal auf ostpreussischem Gebiet. Denn am 16. Oktober überschritt die Rote Armee die Grenze Deutschlands und marschierte in die östlichste Region des Landes ein. Damit begannen elf Tage, die sich in die Mentalität der Deutschen in den östlichen Gebieten des Reiches – und anderswo – einbrennen sollten.

### III

Am 5. Oktober starteten sowjetische Truppen ihren Angriff auf Memel, fünf Tage später waren sie an der Ostsee und schlossen die Stadt ein. Der 3. Panzerarmee gelang es, obschon sie geschwächt war, mithilfe stark dezimierter Volkssturmeinheiten in der Belagerung durchzuhalten, bis Verstärkung eintraf. Zwei Tage vor dem Angriff der Roten Armee schaufel-

ten einheimische Zivilisten immer noch hektisch Gräben und Panzerfallen. Die Wehrmacht wollte das Gebiet evakuieren lassen.<sup>48</sup> Doch erst am 7. Oktober wurden von den Parteistellen verspätet Evakuierungsbefehle erteilt. Jeder, der nicht gehorchte, sollte als Verräter behandelt werden. Es kam zu Panik und Chaos, und dies umso mehr, als der Kreisleiter der Partei den Befehl zurücknahm und verfügte, die Menschen sollten einstweilen bleiben, wo sie waren. Die Verwirrung war umso grosser, als es Anfang August bereits eine teilweise Evakuierung von Memel und den umliegenden Kreisen gegeben hatte; damals war die Bevölkerung jedoch nach dem Abflauen der akuten Gefahr wieder zurückgekehrt. Anfangs herrschte daher das Gefühl vor, dass sich auch dieser Alarm als falsch herausstellen werde. Als aber schliesslich am 9. Oktober der Befehl zum Verlassen der Stadt erteilt wurde, war es für viele bereits zu spät. Tausende blieben zurück, durch die rasch vorrückende Front abgeschnitten. Viele zögerten, ihre Höfe ohne Schutz vor dem von ihnen so apostrophierten «herumstrolchenden Gesindel» von Kriegsgefangenen und polnischen Arbeitern zu verlassen. Sie verpassten die Gelegenheit zur Flucht. Die meisten, die fliehen konnten – überwiegend Frauen, Kinder, Ältere und Gebrechliche, denn Männer wurden im Allgemeinen für den Dienst im Volkssturm und für andere Verpflichtungen zurückgehalten – machten sich mit Pferd und Wagen oder zu Fuss auf den Weg, und sie hatten nur ein paar hastig zusammengeschmeltete Habseligkeiten bei sich. Gerüchte, wonach die Rote Armee ganz in der Nähe sei, riefen erneute Panik hervor. Weit verbreitet war ein Gefühl heilloser Angst.

Explosionen und die Furcht vor Luftangriffen führten bisweilen dazu, dass die Flüchtlinge Schutz suchten, wo sie gerade konnten – in den Feldern abseits der Strasse. Frauen knieten nieder, um zu beten. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, da die Hauptstrassen von sowjetischen Truppen abgeschnitten würden. Aufgegebene Wagen und Haushaltsgegenstände lagen verlassen am Strassenrand. Die Glücklichen drängten sich nach angstvollem Warten am Ufer schliesslich in kleine Boote, die sie, wenngleich ohne ihr Vieh und den grössten Teil ihrer Habe, über das Kurische Haff in improvisierte Unterkünfte in Teile von Ostpreussen beförderten und so in zeitweilige Sicherheit brachten. Einige versuchten hinüberzu-



schwimmen und ertranken. Das Letzte, was die meisten der Flüchtenden von Memel sahen, war ein roter Schein am Nachthimmel. Schätzungsweise ein Drittel der Bevölkerung fiel den Sowjets in die Hände. Es kursierten Geschichten von Plünderungen, Vergewaltigungen und Mord durch Soldaten der Roten Armee.<sup>49</sup>

Das Schicksal Memels rfiarkierte den Beginn einer über zweiwöchigen Phase von Furcht und Schrecken für die Bevölkerung der Gebiete in der Nähe der ostpreussischen Grenze. Schlimmeres sollte erst noch kommen. General Gudetian kommentierte später: «Was sich [in Ostpreussen] ereignete, gab dem deutschen Volk einen Vorgeschmack dessen, was ihm im Falle eines russischen Sieges bevorstand.»<sup>50</sup>

Am 16. Oktober begann die Rote Armee ihren Angriff auf Ostpreussen unter einem Sperrfeuer von Artilleriebeschuss auf einem 40 Kilometer langen Frontabschnitt und intensiven Luftangriffen auf Grenzstädte. Von der Luftwaffe kam so gut wie keine Verteidigung, und die deutsche 4. Armee, die beim Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer erheblich geschwächt worden war, wurde gezwungen, sich nach Westen zurückzuziehen. Am 18. Oktober überschritten sowjetische Truppen die deutsche Grenze. Innerhalb von drei Tagen hatten sie die deutschen Linien durchstossen und sich auf einer Front von ungefähr 150 Kilometern etwa 60 Kilometer weit den Weg ins Reich gebahnt. Die Grenzstädte Eydtkau, Ebenrode und Goldap fielen den Sowjets in die Hände, während Gumbinnen und Angerapp diesem Schicksal mit knapper Not entgingen; der erstgenannte Ort wurde allerdings durch Luftangriffe schwer beschädigt, und sowjetische Soldaten drangen bis zum Ortsrand vor. Am frühen Morgen des 21. Oktober erreichten die Sowjets das Dorf Nemmersdorf, wo die Offensive, obgleich sie eine wichtige Brücke über die Angerapp unzerstört vorfanden, zum Stillstand kam.

Als der sowjetische Angriff begann, hatte die Führung der Heeresgruppe Mitte erwartet, dass er das Vorspiel zu einer riesigen Offensive sein werde, die möglicherweise bis in das deutsche Kerngebiet durchstossen würde. Das Innehalten der Sowjets in Nemmersdorf bot der 4. Armee nun die Gelegenheit, sich neu aufzustellen, alle Kraft zusammenzunehmen und mit Verstärkungen durch Panzer ein kühnes und erfolgreiches

Einkreisungsmanöver gegen überlegene Kräfte zu versuchen, von dem die Angreifer völlig überrascht wurden und das ihnen schwere Verluste zufügte. Die sowjetischen Kommandeure, die von der Gegenoffensive der Wehrmacht beeindruckt waren, gingen sofort in die Defensive und zogen ihre Truppen zurück. Am 27. Oktober wurde ihre Offensive abgebrochen. Am 3. November befreiten deutsche Truppen Goldap – das von Soldaten der Roten Armee in Trümmer gelegt und geplündert worden war –, und zwei Tage später war die «erste Schlacht um Ostpreussen» vorüber, um den Preis ausserordentlich hoher Verluste auf beiden Seiten. Ein überaus folgenschwerer sowjetischer Durchbruch zur ostpreussischen Metropole Königsberg war verhindert worden. Die deutschen Soldaten, besonders diejenigen, die aus den östlichen Regionen kamen, hatten ungeachtet einer häufig nur beschränkten Ausbildung und unzureichenden Bewaffnung wutentbrannt gekämpft, um die Invasoren abzuwehren. Dennoch blieb ein 100 Kilometer breiter und bis zu 27 Kilometer tiefer Grenzstreifen Ostpreussens unter sowjetischer Besatzung. Bis Januar hielt sich die Front in diesem Gebiet stabil.<sup>51</sup> Doch die Ostpreussen waren von nun an eine ausserordentlich gefährdete Spezies.

Der Grund, weshalb der Angriff der Sowjets zum Stillstand gekommen war, nachdem sie sich nach dem Erreichen von Nemmersdorf eine gute Position verschafft hatten, wurde offenbar, als es deutschen Soldaten am 23. Oktober, kaum 48 Stunden nach der Eroberung durch die Rote Armee, gelang, das Dorf wieder einzunehmen. Was die deutschen Soldaten dort vorfanden, war eine Horrorszene. Der Name Nemmersdorf wurde den meisten Deutschen bald vertraut. Er signalisierte ihnen, was sie zu erwarten hatten, sollte die Rote Armee das Reich erobern.

Das Schicksal, das Nemmersdorf und die Bewohner von Nachbarkreisen ereilen sollte, wurde durch das beklagenswerte – und einige Monate später mit noch gravierenderen Konsequenzen wiederholte – Unvermögen der NS-Autoritäten verschlimmert, die Bevölkerung rechtzeitig zu evakuieren.<sup>52</sup> in dem gesamten gefährdeten Gebiet verlief die Evakuierung chaotisch. Koch war das Musterbeispiel dafür, dass sich die Macht vom Zentrum auf die Provinzhäuptlinge der Partei verlagerte, eine Ent-



wicklung, die sich dann Anfang 1945 ganz allgemein verstärkte. Von seinem Stellvertreter Paul Dargel unterstützt, übte er die vollständige Kontrolle über die Evakuierungsmassnahmen aus. Mit Rückendeckung durch Hitler weigerte sich Koch, eine frühe Evakuierung in Erwägung zu ziehen, da befürchtet wurde, dass sie eine wilde Flucht aus der Provinz einleiten und defätistische Signale in die übrigen Teile des Reiches senden würde. Als Zeichen nicht wankender Moral und Entschlossenheit sollte die Bevölkerung so lange wie möglich an Ort und Stelle ausharren. Die Wünsche der Wehrmacht, das Gebiet frei machen zu lassen, würden ignoriert.<sup>53</sup> Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generaloberst Reinhardt, bekam angesichts des arroganten Verhaltens von Koch in der Region Anfälle hilfloser Wut.<sup>54</sup> Als die Evakuierungsbefehle schliesslich erteilt wurden, waren sie in ihrer Durchführung erwartungsgemäss chaotisch. Dargel und andere Parteifunktionäre waren stundenlang nicht auffindbar. Ein Kreisleiter tauchte kurz auf, nur um dann in einer Kneipe des Ortes zu verschwinden und sich sinnlos zu betrinken. Ein Lastwagen, den man zur Unterstützung der Evakuierung beschlagnahmt hatte, traf nicht ein; er war angeblich von einem Parteibüro beschlagnahmt worden, um Lebensmittel- und Getränkervorräte abzutransportieren. Zum allerkritischsten Zeitpunkt hatten die Parteifunktionäre – die Einzigen, die Befehle erteilen konnten – bei der Erfüllung ihrer Pflichten jämmerlich versagt.<sup>55</sup>

Nemmersdorf, der westlichste Punkt des sowjetischen Einfalls, war durch die verspätete, chaotische Evakuierung stark betroffen. Als die sowjetischen Truppen näherrückten, flohen die Einwohner der nahegelegenen Städte und Dörfer in Panik und in letzter Minute. Von Pferden gezogene gedeckte Wagen aus der ganzen Umgebung stauten sich vor der entscheidenden Brücke von Nemmersdorf. Die Menschen griffen sich die wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnten, und flohen um ihr Leben. Im Schutz von dichtem Herbstnebel gelang es den meisten tatsächlich, sich noch in den letzten Stunden vor dem Eintreffen der Roten Armee über die Brücke hinweg nach Westen in Sicherheit zu bringen. Für manche jedoch, sowohl Einwohner von Nemmersdorf als auch Leute aus anderen, nahegelegenen Orten, war es zu spät. Als sie in den Morgenstunden

den des 21. Oktober aufwachten, fanden sie in ihren Dörfern schon sowjetische Soldaten vor.<sup>56</sup>

Die kampferprobten Soldaten der Roten Armee hatten sich aus ihrem Land durch Polen hindurch den Weg nach Westen erkämpft und waren nunmehr zum ersten Mal in das Land des verhassten Feindes eingerückt. Bei ihrem Vormarsch durch Wüsten von Tod und Vernichtung hatten sie die Hinterlassenschaften der wilden Brutalität der deutschen Eroberung und Unterjochung und die von einer einstmals gebieterischen, nun aber Hals über Kopf flüchtenden Armee angerichteten Verbrannte-Erde-Verwüstungen vorgefunden. Sie hatten die unverkennbaren Zeichen des schrecklichen Leidens ihres eigenen Volkes gesehen. Die sowjetische Propaganda ermutigte sie ausdrücklich zu drastischer Vergeltung. «Übt unbarmherzig Rache an den faschistischen Kindermördern und Henkern, zahlt ihnen für das Blut und die Tränen sowjetischer Mütter und Kinder heim», hiess es in einer typischen Proklamation vom Oktober 1944.<sup>57</sup> «Tötet. Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist», lauteten die zur Aggression ermunternden Worte eines anderen Aufrufs.<sup>58</sup> Als sie deutschen Boden erreichten und zum ersten Mal auf die einheimische Bevölkerung des Todfeindes stiessen, brachen sich aufgestaute Hassgefühle in gewalttätiger Rache Bahn. Als dann die deutschen Soldaten in die Dörfer und Städte einzogen, die die Wehrmacht nach Tagen sowjetischer Besatzung wieder eingenommen hatte, stiessen sie auf die Leichen ermordeter Zivilisten, grausige Zeugnisse für die Gräueltaten, die verübt worden waren. Die schlimmsten Dinge hatten sich im Ort Nemmersdorf selbst abgespielt, der dann zum Symbol für diese frühen Gräueltaten der Roten Armee wurde.

Die genauen Einzelheiten der Vorgänge, die in Nemmersdorf stattfanden, sind jedoch nach wie vor unklar. Von Anfang an war es schwierig, Realität und Propaganda auseinanderzuhalten. Der Wahrheitsgehalt mancher Zeugnisse, die einige Jahre danach abgegeben wurden und die zu den grausigen Bildern der Geschehnisse einen bleibenden Beitrag leisteten, ist zweifelhaft. Der lebhaftesten Schilderung zufolge, die etwa neun Jahre später abgegeben wurde, erzählte ein Volkssturmmann, dessen Kompanie

den Befehl erhalten hatte, nach dem Angriff beim Aufräumen von Nemmersdorf zu helfen, er habe mehrere nackte Frauen vorgefunden, die man in Kruzifixstellung mit den Händen an Scheunenrore genagelt hatte, von einer alten Frau, der man mit einer Axt oder einem Spaten den Kopf gespalten hatte, und von 72 Frauen und Kindern, die die Rote Armee bestialisch ermordet hatte. Alle Frauen waren angeblich vergewaltigt worden. Er behauptete, man habe die Leichen exhumiert, und die Befunde seien von einer internationalen Ärztekommision bestätigt worden.<sup>59</sup>

Ein von der Geheimen Feldpolizei zusammengestellter Bericht, der am 25. Oktober, zwei Tage nachdem die sowjetischen Soldaten das Dorf verlassen hatten, abgeschickt wurde, um etwaige Zeugen zu befragen und herauszufinden, was geschehen war, zeichnet jedoch ein etwas anderes Bild – das allerdings auch schon schlimm genug ist. Wie es in dem Bericht heisst, hatte es Plünderungen gegeben, und zwei Frauen waren vergewaltigt worden. Man hatte die Leichen von 26 Personen gefunden, bei denen es sich vorwiegend um ältere Männer und Frauen, aber auch um einige Kinder handelte. Manche lagen in einem offenen Grab, andere in einem Graben, am Strassenrand oder in Häusern. Die meisten waren mit einem einzigen Kopfschuss getötet worden, einem hatte man jedoch den Schädel eingeschlagen. Es gab allerdings keine schauerlichen Schilderungen von Kreuzigungen. Ein deutscher Arzt von einem in diesem Kreis stationierten Regiment hatte die Leichen untersucht. Bemerkenswerterweise hatte auch Himmlers Leibarzt Professor Gebhardt nur einen Tag nach Abzug der sowjetischen Soldaten den Weg nach Nemmersdorf gefunden; einen Mann seines Ranges brauchte inan allerdings vermutlich nicht dazu, um lediglich die Todesursache festzustellen. Es sieht so aus, als hätten führende NS-Stellen Nemmersdorf bereits dafür vorgesehen, als besonders berüchtigt in die Anjialen der Geschichte einzugehen. Nach der Wiedereinnahme des Gebiets waren rasch Propagandisten zur Stelle, die darauf bedacht waren, die sowjetischen Untaten auszuschlachten, um die deutsche Kampfbentschlossenheit zu stärken, und sie beeilten sich, dort zu übertreiben, wo es ihren Zielen dienlich war.<sup>60</sup>

Natürlich nutzte die deutsche Propaganda die Aufdeckung der sowjetischen Gräuel aus, So gut sie konnte. Die schauerlichsten Szenen sind

möglicherweise eine Erfindung gewesen. Andererseits waren die Taten nicht einfach ein Propagandamärchen oder eine nachträgliche Erdichtung. General Werner Kreipe, der Stabschef der Luftwaffe, der nur wenige Stunden nach dem Abzug der Roten Armee das Panzerkorps «Hermann Göring» bei Gumbinnen und im Gebiet von Nemmersdorf besuchte, behauptete in seiner Tagebucheintragung, Leichen von Frauen und Kindern seien an Scheunentore genagelt worden, und er befahl, diese Schandtaten zum Beweis zu fotografieren.<sup>61</sup> Falls die Aufnahmen gemacht wurden, sind sie längst verschwunden. Ein MG-Schütze, der am 22. Oktober zu den deutschen Soldaten gehörte, die in Nemmersdorf einmarschierten, spricht in den Tagebuchaufzeichnungen, die er in seiner Uniform verborgen hielt, von der Entdeckung « grausige [r] Bilder von dahingemetzelten Menschen», einige davon verstümmelt, ein alter Mann mit einer Mistgabel durchbohrt und an einer Scheunentür gewissermassen angenagelt, Anblicke, die so grausam waren, «dass einige unserer Rekruten in Panik fortannten und sich übergeben mussten».<sup>62</sup> Die Zahl der in Nemmersdorf Getöteten war möglicherweise kleiner als behauptet, wobei allerdings einige der höheren Zahlen wahrscheinlich auch diejenigen mit einschlossen, die in anderen nahe gelegenen Ortschaften von Soldaten der Roten Armee umgebracht worden waren.<sup>63</sup> Denkbar ist auch, dass es weniger Vergewaltigungen gab als behauptet, wenngleich einige mit Sicherheit stattfanden und das spätere Verhalten der Roten Armee auf ihrem Marsch durch Ostdeutschland keine Veranlassung gibt, von ihren Soldaten nur das Beste anzunehmen. Generaloberst Reinhardt besuchte den Kreis am 25. Oktober. Er schrieb am folgenden Tag an seine Frau, dass «die Bolschewisten wie die Wilden gehaust hatten, bis zum Mord an Kindern, von ihren Gewalttaten an Frauen und Mädchen garnicht [sic] zu reden, die sie dann auch ermordet hatten». Er war von dem Gesehenen zutiefst erschüttert.<sup>64</sup> Welche Zweifel auch immer an dem tatsächlichen Ausmass der Morde und der Vergewaltigungen angemeldet werden, und so notwendig es auch ist, Wesen und Zweck der Ausschlachtung durch die Propaganda im Auge zu behalten, die Gräuelpfeiler waren kein blosses Propagandaprodukt. in und um Nemmersdorf waren tatsächlich entsetzliche Dinge geschehen.

Ganz unabhängig von der Wahrheit über die genauen Details der Gräueltaten gewann die Propaganda eine eigene Wirklichkeit. Was die Auswirkungen von Nemmersdorf angeht, hatte das Geschehen wahrscheinlich den Effekt, die Entschlossenheit der Soldaten zu untermauern, um jeden Preis im Osten weiterzukämpfen, sich bis zum Äussersten einzusetzen, um zu verhindern, dass das Land von der Roten Armee überrannt wurde, und die Zivilisten dazu zu ermutigen, bei der ersten Gelegenheit die Flucht zu ergreifen. Das Bild von Nemmersdorf erwies sich als bedeutsamer als die präzise Faktengenauigkeit im Hinblick auf seine entsetzliche Wirklichkeit.

#### IV

Was auch immer passiert war: Goebbels erkannte sofort, welches Geschenk ihm da in den Schooss gefallen war. «Diese Greuel sind in der Tat furchtbar», notierte er in sein Tagebuch, nachdem ihm Göring telefonisch Einzelheiten über die Geschehnisse mitgeteilt hatte. «Ich werde sie zum Anlass einer grossen Presseaufklärung nehmen.» Das würde dafür sorgen, dass auch noch die letzten Zweifler «überzeugt werden, was das deutsche Volk zu erwarten hat, wenn der Bolschewismus tatsächlich vom Reich Besitz ergreift». <sup>65</sup> Reichspressechef Otto Dietrich erteilte Anweisungen für die Darstellung der Geschichte durch das Deutsche Nachrichtenbüro, das dafür verantwortlich war, Nachrichten im In- und Ausland zu verbreiten. «Es wird besonderer Wert darauf gelegt», hiess es darin, «dass die DNB-Meldung über die grauenvollen bolschewistischen Verbrechen in Ostpreussen gross und wirkungsvoll herausgestellt und mit äusserster Schärfe kommentiert wird. Bereits in der Aufmachung und in den Überschriften muss der ungeheuerliche sowjetische Blutausch angeprangert werden.» Hervorzuheben war, dass es nicht um Angriffe auf Grossgrundbesitzer und Industrielle ging, sondern auf einfache Menschen, die vom Bolschewismus zur Vernichtung ausersehen waren. <sup>66</sup>

Die Schlagzeilen lauteten entsprechend. «Das Wüten der sowjetischen Bestien», bellte der *Völkische Beobachter*, das Hauptblatt der Nationalso-

zialisten, am 27. Oktober.<sup>67</sup> «Bolschewistischer Blutrausch wütete im ostpreussischen Grenzgebiet» und «Bestialischer Mordterror in Ostpreussen» verkündeten Regionalzeitungen in Ostdeutschland.<sup>68</sup> Andere Organe der gleichgeschalteten Presse folgten nach.<sup>69</sup> Mit den Geschichten von Plünderung, Zerstörung, Vergewaltigung und Mord sollte maximale Erschütterung erzielt werden. Ärztekommisionen hätten, so hiess es, die Ermordung von 61 Männern, Frauen und Kindern und die Vergewaltigung der meisten Frauen bestätigt. Es war von einer Kreuzigung die Rede. Fotografierte Reihen von Leichen vermittelten drastische Bilder des Schreckens.<sup>70</sup> Ein Foto ermordeter Kinder, das im *Völkischen Beobachter* auf der Titelseite erschien, war mit der Warnung versehen, was geschehen würde, wenn die Deutschen nicht an ihrer Verteidigung und an ihrem Kampfgeist festhielten.<sup>71</sup>

Für die Stimmung in den östlichen Teilen Deutschlands kam eine Propagandakampagne mit den Enthüllungen aus Nemmersdorf gerade zur rechten Zeit. Bevor die Nachrichten über diesen Ort publik geworden waren, hatten Berichte aus den Propagandaämtern eingestanden, «[d]ie Raumgewinne der Bolschewisten in Ostpreussen hätten tiefste Bestürzung ausgelöst», und dies umso mehr, als Gauleiter Koch nur wenige Tage zuvor in einer Rede erklärt hatte, dem Feind werde kein weiterer Boden mehr überlassen. Bittere Vorwürfe wurden gegen Koch auch von ostpreussischen Flüchtlingen erhoben, die in jämmerlicher Verfassung in Danzig eintrafen und erklärten, erst Soldaten auf dem Rückzug hätten sie darauf aufmerksam gemacht, «dass ihnen die Bolschewisten auf dem Fusse folgten».<sup>72</sup> in diesem Klima schwankender Moral erkannte Goebbels den propagandistischen Wert der von der Roten Armee verübten Gräueltaten.

Das sensationell aufgemachte Propagandasperreffeuere war jedoch nicht so erfolgreich, wie Goebbels erwartet hatte. Die ersten Reaktionen liessen darauf schliessen, dass die Berichte mit einer gewissen Skepsis aufgenommen wurden, da man sie für Propagandaerzeugnisse hielt.<sup>73</sup> Hier fing sich Goebbels in seiner eigenen Schlinge. Anfang des Monats hatte er seinen Propagandaspezialisten Anweisung erteilt, «die Verhältnisse in den von den Anglo-Amerikanern besetzten Gebieten so dramatisch und drastisch zur Darstellung zu bringen wie in den von den Sowjets besetzten.»

Das war eine Reaktion auf Berichte gewesen, wonach «unsere Bevölkerung, wenn die Dinge zum Letzten kommen sollten, lieber unter eine anglo-amerikanische als unter eine sowjetische Besetzung geraten würde». Eine solche Möglichkeit dürfe man «dem kleinen Mann» gar nicht offerieren, weil das seine Kampfbereitschaft vermindern würde. «Im Gegenteil, er muss wissen [...], dass, wenn das Reich verlorengehe, gleichgültig an wen der beiden gegnerischen Partner, für ihn eine Lebensmöglichkeit nicht mehr bestände.»<sup>74</sup>

In Wirklichkeit waren sich die NS-Autoritäten durchaus darüber im Klaren, dass die Bewohner der bereits von den Amerikanern eingenommenen Teile des Westens alles in allem durchaus gut behandelt worden waren, dass sie den Feind oft sogar willkommen geheißen und sich rasch auf die Besetzung eingestellt hatten.<sup>75</sup> Goebbels selbst erkannte, dass Berichte über Gräueltaten, die von britischen und amerikanischen Soldaten angeblich begangen worden waren, nicht geglaubt wurden und dass es den Menschen – mit Ausnahme von Parteifunktionären – leichtfiel, sich den Briten oder den Amerikanern zu ergeben, da sie damit rechnen konnten, nachsichtig behandelt zu werden. Die Leute waren der Ansicht, dass insbesondere die Amerikaner nicht so schlimm seien, wie man sie in der deutschen Presse geschildert hatte.<sup>76</sup> Den Propagandaberichten entnahm Goebbels jetzt, dass Evakuierte aus dem Westen das Gefühl verbreiteten, ein «Frieden um jeden Preis» sei einer Fortsetzung des Krieges vorzuziehen.<sup>77</sup> Und zumindest in Teilen des Reiches, die von den Nöten der ostdeutschen Bevölkerung weit entfernt waren, neigten die Menschen dazu, die Berichte der Flüchtlinge als übertrieben anzusehen.<sup>78</sup>

Die Propaganda ging auch noch aus einem anderen Grund ins Leere. In einem Bericht wurde kommentiert, «dass die Herausstellung der bolschewistischen Greuel in den Ostpreussen-Grenzgebieten auf Ablehnung stiesse, da die Propaganda über Nemmersdorf in gewissem Sinne eine Selbstanklage des Reiches bedeute, weil die Bevölkerung nicht rechtzeitig evakuiert worden sei».<sup>79</sup> Diesen Argumenten begegnete man nur mit schwachen (und unwahren) Argumenten, denen zufolge das Gebiet unmittelbar hinter der Kampfzone schon längst evakuiert worden sei; der

überraschende sowjetische Angriff habe die Flüchtlingstrecks überrollt, die ansässige Bevölkerung von Nemmersdorf habe den Ort aber bereits verlassen gehabt, die Zahl der von der Partei Evakuierten sei völlig zufriedenstellend gewesen, was ihre energische und erfolgreiche Arbeit unter Beweis gestellt habe. Zusätzlich hiess es dann noch – unter Inkaufnahme eines gewissen Widerspruchs –, die Menschen hätten so lange wie möglich hinter der Front arbeiten müssen, um die Ernte einzubringen, die für die Lebensmittelversorgung der übrigen Reichsgebiete dringend benötigt wurde.<sup>80</sup> Alles in allem musste sich Goebbels schliesslich eingestehen, die «Greuelnachrichten würden uns nicht mehr abgekauft. Insbesondere hätten die Nachrichten von Nemmersdorf nur einen Teil der Bevölkerung überzeugt.»<sup>81</sup>

Anderswo, weit entfernt von den Ostgrenzen des Reiches, gab man einen anderen – ausserordentlich bezeichnenden – Grund dafür an, weshalb man von der Horrorpropaganda über Nemmersdorf nicht beeindruckt war. Anfang November erhielt der SD-Leitabschnitt in Stuttgart einen Bericht, wonach die Menschen die Pressemeldungen als «schamlos» bezeichneten und die Frage stellten, was die Führung wohl mit der Veröffentlichung von Bildern der Gräuel bezwecke. «Sie müsste sich doch sagen, dass jeder denkende Mensch, wenn er diese Blutopfer sieht, sofort an die Greuelthaten denkt, die wir im Feindesland, ja sogar in Deutschland begangen haben. Haben wir nicht die Juden zu Tausenden hingeschlachtet? Erzählen nicht immer wieder Soldaten, Juden hätten in Polen ihre eigenen Gräber schaufeln müssen? Und wie haben wir es denn mit den Juden gemacht, die im Elsass im KZ [Natzweiler] waren? Die Juden sind doch auch Menschen. Damit haben wir den Feinden ja vorgemacht, was sie im Falle ihres Sieges mit uns machen dürfen. [...] Man kann doch wohl den Russen keinen Vorwurf daraus machen, dass sie gegen andere Völker genau so grausam sind wie unsere Leute gegen eigene Deutsche.» Es war gar nicht nötig, sich übermässig aufzuregen, «weil [die Russen] in Ostpreussen ein paar Menschen umgebracht haben. Was bedeutet denn bei uns in Deutschland ein Menschenleben?»<sup>82</sup>

Das Reich war ein grosses Land. Und Stuttgart war von Nemmersdorf fast so weit entfernt wie nur möglich. So aufschlussreich die hier wieder-



gegebenen Bemerkungen über das Wissen um deutsche Verbrechen gegen die Menschheit, besonders um die völkermörderischen Aktionen gegen die Juden sind, die Menschen von Stuttgart konnten spüren, dass zwischen ihnen und etwaigen sowjetischen Gräueln, die sich an den östlichsten Grenzen des Reiches abspielten, eine grosse Distanz lag. Die Bevölkerung der östlichen Teile Deutschlands hatte allen Grund, über die Nähe der Roten Armee stärker beunruhigt zu sein. Bei einfachen Zivilisten, hilflos eingekeilt zwischen der Weigerung der Parteioberen, sie nach Westen zu evakuieren, und dem bevorstehenden Ansturm dämonisierter feindlicher Streitkräfte, trug die Horrorpropaganda fast mit Sicherheit dazu bei, ein Gefühl intensiver Furcht zu erzeugen. Ganz gewiss herrschte grosse Erleichterung, als die Wehrmacht den Einfall zurückschlug und in dem Gebiet wieder eine gewisse Stabilität einkehrte.<sup>83</sup> Als die Propaganda die Erfolge bei der Vertreibung des Feindes hinaustrompetete, zögerte sie nicht, den Wert all der Arbeit hervorzuheben, die auf dem Bau der Befestigungen im Osten verwendet worden war, die dann, so wurde behauptet, die Rote Armee aufgehalten hätten. Auch der Einsatz des Volkssturms wurde gepriesen.<sup>84</sup> Goebbels war allerdings bemüht, das «Wunder von Ostpreussen» nicht allzu sehr auszuschlachten, denn man sollte, so meinte er, «den Tag nicht vor dem Abend loben».<sup>85</sup> Das war eine vernünftige Ansicht. Als die Rote Armee im Januar 1945, diesmal auf Dauer, nach Ostpreussen zurückkehrte, war das Verhalten der überwältigenden Mehrheit der Zivilbevölkerung in der Region nicht von Entschlossenheit zum Kampf bis zum Letzten, sondern von blinder Panik gekennzeichnet.

Man sollte jedoch nicht meinen, Skepsis oder Zynismus im Hinblick auf die Propagandaberichte über Nemmersdorf hätten bedeutet, dass die Bemühungen von Goebbels fruchtlos geblieben wären. Im Widerspruch zu den Hinweisen darauf, dass die Gräuengeschichten ihre Wirkung nicht erreicht hätten, behauptete Mitte November der zusammenfassende Bericht aus den Propagandaämtern, diejenigen, die die geschriebenen Berichte zunächst angezweifelt hätten, hätten ihre Auffassungen im Lichte der veröffentlichten Fotos geändert. Die Menschen seien «hasserfüllt» und bereit, bis zum Äussersten zu kämpfen.<sup>86</sup> So unterschiedlich die Reaktionen der Zivilbevölkerung ausgefallen waren, es erscheint sicher, dass

insbesondere für zwei Gruppen, und zwar solche, die über Macht verfügten, Nemmersdorf eine Botschaft überbrachte, die weniger von Panik sprach als von der Notwendigkeit, um jeden Preis durchzuhalten.

Hochgestellten wie niederen Vertretern der NSDAP und ihrer Gliederungen hatten die Gewalt und die Grausamkeit der Invasoren in Ostpreussen einen Vorgeschmack darauf geliefert, was sie mit Sicherheit zu erwarten schien, falls sie den Sowjets in die Hände fallen sollten. Hitler selbst reagierte auf die Nachricht und die Bilder von Nemmersdorf auf charakteristische Weise. «Er schwor Rache und schürte Hass», schrieb später Traudl Junge, seine jüngste Sekretärin. «Das sind keine Menschen mehr, das sind die Bestien der asiatischen Steppe, und der Kampf, den ich gegen sie führe, ist der Kampf um die Würde des europäischen Menschen», schäumte er. «Wir müssen hart sein und kämpfen mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen.»<sup>87</sup> Hitler gab sich zu allerletzt Illusionen über das Schicksal hin, das ihn erwartete, falls ihn die Sowjets gefangen nähmen. Dazu durfte es unter keinen Umständen kommen. Der Weg, den er schliesslich aus der katastrophalen Niederlage nehmen würde, war bereits vorgezeichnet. Schon Mitte 1943 hatte er Baldur von Schirach, dem Gauleiter von Wien und ehemaligen Leiter der Hitlerjugend, erklärt, die einzige Möglichkeit zur Beendigung des Krieges bestünde darin, dass er, Hitler, sich eine Kugel durch den Kopf schiesse.<sup>88</sup>

Die Konsequenzen für sein eigenes Schicksal übertrug er auf dasjenige des deutschen Volkes. Seinen versammelten Gauleitern hatte er schon lange Zeit zuvor, im Oktober 1943, erklärt, das deutsche Volk habe die Brücken hinter sich abgebrochen; nun gebe es nur noch den Weg nach vorn. Es gehe um die nackte Existenz der Deutschen.<sup>89</sup> Mit der Ansicht, er habe nichts zu verlieren, stand er nicht allein da. Goebbels war froh, dass die Brücken abgebrochen waren; das band das Volk an die nationalsozialistische Sache. Als Himmler im vorangegangenen Herbst führende Parteivertreter über den Massenmord an den Juden informiert hatte, hatte er damit bewusst auch die Komplizenschaft ausgeweitet, sodass die Anwesenden wussten, dass es aus der Verschwörung der Beteiligten kein

Entrinnen gab.<sup>90</sup> Auch in den niederen Rängen der Partei verriet das Verhalten zahlreicher Funktionäre beim Herannahen des Feindes ihre Ängste vor dem, was sie erwartete, falls sie dem Feind in die Hände fielen: Man versuchte, die Mitgliedschaft in NS-Organisationen zu verheimlichen, verbrannte Abzeichen, versteckte Uniformen und, was am häufigsten war, man floh. Doch wo die kleinen Apparatschiks noch auf eine Sicherheit in Unauffälligkeit hoffen konnten, blieb den NS-Grössen nichts anderes übrig als durchzuhalten. Aus Verzweiflung erwuchs Entschlossenheit.

Der andere entscheidende Sektor, auf dem die Auswirkungen von Nemmersdorf und allem, wofür dieser Name stand, unverkennbar waren, war beim Heer, besonders bei denjenigen Soldaten, die aus den östlichen Teilen Deutschlands kamen. Im Westen hatte der Zusammenbruch, der auf den Durchbruch der Alliierten in Frankreich folgte, zu Auflösungserscheinungen geführt und die Moral lädiert. Die Besserung der dortigen Lage konnte nicht verdecken, dass viele Soldaten den inbrünstigen Wunsch hatten, das Fegefeuer der fortwährenden Kämpfe möge ein rasches Ende finden. Wenn man im Westen dem Feind in die Hände fiel, konnte man das als eine Erlösung ansehen. Als wahrscheinlicheres Todesurteil erschien eher die Fortsetzung des Kampfes als die schliessliche Gefangenschaft. Im Osten herrschten ganz andere Empfindungen. Generaloberst Reinhardt gab zweifellos weitverbreitete Ansichten wieder, als er fast unmittelbar nach der Vertreibung der sowjetischen Truppen sah, was sie in Ostpreussen angerichtet hatten. Er schrieb an seine Frau über «die Wut, de[n] Hass, der uns erfüllt, seit wir gesehen haben, wie in dem von uns südlich Gumbinnen wieder eroberten Gebiet die Bolschewisten gehaust haben», und er fügte hinzu: «[E]s kann gar kein anderes Ziel für uns geben als durchzuhalten und unsere Heimat zu schützen.» Für die Soldaten aus Ostpreussen und den benachbarten Regionen ging es jedoch nicht mehr um eine abstrakte patriotische Verteidigung der Heimat oder gar darum, für die Sache des «Führers» zu kämpfen. Das Leben und das Wohlergehen ihrer Lieben standen auf dem Spiel. Die Wut und der Rachedurst angesichts der verübten Taten waren mit Händen zu greifen. «Ich war gestern [25. Oktober 1944] gleich dort in diesem Gebiet, um meine Truppen nach ihrem erfolgreichen Angriff zu besuchen», fuhr Reinhardt

fort, «[und] erlebte ihre blinde Wut, mit der sie ganze Regimenter totgeschlagen haben.»<sup>91</sup>

Einen wenn auch von einem späteren Zeitpunkt stammenden Einblick in die Auswirkungen der Ereignisse in Ostpreussen auf die Mentalitäten einfacher Soldaten, die sich in weiter Entfernung von durch die Rote Armee besetzten Gebieten befanden, bietet das Tagebuch eines Angehörigen des Stabes des Oberbefehlshabers der Wehrmacht in Norwegen. «Die Meldungen über Morde, Martern, Vergewaltigungen, Verschleppungen in Bordelle, Deportationen wirken auf die Truppe verheerend», erinnerte er sich. Sie förderten den «mystische[n] Glauben daran, dass in letzter Stunde eine Rettung erfolgen» werde. Diejenigen, die eine klarere Vorstellung von der wahrscheinlichen Zukunft hatten, äusserten sich nicht, denn oberstes Gebot war die Aufrechterhaltung der unterschwellig ins Wanken geratenen Disziplin, und sie schien «nur noch mit Hilfe falscher Hoffnungen möglich zu sein». Die Sorge um die Familie wuchs jedoch von Stunde zu Stunde.<sup>92</sup>

Natürlich dachten die Soldaten, selbst in den unmittelbar betroffenen Gebieten an den östlichen Reichsgrenzen, nicht alle gleich. Doch eine genügende Zahl derer, die an der Ostfront kämpften, und auch viele von denen, die man in den Westen verlegt hatte, waren anscheinend davon überzeugt, dass sie tatsächlich, wie Hitler, Goebbels und andere ihnen immer wieder in Erinnerung riefen, in einem Kampf um ihre nackte Existenz und um die ihrer Kameraden und Liebsten in der Heimat standen. Der sowjetische Einbruch diente als anschauliche entsetzliche Verstärkung bereits existierender stereotyper Vorstellungen von «den Bolschewiken».<sup>93</sup> Das war nicht in erster Linie eine Sache festen ideologischen Glaubens an die Lehren der Nationalsozialisten oder an die erlösenden Fähigkeiten des «Führers».<sup>94</sup> Es war ganz einfach ein Glaube, dass zumindest im Osten ein Kampf auf Leben und Tod gegen barbarische Feinde geführt werde. Und für diejenigen, die nicht ganz und gar überzeugt waren, gab es die verstärkten Mechanismen von Repression, Kontrollen und strengen Strafen in der Wehrmacht selbst. in der wachsenden Zahl von Todesurteilen für Fahnenflucht, Kampfunwilligkeit, Wehrkraftzersetzung und andere Vergehen spiegelte sich der Niedergang von Deutschlands Kriegsglück wider.<sup>95</sup>

Qualitativ hatte der «Vernichtungskrieg» im Osten immer einen anderen Charakter gehabt als der Konflikt im Westen. Die ideologische Konfrontation im Osten, die Grausamkeit der Kämpfe auf beiden Seiten, die «Barbarisierung der Kriegführung»,<sup>96</sup> die ganz offen das Ziel der pauschalen Vernichtung des zivilen Lebens verfolgte, und nicht zuletzt die völkermörderische Dimension, die das Kriegsgeschehen seit Beginn der «Operation Barbarossa» im Juni 1941 gehabt hatte, hatte im Westen keine Entsprechungen, auch wenn sich ihre Auswirkungen in allen von Deutschland besetzten Teilen des europäischen Kontinents bemerkbar machten. Damit soll die Heftigkeit der erbitterten Kämpfe im Westen, so etwa in der Normandie nach der Landung der Alliierten, nicht verharmlost werden. Die deutschen Truppen hatten dort, zumindest bis zum Zusammenbruch Mitte August, hartnäckig und unter Verlusten, die fast das gleiche Ausmass erreichten wie im Osten, gekämpft.<sup>97</sup> Vergessen werden soll auch nicht die Härte des zivilen Lebens unter der deutschen Besatzung ausserhalb von Osteuropa, ganz zu schweigen von den Fangarmen der völkermörderischen Politik, die in alle Winkel des NS-Imperiums reichten. Als die Verzweiflung bei den deutschen Besatzungstruppen zunahm, hatten die unterjochten Völker der Balkanländer, Griechenlands, Italiens (in der letzten Kriegsphase) und anderer Länder unter immer schwereren Gräueln und erbarmungslosen Repressalien für alle Formen von Widerstand entsetzlich zu leiden. Auch im Westen verübten die Deutschen Gräueln, darunter als entsetzlichstes die Ermordung Hunderter von Dorfbewohnern im französischen Oradour-sur-Glane im Juni 1944 durch die Waffen-SS. Doch das, was im Westen selten geschah, war im Osten die Norm. Das Bewusstsein für den grundsätzlich anderen Charakter des Krieges im Osten und im Westen war in der gesamten deutschen Gesellschaft seit dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 vorhanden. Der Einbruch der Roten Armee auf deutschen Boden und die sich daran anschliessenden schrecklichen Erlebnisse der Zivilbevölkerung verschärften jetzt die Wahrnehmung dieses Unterschieds sowohl für Soldaten als auch für Zivilisten.

Für Letztere wurden die Erfahrungen des Krieges im Westen jetzt fast völlig von der willkürlichen Zerstörung und dem Terror aus der Luft beherrscht. Die Briefe, die Goebbels erhielt und die er «einigermassen alar-

mierend» fand, betrafen fast nur die Auswirkungen der Luftangriffe und die Verzweiflung darüber, dass diese nicht abgewehrt werden konnten. Was nütze alle Moral, fragten die Briefschreiber, wenn die feindliche Luftwaffe das deutsche Kriegspotenzial zerschlage? in den Briefen machte sich, so Goebbels, ein bedrohliches Mass an Apathie gegenüber der Fortsetzung des Kampfes bemerkbar.<sup>98</sup> Für die meisten Menschen in den westlichen Regionen, die von den Bombardements schwer betroffen waren, konnte das Ende des Krieges gar nicht schnell genug kommen. Es würde Befreiung vom Elend bedeuten. Nur wenige gaben zwar der Aussicht auf ein Leben unter einer Besatzungsmacht den Vorzug. Aber das Leben würde doch weitergehen. Die Behauptungen der Propaganda, dass die Eroberung durch die Westalliierten die deutsche Existenz vernichten würde, wurden weithin bezweifelt. Vor den Amerikanern oder den Briten hatte man kaum Angst. Hier fürchtete man sich vor den Bombern. «Angst, Angst, Angst, etwas anderes kenne ich nicht», schrieb im September 1944 eine Mutter, die sich wegen ihrer Tochter in der Schule zu Tode grämte, als am helllichten Tag Bomber über den Himmel zogen, und die sich auch um ihren Ehemann an der Front sorgte. Zumindest sei er im Westen, schrieb sie. «Den Sowjets in die Hände zu fallen würde das Ende bedeuten.»<sup>99</sup>

In den östlichen Regionen war die Furcht vor den Sowjets allumfassend, und sie wurde durch Nemmersdorf und das, wofür dieser Name stand, bestätigt. Sie beförderte die Bereitschaft von Zivilisten, Gräben zu graben, jegliche erforderlichen Entbehrungen auf sich zu nehmen und alles Menschenmögliche zu tun, um das Schlimmste abzuwehren. Als die Besetzung unmittelbar bevorstand, führte sie auch zu massenhafter Panik. Natürlich wünschten sich auch die Menschen in diesen Gebieten verzweifelt ein Ende des Krieges. Doch für die meisten von ihnen, die von den Bombenangriffen, die für die Bevölkerung des Westens eine tägliche Plage darstellten, noch weitgehend verschont geblieben waren, musste die irgendwie akzeptable Beendigung des Krieges mit einer Befreiung von der entsetzlichen Furcht vor einer Übernahme durch die Sowjets verbunden sein und mit der Bewahrung ihrer Familien, ihrer Besitztümer und ihrer Heimat vor der Okkupation durch einen verhassten und gefürchteten Feind.

Somit mischte sich der Wunsch nach einem raschen Ende des schrecklichen Konflikts mit dem Wunsch, der Krieg möge weitergehen, bis diese Ziele erreicht seien. Das bedeutete, dass man Hoffnungen auf die Fähigkeit der Wehrmacht setzen musste, den Kampf fortzusetzen und das Schlimmste zu verhüten.

Für die Soldaten sah der Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen kaum anders aus. Sicher kämpften die Truppen an der Westfront verbissen und entschlossen. Wie es in späteren Überlegungen eines hochrangigen Offiziers unter Modells Kommando hiess, hatten sie keine grossen Ideale mehr, auch wenn es häufig immer noch einen aufflackernden Glauben an Hitler gab sowie Hoffnungen auf die versprochenen Wunderwaffen. Vor allem hatten sie nichts mehr zu verlieren.<sup>100</sup> Ihre Kampfqualitäten wurden von den Westalliierten oft widerwillig eingeräumt. Regelter Fanatismus war jedoch in erster Linie bei den Einheiten der Waffen-SS anzutreffen. Und für die meisten Soldaten war die Aussicht auf Gefangenschaft nicht der Weltuntergang. An der Ostfront war Fanatismus zwar nicht allgegenwärtig, aber doch erheblich verbreiteter. Schon allein der Gedanke, den Sowjets in die Hände zu fallen, trieb die Soldaten dazu an, unbedingt durchzuhalten. Von dem Feind war keine Schonung zu erwarten. Nemmersdorf zeigte, so schien es, dass die Befürchtungen hinsichtlich der sowjetischen Besetzung nur zu gerechtfertigt waren, dass die Propagandametaphorik von «bolschewistischer Bestialität» zutrifft. Den Krieg im Osten konnte man nicht aufgeben. Wenn das, was einem bevorstand, so unvorstellbar entsetzlich war, liess sich an Kapitulation nicht denken.

## V

So entsetzlich die Lage der deutschen Bevölkerung war, die im Westen unaufhörlich bombardiert wurde, im Osten in panischer Angst vor der sowjetischen Invasion lebte, das Schicksal des Hauptopfers der NS-Ideologie, der Juden, war noch unendlich viel schlimmer.

Als Hitler im Frühjahr zu einer grossen Versammlung von Generälen und anderen Offizieren sprach, die an die Front gehen sollten, hatte er

versucht, die Kampfmoral und das Engagement für die nationalsozialistischen Prinzipien des totalen Rassenkampfes zu festigen. Er erklärte ihnen, wie entscheidend es gewesen sei, so brutal mit den Juden zu verfahren, deren Sieg in diesem Krieg die Vernichtung des deutschen Volkes mit sich bringen würde. Die gesamte Bestialität des Bolschewismus sei, so schwadronierte er, ein Produkt der Juden gewesen. Er verwies auf die Gefahr, die für Deutschland von Ungarn ausgehe, einem Staat, den er als völlig unter jüdischer Herrschaft stehend hinstellte; er fügte dann allerdings hinzu, mit der Besetzung des Landes, die im März stattgefunden hatte, habe er jetzt eingegriffen, und das «Problem» werde bald auch dort gelöst werden. Die militärischen Befehlshaber unterbrachen die Rede an mehreren Stellen mit stürmischem Beifall.<sup>101</sup> Durch ihr Wissen um das, was den Juden in grossen Teilen Europas geschehen war und was sich jetzt in Ungarn abspielte, waren sie zu Komplizen geworden.

Im Sommer 1944, als die Rote Armee in Weissrussland durch die Heeresgruppe Mitte stiess, wurden immer noch Zugladungen von Juden aus Ungarn in das riesige Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau in Oberschlesien abtransportiert. Als Anfang Juli die Deportationen von einer ungarischen Führung, die jetzt auf zunehmenden Druck aus dem Ausland reagierte, eingestellt wurden, hatte der Überfall der Nationalsozialisten auf die grösste noch verbliebene jüdische Gemeinschaft in Europa über 430'000 Juden das Leben gekostet.<sup>102</sup> Die Krematorien in Auschwitz hatten Mühe, mit der Zahl der vergasteten Juden Schritt zu halten – in jenem Sommer waren es mehr als 10'000 Menschen pro Tag.<sup>103</sup> Ende Juli hatte die Rote Armee auf ihrem Vormarsch durch Polen das Lager Majdanek bei Lublin befreit. Hier war sie erstmals auf die Monstrosität der Todeslager gestossen und hatte sie in der Weltpresse publik gemacht (zu der allerdings in Deutschland nur wenige Menschen Zugang hatten).<sup>104</sup> Auschwitz-Birkenau setzte seine grausige Tätigkeit jedoch immer noch fort. Mit der Schliessung von Belzec, Sobibor und Treblinka im Jahr 1943 und einem letzten Aufflammen der Vernichtungstätigkeit in Chelmno im Sommer 1944 war Auschwitz-Birkenau, das grösste Todeslager, als letztes noch in Betrieb. Juden aus dem Ghetto von Lodz in Polen wurden dort



im August vergast; Transporte aus der Slowakei und dem Lager Theresienstadt auf ehemals tschechischem Gebiet trafen im September und Oktober ein. Im November befahl Himmler, zufrieden, dass die «Judenfrage» durch die Ermordung von Millionen im Grunde gelöst war, und voller Furcht vor dem Näherrücken der Roten Armee, die Demontage der Vergasungsanlagen.<sup>105</sup>

Es ist eklatant, in wie geringem Masse Gedanken an das, was wohl mit den Juden geschah, in das Bewusstsein der Deutschen drangen, die ganz und gar mit ihren eigenen Leiden und Ängsten beschäftigt waren (was gar nicht verwunderlich ist). Die Propaganda spie nach wie vor ihr antijüdisches Gift, sie gab den Juden die Schuld am Krieg und brachte sie in Verbindung mit der Vernichtung Deutschlands.<sup>106</sup> Doch das waren mittlerweile abgedroschene Plattitüden und Abstraktionen. Die meisten gewöhnlichen Bürger schenkten dem tatsächlichen Schicksal der Juden anscheinend keine Aufmerksamkeit, und sie machten sich auch keine grossen Gedanken über die Frage, was wohl mit ihnen geschehen sein könnte. In Deutschland hatten verhältnismässig wenige Menschen detaillierte Kenntnisse aus erster Hand über das mörderische Geschehen, das sich nach wie vor im Osten abspielte; offiziell wurde die «Endlösung» immer noch als ein gut gehütetes Staatsgeheimnis behandelt. Doch die Deutschen waren ohnehin von ihren eigenen Ängsten überwältigt, und nur wenige von ihnen interessierten sich dafür, was in weiter Ferne mit einer wenn nicht regelrecht gehassten, so doch ungeliebten Minderheit geschah.

Für die meisten galt das Prinzip «aus den Augen, aus dem Sinn», sah man von der nagenden Besorgnis ab, dass die von deutschen Oberherren verübten Untaten durchaus auf sie zurückfallen und sie in Niederlage und Besatzung verfolgen könnten. Diese Besorgnis war auf zweierlei Weise präsent, die sich beide eher unterschwellig als offen bemerkbar machten. Wie die aus Stuttgart übermittelten Kommentare, von denen oben die Rede war, erkennen lassen, herrschte in zunehmendem Masse das Gefühl vor, dass Deutschland nunmehr erntete, was es gesät hatte, dass das Elend, das die Bevölkerung des Landes jetzt zu erdulden hatte, auf eine Vergeltung für das hinauslief, was den Juden und anderen angetan worden war. Und eine weitere Ansicht, der man in dieser Periode nicht selten

begegnet, war die, dass die Juden mit den Besatzungstruppen zurückkehren würden, um sich zu rächen. Diese recht verbreitete Meinung kam in einem Brief, den im August 1944 ein Soldat von der Front in die Heimat schrieb, unumwunden zum Ausdruck: «Du weißt doch, der Jude wird seine Blutrache nehmen, hauptsächlich an den Parteileuten. Ich war ja leider auch einer, der die Parteiuniform getragen hat. Ich habe es ja schon bereut. Ich bitte Dich, bringe die Uniform beiseite, ganz gleich wohin und wenn Du die ganzen Sachen verbrennst.»<sup>107</sup> Nicht wenige hatten das Gefühl – das galt vor allem für unerschütterlich gläubige Nationalsozialisten –, dass die Bombardierung und Zerstörung deutscher Städte selbst schon auf diese Rache hinaus lief. Die unaufhörliche NS-Propaganda über die Macht des Weltjudentums hatte ihre bleibenden Spuren hinterlassen.<sup>108</sup>

Für die wenigen noch im Reich verbliebenen Juden, die dort als Parias lebten, auf Unauffälligkeit bedacht, fast ohne jeden Kontakt zu Nichtjuden, gab es eine Schattenwelt, eine völlig unsichere, höchst prekäre, von Angst geschüttelte Existenz – wobei aber die Ängste und Ungewissheiten von ganz anderer Art waren als diejenigen der Masse der Bevölkerung. Der Akademiker Victor Klemperer, ein intelligenter Beobachter, der in Dresden lebte und dessen Ehe mit einer Nichtjüdin ihm ermöglicht hatte, der Deportation zu entgehen, war ganz einfach deshalb voller Furcht, weil seine Frau von einem ihrer seltenen und kurzen Ausgänge verspätet zurückkehrte. Sie hatte Teile des geheimen Tagebuchs bei sich, das er führte und das von einer guten Bekannten in Pirna, nicht weit von seiner Wohnung, versteckt werden sollte. Falls es den Behörden in die Hände fiel, würde das nicht nur für ihn selbst den Tod bedeuten, sondern auch für seine Frau und für Freunde, die er mit Namen erwähnt hatte.<sup>109</sup> Mit der Masse der Bevölkerung teilten er und seine Frau zwar die Furcht vor den Bombenangriffen. Auch hier bestanden jedoch erhebliche Unterschiede. Für die Opfer des Nationalsozialismus waren die Bombardements ein Zeichen für die bevorstehende Niederlage Deutschlands und die persönliche Befreiung von einem terroristischen Regime.<sup>110</sup> Klemperers existenzielle Furcht galt jedoch der Möglichkeit, dass er einen Angriff überleben, evakuiert und von seiner Frau getrennt werden würde und dass man ihn dann

irgendwohin zur Vergasung schicken würde.<sup>111</sup> Es gab auch die mit Freunden geteilte Sorge, wie man mit Lebensmittel- und Brennstoffvorräten, die kaum ausreichten, um einen Menschen am Leben zu erhalten, einen weiteren Kriegswinter überstehen sollte. «Noch ein Winter, das ist eine grausige Vorstellung», schrieb er.<sup>112</sup> Ein anderer Bekannter blickte düster in die Zukunft und sah Unterernährung, Medikamentenknappheit, die Ausbreitung von Epidemien, kein Ende des Krieges und schliesslich den Tod aller verbliebenen Träger des gelben Sterns voraus. Klemperer war sich, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, über das Schicksal der Juden Osteuropas im Klaren. Gerade in diesen Tagen erhielt er wieder einen Bericht von einem Soldaten auf Urlaub über «schauerliche Judenmorde im Osten».<sup>113</sup>

Seine Reaktion auf die Ereignisse in Ostpreussen hob sich ebenfalls von derjenigen der nicht jüdischen Bevölkerung ab. Während sie sich in ihren Ängsten vor dem Bolschewismus bestätigt sah, galt seine Sorge der Frage, was das für die Juden bedeuten werde. Er erwähnte die neue Hetze gegen die Juden, die Martin Mutschmann, der Gauleiter von Sachsen, entfesselt hatte, und fügte hinzu, «die Bolschewistengreuel, an die das Volk wahrscheinlich glaubte, können an uns ausgehen».<sup>114</sup>

Für die unzähligen anderen Opfer des Regimes – die Juden, Hunderttausende von Häftlingen in Konzentrationslagern, über sieben Millionen ausländische Arbeiter und Kriegsgefangene<sup>115</sup> sowie weitere Millionen ehemaliger politischer Gegner der Nationalsozialisten – war das Ende des Krieges ein Augenblick, nach dem sie sich sehnten. Im Herbst 1944 war dieses Ende jedoch noch nicht in Sicht. Ihr Elend sollte vorerst weitergehen.

## VI

Ausgesprochene Kriegsmüdigkeit war mittlerweile in grossen Teilen der deutschen Gesellschaft, in der Zivilbevölkerung ebenso wie bei einfachen Soldaten, verbreitet. Ein scharfsinniger ausländischer Beobachter in Berlin erihnete sich lange nach den Ereignissen, er habe in jenem Herbst den Eindruck gehabt, die Deutschen fühlten sich wie in einer Lawine, deren

Geschwindigkeit auf dem Weg zum Abgrund grösser und grösser wurde. Die Frage, was die Menschen weitermachen liess, kam ihm und seinen Mitarbeitern immer wieder in den Sinn. Abgesehen vom Terror lieferten seines Erachtens «Trägheit und Gewohnheit» – Apathie und das Bedürfnis nach einer gewissen Normalität, eine Suche nach Routine selbst mitten in äusserst unnormaler Zeit, Tendenzen, die er als «nicht spezifisch deutsch, sondern als eine universelle Eigenschaft» ansah –, eine gewisse Erklärung.<sup>116</sup> Derartigen Spekulationen liesse sich noch die schiere entkräftende Lethargie hinzufügen, die durch ständige intensive Angst um das Schicksal geliebter Menschen hervorgerufen wurde, die dauernd gegenwärtige Furcht vor dem Ausbomben, die täglichen Belastungen durch die Suche nach Schutz vor Luftangriffen oder das Aufräumen in ihrer Folge, Überarbeitung und Erschöpfung, das Anstehen nach stark reduzierten Rationen, Unterernährung und das fortwährende Gefühl, dass man Ereignissen, die niemand unter Kontrolle hatte, hilflos ausgesetzt war. Da den Einzelnen keine Option, kein Weg zu handeln offenstand, der nicht zur Selbstzerstörung geführt und doch nichts geändert hätte, machten die Menschen einfach mit ihrem Leben weiter, so gut sie konnten.

Politisch bedeutete die Kriegsmüdigkeit eine verbreitete und zunehmende Abneigung gegen das NS-Regime. In die vorderste Front der Kritik geriet nicht nur die NSDAP, sondern auch Hitler selbst, weil er Deutschland den Krieg gebracht und derartiges Elend heraufbeschworen hatte.<sup>117</sup> Ein äusserliches Zeichen hierfür war, dass der Gruss «Heil Hitler» jetzt verschwand.<sup>118</sup> Anfang November bezeichnete ein Büro des SD die Ansicht, «[d]ie Vorsehung hat beschlossen, das deutsche Volk zu vernichten und Hitler ist der Vollstrecker dieses Willens», als zur Zeit sehr verbreitet.<sup>119</sup> Abgesehen von derartigen negativen Bewertungen, als Ursache des Schreckens und als Hindernis für seine Beendigung, spielte Hitler, der einst von Millionen nahezu vergöttert worden war, im Bewusstsein der Menschen jetzt kaum noch eine erkennbare Rolle.

Ein immer kleiner werdender Teil der Deutschen war allerdings nach wie vor unbeugsam in seiner Unterstützung für das Regime und bewahrte

sich seine fanatische Entschlossenheit zur Fortsetzung des Kampfes. Die meisten Menschen sahen sich jedoch in zunehmendem Masse als Opfer Hitlers und seines Regimes, wobei sie jetzt häufig übersahen, wie sie ihren «Führer» in besseren Zeiten in den Himmel gehoben und seine Erfolge bejubelt hatten und wie die Behandlung, die sie selbst anderen hatten angedeihen lassen, als Elend auf sie zurückfiel. Der Krieg war auf deutschen Boden gekommen, in ein geschlagenes, gebrochenes Land, in dem jetzt das Gefüge von Industrie und Verkehr zusammenbrach, in Ost und West von ökonomisch und militärisch überlegenen Mächten belagert. Die Hoffnungen, die man etwa noch auf «Wunderwaffen» gerichtet hatte, waren weitgehend verflogen. Zu erwarten war nur noch weitere Verwüstung. Die meisten Menschen wollten einfach, dass der Krieg zu Ende ging – und sie hofften, eine Besetzung durch die Anglo-Amerikaner werde ihnen die Bolschewisten vom Hals halten.<sup>120</sup>

Derartige Gefühle waren zwar nicht universell, aber weit verbreitet – doch sie halfen nichts. Denn die Machthaber – die Führung des Regimes, das Oberkommando der Wehrmacht, die militärischen Befehlshaber und die führenden Vertreter der Partei, ob im Zentrum oder in den Provinzen – teilten sie nicht. Ausserdem hatte das System durch militärische Niederlagen und erbarmungslose Bombenangriffe zwar entsetzliche Schläge eingesteckt, aber mehr oder weniger funktionierte es immer noch. Eine erstaunliche Widerstandskraft und eine noch bemerkenswertere Fähigkeit zur Improvisation befähigten Staat, Partei und Militärbükratie dazu, wenn auch nicht normal, so doch immer noch mit einer gewissen Effizienz zu operieren. Vor allem die Mechanismen der Kontrolle und der Repression waren intakt. Es existierte keine organisatorische Kapazität, die sie hätte infrage stellen können.

Und an der Spitze des Regimes bestand wie immer nicht die geringste Neigung, an Verhandlungen oder Kapitulation zu denken. In seiner Proklamation vom 12. November machte Hitler das erneut deutlich.<sup>121</sup> Er liess niemanden im Zweifel: Solange er lebte, würde der Krieg weitergehen. Tatsächlich verfolgte er schon seit Wochen einen Plan, der angesichts der verfügbaren Ressourcen einen fast mit Sicherheit letzten, ver-

zweifelten Versuch darstellen würde, das Blatt noch zu wenden. Wenn man in der Defensive blieb, dann konnte das, so kalkulierte er, den Konflikt zwar verlängern, aber nie dem Feind die Initiative entwenden. Erforderlich war ein entschiedener Schlag. Wenn ein derartiges Wagnis versucht werden sollte, dann schien die gefährdete Ostfront die naheliegende Wahl zu sein. Schliesslich war die Aussicht auf einen Durchbruch und letztendlichen Sieg der Bolschewisten zu entsetzlich, als dass man so etwas hätte ausdenken können. Guderian, der Stabschef des Heeres, der für die Ostfront verantwortlich war, äusserte sich mit triftigen Gründen in diesem Sinne. Gegen Guderians Rat hielt Hitler jedoch eisern daran fest, dass die grösste Erfolgchance für eine Offensive nicht irgendwo an der lang gestreckten Ostfront bestehe, sondern an einem bestimmten verletzlichen Punkt der alliierten Linien im Westen, wobei die Absicht bestand, bis nach Antwerpen vorzustossen.<sup>122</sup> Wenn man den Westalliierten eine entscheidende Niederlage bereitete, wäre das nicht bloss für den Krieg im Westen entscheidend; es würde auch die Moral neu beleben und dann die Möglichkeit eröffnen, Truppen in den Osten zu verlegen, um die Chancen zu verbessern, die erwartete Winteroffensive der Roten Armee zurückzuschlagen. Falls die Offensive jedoch scheiterte, wären nicht nur die Westalliierten in der Lage, ihren Marsch auf die Grenzen des Reiches gegen eine stark geschwächte Wehrmacht fortzusetzen, sondern die Ostfront wäre dann ebenfalls geschwächt und exponiert.

Das war, wie alle Eingeweihten erkennen konnten, eine überaus riskante Strategie. Ein Wett-Spieler hätte auf ihre Erfolgchancen nicht viel gesetzt. Aus der Perspektive Hitlers war sie jedoch so ziemlich das Einzige, was noch übrigblieb. «Gelingt [der Versuch] nicht, sehe ich keine Möglichkeit mehr zu einer günstigen Beendigung des Krieges», erklärte er Speer.<sup>123</sup> Am 16. Dezember wurde die neue Offensive gegen die Amerikaner mit unerwarteter Heftigkeit in Gang gesetzt. Deutschlands letzte ernsthafte militärische Hoffnung darauf, das Ergebnis des Krieges positiv zu beeinflussen, stand jetzt auf des Messers Schneide.

## KAPITEL VIER

# Hoffnungen geweckt – und zerschlagen

Der Sieg war noch nie so nahe wie jetzt. Die Entscheidung wird bald fallen. Wir werden sie ins Meer schmeissen, diese arroganten, grossmäuligen Affen aus der Neuen Welt. Sie werden nicht in unser Deutschland kommen. Wir werden unsere Frauen und Kinder vor aller feindlichen Herrschaft bewahren.

Ich werde wieder einmal durch Belgien und Frankreich marschieren, aber ich habe dazu nicht die geringste Lust. [...] Wenn dieser idiotische Krieg [nur] zu Ende ginge. Warum sollte ich kämpfen? Es geht nur um die Existenz der Nationalsozialisten. Die Überlegenheit unseres Gegners ist so gross, dass es sinnlos ist, dagegen anzukämpfen.

Gegensätzliche Ansichten deutscher Soldaten während der Ardennenoffensive, Dezember 1944

## I

Alle Hoffnungen der deutschen Führung ruhten jetzt auf der Grossoffensive im Westen. Im Falle eines erfolgreichen Verlaufs konnte sie sich nach Ansicht der Regimeführung als entscheidender Wendepunkt des Krieges erweisen. Scheiterte sie, war der Krieg wirklich verloren. Wäre man jedoch in der Defensive geblieben, hätte das einfach bedeutet, dass man schliesslich zwischen den vorrückenden Mächten im Westen und Osten zermalmt worden wäre, die ihre überlegenen Ressourcen und ihre scheinbar unbegrenzten Personalreserven ausspielen konnten. General Jodl, der für die strategische Planung verantwortlich war, fasste diese Gedanken Anfang November so zusammen: «Unabänderlich ist das Wagnis der grossen Zielsetzung, die rein technisch betrachtet in einem Missverhältnis zu den eigenen verfügbaren Kräften zu stehen scheint. Wir dürfen uns aber nicht scheuen, in unserer jetzigen Lage alles auf eine Karte zu setzen.»<sup>1</sup>

Die Karte, die hier ausgespielt werden sollte, war ein rascher und entschiedener militärischer Angriff, mit dem man den Westalliierten einen derart mächtigen Schlag versetzen wollte, dass ihnen die Lust an der Fortsetzung des Kampfes vergehen würde. Das würde zum Zerschlagen der als unnatürlich angesehenen Koalition von Kräften führen, der sich Deutschland gegenüber sah. Das für ihn charakteristische Denken umriss Hitler in seiner Ansprache an seine Divisionskommandeure vier Tage vor Beginn der Offensive ganz unmissverständlich. «Entschieden werden aber die Kriege endgültig», so behauptete er, «durch die Erkenntnis bei dem einen oder andern, dass der Krieg als solcher nicht mehr zu gewinnen ist. Diese Erkenntnis dem Gegner beizubringen, ist daher die wichtigste Aufgabe.» Selbst wenn man wieder in die Defensive zurückgedrängt werde, hätten



«rücksichtslose Schläge» die Wirkung, dem Feind vor Augen zu führen, dass er nicht gewonnen habe und dass der Krieg weitergehen werde, «dass ganz gleich, was er auch tut, er nie auf eine Kapitulation rechnen kann, niemals, niemals.» Unter dem Eindruck schwerer Rückschläge und der Erkenntnis, dass der Erfolg unerreichbar war, werde der Feind «am Ende eines Tages einen Zusammenbruch seiner Nervenkräfte erleben». Und Deutschlands Gegner seien «die grössten Extreme, die überhaupt auf der Erde heute denkbar sind: ultrakapitalistische Staaten auf der einen Seite und ultramarxistische Staaten auf der anderen Seite; auf der einen Seite ein absterbendes Weltreich, Britannien, auf der anderen Seite eine auf Erbschaft ausgehende Kolonie, die USA.» Diese Koalition war reif zum Zusammenbruch, falls sich ein Stoss von hinreichender Stärke führen liess. «Wenn hier noch ein paar ganz schwere Schläge erfolgen, so kann es jeden Augenblick passieren, dass diese künstlich aufrechterhaltene gemeinsame Front plötzlich mit einem riesigen Donnerschlag zusammenfällt.»<sup>2</sup>

Erstmals erwogen worden war eine Offensive im Westen genau zum Zeitpunkt einer für die deutschen kritischen Lage an dieser Front, während des Zusammenbruchs in der Normandie Mitte August. Mitte September fiel dann die Entscheidung zur Offensive, die zunächst den Decknamen «Wacht am Rhein» erhielt (später in «Herbstnebel» umbenannt). Entscheidend war äusserste Geheimhaltung. Im Oberkommando der Wehrmacht und in der Führung des Regimes waren nur einige wenige Personen eingeweiht. Selbst Generalfeldmarschall von Rundstedt, der am 5. September wieder als Oberbefehlshaber West eingesetzt worden war, erfuhr erst Ende Oktober von den Zielen der Operation.<sup>3</sup> Die Angriffspläne Jodls wurden einer Reihe von Abänderungen unterzogen, bevor schliesslich Hitler am 10. November mit einem Befehl grünes Licht gab. Danach musste der für Ende November vorgesehene Beginn der Offensive mehrmals verschoben werden, weil es an Ausrüstung mangelte und weil für die Jahreszeit ungewöhnlich gutes Wetter herrschte – für den Angriff brauchte man schlechtes Wetter, das die feindlichen Flugzeuge am Boden halten sollte. Als endgültiges Datum wurde schliesslich der 16. Dezember festgesetzt. Das militärische Ziel bestand darin, wie im Jahr

1940 durch die bewaldeten Ardennen einen Schlag in die Lücke zwischen den amerikanischen und britischen Truppen zu führen, dabei rasch vorzurücken, um Antwerpen einzunehmen, und in Abstimmung mit deutschen Divisionen, die von Holland aus in südlicher Richtung angriffen, die Nachrichtenverbindungen des Feindes zur Etappe abzuschneiden, die britische zi. Heeresgruppe sowie die 9. und 10. US-Armee in einem «neue[n] Dünkirchen» einzukesseln und zu vernichten. Dem Aufmarschbefehl Hitlers zufolge würde das «die entscheidende Wendung des Westfeldzuges und damit vielleicht sogar des ganzen Krieges» bringen.<sup>4</sup>

Seit der Entwicklung der ersten Überlegungen zu dieser Offensive hatte sich die Lage an der Ost- wie an der Westfront drastisch verschlechtert. An der Ostfront war der sowjetische Einfall nach Ostpreussen zwar zurückgeschlagen worden, aber das am akutesten bedrohte Gebiet war mittlerweile Ungarn, eine lebenswichtige Quelle von Erdöl und anderen Rohstoffen. Während des gesamten Herbstes führten dort deutsche Truppen erbitterte Zermürbungskämpfe, mit denen sie den Versuch der Roten Armee zur Einnahme von Budapest abwehrten, die Stalin Ende Oktober befohlen hatte.<sup>5</sup> Im Westen standen unterdessen amerikanische Truppen im Gebiet von Aachen auf deutschem Boden. Nachdem sie Ende Oktober die Stadt eingenommen hatten, war ihr Vormarsch nach Osten in den folgenden Wochen zwischen Aachen, Eupen und Düren im Hürtgenwald, in den dicht bewaldeten Hügeln jenseits des Westwalls, auf erbitterten Widerstand gestossen und hatte sich für die Amerikaner als äusserst verlustreich erwiesen.<sup>6</sup> Als die Ardennenoffensive begann, waren sie erst bis zur Rur in der Nähe von Jülich und Düren vorgestossen.<sup>7</sup> Weiter südlich hatten die Amerikaner mehr Erfolg, wenn auch wiederum unter Verlusten und erst nach zähem Widerstand der Wehrmacht. in Lothringen erzwang General Pattons 3. US-Armee schliesslich am 22. November die Kapitulation der stark befestigten Stadt Metz, war aber, kampfmüde und nicht nur mit dem Feind, sondern auch mit strömendem Regen, Schneeregen und Schlamm kämpfend, nicht in der Lage, den Vormarsch nach Saarbrücken fortzusetzen. Im Elsass zog die 6. US-Heeresgruppe von General Jacob Devers, die nur auf schwächere deutsche Abwehr stiess, durch die Vogesen, nahm am 23. November Strassburg ein und erreichte bei Kehl

den Rhein.<sup>8</sup> Trotzdem war die deutsche Führung – die in typischer Manier den Fall Strassburgs auf Verrat im Elsass zurückführte – durch den verfestigten Widerstand während des Herbstes, der die Westalliierten in Schach gehalten hatte, ermutigt.<sup>9</sup>

In den Augen Hitlers wie auch seiner obersten militärischen Berater Keitel und Jodl sprachen die feindlichen Einfälle seit dem Sommer nicht gegen die geplante Offensive im Westen, sondern für sie. Der militärische und ökonomische Druck auf Deutschland verstärkte sich jetzt unerbittlich. Ihrer Ansicht nach liess sich der immer stärker angezogene Schraubstock nur durch einen kühnen Schlag lockern. Die deutschen Verluste an Männern und Ausrüstung hatten im Laufe der Herbstmonate erheblich zugenommen, vorwiegend an der Ostfront, aber auch im Westen. Doch beim Feind sah es nicht anders aus. Die Verluste, die die Amerikaner im Herbst bei heftigen Kämpfen um relativ geringfügige Geländegewinne erlitten, beliefen sich auf fast eine Viertelmillion Mann – gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten.<sup>10</sup> Hitler schärfte seinen Befehlshabern ein, dass die Zeit reif sei, einen Schlag gegen einen Feind zu führen, der hohe Verluste erlitten hatte und dessen Truppen jetzt abgekämpft waren.<sup>11</sup> Abgesehen davon machte die Ostfront – ungeachtet der schweren Kämpfe in Ungarn – einstweilen einen relativ stabilen Eindruck, auch wenn niemand daran zweifelte, dass eine neue Grossoffensive schon bald bevorstand. Dies erschien ein zusätzlicher Grund dafür zu sein, den Vorteil einer deutschen Offensive im Westen unverzüglich zu nutzen.

Bei der Zuteilung von Männern und Rüstungsgütern wurde den Anforderungen der Westoffensive hohe Priorität zuerkannt. Beteiligt sein sollten drei Armeen der Heeresgruppe B. Die 6. SS-Panzerarmee unter der Führung von SS-Generaloberst Sepp Dietrich, einem von Hitlers zähesten und vertrautesten militärischen Veteranen, und die 5. Panzerarmee unter ihrem brillanten Oberbefehlshaber und Spezialisten für den Panzerkrieg, General Hasso von Manteuffel, sollten den Angriff im Norden und im Mittelabschnitt der Front anführen.<sup>12</sup> Der 7. Armee unter General Erich Brandenberger wurde die Aufgabe zugewiesen, die südliche Flanke zu decken. Etwa 200'000 Mann in fünf Panzerdivisionen und 13 Volksgrenadier-Divisionen wurden der ersten Welle zugeteilt, unterstützt von etwa

600 Panzern und 1'600 schweren Geschützen. Ein grosser Teil der Männer war jedoch jung und unerfahren. Einige Divisionen kamen bereits kampfmüde von den Auseinandersetzungen an der Saar. Ein erhebliches Problem war der Treibstoffmangel, auch wenn man einige Vorräte von der hart bedrängten Ostfront abgezogen hatte. Und noch grössere Sorge bereitete der Führung die Schwäche der Luftwaffe. Es sollten alle verfügbaren Maschinen – darunter zwei Drittel der gesamten Jägerflotte – zum Einsatz kommen. Die Hoffnungen richteten sich wie gesagt auf schlechtes Wetter, das die massive Luftüberlegenheit der Alliierten beschränken würde. Dennoch begann die Wehrmacht in der 170 Kilometer breiten Angriffszone mit einem bedeutenden zahlenmässigen Vorteil bei den Bodentruppen und den schweren Waffen.<sup>13</sup> Um diese kurzfristige Überlegenheit zur Geltung zu bringen, würde das Überraschungsmoment von entscheidender Bedeutung sein. Selbst das würde jedoch nicht ausreichen, wenn die Offensive nicht durchzuhalten war.

Was die Erfolgchancen anging, gab es reichlich Gründe, skeptisch zu bleiben. Sowohl Rundstedt als auch Generalfeldmarschall Model, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, hielten das Ziel Antwerpen, in etwa 200 Kilometern Entfernung, angesichts der Stärke der zur Verfügung stehenden Truppen für viel zu ehrgeizig. Sie bevorzugten als beschränkteres Ziel die Abwehr und Vernichtung der alliierten Truppen an der Maas zwischen Aachen und Lüttich. Hitler wollte jedoch keine «kleine Lösung», keinen «gewöhnlichen» Sieg. Von dem Ziel, das er sich für die Offensive gesteckt hatte, liess er sich nicht abbringen. Zum Schluss erklärten sich Rundstedt und Model mit Hitlers ehrgeizigem Plan «völlig einverstanden». Privat äusserten sie nach wie vor erhebliche Bedenken. Model war der Ansicht, das Unternehmen habe «keine Chance». Dietrich und Manteuffel beugten sich ebenfalls dem Befehl Hitlers, obwohl ihre Zweifel nicht ausgeräumt waren.<sup>14</sup> Ebenso wie die meisten Militärbefehlshaber sahen sie es als ihre Pflicht an, gegen den Einsatzplan Einwände zu erheben, danach aber, wenn diese zurückgewiesen wurden, die Befehle der politischen Führung nach Kräften auszuführen, für wie sinnlos sie sie auch hielten. Hitler verfügte jedoch immer noch über die Fähigkeit, das Unmögliche als möglich erscheinen zu lassen. Manteuffel selbst erkannte

an, dass Hitlers Ansprachen an die Divisionskommandeure vom 11. und 12. Dezember einen positiven Eindruck hinterlassen hatten. «Als Positives nahmen die Kommandeure», schrieb er später, „aus der Besprechung [...] die Schilderung des Gesamtfeindbildes mit. Von der Stelle, die allein in vollem Umfange die militärische Lage übersehen konnte, erhielten sie eine Beurteilung der Lage, die [...] günstige Voraussetzungen zu gewährleisten schien.»<sup>15</sup>

In den obersten Rängen des Oberkommandos der Wehrmacht bestand keine Bereitschaft zur Unterstützung der wohlbegründeten Befürchtungen derer, die die Offensive anführen sollten. Keitel und Jodl befanden sich täglich in Hitlers unmittelbarer Nähe und blieben stark unter seinem beherrschenden Einfluss. Beide bewahrten sich als Experten für seine Form charismatischer Autorität den Glauben an seine einzigartigen Qualitäten als «Führer». <sup>16</sup> Falls sie Zweifel hatten, behielten sie sie für sich. Selbst noch im Mai 1945, als er in alliierter Gefangenschaft verhört wurde, verzichtete Jodl auf jegliche Kritik an Hitlers Entscheidung.<sup>17</sup>

Am 15. Dezember erliess Rundstedt seinen «Tagesbefehl», in dem er die Soldaten am Vorabend der Schlacht auf die Auseinandersetzung einschwor. «Soldaten der Westfront!», hob er an, «Eure grosse Stunde hat geschlagen. Starke Angriffsarmeen sind heute gegen die Anglo-Amerikaner angetreten. Mehr brauche ich Euch nicht zu sagen. Ihr fühlt es alle: Es geht ums Ganze!» Dem liess Model seine eigene eindringliche Ermahnung folgen: «Wir werden das in uns gesetzte Vertrauen des Führers und der Heimat, die das Vergeltungsschwert schufen, nicht enttäuschen. Vorwärts im Geiste von Leuthen» (das war der legendäre Sieg, den Friedrich der Grosse fast zwei Jahrhunderte zuvor im Siebenjährigen Krieg erfochten hatte).<sup>18</sup> Am 16. Dezember um 5 Uhr 30 setzte ein stundenlanges Artillerie-Trommelfeuer ein. Gegen 7 Uhr, vor Sonnenaufgang an einem frostigen Morgen, während dichte Wolken Schutz gegen feindliche Flugzeuge boten, marschierte die deutsche Infanterie aus dem Morgendunst und begann ihren Angriff. Deutschlands letzte Grossoffensive war im Gange. Der Einsatz hätte kaum höher sein könnep. Er war in der Tat, wie Jodl es formuliert hatte, ganz auf eine einzige Karte gesetzt.

## II

In der zivilen Führung des Reiches sah es in jenem deprimierenden Herbst ganz ähnlich aus. Welchen Illusionen auch immer sich führende Nationalsozialisten hingaben, wie sehr sie auch bereit waren, sich etwas vorzumachen und ihrer eigenen Propaganda zu erliegen, sie waren intelligent genug, um zu sehen, wie rasch sich die Lage verschlechterte. Irgendwie hofften sie jedoch immer noch wider alle Vernunft, dass Hitler einen Ausweg finden werde, dass die alliierte Koalition unter dem Gewicht ihrer eigenen Widersprüche zusammenbrechen werde oder dass der Einsatz neuer «Wunderwaffen» einen dramatischen Umschwung des Kriegsgeschicks bringen könne.

Nur wenige führende NS-Vertreter waren in den Plan für die Ardennenoffensive eingeweiht. Einer von ihnen war jedoch Albert Speer, der (wenn man seiner späteren Darstellung Glauben schenken darf) zu denen gehörte, die das unausweichliche Schicksal Deutschlands mit grösster Resignation betrachteten, der aber zugleich wohl der wichtigste Statthalter in Hitlers engerem Kreis war, der dafür sorgte, dass der Krieg weitergehen konnte. Ohne den Einsatz Speers, ohne den Schwung und das Organisationsgeschick, die er im Herbst 1944 entwickelt hatte, um die Waffen zur Verfügung zu stellen, wäre die Ardennenoffensive nicht durchführbar gewesen, so sehr auch Hitler und seine höchsten militärischen Berater sie sich wünschten.

Tatsächlich ist es beeindruckend, wie spät der nahezu vollständige Zusammenbruch der Wirtschaft erfolgte und wie gross selbst dann die Anstrengungen zur Überwindung der immer gravierenderen Schwierigkeiten waren. Bei ihren Verhören nach dem Krieg beharrten Speer und die führenden Vertreter seines Ministeriums darauf, dass die Schäden für die ökonomische Infrastruktur Deutschlands erst im Herbst 1944 unüberwindlich geworden seien, zum grössten Teil infolge der Zerstörungen des Verkehrsnetzes und der Nachrichtenverbindungen durch eine schonungslose Bombenangriffskampagne der Alliierten, die im Oktober begonnen hatte. Was immer die fähigen und energischen Untergebenen Speers privat über Deutschlands Chancen dachten, einer Niederlage zu entgehen – ihre Handlungen zeigten, dass sie sich mit der unausweichlichen Katastro-

phe keineswegs abgefunden hatten. Organisatorisch vollbrachten sie in der Wirtschaft nahezu Wunder (wenn auch teilweise durch die ausserordentlich unmenschliche Ausbeutung ausländischer Arbeiter), um eine fortgesetzte Funktionsfähigkeit der Wirtschaft doch noch zu ermöglichen, und verlängerten so den Krieg in seiner zerstörerischsten Phase. Manche, vor allem Karl Otto Saur, der skrupellose Leiter des Technischen Amtes, bewahrten sich fast noch bis Ende 1944 eine Erstaunlich optimistische Einschätzung von Deutschlands Chancen.

Im Herbst 1944 war es nicht mehr möglich, genug zu produzieren, um die Verluste zu kompensieren.<sup>19</sup> Schwere Luftangriffe führten zu einem drastischen Rückgang der Verfügbarkeit von Stahl zur Munitionsherstellung.<sup>20</sup> Die Kohleproduktion wurde bis zum Spätherbst dadurch abgefedert, dass man die Lieferungen für die Winterbevorratung reduzierte, aber ab November wurde die Lage katastrophal, und zugleich kam es bei den meisten unentbehrlichen Grunderzeugnissen in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 immer stärker zu erheblichen Engpässen. Speer stellte fest, dass es 1944, über das ganze Jahr gerechnet, einen Rückgang der Rüstungsproduktion von etwa 30 bis 40 Prozent gegeben habe, wobei sich die Situation im Laufe des Jahres dramatisch verschlechterte. Im Spätherbst gab es bedrohliche Ausfälle bei Brennmaterial und Gas. Der Notbedarf der Luftwaffe konnte nur bis etwa Oktober gedeckt werden. Nach den in den ersten Monaten des Jahres erfolgten Angriffen auf die Fabriken, die synthetisches Erdöl produzierten, konnte das Niveau für den Flugzeugtreibstoff nicht gehalten werden, auch wenn eine minimale Produktion von Motorbenzin und Dieselöl noch bis Kriegsende weiterlief. Im Herbst gab man der Flugabwehr den Vorrang vor der Jägerproduktion. Speer schätzte, dass etwa 30 Prozent des gesamten Ausstosses von Geschützen im Jahr 1944 und 20 Prozent der grosskalibrigen Munition sowie bis zu 55 Prozent der Rüstungsproduktion in der elektrotechnischen Industrie und 33 Prozent in der optischen Industrie auf die Luftverteidigung entfielen; das bedeutete verringerte Rüstungslieferungen für die Front und eine Schwächung der Kampfkraft der Wehrmacht. Notmassnahmen beim Transport führten dazu, dass die Rüstungsproduktion bis zum Spätherbst

mehr oder weniger aufrechterhalten werden konnte. Danach verursachten dann immer folgenreichere Angriffe auf das Verkehrsnetz, darunter im Spätherbst entscheidende Angriffe auf Kanäle, massive Störungen für den zivilen wie den militärischen Nachschub, was dem Oberkommando der Wehrmacht zunehmend Sorge bereitete. Der zu Beginn der Ardennenoffensive so offenkundige spürbare Mangel an Treibstoff und anderem Nachschub, der Model und Dietrich beunruhigte, war zum grossen Teil auf die Transportprobleme zurückzuführen, da die Zahl der für Rüstungsgüter verfügbaren Güterwagen um mehr als die Hälfte zurückging. Speer ging so weit zu behaupten, dass Transportprobleme, also die Unmöglichkeit, den Truppen an der Front rechtzeitig den angemessenen Treibstoffnachschub zu liefern, für den raschen Zusammenbruch der Ardennenoffensive entscheidend gewesen seien.<sup>21</sup>

Speers Abteilungsleiter waren sich mit ihm im Wesentlichen in der Einschätzung einig, dass der Spätherbst die Phase war, in der die wirtschaftliche Krise übermächtig wurde. Nach Ansicht Hans Kehrls, des Leiters des Rohstoff- und Planungsamtes, hatten die konzentrierten Angriffe der Alliierten auf das Verkehrssystem des Reiches ab Oktober immer drastischere Auswirkungen auf die Produktion, und nach Dezember wurden sie zu einem entscheidenden Faktor. Er schätzte, dass der Rückgang des Ausstosses infolge des Fehlens von Transportmöglichkeiten von Juni bis Oktober etwa 25 Prozent betrug, in der Zeit von November 1944 bis Januar 1945 jedoch 60 Prozent.<sup>22</sup> Besonders gravierend waren die Folgen für die Verteilung der Rohstoffe. Werner Bosch, ein Mitarbeiter in Kehrls Abteilung, betonte die bedrohliche Knappheit von Zement, den man für die Bautätigkeit brauchte (einschliesslich der Errichtung der ausgedehnten unterirdischen Fabriken, die weitgehend mit Sklavenarbeitern betrieben wurden), als sich der Nachschub von November an halbierte. Er verteilte die abnehmenden Liefermengen nach einem Prioritätensystem mit rigoroser Rationierung. Nach dem Krieg behauptete er, ihm sei im Frühjahr 1944 klar gewesen, dass der Krieg nicht zu gewinnen sei, und er sei (ebenso wie seiner Darstellung nach auch Speer) der Ansicht gewesen, die Führung Deutschlands hätte sich so bald wie möglich um Friedens-



verhandlungen bemühen müssen. «So wie die Dinge lagen», bemerkte er, «konnten Leute in seiner Position jedoch nichts anderes tun, als weiterhin ihre Arbeit zu machen.»<sup>23</sup> Unabhängig von seinen nach dem Krieg geäußerten Behauptungen und seinen privaten Überlegungen zur damaligen Zeit hatte Boscph, als er im Interesse des Kriegseinsatzes so effizient «weiter seine Arbeit machte», dazu beigetragen, selbst in einer derart verzweifelten Lage die Dinge in Gang zu halten.

Ausserordentlich gravierend wirkten sich in der eskalierenden Krise des Herbstes die Transpofitprobleme auf die Eisen- und Stahlproduktion aus. Die Lieferungen aus Belgien und Frankreich waren während des Sommers ausgefallen, aber bis September war die deutsche Produktion fast mit voller Kapazität in Gang geblieben. Ab Oktober ging sie dann aber enorm zurqck, im Dezember um die Hälfte. in diesem Monat betrug der Ausstoss nicht mehr zwei Millionen Tonnen, sondern nur noch eine.<sup>24</sup> Hermann Röchling, der Vorsitzende der Reichsvereinigung Eisen, der auch im Technischen Amt in Speers Ministerium sass, verwies auf den gewaltigen Schwund der Rohstahlerzeugung um etwa 350'000 Tonnen monatlich, als Lothringen und Luxemburg für die Produktion ausfielen, sowie dann auf den grossen Ausfall der Saar und des Ruhrgebiets, der etwa 50 Prozent betrug und zum Teil auf die Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs durch Bombenangriffe zurückzuführen war.<sup>25</sup> An der Ruhr, in Deutschlands bedeutendstem Industriegebiet, war die Stahlproduktion nach Angaben von Walther Rohland, dem Vorsitzenden des Hauptausschusses für die eisenerzeugende Industrie im Ministerium Speers und stellvertretenden Vorsitzenden der Reichsvereinigung Eisen, trotz zunehmender Schwierigkeiten in den ersten neun Monaten des Jahres 1944 auf relativ stabilem Niveau aufrechterhalten worden. Im September waren die Reserven dann jedoch fast aufgebraucht. Ab Oktober, als sich die Transportkrise verschärfte, setzte eine drastische Verschlechterung ein.<sup>26</sup>

Nach Angaben von Günther Schulze-Fielitz, dem Leiter der Energieabteilung, hatte die Gesamtkapazität der deutschen Kraftwerke in jedem Kriegsjahr weiter zugenommen. Bis zum November hielten sich die Stromlieferungen gut, gingen dann aber, als es zu ernststen Störungen der Kohlelieferungen kam, abrupt zurück. in diesem Monat lagen die Kohle-

vorräte bei den Kraftwerken um 30 Prozent unter denen des Vorjahrs. in vielen Fällen reichte die Kohle nur noch für eine Woche.<sup>27</sup> Wie die Mehrzahl der Berichte einräumte, standen Ende 1944 bei den Produktionsproblemen die Auswirkungen der ununterbrochenen Luftangriffe auf Transportanlagen an erster Stelle. Als der Winter einsetzte, wurden die Schwierigkeiten unüberwindlich.

Ohne die ständige Improvisation, die Speers fähige Untergebene in allen Bereichen der Produktion entwickelten, hätte der Rückgang zweifellos früher eingesetzt und wäre krasser ausgefallen. So wies beispielsweise Richard Fiebig, der Vorsitzende des Hauptausschusses für Eisenbahnfahrzeuge, darauf hin, dass es seiner Abteilung durch Rationalisierungsmassnahmen gelungen sei, nicht nur die durch Bombenschäden und Gebietsverluste bedingten Ausfälle von Werkstätten wettzumachen, sondern die Produktion sogar noch zu steigern. Von September an gingen monatlich 1'100 bis 1'200 Lokomotiven durch feindliche Angriffe verloren, aber trotz zurückgehender Reparaturkapazitäten wurden während des Herbstes monatlich 6'800 Einheiten repariert.<sup>28</sup> Ausserordentlich rasche, wenngleich zwangsläufig provisorische Reparaturen wurden nach Bombenangriffen auch in den Städten, in Fabriken und Werkstätten vorgenommen, was in nicht geringem Umfang darauf zurückzuführen war, dass infolge der Produktionsunterbrechungen, zu denen die Angriffe geführt hatten, Personal frei geworden war. Seit dem Herbst waren durchgängig ein bis anderthalb Millionen Menschen mit der Behebung von Bombenschäden beschäftigt.<sup>29</sup>

Am bemerkenswertesten war vielleicht, dass nach Angaben von Saur der Gesamtausstoss von Waffen infolge langer Vorlaufzeiten bei der Herstellung während des gesamten Jahres 1944 kontinuierlich zunahm und im Dezember 1944 für praktisch sämtliche Waffenarten seinen absoluten Höhepunkt erreichte.<sup>30</sup> Saur hatte eine Neigung zu übermässigem Optimismus, und er war ständig bereit, sich gegenüber Hitler in diesem Sinne zu äussern. Als «einer der über die Kriegslage am besten informierten Männer in Deutschland» verstieg er sich zu der Aussage, dass die Situation Deutschlands vor der Ardennenoffensive, rein statistisch betrachtet, «gut aussah». Er wies darauf hin, dass die Gesamtzahl der unter Waffen

stehenden Soldaten in Deutschland grösser war als je zuvor und dass auch die in diesem Monat erreichte Produktion von Geschützen, Panzern und U-Booten sowie die Menge von Waffen und Munition in den Händen der kämpfenden Truppen auf dem Höhepunkt angelangt war. Anders sah es natürlich, wie er einräumte, bei der *Qualität* der Truppen aus, die mit Sicherheit zurückgegangen war, da jetzt in zunehmendem Masse die Jungen, schlecht Ausgebildeten oder Kriegsmüden eingezogen wurden. Der letzte der von Saur angeführten Punkte, die von ihm hervorgehobene grosse zahlenmässige Stärke des Volkssturms, über dessen mangelnde Kampfqualitäten man sowohl in der Wehrmacht als auch in der Zivilbevölkerung allgemein spottete, lässt deutlich erkennen, auf welchem schwankendem Boden seine scheinbar optimistische Betrachtungsweise stand. Gleichwohl fällt auf, dass sich Saur keineswegs mit der unvermeidlichen Niederlage abgefunden hatte, sondern immer noch der Meinung war, dass Deutschland zu Beginn der Ardennenoffensive «viele gute Karten» gehabt habe.<sup>31</sup>

Speer tat in jenem Herbst während der sich verschärfenden Transport- und Produktionskrise sicher alles, was in seiner Macht stand, um die angeschlagene deutsche Kriegswirtschaft in Gang zu halten. Zu seinen Bemühungen gehörten ein Besuch an der Ruhr und drei an der Westfront, die dazu dienen sollten, das Ausmass der Krise zu überblicken und einzuschätzen, welche improvisierten Massnahmen sich ergreifen liessen, um die fatale Lage zu verbessern. Jedes Mal erstattete er Hitler direkt Bericht, was ihm die Möglichkeit gab, seine Lageberichte mit konkreten Vorschlägen zu verbinden, wobei er ganz eindeutig erwartete, Hitlers Zustimmung zu erlangen.<sup>32</sup>

Am 11. November informierte Speer Hitler über die immer ernstere Lage im Ruhrgebiet, das in diesem Herbst zum Ziel intensiver systematischer Bombenangriffe geworden war.<sup>33</sup> Vorrangig war das Transportproblem. Als Bevollmächtigten ernannte Speer Dr. Karl Lammerz, den Chef der Reichsbahnverwaltung, der die Befugnis hatte, in der gesamten Region das Transportwesen zu koordinieren, ohne auf Anweisungen aus Berlin zu warten, und der auch Notstandsmassnahmen organisierte, um den Nachschub (einschliesslich der Lieferung von Lebensmitteln für die

Zivilbevölkerung) in Gang zu halten und die Industriebetriebe wieder zum Laufen zu bringen. Eingesetzt wurden dabei 50'000 ausländische Arbeiter, die bis dahin Befestigungen gegraben hatten und die Bormann zur Verfügung stellte, weitere 30'000, die man aus der Rüstungsindustrie abzog – ein Zeichen dafür, wie verzweifelt die Lage war –, sowie 4'500 Elektriker, Rohrleger und Schweisser, die man aus anderen Teilen des Reiches geholt hatte. Die Gauleiter erhielten von Bormann die Anweisung, die Bevölkerung ihrer Regionen erforderlichenfalls zur Hilfe bei der Beseitigung von Schäden heranzuziehen. Für diese Tätigkeit wurden etwa 10 Prozent der Grubenarbeiter vorgesehen, wobei man sogar einen zeitweiligen Rückgang der Fördererträge in Kauf nahm – auch das zeigt mit aller Deutlichkeit, wie schlimm die Lage war. Andere Notstandsmassnahmen wurden ergriffen, um die Wasserstrassen freizuräumen. Wie bei Flutkatastrophen sollte die örtliche Bevölkerung dazu mobilisiert werden, bei der Beseitigung der Schäden zu helfen. Dessen ungeachtet war es, so Speer, kurzfristig nicht möglich, einen drastischen Rückgang der Produktion zu verhindern. Das Ausmass der Schäden bedeutete, dass die Kohlevorräte nur noch für zehn Tage reichten und Ende November erschöpft sein würden, falls sich nicht grosse Verbesserungen erzielen liessen. Eisenbahntransporte, Gas- und Stromlieferungen waren ernsthaft bedroht. Er leitete daher jetzt ein Notstandsprogramm (mit strikter Zuteilung von Güterwaggons und Priorität für den Kohletransport) in die Wege, das zumindest eine teilweise Rüstungsproduktion garantieren und kurzfristig das aktuelle Niveau der Waffenlieferungen aufrechterhalten sollte.<sup>34</sup>

In der Zeit vom 15. bis 23. November besuchte Speer mehrere Einheiten der Heeresgruppe B, die Krupp-Werke in Essen und verschiedene andere Grosskonzerne an der Ruhr. Er sprach eine Reihe von Empfehlungen zur Beseitigung der Schäden an Wasserstrassen, Schifffahrtsanlagen und Brücken sowie zur Verbesserung der Flugabwehr aus. Er drang auf die beschleunigte Erweiterung von Flugplätzen, um sie für den Messerschmitt-Düsenjäger Me-262 und andere moderne Flugzeuge aufnahmebereit zu machen, und ebenso auf einen effizienten Arbeitskräfteeinsatz. Er kritisierte, wie schleppend die erforderlichen Kräfte aus anderen Teilen

des Reiches bereitgestellt wurden, zumal man 128'000 Mann aus dem Ruhrgebiet, darunter auch Facharbeiter, zu Befestigungsarbeiten ausserhalb des Gebietes verpflichtet hatte, obwohl sie doch so dringend gebraucht wurden, um das geschädigte Ruhrgebiet als industrielles Kernland wiederaufzubauen. Er verlangte Änderungen an den Stahlzuteilungen, wobei die U-Boote ihre Priorität verlieren und stattdessen die Wiederherstellung des Verkehrswesens und der Neuaufbau der Industriebetriebe an der Ruhr Vorrang erhalten sollten. Darüber hinaus konnte er nur geringfügige Verbesserungen vorschlagen. Das Fehlen von Transportmöglichkeiten bedeutete, dass die Menschen jetzt täglich lange Strecken über beschädigte Strassen zu Fuss zur Arbeit gehen mussten. Schuhe waren knapp, und Speer forderte, dass sie aus anderen Teilen des Reiches geliefert werden sollten. Wegen der Schäden an Kraftwerken und Stromkabeln waren viele Menschen ohne Licht. Er empfahl eine «Sonderaktion», mit der Kerzen und andere Beleuchtungsmittel, darunter auch Grubenlampen, zur Verfügung gestellt werden sollten. Fabriken konnten keine Verbindung zueinander aufnehmen, weil das Telefonsystem nicht in vollem Umfang funktionierte, und der Reichspostdienst verfügte nicht über das Personal, um das System wiederherzustellen. Er sprach sich dafür aus, aus dem Heer ein Fernmelderegiment zu entsenden, das für die Industrie ein Kommunikationssystem wiederherstellen und in Gang halten sollte. Alles in allem ging der Tenor seines Berichts dahin, dass es ungeachtet der riesigen Schäden immer noch ungenutzte Kapazitäten an Arbeitskräften und Ressourcen gebe, mit denen man, wenn sie systematisch eingesetzt würden, über das Schlimmste hinwegkommen könne.<sup>35</sup>

Bei einem Treffen mit Speer Ende November akzeptierte Hitler dessen Empfehlungen. Beispielsweise erklärte er sich damit einverstanden, dass das Reich zur Hilfe für das Ruhrgebiet 100'000 bis 150'000 Arbeitskräfte bereitstellen sollte und dass alle Arbeiter aus diesem Gebiet, die zum Grabungseinsatz in anderen Regionen verpflichtet worden waren, zurückgeholt werden sollten. Ebenso ordnete er für das Ruhrgebiet eine Verbesserung der Schuhversorgung an.<sup>36</sup>

Während des Aufmarschs für die Ardennenoffensive stattete Speer der Westfront vom 7. bis 10. Dezember einen weiteren, kürzeren Besuch ab,

wobei er sich hauptsächlich bei Einheiten der Heeresgruppen B und G umsah, um sich über ihre Erfahrungen und Vorschläge hinsichtlich der Bewaffungssituation zu orientieren. Grössere Verbesserungen waren jetzt nicht mehr möglich. Die Rüstungsindustrie war mittlerweile am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. (Das hatte Speer jedoch nicht daran gehindert, kurz vor seiner Abreise an die Westfront eine ausgewählte Zuhörerschaft mit einer Vielzahl verbesserter Waffen zu beeindrucken, die in Vorbereitung seien.)<sup>37</sup> Empfehlen konnte er nur noch Anreize – zusätzliche Güter aus den Heeresläden oder Urlaub – für Truppeneinheiten mit besonders niedrigen Verlusten von Waffen. Er sprach sich auch für verstärkte Propagandaanstrengungen der NS-Führungsoffiziere aus, die erklären sollten, welche Leistungen die Rüstungsindustrie trotz aller Schwierigkeiten vollbringe, und den Gerüchten über den Mangel an Panzern und Treibstoff, welche sich schädlich auf die Truppenmoral auswirkten, entgegneten sollten. Gegenüber Hitler wies er darauf hin, dass die Kohle und das Gas von der Saar die gesamte Industrie im südwestdeutschen Raum in Gang hielten. Die ersten Folgen, die es gehabt hätte, wenn die Saar dem Feind in die Hände fiel, waren offenkundig.<sup>38</sup>

Auf seiner dritten Reise an die Westfront, die in der zweiten Dezemberhälfte, während der Ardennenoffensive, stattfand, sah sich Speer bei einer Reihe von Einheiten der Heeresgruppe B um. Dieser Besuch erbrachte kaum konkrete Ergebnisse. Der bedeutsamste Teil des Berichts betonte erneut die Krise bei der Eisenbahn. Das Reichsbahnnetz der Region war, so berichtete er, «fast vollständig zerschlagen» und nicht mehr zu reparieren. (Sepp Dietrich beklagte sich darüber, dass seine Soldaten keine Munition erhielten, weil die Verkehrswege durch Luftangriffe zerstört waren.)<sup>39</sup> Man musste mit anderen Methoden arbeiten, um dafür zu sorgen, dass Material geliefert wurde und dass unrationelle Arbeitsweisen reduziert wurden; beispielsweise durfte man Güterwaggons nicht beladen stehenlassen, da sie dann durch Luftangriffe gefährdet waren. Speer empfahl den Einsatz örtlicher Parteiführer, die zusammen mit Stationsvorstehern alternative Transportmöglichkeiten organisieren, Eisenbahnwaggons entladen und den Befehlshabern der Truppe wichtige Nachrichten

per Auto oder Motorrad zukommen lassen könnten. Diese nebensächlichen Improvisationen, mit denen versucht werden sollte, die Dinge im Gang zu halten, konnten jedoch nicht einmal Hitler darüber hinwegtäuschen, dass das Ende näherrückte.<sup>40</sup>

Als sich also das Kriegsende und der Anbruch einer Nach-Hitler-Ära deutlich abzeichneten, lenkte Speer in Zusammenarbeit mit führenden Industriellen und dem Heer seine beträchtlichen Energien nicht zum geringsten Teil darauf, das zu bewahren, was sich von der deutschen Industrie noch retten liess.<sup>41</sup> Die Industriellen gaben sich, was das Ergebnis des Krieges angeht, keinen Illusionen hin. Ihre Hauptsorge galt der Vermeidung einer totalen Zerstörung ihrer Betriebe, damit sie sie, wenn Hitler nicht mehr da war, rasch würden instandsetzen und den Betrieb weiterführen können. Albert Vogler, der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke und einer der bedeutendsten Grossindustriellen des Ruhrgebiets, der ein langjähriger Unterstützer Hitlers war, fragte den Minister direkt, in voller Anerkennung des desolaten Zustands der Wirtschaft, wann Hitler den Konflikt beenden werde. «Wir verlieren zu viel Substanz», sagte er. «Wie soll ein Aufbau möglich sein, wenn die Zerstörungen in der Industrie auch nur einige Monate so weitergehen?»<sup>42</sup>

Weder Speers spätere Bemühungen um die Abwehr von Hitlers «Verbrannte-Erde»-Befehl noch dieser Befehl selbst kamen aus heiterem Himmel. Unter der immer durchsichtigeren Fiktion, wenn man die deutschen Industrieanlagen nicht total zerstöre, sondern sie nur lähme, würde sich die Möglichkeit eröffnen, sie wieder betriebsbereit zu machen, sobald die in der militärischen Auseinandersetzung verloren gegangenen Gebiete wieder eingenommen würden, hatte Speer seit Juli sowohl an der Ostfront als auch an der Westfront entsprechende Direktiven erlassen.<sup>43</sup> Anfang Dezember musste er sich mit Anweisungen von Keitel auseinandersetzen, in denen Hitlers Wunsch zum Tragen kam, dass Industrieanlagen dort, wo sie sich rasch wiederherstellen liessen, um dem Feind zu dienen, vollständig zerstört und nicht nur gelähmt werden sollten. Insbesondere hob Keitel hervor, dass die Kohlegruben an der Saar unter keinen Umständen unzerstört in feindliche Hände geraten durften.<sup>44</sup> Speer intervenierte offen-

sichtlich direkt bei Hitler, um eine Abänderung des Befehls zu erreichen. Am selben Tag drahtete der Rüstungsminister nach Saarbrücken: «Alle Weisungen, die ergeben, dass Kohlenbergwerke nicht zu lähmen, sondern zu zerstören sind, sind ungültig. Der Führer hat heute erneut festgelegt, dass er nur eine Lähmung der Kohlenbergwerke in dem von uns festgelegten Sinne wünscht.» Vier Tage später übermittelte Keitel Hitlers Entscheidung, dass Industrieanlagen, die im Bereich der Heeresgruppe G vom Feind bedroht waren, nur zu lähmen, nicht jedoch zu zerstören seien und dass alle entgegenstehenden Befehle aufgehoben seien.<sup>45</sup> Speers Bemühungen, die Zerstörung der deutschen Industrie abzuwenden, waren damit jedoch noch nicht beendet. Der grosse Konflikt mit Hitler stand an dieser Front erst noch bevor.

Speer war klarsichtig genug, um das Ausmass der wachsenden Katastrophe zu erkennen. Doch in seinen eifrigen Bemühungen, die zusammenbrechende Kriegswirtschaft in Gang zu halten, wurde er niemals wankend. Welche Motive auch immer er hatte, seine Bemühungen trugen dazu bei, seine Machtposition und seinen Einfluss zu bewahren, als sie bedroht wurden.<sup>46</sup> Für einen derart machtbewussten Mann war das entscheidend. Natürlich wussten Speer und seine fähigen Untergebenen im Rüstungsministerium, die ja (von dem unverbesserlichen Ultraoptimisten Saur vielleicht einmal abgesehen) grösstenteils Realisten waren, sehr wohl, dass sie den unerbittlichen Zerfall der Kriegswirtschaft nicht verhindern konnten. Es lässt sich jedoch kaum vorstellen, wie sich der deutsche Kriegseinsatz ohne ihre ausserordentlichen Anstrengungen und ihre Improvisationsfähigkeit bis Mai 1945 hätte fortschleppen können.

### III

Die anderen Mitglieder des Macht ausübenden Quadrumvirats – Goebbels, Himmler und Bormann – unternahmen in den schweren Herbstwochen ebenfalls äusserste Anstrengungen, um dafür zu sorgen, dass der Kriegseinsatz unvermindert fortgesetzt werden konnte. Von ihnen kam nicht der geringste Hinweis darauf, dass der Krieg nicht zu gewinnen war,



und sie behielten die Bevölkerung mit Propaganda, Organisation und erbarmungslosem Zwang voll im Griff.

Eine der Aufgaben bestand darin, den Gauleitern, den entscheidenden Figuren im regionalen Machtapparat, den Rückhalt zu verschaffen, den sie zu brauchen glaubten. Gegen Ende Oktober hatte Bormann an Himmler eine Kopie einer Mitteilung von Gauleiter Friedrich Karl Florian, dem Provinzführer von Düsseldorf und Sprecher der westlichen Gauleiter, weitergeleitet, in der es um die «äusserst ernste und schwierige Lage» ging, die durch die Luftangriffe auf die Städte und das Verkehrsnetz entstanden war. Florian stellte fest, dass diese Situation nicht zu bewältigen sei und bedrohlich werden könne, sofern nicht vonseiten des Reiches beschleunigte Hilfe eintreffe. Besprechungen mit einzelnen Ministern oder ihren Beamten hatten bislang keine neuen Entscheidungsbefugnisse gebracht. Die westlichen Gauleiter sannern jetzt auf «neue Wege», um Hitler dazu zu überreden, ein Ministertreffen unter dem Vorsitz von Bormann anzuberaumen, auf dem unverzüglich Massnahmen für die Bereiche Ernährung, Verkehr, Rüstung, Arbeitskräfte und andere dringliche Probleme koordiniert werden sollten. Bormann war mit dem Treffen einverstanden, übertrug aber auf Hitlers Bitte die Verantwortung dafür an Himmler.<sup>47</sup>

Die Besprechung fand am 3. November in der unbedeutenden Ortschaft Klein-Berkel in Niedersachsen, nicht weit von Hameln in der Nähe von Hannover, statt, an einem Ort, an dem nicht mit Luftangriffen zu rechnen war. Teilnehmer waren Vertreter der Partei, der Wehrmacht und der Wirtschaft sowie Staatssekretäre der betroffenen Ministerien. Eine von Himmlers zündenden Ideen war, dass Städte, die weit entfernt von den umkämpften Gebieten im Westen und Osten lagen, einen Lastwagen mit einem Generator stiften könnten. Der Name der Stadt würde auf dem Fahrzeug, das samt Fahrer geliefert werden sollte, stolz zur Schau gestellt werden können. «Auf diese Weise, glaube ich, kann man», erklärte Himmler, «mit gutem Mut und Humor etwas schaffen.» Ebenso unergiebig war sein Vorschlag zum Einsatz mobiler Flak-Einheiten auf Zügen und Lastwagen, die tief fliegende Bomber abschiessen sollten. Diese Initiative sollte von einem Scharfschützen-Wettbewerb begleitet werden, den die

Partei organisierte, und die Gewinner sollten mit dem Eisernen Kreuz Zweiter Klasse belohnt werden. Ein weiterer Vorschlag, der wahrscheinlich nicht dazu angetan war, Freiwillige in Massen auf den Plan zu rufen, war die Einrichtung von Kurzlehrgängen zur Entschärfung von Bomben, sodass einfache Bürger und nicht nur Spezialisten dabei helfen konnten, Leben zu retten – allerdings häufig auf Kosten ihres eigenen. Lernen konnte man von den Russen, die, falls keine Motorfahrzeuge verfügbar waren, Ponys und zweirädrige Wagen, Schlitten und sogar Kinderwagen verwendeten, um Munition an die Front zu befördern. «Im Improvisieren müssen wir viel lernen», bemerkte Himmler.

In die Gaue Essen, Düsseldorf und Köln-Aachen musste Personal für Befestigungsarbeiten gepumpt werden, um aus diesen Gebieten Arbeitskräfte frei zu machen, die die Eisenbahnen reparieren sollten. Es war lebenswichtig, die Kohle in Bewegung und die Verbindungsadern zur Front offen zu halten. Die Männer sollten in Baracken untergebracht und in Kantinen gepflegt werden. Himmler wollte, dass Bormann 100'000 Mann aus den Gauen in Mitteldeutschland entsende, die dabei helfen sollten, die Schützengräben zu bauen. Er erbot sich, polnische, slowakische und russische Kriegsgefangene als zusätzliche Arbeitskräfte für Eisenbahnarbeiten abzustellen. Er würde auch 500 bis 600 Gefangene zur Verfügung stellen, die gegenwärtig in vier Güterzügen gehalten wurden, welche der SS-Eisenbahnbau-Brigade gehörten, und zusätzlich noch weitere zehn Züge voller Gefangener ausfindig machen. Von der Mammut-Bauinstitution Organisation Todt sollten weitere 40'000 Arbeiter kommen, die mit 500 in Italien beschlagnahmten Fahrzeugen befördert werden sollten. Er ermahnte die Gauleiter, die Notzuteilung von Lebensmitteln nach Luftangriffen zu koordinieren, um sicherzustellen, dass nicht ein Gebiet gegenüber dem anderen bevorzugt werde.

Er betonte den Wert des Volkssturms (der, so erklärte er, vor Jahresende mit 350'000 Gewehren ausgerüstet werden sollte). Der Warschauer Aufstand habe gezeigt – wie er meinte, zu Deutschlands Nachteil –, dass es keine bessere Defensivposition gebe als eine Stadt in Ruinen. Der Volkssturm existiere, um die unendlichen Ressourcen zur Verteidigung des Vaterlands zu mobilisieren, die es im deutschen Volk noch gebe. Der

Kampf bis zur letzten Kugel zur Verteidigung jeder einzelnen deutschen Stadt müsse mit Taten stattfinden und nicht nur mit Worten. Man kann sich kaum vorstellen, dass seine Worte auf die Zuhörer sehr beruhigend wirkten. Er schloss mit einem rhetorischen Schlenker, der vielleicht mit unterschiedlichen Graden von Überzeugung zur Kenntnis genommen wurde und in dem er die Vaterlandsverteidigung, eine Zukunftsvision und Loyalität gegenüber Hitler miteinander verband: «Wir verteidigen unser Land und wir sind am Anfang eines grossen Weltreiches. Wenn die Kurve einmal abwärtsgeht, so geht sie auch eines Tages wieder aufwärts.» Er glaubte, alle Anwesenden seien sich einig, dass sich die Schwierigkeiten, mochten sie auch noch so gross sein, beherrschen liessen. «Es gibt keine Schwierigkeiten, die nicht von uns allen mit einer verbissenen Zähigkeit, mit Optimismus und Humor gemeistert werden. Ich glaube, die Sorgen, die wir haben, sind alle klein im Verhältnis zu denen, die ein Mann in Deutschland, unser Führer hat.» Alles, was getan werden musste, war nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit zu erfüllen «gegenüber dem Manne, dem wir die Auferstehung Deutschlands, den Inhalt unseres Lebens danken, gegenüber Adolf Hitler».<sup>48</sup>

Himmler war natürlich nicht in der Lage gewesen, ein Allheilmittel anzubieten, und angesichts des Ausmasses der Transportkrise konnte er die Forderungen der Gauleiter keineswegs erfüllen, die darob alles andere als zufrieden waren. Sie konnten nicht mehr mitnehmen als die Hoffnung, dass vom Reich hinlängliche Hilfe kommen werde, um sich über die schlimmsten Auswirkungen der Krise hinwegzuretten. Im Übrigen mussten sie zur «Selbsthilfe» greifen und die Verantwortung für Reparaturen an den Eisenbahnen in ihren Gebieten an die Kreisleiter delegieren. Das Treffen war nach Ansicht Goebbels' ergebnislos geblieben.<sup>49</sup>

Wenn den Gauleitern nichts anderes übrigblieb, als so gut wie möglich zu improvisieren, so hatte doch Himmlers Ansprache keine andere Alternative offengelassen als die, gegenüber den schlimmsten Schwierigkeiten eine positive und konstruktive Haltung einzunehmen. Von ihnen als hochgestellten Vertretern des Regimes wurde erwartet, dass sie sich von Problemen nicht unterkriegen liessen – was ein Zeichen von Schwäche und

Entschlusslosigkeit gewesen wäre –, sondern auf der Suche nach improvisierten Lösungen Initiativen entwickelten. Nicht zuletzt appellierte Himmler an ihre Loyalität gegenüber Hitler, dessen «charismatische Autorität» letztlich auf den persönlichen Bindungen beruhte, die Teil des NS-Systems waren. Und als Erzloyalisten seit vielen Jahren, die ihre Macht ganz und gar Hitler verdankten und die nichts zu verlieren hatten, waren die Gauleiter keineswegs bereit, eine Fahnenflucht in Erwägung zu ziehen. Ihre Bindungen an Hitler mochten schwächer geworden sein, aber sie waren nicht abgerissen. Das öffentliche Gesicht des Regimes verzog noch immer keine Miene.

Die Vorstellung von der Macht des Willens zur Überwindung von Schwierigkeiten, die für das Wirken der «charismatischen Autorität» im gesamten System eine zentrale Rolle spielte, stand in ihrem Wesensgehalt im völligen Widerspruch zu einer unpersönlichen bürokratischen Verwaltung – der Basis aller modernen Staaten. Die Partei hatte immer zwischen den positiven, wünschenswerten Qualitäten der «Menschenführung» und den negativen, blutleeren Attributen blosser «Verwaltung» unterschieden. Führer, auf welcher Ebene auch immer, «bewegten die Dinge». Bürokraten wendeten einfach Regeln und Vorschriften an, die, wenn sie nicht vom «Willen» überrundet wurden, Initiativen blockierten und Dynamik abwürgten. Doch die Partei war ungeachtet ihres unbürokratischen Ethos, mit dem sie die Wünsche und die langfristigen Ziele des «Führers» zu verwirklichen suchte, in Wirklichkeit als Organisation natürlich schon immer zutiefst bürokratisch gewesen. Die Spannung, die damit verbunden war, dass sie mit bürokratischen Mitteln auf unbürokratische Ziele hinzuarbeiten suchte, hatte von Anfang an bestanden; nach der Machtübernahme hatte sie sich erheblich verstärkt und unter den Bedingungen des totalen Krieges dramatisch intensiviert.<sup>50</sup>

Ende 1944, als sich immer weniger ausrichten liess, drehte die Parteibürokratie durch.<sup>51</sup> Eine aufgeblähte Parteifunktionärskaste wendete Zeit und Kraft für die trivialsten Dinge auf. Die Parteikanzlei verschwendete beispielsweise unzählige Stunden damit, Vorschriften über die nebensächlichsten Details des Volkssturmdienstes zu entwerfen – sie setzte Pflichten fest, schrieb Ausbildungszeiten vor, erliess Regeln für Beklei-

ding und Ausrüstung, befasste sich mit Ausnahmen, entwarf, was zu den bemerkenswertesten Absurditäten gehört, Briefköpfe und Dienstsiegel und lieferte detaillierte Beschreibungen der von verschiedenen Rängen zu verwendenden Abzeichen.<sup>52</sup> Goebbels beschrieb die Bürokratie, die hier am Werk war, als «geradezu lächerlich».<sup>53</sup> Doch sie war unerbittlich. Als Bormann vor Beginn der Ardennenoffensive in Hitlers neues Feldhauptquartier in Ziegenberg bei Bad Nauheim in Hessen umzog, stellte er fest: «Fernschreiber waren unrichtig installiert, es waren keine Fernschreiberkabel angeschlossen, und in dem winzigen Raum, in dem meine Maschinenschreiberinnen arbeiten müssen, sind weder Schreibmaschinentische noch Regale aufgestellt.»<sup>54</sup> Trotzdem lief der bürokratische Ausstoss seiner Parteikanzlei unvermindert weiter.

Die bürokratische, kontrollierende Energie, die das Regime auf allen Ebenen an den Tag legte, war schon fast erstaunlich. Befehle ergossen sich auf die Mitarbeiter. Jeder Beamte, und war er noch so untergeordnet, ächzte unter der erstickenden Last der Akten auf dem Schreibtisch (trotz aller Versuche, Papier zu sparen).<sup>55</sup> In einem Schreiben an alle staatlichen Stellen sowohl auf Reichsebene als auch in den Provinzen führte der Reichspostminister bittere Klage darüber, dass das Postsystem durch die Zunahme der Bürokratie erheblich überlastet werde, wobei er von einer «lawinenartig anschwellenden Masse von Sendungen» sprach – und das gerade zu einer Zeit, in der die Schäden am Gleisnetz und an den Postanlagen sowie der Abzug von Personal zur Wehrmacht die Effizienz des Betriebs stark beeinträchtigt hatten.<sup>56</sup> Seine dringlichen Bitten um Verringerung der Menge der Postsendungen stiessen auf taube Ohren.

Mehr und mehr wurde kontrolliert, inszeniert, reglementiert, verfügt, militarisiert, gelenkt und organisiert, doch bei all diesen Bemühungen kam immer weniger heraus – ausser der Erstickung sämtlicher noch verbliebener beschränkter Bereiche persönlichen Freiraums im System; und die waren entscheidend. Wenn der Begriff «totale Gesellschaft» eine Bedeutung hat in dem Sinne, dass wenig oder nichts mehr existierte, das nicht der Kontrolle durch das Regime unterlag, und dass von der offiziellen Position abweichende Meinungen nur unter grossem persönlichem

Risiko offen geäußert werden konnten, dann war Deutschland gegen Ende 1944 auf dem Weg zu einem derartigen Zustand.

Während sich die Lebensbedingungen unter den alliierten Bombardements drastisch verschlechterten, nahm der Druck auf die Bevölkerung zu. Der totale Kriegseinsatz beispielsweise schwächte sich nach den extremen Anstrengungen des Spätsommers keineswegs ab, vielmehr verdoppelte er im Herbst seine Anstrengungen, alle möglichen noch verbliebenen Personalreserven für die Wehrmacht zusammenzukratzen. Goebbels wies Anfang November darauf hin, dass mittlerweile 900'000 Mann zusätzlich für die Wehrmacht verfügbar gemacht worden seien. Doch er räumte selbst ein, dass das nicht ausreichte. Die Verluste in den zurückliegenden drei Monaten hatten sich auf 1,2 Millionen Mann belaufen. Er wollte, dass Hitler ihn dabei unterstützte, auf einen zögernden Speer einzuwirken, der noch mehr Männer aus dem Rüstungssektor freigeben sollte. Speer erklärte sich schliesslich bereit, 30'000 Mann ziehen zu lassen, aber nur vorübergehend, bis sie nach Besserung der Verkehrslage wieder eingesetzt werden konnten. Diese Bedingung konnte Goebbels nicht akzeptieren, und so wurde die Angelegenheit Hitler zur Bearbeitung vorgelegt. Wie so oft wurde keine Entscheidung getroffen.<sup>57</sup>

Wichtiger war jedoch für Goebbels, dass er von Hitler die Genehmigung erhielt, die Wehrmacht nach zusätzlichem Personal «auszukämmen», das man dann an die Front schicken konnte, wie er es zuvor schon im zivilen Sektor getan hatte. Am 10. Dezember gelang es ihm schliesslich, sich Hitlers Unterschrift unter einen diesbezüglichen Erlass zu verschaffen. Goebbels fühlte sich neu belebt, strotzte vor Energie und war entschlossen, allen Widerstand, den es beim Heer selbst gegen die Aufstellung neuer Truppen für Hitler gab, zu überwinden. Er erwartete – wobei er wieder mit einem kleinen Lenkungsstab und den Gauleitern auf regionaler Ebene arbeitete –, dass er im neuen Jahr sehr positive Ergebnisse erzielen werde. Er war davon überzeugt, dass nur seine Kampagne für den totalen Kriegseinsatz die bevorstehende Offensive im Westen überhaupt ermöglicht hatte. Er hoffe jetzt, erklärte er, dass er in der Lage sein werde, dem «Führer» die Basis für ein Angriffsheer im Osten zu ver-

schaffen, so wie es die «Auskämmung» des zivilen Sektorfe für den Westen getan hatte.<sup>58</sup>

Das war natürlich Wunschdenken. Doch in diesen Wochen schwankte Goebbels zwischen einem offensichtlich realistischen Gefühl für Deutschlands prekäre Lage, das ihm am stärksten dadurch vermittelt wurde, dass die Bombenangriffe der Alliierten eine deutsche Stadt nach der anderen zerstörten (was er im Gegensatz zu Hitler mit eigenen Augen sah, als er ausgebombte Orte besuchte), und einer weiterhin bestehenden Hoffnung, dass die Willenskraft, von Propaganda gestützt, den Kampf gegen alle Widerstände weiterführen werde, bis die brüchige Koalition der Feinde zerbrechen würde. «Die politische Krise im feindlichen Lager wächst von Tag zu Tag», war eine von mehreren wiederkehrenden Behauptungen, wonach die inneren Konflikte und die Verluste, die die Gegner jetzt erlitten, schon bald zum Bruch des Bündnisses führen würden.<sup>59</sup> Zahlreiche Tagebucheinträge deuten jedoch auf eine skeptische Einschätzung der Lage Deutschlands hin. Und als er Ende November die beeindruckenden neuen, hochmodernen U-Boote in Augenschein nahm, die man in Bremen gebaut hatte, seufzte er verzweifelt, es sei alles zu spät.<sup>60</sup> Doch er hatte die Hoffnung durchaus noch nicht aufgegeben. Bei einem langen Gespräch, das er einige Tage später mit Hitler führte und das bis spät in die Nacht dauerte, strahlte der umkämpfte «Führer» Zuversicht aus, äusserte sich aufgeregt über die bevorstehende Offensive und malte einen grandiosen Wiederaufbau der deutschen Städte und eine Wiederbelebung der Kultur nach dem Kriege aus. Danach war Goebbels so aufgeregt, dass er nicht schlafen konnte.<sup>61</sup> Wie in all den zurückliegenden Jahren stand er auch jetzt noch in Hitlers Bann.

Seiner Ansicht nach war es die vornehmste Aufgabe der Propaganda, den Widerstandswillen zu festigen, «der Nation wieder den Rücken zu stärken und ihr das zpm Teil stark geminderte Selbstbewusstsein zurückzugeben».<sup>62</sup> Die Zeremonien, die in ganz Deutschland abgehalten wurden, als der neu geschaffene Volkssturm seinen Treueid schwor – allein in Berlin waren am 12. November etwa 100'000 Mann in zehn separaten Festakten daran beteiligt –, dienten ebenfalls der Erfüllung dieser Aufgabe. Im herbstlichen Dunst und mit den Ruinen des Wilhelmplatzes als

makabrer Kulisse wandte sich Goebbels vom Balkon des Propagandaministeriums an die aufmarschierten Volkssturmänner. «Viele sind schon bewaffnet», notierte er in sein Tagebuch – womit er unfreiwillig das jämmerliche Niveau der Ausrüstung für die neue Organisation eingestand. Tatsächlich waren Gewehre, Panzerfäuste und ein paar Maschinengewehre erst unmittelbar vor der Zeremonie ausgegeben worden. Nur ein kleiner Teil der Männer wusste, wie man sie bediente, aber nach Beendigung der Zeremonie mussten sie sie ohnehin wieder abgeben. Schweigen senkte sich über den Platz, als sie, in Ermangelung von Uniformen, beim Ablegen des Eides auf den «Führer» ihre Hüte und Mützen abnahmen, bevor sie «mit einem heiligen Ernst» an Goebbels vorbeimarschierten. Alles wurde gefilmt, um in der Wochenschau einen nachhaltigen Eindruck zu erzielen. Die optische Wirkung sei grossartig gewesen, bemerkte Goebbels' Adjutant Wilfred von Oven. Was die Kameras aber nicht zeigten, waren Pimpfe und Fronturlauber, die auf den Bürgersteigen standen und sich das Lachen über den Vorbeimarsch verkneifen mussten. Nach von Ovens Ansicht war der Volkssturm «nicht einen Schuss Pulver wert». <sup>63</sup>

Als weiteren Beitrag zur Aufrechterhaltung des Kampfgeistes hatte Goebbels 1943 den Farbfilm *Kolberg* in Auftrag gegeben – ein grosses Spektakel, mit dem die Verteidigung der pommerschen Küstenstadt dieses Namens während der Napoleonischen Kriege zu einem heroischen Epos verarbeitet werden sollte, das dazu bestimmt war, die neuzeitlichen Verteidiger des Reiches mit Begeisterung zu erfüllen. <sup>64</sup> Ende 1944 war der Film – mit einer riesigen Besetzung von Statisten, darunter offenbar 187'000 Soldaten, die man vorübergehend aus dem aktiven Dienst abgezogen hatte, und das zu einer Zeit, in der neue Rekruten für die Front so verzweifelt gesucht wurden – nahezu fertiggestellt. Als Goebbels Anfang Dezember einen Rohschnitt gesehen hatte, war er ausserordentlich beeindruckt; er nannte den Streifen ein «Meisterwerk» und behauptete, er gebe «Antwort auf all die Fragen, die augenblicklich das deutsche Volk bewegen». Er knüpfte hohe Erwartungen an den Film, von dem er glaubte, er sei «für die Stimmung des deutschen Volkes von heute einer gewonnenen



Schlacht gleichzusetzen»<sup>5</sup> Allerdings befürchtete er, dass angesichts der «Vernichtungs- und Verzweiflungsszenen» in der gegenwärtigen Situation grosse Teile des Publikums davon absehen würden, sich den Film anzusehen.<sup>66</sup> Wie der Kommentar verrät, war sich Goebbels durchaus darüber im Klaren, vor was für einer mühsamen Aufgabe er stand, wenn er die dichte Decke der Hoffnungslosigkeit in Deutschland durchstossen wollte, als sich das Katastrophenjahr 1944 seinem Ende zuneigte.

#### IV

Die Berichte, die aus den regionalen Propagandaämtern bei Goebbels eintrafen, liessen an der beunruhigenden Verfassung der Moral keinen Zweifel. Nachrichten vom Erfolg beim Zurückschlagen der Roten Armee in Ostpreussen änderten Anfang November an der deprimierten Stimmung kaum etwas. Die Gefühle reichten von extremer Sorge um die Zukunft und dem Zorn darüber, dass man schutzlos war, während Bomben auf deutsche Städte herabregneten, bis hin zu müder Resignation (auch bei Parteimitgliedern, besonders im Westen) und Fatalismus. Grosse Teile der Bevölkerung wollten einfach «Frieden um jeden Preis».<sup>67</sup> in den Westprovinzen, in denen die Bevölkerung dem nächtlichen Horror der Verwüstung aus der Luft am stärksten ausgesetzt war, unter dem jetzt die meisten grossen deutschen Industriestädte zu leiden hatten, war die Stimmung auf dem Nullpunkt angelangt. Bei den Menschen lagen die Nerven blank, sie lebten in ständiger Sorge und äusserten, so notierte Goebbels, «ausgesprochenen Hass gegen die Partei, die für den Krieg und seine Folgerscheinungen verantwortlich gemacht werde».<sup>68</sup>

Das kam nicht gerade überraschend. Köln beispielsweise erlebte in der Nacht des 30. Oktober einen weiteren gewaltigen Angriff, den ein Zeuge als den «Todesstoss» für die Stadt bezeichnete. Die Viertelmillion Menschen, die jetzt noch dort lebten – vor Beginn der schweren Luftangriffe hatte die Stadt etwa 800'000 Einwohner gehabt –, hatten kein Gas und keinen Strom. Das wenige Wasser, das es gab, musste man sich auf der

Strasse von Hydranten holen. Die NS-Volkswohlfahrt verteilte magere Lebensmittelrationen an Menschen, die Schlange standen. Fast sämtliche noch bewohnbaren Teile der Stadt waren jetzt zerstört. Massen von Flüchtlingen drängten sich in panischer Angst mit ihren wenigen Habseeligkeiten an den Rheinbrücken. Doch eine sofortige organisierte Evakuierung war wegen fehlender Transportmöglichkeiten undurchführbar. Die Eisenbahnkrise bedeutete, dass keine Züge eingesetzt werden konnten. Sämtliche Militärfahrzeuge, die nach Osten fuhren, wurden angehalten und bis zu ihrer Kapazitätsgrenze mit denen beladen, die aus der Stadt flüchteten. Es herrschte grosse Erbitterung gegen das Regime und ein Gefühl, dass der Konflikt sinnlos sei. Über eine Woche dauerte der Exodus. Köln war jetzt praktisch eine Geisterstadt. Goebbels schrieb, man müsse «diese schöne rheinische Metropole wenigstens vorläufig abschreiben».<sup>69</sup>

Unter den Überresten der Bevölkerung, die in provisorischen Baracken hausten oder in der ausgebombten Hülle der Stadt in Kellern überlebten, griffen Gruppen von regimekritischen Jugendlichen, ausländischen Arbeitern, desertierten Soldaten und ehemaligen Mitgliedern der Kommunistischen Partei zu verzweifelten Formen eines partisanenartigen aktiven Widerstands, der im Dezember seinen Höhepunkt erreichte. Mit Handgranaten und Maschinengewehren, die sie in Wehrmachtsdepots hatten erbeuten können, führten sie ihren eigenen Krieg gegen die Kölner Polizei, brachten den Chef der Gestapo in der Stadt um und lieferten sich bei einer Gelegenheit ein zwölfstündiges bewaffnetes Gefecht mit der Polizei, bevor sie überwältigt wurden. Nur mit Mühe gelang es der Gestapo, die Oberhand über die Gruppe zu gewinnen; danach übte sie grausame Rache an den etwa 200 Mitgliedern der Widerstandsgruppe, die sie verhaftete.<sup>70</sup>

In den anderen Städten des Industriegürtels an Rhein und Ruhr kam es zu keiner vergleichbaren Aktion. Hunderttausende erlebten jedoch im Laufe des Herbstes nach den verheerenden Angriffen auf Bochum, Duisburg, Oberhausen und andere grosse Städte der Region ein ähnliches Elend wie die Bevölkerung von Köln. Die Stimmung an der Ruhr war schlecht.<sup>71</sup> Der Luftkrieg schaffe «eine geradezu verzweifelte Stimmung», notierte Goebbels unter Berufung auf die Berichte, die ihn er-

reichten.<sup>72</sup> Es gab nur ein einziges Gesprächsthema: «die Kriegsmüdigkeit aller Mehschen».<sup>73</sup>

Trotzdem kam es zu keinem Zusammenbruch der Disziplin, weder am Arbeitsplatz noch im Heer. So gut sie konnten, erfüllten die Menschen die Aufgaben, die sie als ihre Pflicht ansahen.<sup>74</sup> Es gab keine Anzeichen von Sabotage, von Streiks oder – abgesehen von den Ereignissen in Köln – sonstigen auffälligen Formen des Widerstands.<sup>75</sup> Walther Rohland vertrat kurz nach Kriegsende die Ansicht, der Grund für die seiner Ansicht nach ausserordentlichen Anstrengungen der Arbeiter, die für den Krieg (oder das Regime) wenig Begeisterung aufbrachten, sei gewesen, dass «jeder Einzelne ganz klar das Gefühl hatte, dass es für das Individuum keine Chance gab, etwas gegen den Krieg zu unternehmen». «Wenn jedoch der Krieg verloren ginge, dann würde, anders als 1914-18, auch Deutschland verloren gehen und mit ihm die Existenzmöglichkeiten für den Einzelnen.»<sup>76</sup> Nahrung erhielten derartige Befürchtungen durch das Propagandageschenk des «Morgenthau-Plans» – so nannte man das von dem US-amerikanischen Finanzminister Henry Morgenthau ausgearbeitete Programm, Nachkriegsdeutschland in ein machtloses, zerstückeltes Land mit einer vorindustriellen Wirtschaft zu verwandeln, das in der deutschen Öffentlichkeit rasch Bekanntheit erlangte.<sup>77</sup>

Am 12. Oktober begab sich Goebbels ins Ruhrgebiet, um sich selbst ein Bild von der Lage zu machen, und während seines Aufenthalts erlebte er einen schweren Luftangriff auf Witten, der grosse Teile der Stadt in ein tobendes Inferno verwandelte. Er sah auch das Elend der Stadt Bochum mit ihren 100'000 Einwohnern, die jeglichen Komforts beraubt waren und unter primitiven Bedingungen in Kellern und wenig mehr als Erdlöchern hausten. Seiner Rede bei der Firma Krupp in Essen gelang es nicht, die grimmig dreinblickenden Arbeiter zu begeistern, die man als Zuhörer abkommandiert hatte und die zum Schutz gegen die bittere Kälte den Kragen hochgeschlagen und die Hände tief in den Taschen vergraben hatten. Der Beifall war mager und hatte kaum geendet, als die Sirenen zu heulen begannen. Rasch mussten der Propagandaminister und seine Entourage in den tief unter der Erde gelegenen Kellergewölbeh Schutz suchen, wo sie

«graue, trostlose Gesichter» vor sich sahen. Gesprochen wurde wenig, aber die Blicke der Männer waren «keineswegs freundlich». <sup>78</sup> Goebbels kam voll zu Bewusstsein, mit welcher Erbitterung man in der Partei und unter den Industriellen an Rhein und Ruhr das Versagen Görings (dem man sein Unvermögen vorwarf, deutsche Städte gegen die «Luftgangster» zu schützen) und auch Ribbentrops (der ganz allgemein verachtet wurde und den man als Aussenminister für unfähig hielt) betrachtete; er nahm jedoch die Überzeugung mit, dass man Hitler auch jetzt noch «mit einem blinden, unerschütterlichen Vertrauen» begegne. <sup>79</sup> Anfang Dezember redete sich Goebbels immer noch ein, «[d]as Vertrauen zum Führer sei im grossen und ganzen unerschüttert, und viele fingen jetzt [als sie den Truppenaufmarsch an der Westfront sahen und eine kommende Offensive spürten] wieder an, an einen deutschen Sieg zu glauben». <sup>80</sup>

Das war im Wesentlichen eine Täuschung. Zwar gab es bei der Parteilite, unter denjenigen, die in den Provinzen wie auch im Zentrum des Regimes die Macht innehatten, keine Anzeichen dafür, dass die Loyalität zu Hitler abzublättern begonnen hätte. <sup>81</sup> Und was die Fähigkeit des Regimes zum Weitermachen angeht, war dies der Punkt, auf den es ankam. in der Zivilbevölkerung jedoch, jenseits von Parteiextremisten und Teilen der Jugend, sah die Sache überwiegend ganz anders aus. Ende November liessen Propagandaberichte erkennen, «dass die Gefahr einer Vertrauenskrise zur Führung nicht mehr von der Hand zu weisen sei». Die Besorgnis wurde als wichtig und dringlich angesehen. <sup>82</sup> Bei der Jahresversammlung der «Alten Kämpfer» der Partei am 8. November in München zum Gedenken an den einstmaligen Putsch von 1923 hatte Hitler erstmals nicht selbst gesprochen, sondern seine Proklamation von Himmler verlesen lassen. Sogleich verbreiteten sich Gerüchte (die grösstenteils auf ausländische Spekulationen zurückgingen): er sei tot oder schwer krank, habe einen Nervenzusammenbruch erlitten oder sei geflüchtet, woraufhin Himmler oder Goebbels die Macht übernommen hätten. <sup>83</sup> Dennoch war in der Bevölkerung der Glaube an Hitler noch nicht völlig verschwunden. Und selbst zu dieser späten Stunde gab es tatsächlich immer noch Menschen, die sich wie ein Ertrinkender an einen Strohalm an ihren langjäh-

rigen Glauben an den «Führer» und die ihm zugeschriebene Fähigkeit zur Rettung Deutschlands klammerten. Diese Leute bildeten jedoch eine Minderheit, die immer kleiner wurde. Das Charisma Hitlers im Sinne des Anklangs, den er bei der Bevölkerung fand, verblasste jetzt rasch.

Kurz vor der Ardennenoffensive verzeichnete Goebbels in seinem Tagebuch eine etwas ernüchternde Einschätzung der Volksstimmung, die auf den von den regionalen Propagandaämtern eingesandten Berichten beruhte, welche ihrerseits zwangsläufig dazu neigten, sofern irgend möglich, das Positive hervorzuheben. Es gab Informationen, «dass die Skepsis in der deutschen Öffentlichkeit weiter anhält. Es herrscht noch kein rechtes Vertrauen zur deutschen Widerstandskraft. [...] Es habe auf militärischem Felde in letzter Zeit zu viele Enttäuschungen gegeben, als dass das Volk wieder leicht Hoffnungen schöpfen könne.»<sup>84</sup>

Allgemeine Aussagen über die Haltung von Soldaten zu treffen ist riskant. Ihre Denkart wurde von Rang, Temperament und früheren Einstellungen zum Nationalsozialismus beeinflusst. Beispielsweise kursierten Berichte über mangelnde Moral bei den neuen Rekruten der Volksgrenadier-Divisionen.<sup>85</sup> Unter kampferprobten Frontkämpfern sah die Sache jedoch häufig anders aus. Die Zuversicht, die Generäle wie Model verbreiteten, war ein weiterer Faktor, der sich auf die Moral auswirkte. Die Lage an den einzelnen Fronten und Frontabschnitten führte zu sehr unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven.

Abgesehen von den erbitterten Kämpfen, die in Ungarn nach wie vor tobten, war es an der Ostfront im Spätherbst 1944 relativ ruhig. Ein Marineoffizier, der zunächst in Memel und dann in Gotenhafen (dem heutigen Gdynia) bei Danzig stationiert gewesen war, war schockiert, als er im Herbst durch Süddeutschland reiste. Als er mehrfach Bombenangriffe von Tieffliegern und ständige Kontrollen der Militärpolizei in den überfüllten Abteilen langsam fahrender, stark verspäteter Züge erlebte, war ihm, als hätte er bis dahin auf einer einsamen Insel gelebt. Diese Erfahrung stimmte ihn und seine Offizierskameraden «tief pessimistisch, ja zum Teil auch verzweifelt». Auf der Rückreise, als fast alle Reisenden in den Kampf gegen die Sowjets fuhren, staunte er über die unzweideutige Kritik, die an der Partei und ihren Funktionären geübt wurde. Ihnen gab man

die Schuld an dem nicht zu stoppenden Partisanenkrieg im Osten, als dessen Grund man die brutale Behandlung der Bevölkerung ansah.<sup>86</sup>

Ein anderer Offizier, der in Südwestdeutschland stationiert war, zeigte sich, als er Ende November Urlaub hatte, ebenfalls zutiefst betroffen von dem, was er sah. Zwar brauchte er nicht weit zu reisen, aber selbst kurze Eisenbahnfahrten waren schwierig. Sein stark verspäteter Zug war voller Flüchtlinge und Evakuierter, darunter viele Frauen und Kinder. Als sie durch Dörfer in der Nähe der Front fuhren, fielen ihm die überfüllten Strassen auf, auf denen Menschen ihre wenigen Habseligkeiten mit sich schleppten in der Hoffnung, irgendwo im Reich Zuflucht zu finden. Schliesslich erreichte er seinen Heimatort Emmendingen – nur um zu erfahren, dass am 27. November das nahe gelegene Freiburg bombardiert worden war, eine Stadt von über 100'000 Einwohnern ohne strategische oder industrielle Bedeutung mit einem malerischen mittelalterlichen Stadtkern. Als er einige Tage später nach Freiburg fuhr, traute er kaum seinen Augen. Praktisch die gesamte Altstadt war dem Erdboden gleichgemacht worden. Nur das prachtvolle gotische Münster, dessen hoher Turm das Wahrzeichen der Stadt darstellte, war, wenn auch schwer beschädigt, stehengeblieben, ähnlich wie der Kölner Dom allem widerstanden hatte, was die Alliierten über der Stadt abgeworfen hatten. Unter den Trümmern lagen fast 3'000 Leichen. Es war ein schreckliches Bild der Verwüstung. Die hilflose Wut der Überlebenden richtete sich im allgemeinen Elend nur zum Teil gegen die alliierten Bombermannschaften; mehr noch zielte sie auf die NSDAP und ihre Führung, die derartige Schandtaten heraufbeschworen hätte. Als sein Urlaub vorüber war, fuhr der Offizier in Richtung Norden durch Mannheim und Koblenz, wiederum tief betrübt und beunruhigt durch die Zerstörung von Städten, die einst so schön gewesen waren. In den Ruinen der Gebäude von Koblenz wurde er daran erinnert, wie sich in einem unbeabsichtigten Sinne die «Prophezeiung» bewahrheitet hatte, die Robert Ley, der Leiter der Arbeitsfront, 1933 geäussert hatte: «In 10 Jahren werdet Ihr Euere Stadt nicht mehr erkennen!»<sup>87</sup>

In diesem sarkastischen Kommentar spiegelte sich eine müde Resignation angesichts des Ausmasses der Zerstörung. Derartige Ansichten waren

weit verbreitet. Aridere Einstellungen bei Soldaten waren aber nicht so pessimistisch, sie unterstützten das Regime und das, was sie als die Ziele Deutschlands bei der Fortführung des Kampfes ansahen, noch immer. Ein Feldwebel, der Anfang Dezember einen Brief in die Heimat schrieb, sprach wehmütig von dem kommenden «Fest des Friedens». Doch die Bomben regneten immer noch herab, und die Glocken läuteten noch nicht «den Frieden ein, der von allen friedliebenden Völkern all so erwünscht ist». «Unsere Feinde aus anderen Welten», fuhr er fort, «haben für diesen Wunsch kein Verständnis. [...] So stehen wir, das ganze deutsche Volk, auch über dieses Fest noch im heftigen Ringen gegen diese menschlich entarteten Völker, geführt von jüdischen Parasiten, die kein Vaterland kennen, noch eines haben.»<sup>88</sup>

In der SS waren, wie kaum anders zu erwarten, regelrecht nationalsozialistisch geprägte Ansichten immer noch vorherrschend. Ein SS-Rottenführer, der Mitgefühl mit der Lage seiner Familie nach einem Luftangriff auf München äusserte, aber erleichtert war, dass sie unversehrt geblieben war, machte für den «Fliegerterror» die Juden verantwortlich, «weil die verfluchten Juden Angst um ihren Geldsack haben und merken, dass die ganze Welt langsam begreift, dass sie schuld sind an den Kriegen und aus Blut und Tränen Geld machen». Er äusserte jedoch den Glauben, «dass wir siegen, aber es wird noch viel Opfer und Leid kosten».<sup>89</sup> Ebenso wie zahlreiche andere Soldaten setzte er grosse Hoffnungen auf die V-2-Raketen, die man auf Antwerpen und London abgeschossen hatte, nachdem er Berichte über die Zerstörung gelesen hatte, die sie in der britischen Hauptstadt angerichtet hatten. «V2 sind das Tagesgespräch bei uns», schrieb er Mitte November, «vielleicht kann man auch mal nach Amerika schießen. [...] [G]laube bestimmt, dass der Endsieg unser ist.»<sup>90</sup> Ein Gefreiter, der am selben Tag nach Hause schrieb, hoffte, die V 2 werde 1945 «mit England eine Entscheidung» bringen. Russland wäre dann 1946 an der Reihe. «Ich kann mir nicht helfen», meinte er, «ich habe das Gefühl, dass alles noch gut wird.»<sup>91</sup> Ein Kanonier, der aus Schneidemühl in Pommern an seine Familie schrieb, jubelte über die Nachricht von den V-2-Angriffen auf England. «Ganz schön, nicht?», lautete sein Kommentar. Seiner Ansicht nach wurde den Alliierten jetzt ihre Arroganz heimgezahlt.

Seine Zuversicht war auch durch die Art und Weise gestärkt worden, in der es den deutschen Truppen gelungen war, wider alle Erwartungen die Fronten zu stabilisieren. «[D]er deutsche Landser hat wieder mal bewiesen, dass er auch nach fünf Jahren Krieg noch nicht geschlagen ist», erklärte er stolz.<sup>92</sup>

Ein Zensurbericht des Oberkommandos des Heeres von Anfang November, der den Alliierten in die Hände fiel, liess erkennen, dass derartige Einstellungen keine Einzelfälle waren. Natürlich war es wie gesagt vernünftig, in Briefen, die den Blicken der Zensur ausgesetzt waren und die schlimme Folgen haben konnten, negative Kommentare zu vermeiden, aber es bestand eben keine Notwendigkeit, ausgesprochen nazifreundliche oder glühend positive Kommentare zum Krieg abzugeben. Doch in seinem Bericht stellte der deutsche Zensor fest: «Ungeachtet der Tatsache, dass es jetzt mehr Briefe gibt, die einen ziemlich schwachen Glauben an den Endsieg erkennen lassen, zeugt die Post insgesamt immer noch von starker Zuversicht. Dem Führer vertrauen sie immer noch wie eh und je, und manche glauben sogar, dass das Schicksal des deutschen Volkes allein von ihm abhängt.» Die wesentliche Einschränkung bestand in zunehmenden Zweifeln an den neuen Waffen sowie in der Ansicht, alle Bemühungen seien «nutzlos, sofern die neuen Waffen nicht schon sehr bald eingesetzt werden».<sup>93</sup>

Unter höheren Offizieren gab es zwar unterschiedliche Einstellungen zur NS-Führung, aber keine Anzeichen für Illoyalität gegenüber Hitler. Für den Fortbestand des Regimes war das entscheidend. Selbst diejenigen, die vom Nationalsozialismus keineswegs begeistert waren, konnten auch in ihren Privatbriefen immer noch vieles Lobenswerte an Hitler finden. Oberst Curt Pollex, der in Döberitz, an einer Truppenausbildungsstätte westlich von Berlin, mit einem Offizierslehrgang betraut war, sah die Partei und die Bonzen an ihrer Spitze in Bemerkungen, die er Ende Dezember seinem Tagebuch anvertraute, kritisch, äusserte sich aber schmeichelhaft über Hitler. Zur Notwendigkeit des Nationalsozialismus und zum gerechten Charakter des Krieges (für den er Roosevelt und Stalin verantwortlich machte) äusserte er sich positiv. Deutschland habe den Versailler Vertrag brechen müssen, behauptete er, und der Zeitpunkt des Krieges sei richtig gewählt gewesen. Einige von Hitlers Handlangern sei-



en Gauner und Idioten, die ihn und das Volk betrogen hätten. Doch ungeachtet offensichtlicher krasser Fehler in militärischen Fragen, «grossmäulige [r] Propaganda» und sonstigen Unsinns war Oberst Pollex immer noch der Ansicht, dass die Staatsführung in die richtige Richtung ging. Sollte Hitler krank sein und es nicht mehr schaffen, spile er zurücktreten; aber kein anständiger, urteilsfähiger Mensch solle geringschätzen, was er geleistet habe.<sup>94</sup>

Abgesehen von fortbestehender Treue zu Hitler gab es im Offizierskorps immer noch einen unabhängigen «Ehrenkodex». Der Mitwirkung an Gräueln während der Ostfeldzüge hatte er nicht im Weg gestanden, aber er erwies sich als Hindernis für Handlungen, die den Kriegseinsatz hätten unterminieren können. Generalmajor Johannes Bruhn, der Befehlshaber einer Volksgrenadier-Division, der dann im November 1944 an der Westfront gefangengenommen wurde, galt bei den Alliierten als «nazi-feindlich» eingestellt. Er sprach von Vorschlägen, die aus der Schweiz kamen und die darauf zielten, dass deutsche Generäle die Waffen niederlegen sollten. «[D]as verträgt sich aber überhaupt nicht mit der Ehre, das geht überhaupt nicht, das ist völlig ausgeschlossen», bemerkte er gegenüber Offizierskameraden, ohne zu wissen, dass er von seinen britischen Bewachern abgehört wurde. «Das Offizierskorps liebt seine Heimat und hat überhaupt in der eigenen Anständigkeit, nach der es immer lebt, nach den Ehrbegriffen [sic], wie ein gläubiges Kind hält es gar nicht für möglich, dass man unanständig geführt wird, und dass die Führung anders ist, wie sie es sagt, und dass sie ihre Hände mit Blut befleckt hat usw., in der abscheulichsten Art und Weise.»<sup>95</sup>

Derartige Mosaiksteine lassen sich nie zu einem vollständigen Bild zusammenfügen. Soweit sich hier verallgemeinern lässt, sieht es so aus, als sei es um die Moral in der Wehrmacht etwas besser bestellt gewesen als in der Zivilbevölkerung. Es gab ein breites Spektrum von Einstellungen, und wie bei der Zivilbevölkerung waren unter Soldaten Skepsis, Apathie und Resignation anzutreffen, daneben Angst um die Lieben, die unter den Bombenangriffen zu leiden hatten und in ihnen umkamen, sowie Sorge um die Zukunft. Bezeichnend ist eine Zunahme der Fälle von Fahnenflucht – einem Vergehen, auf das die Todesstrafe stand.<sup>96</sup> in der zweiten

Hälfte des Jahres 1944 wurden monatlich etwa 350 Angehörige der Wehrmacht wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt.<sup>97</sup> Die genauen Motive der Deserteure lassen sich nicht leicht ermitteln. Wahrscheinlich spielten Angst und Verzweiflung eine grosse Rolle. Die meisten Soldaten waren jetzt ebenso wie die Zivilbevölkerung kriegsmüde und sehnten sich einfach danach, dass der Kampf ein Ende finden möge, damit sie das tägliche Elend hinter sich lassen und wieder in die Heimat zurückkehren konnten. Es gab jedoch auch Engagement, Entschlossenheit, ein Gefühl der patriotischen Pflicht sowie bei einer Minderheit immer noch einen Glauben an Hitler. Die grosse Mehrheit der Soldaten tat – wahrscheinlich ohne grosses Nachdenken –, was ihre Offiziere ihnen befahlen. Der fraglose Gehorsam, der nicht nur in Deutschland das Axiom des militärischen Lebens war, herrschte auch weiterhin vor. «Will aber die Truppe nicht, dann ist alles hoffnungslos», bemerkte Oberst Pollex.<sup>98</sup> Trotz alledem *wollten* die Truppen kämpfen – oder zumindest waren sie dazu bereit. Was immer sie über den Krieg, über Hitlers Führung, Deutschlands Elend oder ihre eigenen Überlebensaussichten dachten, die überwältigende Mehrheit der einfachen Soldaten gedachte nicht, etwas anderes zu tun, als den Kampf fortzusetzen. Anders als in den letzten Monaten des Ersten Weltkriegs bestand bei den Mannschaften keine Gefahr einer Meuterei, die zu einem inneren Zusammenbruch hätte führen können.

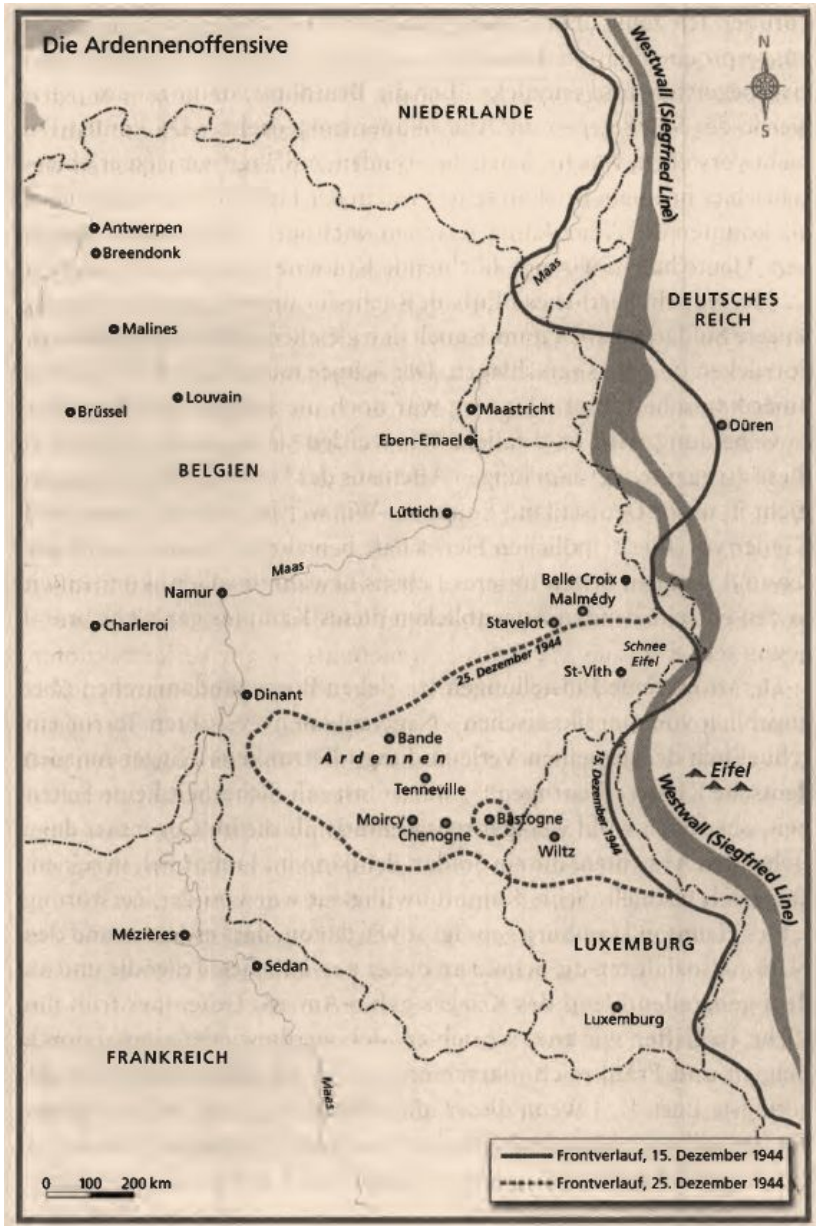
## V

Bei den deutschen Soldaten, die am frühen Morgen des 16. Dezember in die Ardennen vorrückten, herrschte sogar Optimismus. Nach Angaben von General von Manteuffel glaubten viele immer noch an Hitlers Fähigkeit, mit neuen «Wunderwaffen» und U-Booten das Blatt zu wenden, und sie betrachteten es als ihre Aufgabe, für ihn Zeit zu gewinnen.<sup>99</sup> Die ersten Stadien der Offensive waren so erfolgreich, dass der Optimismus und der Glaube gerechtfertigt zu sein schienen. Die Geheimhaltung der Operation hatte glänzend funktioniert: Die Alliierten wurden völlig überrascht. Und

das schlechte Wetter, das alliierte Luftschläge erheblich behinderte, war genau das, was die Deutschen brauchten. Vorgeschobene feindliche Stellungen wurden rasch überrollt. Auf der nördlichen Flanke kam Dietrichs 6. Panzerarmee, die mit schlechten Strassen und Transportschwierigkeiten wie auch mit verbissenem Widerstand zu kämpfen hatte, nur relativ langsam voran, obgleich zu ihren am Weitesten vorgeschobenen Truppen auch das SS-Panzerregiment I unter dem Kommando des brutalen SS-Obersturmbannführers Joachim Peiper gehörte, das auf seinem Wege eine Spur von Gräueltaten hinterliess und in der Nähe von Malmédy über 80 amerikanische Kriegsgefangene ermordete. Weiter südlich erzielte Manteuffels 5. Panzerarmee anfangs spektakuläre Fortschritte, durchbrach die amerikanischen Linien, nahm etwa 8'000 bis 9'000 Gefangene und schlug eine über 30 Kilometer breite Bresche in die Front. Manteuffels Truppen strömten durch die Öffnung und waren bis zum 18. Dezember – allerdings immer noch langsamer als vom Einsatzplan vorgesehen, da sie von kaum passierbaren Strassen und gesprengten Brücken aufgehalten wurden – etwa 100 Kilometer weit, fast bis an die Maas, vorgestossen, als sie am Verkehrsknotenpunkt Bastogne auf hartnäckigen amerikanischen Widerstand stiessen. Wenn der geplante Vormarsch auf Antwerpen auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg haben sollte, musste diese Stadt eingenommen und die Maas überquert werden. Doch die Offensive verlangsamte jetzt ihr Tempo. Und am 19. Dezember stellte Eisenhower die Angriffshandlungen an der übrigen Front ein, um beschleunigt Verstärkungen an die Maas zu schicken. Hitlers] Offensive stand vor dem Stillstand.<sup>100</sup>

Den Soldaten war das keineswegs klar. Ein Leutnant war an diesem Tag beeindruckt, so schrieb er in sein Tagebuch, als die «endlosen Kolonnen von Gefangenen vorbeiziehen; zuerst etwa hundert, die Hälfte davon Neger, später dann weitere tausend». Als sein Fahrzeug halten musste, war es, wie er feststellte, kein anderer als Generalfeldmarschall Model selbst – «ein kleiner, unauffällig aussehender Mann mit einem Monokel» –, der den Verkehr regelte. Die Strassen seien, so schrieb er weiter, «von zerstörten amerikanischen Fahrzeugen, Autos und Panzern übersät. Eide weitere Kolonne von Gefangenen zieht vorüber. Ich zähle über tausend

## Die Ardennenoffensive



Mann.»<sup>101</sup> Ein anderer Leutnant mit ausgesprochen nationalsozialistischen Ansichten war von der Offensive begeistert und entzückt über die Brutalität, da er meinte, jetzt werde der Spiess gegen die Amerikaner umgedreht. «Du kannst Dir nicht vorstellen, was für herrliche Stunden und Tage wir jetzt erleben», schrieb er in einem Brief an seine Frau in der Heimat. «Es sieht so aus, als könnten die Amerikaner unserem wichtigen Stoss nicht widerstehen. Heute haben wir eine flüchtende Kolonne überholt und erledigt. [...] Es war ein herrliches Blutbad, Rache für unsere zerstörte Heimat. Unsere Soldaten haben immer noch den gleichen alten Schneid. Immer vorrücken und alles zerschlagen. Der Schnee muss sich rot färben von amerikanischem Blut. Der Sieg war noch nie so nahe wie jetzt. Die Entscheidung wird bald fallen. Wir werden sie ins Meer schmeissen, diese arroganten, grossmäuligen Affen aus der Neuen Welt. Sie werden nicht in unser Deutschland kommen. Wir werden unsere Frauen und Kinder vor aller feindlichen Herrschaft bewahren. Wenn wir alle zarten und schönen Seiten unseres Lebens bewahren sollen, können wir in den entscheidenden Augenblicken dieses Kampfes gar nicht brutal genug sein.»<sup>102</sup>

Derart extreme Einstellungen (zu denen Propagandamärchen über angeblich von amerikanischen «Negersoldaten» verübten Terror einschliesslich der gemeinen Verleumdung «Betrunkene Nigger morden deutsche Kinder» beitrugen<sup>103</sup>) waren fast mit Sicherheit keine Seltenheit, aber doch wohl weniger repräsentativ als die im Gegensatz dazu stehenden Ansichten, die ein Soldat, der dann im Januar fiel, in seinem Tagebuch festhielt. Seine Kampfunwilligkeit war von der Zerstörung seines Heims in Hamburg geprägt sowie davon, dass er Hitler und den Nationalsozialisten die Schuld an dieser persönlichen Tragödie und an dem generellen Elend des Krieges gab. «Am 16. Dezember früh um 5 Uhr 30 griffen wir an», schrieb er. «Ich werde wieder einmal durch Belgien und Frankreich marschieren, aber ich habe dazu nicht die geringste Lust. [...] Wenn dieser idiotische Krieg [nur] zu Ende ginge. Warum sollte ich kämpfen? Es geht nur um die Existenz der Nazis. Die Überlegenheit unseres Gegners ist so gross, dass es sinnlos ist, dagegen anzukämpfen.»<sup>104</sup>

Was die meisten Soldaten empfanden, als sie in die Ardennen vorrückten, lässt sich unmöglich einschätzen. In erster Linie galten ihre Gedanken wahrscheinlich dem Überleben, verbunden mit der kühnen Hoffnung, diese Offensive könne sich tatsächlich als Wendepunkt auf dem Weg zu einem Frieden erweisen. Briefe und Tagebuchnotizen von Soldaten, die in den Ardennen und an anderen Fronten eingesetzt waren, lassen darauf schließen, dass derartige Hoffnungen weit verbreitet waren. «Ich glaube, der Krieg im Westen wendet sich wieder», schrieb ein Gefreiter der 3. Panzer-Grenadierdivision am 17. Dezember. «Hauptsache, der Krieg ist bald entschieden, und ich komme wieder zu meinem lieben Frauchen, und wir bauen uns wieder ein neues Heim auf. Das Radio spielt jetzt gerade Glocken der Heimat.»<sup>105</sup> Ein anderer Gefreiter erfuhr von dem Angriff, als Generalfeldmarschall Model's Proklamation an seine Soldaten in den Kasernen verlesen wurde. «Hoffentlich kommt jetzt die Wandlung für Deutschland zu einem erfolgreichen Endkampf und damit dem Frieden in absehbarer Zeit», schrieb er in sein Tagebuch.<sup>106</sup> Ein in Kurland stationierter Unteroffizier teilte diese Ansicht. «Die Mitteilung des gestrigen OKW-Berichtes, dass die Offensive im Westen begonnen hat, wird Euch sicherlich mit tiefer Freude erfüllt haben», schrieb er. «Wir alle waren hier ganz begeistert, vor Weihnachten hatte keiner mehr damit gerechnet. Hoffen wir, dass sie die Entscheidung und damit das Ende des Krieges im Westen bringen möge.»<sup>107</sup>

In der Heimat besserte sich angesichts der Nachricht von der Offensive plötzlich ebenfalls die Stimmung. Die erste Information erhielt die Öffentlichkeit durch den kurzen OKW-Bericht vom 18. Dezember. Goebbels war in Hochstimmung und nur zu gern bereit, sich selbst das Verdienst dafür zuzuschreiben, dass diese Offensive möglich geworden war, da er doch mit seiner rücksichtslosen Kampagne für den totalen Kriegseinsatz Truppen verfügbar gemacht hatte, die an ihr teilnahmen. Seiner Ansicht nach zeigte es, was sich mit Zähigkeit, Hartnäckigkeit und der Weigerung, angesichts von Schwierigkeiten zu kapitulieren oder sich durch «kleinere Rückschläge» entmutigen zu lassen, erreichen liess. Dennoch riet er zu Vorsicht bei der Berichterstattung, um keine übertriebenen Erwartungen zu wecken.<sup>108</sup> In den Zeitungen wurde über die Offensive

erstmal am 19. Dezember berichtet, und zwar entsprechend den Goebbels'schen Anweisungen ohne Fanfarenstösse.<sup>109</sup> Die Reaktionen auf den deutschen Angriff erfolgten dennoch unverzüglich, und sie waren überaus enthusiastisch. Als erste Reaktionen auf die OKW-Nachricht verzeichneten die Propagandaämter «eine grosse Überraschung und eine tiefe innere Freude». Es gab das Gefühl, dass man «wie von einem Alpdruck erlöst» sei. «Welch! [sic] Ein schönes Weihnachtsgeschenk!» – das war eine Meinung, die man häufig hörte. Dass eine derartige Offensive hatte gestartet werden können, hatte das Vertrauen in die Führung und auf die Stärke des Reiches an und für sich schon bedeutend erhöht, auch wenn völlig klar war, «dass nicht sofort ganz Frankreich und Belgien wiederoberobert würden».<sup>110</sup> Einen Tag später war Goebbels davon überzeugt, dass die Wirkung auf die Moral im Reich ohne Zweifel spürbar sei. «Die wenigen Sätze im OKW-Bericht vom Montag [18. Dezember] haben eine Stimmung im Lande hervorgerufen, die an die ganz grossen Zeiten unserer Offensiven erinnert», notierte er. «In Berlin wird am Abend die gesamte Weihnachts-Schnapszuteilung verkonsumiert. Das Volk ist auf das Tiefste beglückt darüber, dass wir militärisch wieder die Initiative an uns gerissen haben, vor allem da niemand in der Öffentlichkeit ausser wenigen Wissenden das erwartet hatte. Umso grösser ist deshalb die Überraschung.»<sup>111</sup>

Die eigenen Propagandaagenten der Wehrmacht, die sich heimlich in Berlin umhörten, bestätigten die «sehr gute Stimmung», versuchten allerdings den übermässigen Optimismus der «Hurratrioten» zu dämpfen. Manche wafen der Ansicht, die Franzosen und Belgier würden die deutschen Truppen diesmal mit offenen Armen empfangen, nachdem sie Gelegenheit gehabt hätten, die «anglo-amerikanische Besatzung» kennenzulernen.<sup>112</sup> Einen positiven Eindruck gewannen auch Beobachter, die nicht zum deutschen Propagandaapparat gehörten. Ein schwedischer Korrespondent in Berlin berichtete von grosser Begeisterung über die Nachricht von der Offensive, von Hochgefühl und Zuversicht bei den Soldaten und von einer Aufhellung der düsteren Stimmung, die vorher geherrscht hatte.<sup>113</sup> Doch die Euphorie konnte nicht von Dauer sein. Schon zu Weihnachten war sie im Schwinden.

Einige Tage lang blieben die Nachrichten von der Front positiv. Hitler selbst war in Hochstimmung, wie verjüngt.<sup>114</sup> Am 21. wurde die kleine Stadt Saint-Vith nördlich der Front eingenommen, aber weiter im Süden hielt das wichtigere Bastogne, das schwer belagert wurde (und dabei drei deutsche Divisionen band), immer noch durch Manteuffels Truppen von der 5. Panzerarmee, die im Schlamm steckenblieben und auch auf heftigen Widerstand stiessen, kamen nur langsam voran. Am 23. Dezember erreichten sie etwa sieben Kilometer von der Maas entfernt, östlich von Dinant, Buissonville und Celles. Weiter kamen sie aber nicht. Der Höhepunkt der Offensive war bereits überschritten.

Rundstedt hatte am 20. Dezember Zweifel an den Chancen geäussert, die Maas zu überqueren (Model war zu diesem Zeitpunkt allerdings noch optimistischer).<sup>115</sup> Karl Otto Saur, der schon fast so weit war, Speer als Hitlers Liebling im Rüstungsministerium abzulösen, erklärte nach dem Krieg, ihm sei schon am 19. Dezember klar gewesen, dass die Offensive missglückt sei (was bedeutete, dass dies der Tag war, an dem er wusste, dass der Krieg verloren war).<sup>116</sup> Model bedeutete am 23. Dezember Speer, dass die Offensive gescheitert sei.<sup>117</sup> Wie General Guderian später bemerkte, war jedem Soldaten, der Augen im Kopf hatte, am 24. Dezember klar, dass die Offensive endgültig zusammengebrochen war.<sup>118</sup> Zu Weihnachten hatten die amerikanischen und britischen Verstärkungseinheiten, die man eilig in das Gebiet verlegt hatte, die alliierten Verteidigungsstellungen gefestigt. Am 26. Dezember brachen Panzereinheiten aus Pattons 3. US-Armee, die nach Norden gestürmt waren, schliesslich zu den eingekesselten amerikanischen Truppen in Bastogne durch und beendeten die Belagerung.<sup>119</sup> Model hoffte immer noch vergeblich auf eine Umgruppierung der Kräfte, um in der Nähe von Bastogne die Initiative wieder an sich zu reissen und zumindest an beschränkteren Zielen als Antwerpen festzuhalten, welches, wie er eingestand, jetzt unerreichbar war. Der Vormarsch Manteuffels war jedoch beendet. Er war zunächst spektakulär gewesen, kam aber nicht weiter voran.

Unterdessen hatte sich das Wetter gebessert, und die alliierte Luftwaffe konnte jetzt in vollem Umfang ihre Überlegenheit ausspielen; mit unab-



lässigen Angriffen – die Alliierten flogen sechsmal so viele Einsätze wie Görings gelähmte Luftwaffe – bombardierten sie die deutschen Nachschublinien. Verstärkungen von Menschen und Material liessen sich, wie Rundstedt am 27. Dezember einräumte, unter diesen Umständen nicht heranführen.<sup>120</sup> Die alliierten Verluste von 76'890 Gefallenen, Verwundeten oder Gefangenen lagen zwar höher als die 67'461 auf deutscher Seite. Doch die deutschen Verluste konnten ebenso wenig ersetzt werden wie die 600 Panzer, die die Alliierten zerstört hatten. Wie immer rpan es auch beschönigte, die letzte deutsche Grossoffensive war gescheitert.

Der deutschen Öffentlichkeit kam dieses Scheitern nur allmählich zu Bewusstsein. Goebbels fing schon bald an, Rückschläge bei der Offensive anzudeuten, und akzeptierte am 29. Dezember, dass der Vormarsch nicht weiterkam und dass die Deutschen glücklich wären, wenn sie an ihren Geländegewinnen festhalten könnten. Doch es dauerte eine gewisse Zeif, bis sich diese Erkenntnis in der Bevölkerung durchsetzte. Als das Ende des Jahres näherrückte, ohne dass die Offensive vorankam, hatten viele Menschen, so Goebbels, immer noch hochgespannte Hoffnungen, die von Soldaten genährt wurden, welche aus dem Westen zurückkehrten und davon sprachen, dass man vor Neujahr Paris erreichen werde. Das war «natürlich ausgemachter Quatsch», bemerkte er, fügte aber hinzu: «Jedenfalls sind weite Teile des deutschen Volkes davon überzeugt, dass der Westkrieg in absehbarer Zeit beendet werden könnte.»<sup>121</sup> Doch nur zwei Tage später, am letzten Tag des Jahres 1944, lieferte er auf der Basis von Berichten aus den regionalen Propagandaämtern eine gegensätzliche Einschätzung. Jetzt hiess es, «[d]as deutsche Volk knüpfe an die Westoffensive [...] keine übertriebenen Illusionen» und verbinde mit ihr nur «kleinere Ziele, wenngleich natürlich jeder von Herzen wünscht, dass wir im Westen zu einem entscheidenden Schlag kommen würden».<sup>122</sup> Die Blase war geplatzt. Das war eine ernüchternde Rückkehr zu den Realitäten. Ein im Westen stationierter Offizier zog seine eigenen Schlüsse aus Generalfeldmarschall Models Neujahrsansprache an seine Soldaten, in der er erklärt hatte: «Ihr habt die Prüfungen des Jahres 1944 bestanden. Ihr habt

die Wacht am Rhein gehalten!» Das hiess, so der Offizier: «Nachdem man die Festung Europa aufgeben musste, bedeutet Halten der Festung Deutschland in der Tat einen Erfolg.»<sup>123</sup>

## VI

Nach dem Scheitern der Ardennenoffensive war es – sieht man von den unverbesserlichen Optimisten ab, die sich auf die kommenden «Wunderwaffen» oder auf einen Bruch der alliierten Koalition versteiften – so gut wie unmöglich, sich noch weiter realistische Hoffnungen auf ein positives Ende des Krieges für Deutschland zu machen. Fast alle Deutschen konnten sehen, dass das Regime zum totalen Untergang verdammt war. Auf den Ebenen unterhalb Hitlers, der wie immer jede Alternative zur Fortsetzung des Kampfes ausschloss, gab es jedoch niemanden, der fähig oder gewillt gewesen wäre, darauf zu reagieren. Intern änderte sich also nichts.

Das sechste Kriegsweihnachten war eine gedämpfte Angelegenheit; viel wurde davon geredet, weiter den ersehnten Frieden anzustreben, und mehr noch davon, im Kampf gegen mächtige Feinde durchzuhalten. Auf der jämmerlichsten Neujahrsfeier seit Menschengedenken hatten Hitlers Ermahnungen kaum Hoffnungen auf grössere Veränderungen im Jahr 1945 zu bieten. Mochten auch die Propagandaämter routinemässig überschwängliche Ergüsse über die belebende Wirkung der «Führerrede» von sich geben, so liess sich doch unmöglich die weitverbreitete Enttäuschung darüber verbergen, dass Hitler zum Einsatz neuer Waffen, zum Stand der Offensive im Westen (die er noch nicht einmal erwähnte) und, was das Wichtigste war, zur Bekämpfung des Luftterrors keinerlei Rückenstärkung zu bieten hatte. Viele Menschen hatten, so hiess es (ohne eine Spur von Ironie), am Schluss der Rede Tränen in den Augen. Manche waren allerdings nicht in der Lage, sie zu hören, weil sie keinen Strom hatten.<sup>124</sup> Trotz aller bombastischer Worte und des altbekannten Gifts, das gegen die «jüdisch-internationale Weltverschwörung» verspritzt wurde, die es angeblich auf die Vernichtung Deutschlands abgesehen habe, konnte Hitlers Rede nicht mehr versprechen als noch mehr Entbehrungen sowie wei-

teres Leiden und Blutvergiessen, für die ein Ende nicht in Sicht war.<sup>125</sup> Ungeachtet der miserablen Aussichten gab es für die einfachen Menschen an der Basis der Gesellschaft, im zivilen wie militärischen Bereich, kaum eine andere Möglichkeit, als sich mit ihrem Alltagsleben weiter abzumühen.

Das NS-Regime war immer noch eine unendlich starke Diktatur, die in zunehmender Bedrängnis zusammenhielt und die bereit war, bei der Kontrolle und Reglementierung der deutschen Gesellschaft an so ziemlich allen Punkten zu immer brutalerer Gewalt zu greifen. Sie liess nur wenig Raum für Opposition – die offensichtlich ebenso selbstmörderisch wie vergeblich gewesen wäre. Mit einer Begeisterung unterschiedlichen Grades, die von hundertfünfzigprozentigen Durchhaltekämpfern bis hin zu der Mehrheit reichte, die einfach mechanisch mitmachte, tat die hohe wie niedere Beamtschaft nach wie vor ihre Pflicht. Auch die meisten Beschäftigten des Staatsapparats konnten keine Alternative sehen. So drehten sich die bürokratischen Räder weiter, und mit ihnen wurden die unerbittlichen Kontrollen beibehalten. Kein Gegenstand, mochte er auch noch so trivial sein, entging ihrer Aufmerksamkeit. Mitten in der Vielzahl der Sorgen örtlicher Beamter, die versuchten, mit gewaltigen gesellschaftlichen Verwerfungen nach Luftangriffen, mit Flüchtlingsproblemen, Wohnraumknappheit, Lebensmittelrationierung und zahlreichen anderen Problemen fertig zu werden, verloren sie nie die Notwendigkeit aus den Augen, Formulare auszufüllen und sie zur Genehmigung offiziell abstempeln zu lassen. Beamte in der Münchner Polizeiverwaltung verbrauchten im Dezember 1944 Zeit und Kraft (sowie haufenweise kostbares Papier), um dafür zu sorgen, dass für fünf Aufwischeimer, die bei dem kurz zuvor erfolgten Luftangriff verloren gegangen waren, Ersatz bestellt wurde, um herauszufinden, wie sie Exemplare von Amtsblättern erhalten sollten, die nach den Vorschriften von Postämtern kommen sollten (die jetzt allerdings zerstört waren), oder um die Genehmigung zu erhalten, einen funktionsfähigen Heizofen in die Polizeizentrale mitzunehmen, die nach dem letzten Bombenangriff keine Heizung mehr hatte.<sup>126</sup> An der Spitze der bürokratischen Leiter hatte Lammers, der Chef der Reichskanzlei, dessen Befugnisse mittlerweile weitgehend von Bormann usurpiert

worden waren, wenig mehr zu tun, als die Reichsbehörden an den Wunsch des «Führers» zu erinnern, dass der Versand von Weihnachts- und Neujahrskarten stark eingeschränkt werden sollte, um die Belastung für das Verkehrswesen und die Post zu verringern.<sup>127</sup>

Die sich in ihren Zuständigkeiten überschneidenden und häufig miteinander konkurrierenden Stellen der Parteibürokratie waren ebenso schwerfällig und für die gewöhnlichen Bürger noch repressiver. Praktisch jeder Aspekt der Zivilverteidigung wurde jetzt von der Partei inszeniert. Das häufige Heulen der Sirenen führte neben einer Vielzahl anderer Aufgaben zu hektischen Versuchen, die Menschen in Luftschutzräume zu drängen, die Beseitigung der Schäden nach der Verwüstung zu organisieren, zu versuchen, den Ausgebombten (mithilfe der hoffnungslos überforderten NSV) Fürsorge und Unterbringung zukommen zu lassen und eine notdürftige Lebensmittelverteilung einzurichten (die sich immer noch bemerkenswert gut hielt, im Gegensatz zu den Verhältnissen gegen Ende des Ersten Weltkriegs, als fast eine Hungersnot drohte). In einer anderen Gesellschaft hätten solche Bemühungen auf Dankbarkeit und Zustimmung stossen können. Inzwischen konnten jedoch nur noch wenige, die nicht zu den Extremisten gehörten, sehr viel anderes als Gefühle des Zorns und der Erbitterung bezüglich der Parteifunktionäre aufbringen, die selbst in diesem Stadium ihre Fürsorgebemühungen mit unaufhörlicher Propagandaaktivität und mit Überwachung und Verfolgung verbanden, die für jeden, der aus der Reihe tanzte, schlimme Konsequenzen haben konnte.

Auf höherer Parteiebene hatten die Gauleiter, wie immer es mit ihrer zunehmenden inneren Verzweiflung über die sich nach den kurzfristig geweckten Hoffnungen stetig verschlechternde Lage aussah, kaum eine andere Wahl, als Hitler treu zu bleiben. In ihren jeweiligen Provinzen waren sie immer noch Eminenzen, die über reale Macht verfügten und grausame Repression gegen alle niederen Sterblichen ausüben konnten, die eine Bedrohung darzustellen schienen. Jenseits ihres eigenen Herrschaftsbereichs waren sie jedoch eine zerstrittene Gruppe, die nicht zu einem geeinten positiven Handeln in der Lage war, um dem zunehmenden Sog der Selbst-

zerstörung zu entrinnen, und deren einzige Gewissheit darin bestand, dass ihr eigenes Schicksal an das unvermeidliche Ableben des Regimes gekettet war.

Die Überlebensstrategien variierten, aber meist gab es dabei eine gewisse Weigerung, der Realität ins Auge zu blicken. Göring gehörte wahrscheinlich zu den Realistischeren, wenn er die nicht wieder rückgängig zu machende Zerstörung der Luftwaffe eingestand, aber er stattete immer noch häufig Flugplätzen Besuche ab, um seine demoralisierten Flugzeugbesatzungen anzuspornen. So weit wie möglich zog er sich in sein schlossartiges Landhaus Carinhall in der Schorfheide, 65 Kilometer nördlich von Berlin, zurück, in sichere Entfernung von Hitler und dem bösartigen Einfluss Bormanns. Dort konnte er sich mit liebedienerischen Freunden und Verwandten umgeben, in ausgefallene Gewänder hüllen, seine Kodeinpillen schlucken und das Versagen der Luftwaffengeneräle beklagen.<sup>128</sup> Er war schon seit Langem eine verbrauchte Kraft.

Ribbentrop bestand auch nach Ablauf der ersten Januarwoche immer noch darauf, dass die Ardennenoffensive ein Erfolg gewesen sei, und er erklärte dem japanischen Botschafter Oshima Hiroshi: «Deutschland hat jetzt überall die Initiative.» Steif und fest behauptete er, die alliierte Koalition müsse zerbrechen, wenn Deutschland und Japan bis Ende 1945 durchhalten könnten, und er gab sich Illusionen hin, dass auch noch zu diesem späten Zeitpunkt Friedensverhandlungen möglich wären.<sup>129</sup>

Robert Ley verfiel, wenn er nüchtern war, in Schwärmereien über eine kommende soziale Revolution; zugleich war er nach wie vor einer der fanatischsten Statthalter Hitlers, der für eine Kraftprobe mit dem Feind eintrat, bei der es um alles oder nichts ging.<sup>130</sup>

Bormann war ebenfalls einer, der Anwandlungen von Fantasterei hatte, und Gleiches galt offenbar für seine Frau Gerda. In einem Brief, den er am 26. Dezember an sie schrieb, als die Ardennenoffensive und mit ihr Deutschlands letzte militärische Hoffnung auf einen Erfolg im Sand verlief, sprach er von ihren «Vorstellungen über künftige Dinge», die er als «keineswegs extravagant» bezeichnete, und umriss dann sein eigenes Szenario für die Zukunft. «Es besteht kein Zweifel daran, dass wir in Zukunft gezwungen sein werden, wichtige Fabriken und derglei-

chen tief unter der Erdoberfläche zu bauen. Überall dort, wo Städte und Dörfer an einem Hang gebaut werden, wird es erforderlich sein, sogleich tiefe Stollen in den Hügel oder das Gebirge zu graben, mit speziellen Kellern – Vorratsräumen – für alle Bewohner. Auf den neuen Gutshöfen, die wir im Norden errichten werden, wird man die Gebäude mit drei oder vier Kellern bauen müssen, und an verschiedenen Stellen müssen für die gesamte Dorfgemeinschaft gleich von Anfang an gemeinschaftliche Schutzräume eingerichtet werden.» Gerda fand die Pläne für die Bauvorhaben nach dem Krieg faszinierend, war aber «unendlich wütend über den Gedanken, dass wir, mit unserer angeborenen Sehnsucht nach Licht und Sonnenschein, von den Juden gezwungen sein sollten, unsere Wohnstätten so einzurichten, als seien wir Wesen der Unterwelt».<sup>131</sup>

Über Himmler, der als Oberbefehlshaber der neu gebildeten Heeresgruppe Oberrhein vorübergehend im Schwarzwald stationiert war, kursierten Mitte Dezember Gerüchte, er sei im Führerhauptquartier in Ungnade gefallen. Er hielt an der Überzeugung fest, Grossbritannien werde zu der Einsicht gelangen, dass es in seinem Interesse liege, sich mit Deutschland zusammenzutun, um die auf dem Kontinent vorrückende sowjetische Macht zu bekämpfen. Sich selbst hielt er für einen unentbehrlichen Akteur dieses fortgesetzten Kampfes.<sup>132</sup> Goebbels war immer noch einer der klarer blickenden führenden Nationalsozialisten, der sich über die Chancen eines grossen Triumphs in den Ardennen von Anfang an vorsichtig geäussert hatte. Auch er beschloss jedoch das Jahr in guter Stimmung, davon überzeugt, dass die Offensive die Kluft zwischen den Alliierten vertieft habe und dass die Deutschen die Initiative im Westen zurückgewonnen sowie den Druck auf die Westfront verringert hätten.<sup>133</sup> Am wenigsten gab sich in der NS-Führung der rätselhafte Speer irgendwelchen verstiegenen Illusionen hin. Er kannte das volle Ausmass der wirtschaftlichen Notlage Deutschlands. Und er hatte mit eigenen Augen die Realitäten der Ardennenoffensive gesehen, hatte erkannt, wie hoffnungslos – ungeachtet der anfänglichen Erfolge – der Versuch war, sich dem Würgegriff gewaltig überlegener feindlicher Kräfte zu entwinden. Für Speer war, so behauptete er später, «[m]it der Ardennen-Offensive

[...] der Krieg zu Ende» gewesen. Gefolgt habe nur noch die verzögerte Besetzung des Landes durch den Feind.<sup>134</sup> Doch Speers Hunger nach Macht und Einfluss wie auch seine immer noch bestehenden Ambitionen, in einer Welt nach Hitler eine Rolle zu spielen, liessen ihn weitermachen. Mochte er sich auch mit Deutschlands bevorstehender Niederlage noch so endgültig abgefunden haben, er sah keinen Ausweg – und keine andere Handlungsweise, als zu tun, was er konnte, um den deutschen Kriegseinsatz fortzusetzen.

Unter den Generälen – ausserhalb der Führung des OKW, wo, in unmittelbarer Nähe Hitlers, immer noch Illusionen vorherrschten – war die Einsicht weit verbreitet, dass die Verteidigungsstellungen jetzt verzweifelt überdehnt waten, die Ressourcen so gut wie aufgebraucht und die Chancen, mächtige Feinde abzuwehren, minimal. Der General der Waffen-SS Karl Wolff, früher Chef des persönlichen Stabes von Himmler und jetzt «Bevollmächtigter General der deutschen Wehrmacht in Italien», gelangte durch Gespräche mit jungen SS-Offizieren, die zur Angriffsspitze der Ardennenoffensive gehört hatten, schliesslich zu der Überzeugung, dass der Krieg unwiderruflich verloren sei.<sup>135</sup> Guderian sprach wahrscheinlich für die Mehrheit der Generäle, wenn er seine Frustration über Hitlers Führung und die krasse Unbeweglichkeit äusserte, die Deutschlands Position noch verschlimmert hatte. Er räumte ein, wie gross die Übermacht war, mit der es die Wehrmacht angesichts des gewaltigen Missverhältnisses zwischen der eigenen militärischen Macht und der des Feindes zu tun hatte. Dennoch hatte er das Gefühl, es sei notwendig, auch weiter alle Kraft auf den Kampf zu verwenden, mit dem der Angriff auf das Reich abgewehrt und Zeit gewonnen werden sollte 4 bis vielleicht die alliierte Koalition zerbrechen würde, bis vielleicht der Albtraum auf dem Verhandlungswege ein Ende finden könnte – bis vielleicht... irgend etwas geschähe.

Guderian war klar, was an der Ostfront zu erwarten war, aber vergeblich bemühte er sich bei Jodl um die Verlegung von Truppen aus dem Westen. Jodl weigerte sich und beharrte darauf, dass sie gebraucht würden, um im Westen die Initiative zu behalten.<sup>136</sup> Die im Elsass eingeleitete Ergänzungsoffensive mit dem Decknamen «Nordwind», für die die im Osten dringend benötigten Truppen angeblich von so entscheidender Be-

deutung waren, hatte dazu dienen sollen, die Südflanke der Hauptoffensive in den Ardennen zu unterstützen. Sie wurde am 21. Dezember von Hitler befohlen und begann zu Silvester, kam aber kaum voran und hatte sich schon am 3. Januar festgefahren.<sup>137</sup> Dieses vorhersehbare Scheitern, das zu den Verlusten infolge der Ardennenoffensive noch hinzukam, hatte zur Folge, dass die militärische Gesamtlage jetzt bedeutend schlechter war als noch Mitte Dezember. Im Westen war die Luftwaffe jetzt effektiv am Ende. Etwa 80'000 dringend benötigte Soldaten – eine Zahl, die man unter so ausserordentlichen Schwierigkeiten aufgeboten hatte – waren verloren, riesige Mengen von Rüstungsgütern waren zerstört, und die Treibstoffvorräte gingen rapide zu Ende. Im Osten konnte man der erwarteten Offensive nur mit grösster Besorgnis entgegensehen, die durch die Verluste im Westen noch verschlimmert wurde. Dennoch fiel den Generälen nichts anderes ein, als Hitlers Befehlen zu folgen, auch wenn sie sie für noch so wahnsinnig hielten. Es gab weder den Willen noch die organisatorische Kapazität, um seiner Autorität als Gruppe entgegenzutreten oder sich ihm gar als Einzelner zur Abwendung der drohenden Katastrophe mit einem Ultimatum zu stellen. Einen Einblick in die herrschende Mentalität gestattet eine Bemerkung, die Göring Anfang November gegenüber General Werner Kreipe äusserte, der soeben von seinem Posten als Chef des Generalstabs der Luftwaffe abgelöst worden war. Kreipe hatte Göring – der immer noch optimistisch davon ausging, man werde die Feinde besiegen und deren Koalition werde zerbrechen – dringend gebeten, Hitler entgegenzutreten und ihn dazu zu drängen, einen politischen Ausweg zu finden. Der Reichsmarschall weigerte sich kategorisch und erklärte, damit würde er dem «Führer» den Glauben an sich selbst nehmen.<sup>138</sup>

An der Spitze des Regimes konnte Hitler immer noch in bewährter Manier höchste Zuversicht und Optimismus zur Schau tragen, mochte die Wirklichkeit auch noch so düster sein. Selbst in diesem Stadium war er noch in der Lage, die Menschen in seiner Umgebung anzufeuern. Und was noch schwerer wog, angesichts der Zersplitterung der untergeordneten Führung und ihrer Unfähigkeit, eine kollektive Kritik an seiner Führung vorzutragen oder gar an einen geeinten und frontalen Angriff auf



seine Autorität zu denken, konnte er auch weiterhin das Unmögliche verlangen und damit rechnen, dass seine Befehle befolgt wurden. Immer noch hoffte er und erwartete vergeblich, dass die alliierte Koalition auseinanderbrechen werde. Seine Realitätstüchtigkeit liess nach, aber sie war durchaus noch nicht verschwunden. Unter dem Firnis der Unbezähmbarkeit, die seine Rolle als «Führer» erforderte, war er sehr wohl fähig, die Konsequenzen des sich entwickelnden Desasters zu erkennen. Sein Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below fand ihn eines Abends nach dem Scheitern der Ardennenoffensive vor, wie er in deprimierter Stimmung einräumte, dass der Krieg verloren sei – was er wie üblich auf Verrat und das Versagen anderer zurückführte. Bei dem Kampf, den er jetzt führte, ging es um seinen Platz in der Geschichte – für das Land musste es ein heroisches Ende geben, keine feige Kapitulation wie 1918. Below erinnerte sich, Hitler habe gesagt: «Wir kapitulieren nicht, niemals. Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.»<sup>139</sup>

Nach dem Scheitern der Ardennenoffensive waren die Verteidigungsstellungen im Westen erheblich geschwächt. Einige Wochen lang, bis zum grossen Angriff der Alliierten im März, sollten sie jedoch noch einigermaßen standhaften. Im Osten sah die Sache anders aus: Für die Menschen in den östlichen Provinzen des Reiches stand die Katastrophe unmittelbar bevor.

## KAPITEL FÜNF

# Katastrophe im Osten

Die Maschine der Pflicht, der Wille und das selbstverständliche Muss, die letzte Kraft einzusetzen, arbeiten in uns wie automatisch, zum Denken über das grosse «Was nun?» kommt man nur selten.

Generaloberst Georg-Hans Reinhardt, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe  
Mitte, 20. Januar 1945

Die Überzeugung, dass ein Sieg der Sowjets Auslöschung des Lebens des Deutschen Volkes und auch jedes Einzelnen bedeuten würde, ist Allgemeingut aller Volksgenossen.

Propagandabericht über die Volksstimmung, 24. Januar 1945

## I

Am 12. Januar 1945 brach der Sturm los, und in den folgenden drei Wochen tobte er mit grausamer Wildheit. Bis zum Monatsende waren lebenswichtige Regionen im Osten des Reiches – Ostpreussen im Norden, Ostbrandenburg zwischen der Oder und der ehemaligen polnischen Grenze und Schlesien mit seiner unentbehrlichen Schwerindustrie im Süden – verloren gegangen, und ebenso alles, was vom besetzten Polen noch übrig war. Die Wehrmacht hatte in überaus heftigen und erbitterten Kämpfen riesige, unersetzliche Verluste erlitten. Die deutsche Zivilbevölkerung war in Panik geflohen und hatte dabei unaussprechliche Schrecknisse erlebt. Die Rote Armee stand jetzt an den Ufern der Oder, die im Osten die letzte natürliche Barriere vor Berlin bildete. Über dem Dritten Reich war das Dach eingestürzt.

Die sowjetische Grossoffensive war erwartet worden. Der Generalstab des deutschen Heeres hatte sogar genau berechnet, wann sie beginnen würde.<sup>1</sup> Als sie jedoch begann, war die Wehrmacht immer noch schlecht auf sie vorbereitet.

Hierbei kam im Wesentlichen das krasse Ungleichgewicht der Kräfte zum Ausdruck. Über die gesamte Ostfront von etwa 2'400 Kilometern Länge hinweg war die geschätzte Überlegenheit des Feindes immens: elfmal so viel Infanterie, siebenmal so viele Panzer, 20 Mal so viele Geschütze, 20 Mal so grosse Luftwaffe.<sup>2</sup> Am geringsten war die Diskrepanz im Norden der Front, in Ostpreussen, aber auch dort war sie massiv. Weiter im Süden, im mittleren Teil der Front, war sie überwältigend. Die deutschen Verluste hatten in den letzten sechs Monaten des Jahres 1944 fast so hoch gelegen wie in allen drei vorangegangenen Jahren zusammengekommen, seit dem Angriff auf die Sowjetunion, und mittlerweile hatte man praktisch alle verfügbaren Reserven – die oft aus schlecht ausgebil-

deten und untauglichen Männern bestanden – zusammengekratzt.<sup>3</sup> Der Roten Armee standen an der Weichsel zur Verteidigung eines Abschnitts von etwa 725 Kilometern Länge die 9. Armee, die 4. Panzerarmee und die 17. Armee entgegen, die alle zu der von Generaloberst Josef Harpe befehligten und in den zurückliegenden Monaten erheblich geschwächten Heeresgruppe A gehörten. Die Südflanke der Heeresgruppe in den Karpaten wurde von General Gotthard Heinricis 1. Panzerarmee geschützt. Im Norden der Front, als Schutz für Ostpreussen, das Einfallstor der russischen Invasion ins Reich im Jahr 1914, stand die neu aufgestellte Heeresgruppe Mitte unter Generaloberst Georg-Hans Reinhardt. Hier sollten die 3. Panzerarmee, die 2. und die 4. Armee zusammen mit 120 Bataillonen von etwa 80'000 schlecht ausgerüsteten Volkssturmmännern ungefähr 650 Kilometer stark befestigten Geländes decken. Alles in allem befehligte Harpe etwa 400'000 Mann, Reinhardt ungefähr 580'000. Gemeinsam hatten sie etwa 2'000 Panzer zur Verfügung.<sup>4</sup>

Ihnen gegenüber standen die bedrohlichen sowjetischen Truppen, die zum grossen Vorstoss auf die Grenzen des Reiches aufmarschiert waren. In der Mitte der Front, am mittleren Lauf der Weichsel, und zum Hauptstoss der Offensive bereit, war die 1. Weissrussische Front von Marschall Georgi Schukow aufgestellt. Marschall Iwan Konjew 1. Ukrainische Front stand weiter südlich an der Weichsel. Gemeinsam befehligten Schukow und Konjew eine eindrucksvolle Truppe von etwa 2,25 Millionen Mann, ungefähr 6'500 Panzer, 32'000 schwere Geschütze und über 4'500 Flugzeuge. Sie hatten das Ziel, etwa 500 Kilometer weit in Richtung Posen und Breslau bis zur Oder vorzudringen, die schlesische Industrieregion einzunehmen und dort zum abschliessenden Vormarsch auf Berlin Stellung zu beziehen. Im Norden, der den ergänzenden Teil der Offensive bildete, stand die 3. Weissrussische Front unter General Iwan Tschernjakowski gemeinsam mit Marschall Iwan Bagramians 1. Baltischer Front bereit, um mit dem Angriff nach Westen durch Ostpreussen zu beginnen, der auf die stark befestigte Bastion Königsberg zielte, während die 2. Weissrussische Front unter dem Befehl von Marschall Konstantin Rokossowski das Ziel verfolgte, vom Narew in Polen zur ostpreussischen

Küste vorzustossen. Ihre gemeinsame Stärke betrug fast 1,7 Millionen Mann, gestützt auf 3'300 Panzer, 28'000 schwere Geschütze und 3'000 Flugzeuge.<sup>5</sup> Der Angriff, der von Osten und Süden her ganz ähnlich wie 1914 in Richtung auf die stark befestigte Masurische Seenplatte zulief, zielte darauf, Königsberg einzunehmen, Ostpreussen vom übrigen Deutschland abzuschneiden und die grossen deutschen Kräfte, welche die Provinz verteidigten, zu vernichten.

So erdrückend auch die Verteidigungslast war, die das deutsche Heer zu tragen hatte, seine Lage wurde noch verschlimmert durch die schwerfällige und konflikträchtige Kommandostruktur der Wehrmacht, die dazu führte, dass Hitler, der an ihrer Spitze stand, unangreifbar blieb. Sämtliche Entscheidungsbefugnisse lagen in seinen Händen, im militärischen ebenso wie im politischen Bereich. Es bestand keine Möglichkeit, sie ihm zu nehmen, selbst als er sich zu Aktionen entschloss, die aller Rationalität entbehrten und die bei der Weiterverfolgung eines offensichtlich verlorenen Krieges überaus folgenschwer waren und als Massnahmen zur Beendigung des Konflikts von ihm oder von jedem, der an seine Stelle getreten wäre, dringend hätten gefordert werden müssen.

Die schon seit Langem bestehende grundsätzliche Spaltung in der Kommandostruktur der Wehrmacht ging auf die organisatorischen Veränderungen zurück, zu denen es gekommen war, nachdem Hitler im Dezember 1941 den Oberbefehl des Heeres übernommen hatte. In einer Zeit der akutesten militärischen Krise verstärkte sie sich eklatant und wirkte sich höchst nachteilig aus.<sup>6</sup> Das prinzipielle Fehlen einer Koordination wurzelte in der Spaltung zwischen den Verantwortlichkeiten des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) und denjenigen des Oberkommandos des Heeres (OKH). Das OKW war für die strategische Planung an allen Fronten mit Ausnahme der Ostfront verantwortlich. Diese Front, an der die Luftwaffe und die Kriegsmarine nur eine untergeordnete Rolle spielten, war die Domäne des OKH. Verschärft wurde das Problem dadurch, dass Hitlers Hauptuntergebene im OKW, Generalfeldmarschall Keitel und Generaloberst Jodl, ihn in jedem Fall bedingungslos unterstützten. Zwar konnten sie nicht unterbinden, dass die Oberbefehlshaber

der Kriegsmarine und der Luftwaffe, Dönitz und Göring, möglicherweise Einfluss auf Hitler nahmen, aber im Hinblick auf den zu Lande geführten Krieg bildeten sie eine unüberwindliche Barriere für jegliche Vorschläge, die ihnen nicht zusagten oder die Hitler ablehnte. Hinzu kam noch die weitere grosse Schwierigkeit, dass Hitler als Oberbefehlshaber des Heeres regelmässig in taktische Entscheidungen eingriff. Von zunehmendem Misstrauen gegenüber seinen Generälen auf einem derart entscheidenden Kriegsschauplatz erfüllt, hatte er sich resolut und hartnäckig geweigert, die Ernennung eines Oberbefehlshabers für die Ostfront in Erwägung zu ziehen und so eine Entsprechung zur Position von Generalfeldmarschall von Rundstedt im Westen oder Generalfeldmarschall Albert Kesselring in Italien zu schaffen. Ein koordiniertes militärisches Kommando im Osten war daher unter Hitler unmöglich. Und jegliche strategische Planung von General Guderian, dem Chef des Generalstabs des Heeres, wurde doppelt erschwert: erstens, weil er Hitlers Einwände beim Kommando des Heeres selbst überwinden musste, und zweitens, weil er sich damit auseinandersetzen musste, dass Hitler anderen Kriegsschauplätzen Priorität einräumte.

Auf derartige Schwierigkeiten stiess Guderian bei drei verschiedenen Besuchen, die er Hitlers westlichem Hauptquartier in der Zeit vom 24. Dezember 1944 bis 9. Januar 1945 abstattete. Seine Bitte, die anerkannte Schwäche an der Ostfront durch die Verlegung von Divisionen aus dem Westen auszugleichen, schlug ihm Hitler rundweg ab. Der Osten müsse «sich allein helfen und mit dem auskommen, was er hat», erklärte er. Die Zahlen, die Oberst Reinhard Gehlen von der Abteilung Fremde Heere Ost des Generalstabs sorgfältig zusammengetragen hatte, verwarf er als starke Übertreibungen und als Teil eines sowjetischen «Riesenbluffs» – eine Ansicht, der sich Himmler anschloss. Jodl unterstützte auch Hitlers Weigerung, Truppen in Richtung Osten zu verlegen, und mass der Westfront nach wie vor entscheidende Bedeutung bei. Das Einzige, was Guderian bei seinem zweiten Besuch Hitler schliesslich abringen konnte, war die Verlegung von vier Divisionen. Hitler bestand jedoch darauf, dass diese nicht an den breiten Teil der Ostfront geschickt wurden, der durch die bevorstehende Offensive bedroht war, sondern nach Ungarn, wo die Zer-

müßigungsschlachten rings um Budapest seit Wochen tobten und sich bis Mitte Februar fortsetzen sollten.

Erst als die sowjetische Offensive bereits im Gange und der Durchbruchversuch in den Ardennen und im Elsass definitiv beendet war, erklärte sich Hitler schliesslich bereit, Truppen nach dem Osten zu verlegen. Guderian war jedoch erbost, als er erfuhr, dass auch diese Kräfte, die zähle 6. SS-Panzerarmee unter Sepp Dietrich, die aus den Ardennen zurückgekehrt war, nach Ungarn geschickt werden sollten. Die Hauptsorge galt dem Schutz der ungarischen Ölquellen, die für den deutschen Kriegseinsatz von so entscheidender Bedeutung waren.<sup>7</sup> Auf Druck von Rüstungsminister Albert Speer hielt Hitler die wenigen Ölfelder, die Deutschland dort noch zur Verfügung standen, für unentbehrlich, sodass sie um jeden Preis gehalten werden mussten, selbst wenn das bedeutete, die Verteidigung der Heeresgruppen A und Mitte zu schwächen.<sup>8</sup> In Wirklichkeit entwickelte sich die Donau, so erbittert die intensiven Kämpfe dort auch tobten, jetzt rasch zu einem Nebenkriegsschauplatz des Hauptgeschehens, das sich nunmehr an der Ostfront entwickeln sollte. Als Guderian Hitler aber am 9. Januar die detaillierte Einschätzung der Truppenstärken des sowjetischen Aufmarschs im Osten zeigte, die er von Gehlen erhalten hatte, antwortete der «Führer» in grossem Zorn, der Mann, der das ausgearbeitet habe, sei «völlig idiotisch» und solle in ein Irrenhaus gesperrt werden. Wie nicht anders zu erwarten, weigerte er sich auch, Harpe und Reinhardt die Genehmigung zu erteilen, sich auf besser zu verteidigende Stellungen zurückzuziehen, zu denen sie geraten hatten, und gab seine üblichen abfälligen Äusserungen über Generäle von sich, die nur an Rückzug dächten. Und während des sowjetischen Angriffs wischte er Guderians Einwendungen beiseite und bestand darauf, das kampferfahrene Panzerkorps «Grossdeutschland» von Reinhardts schwer bedrängtem Heer in Ostpreussen abzuziehen und es zur Unterstützung der Verteidigung in Polen einzusetzen – nur um feststellen zu müssen, dass Kielce, der Ort, den es hatte verteidigen sollen, bereits gefallen war. Zuvor hatte Guderian Hitler erklärt, die Ostfront sei «wie ein Kartenhaus» – ein Stoss, und sie werde zusammenfallen.<sup>9</sup> Das war eine nur zu vernünftige Prognose.

In ihren Nachkriegsmemoiren neigten deutsche Generäle häufig dazu, die Schuld an der) militärischen Katastrophe fast in vollem Umfang Hitler zuzuschreiben. Seine herrische, interventionssüchtige und zunehmend unberechenbare militärische Führung verschlimmerte ohne Zweifel das Ausmass der Katastrophe und dadurch die Höhe der Verluste an Menschenleben beträchtlich. Derartige personalisierte Schuldzuweisungen lassen jedoch die Unterstützung ausser Acht, welche die Generäle Hitlers uneingeschränktem Kommando und den Strukturen, die ihm im militärischen Bereich eine derart totale Dominanz verschafft hatten, in besseren Zeiten gewährt hatten. Selbst als sich nach 1942 das Kriegsglück erbarmungslos gegen Deutschland gewendet hatte, unternahmen die Generäle keinen abgestimmten Versuch, etwas an den Kommandostrukturen zu ändern. Im März 1944 hatten sämtliche Feldmarschälle Hitler eine eidliche Erklärung ihrer unerschütterlichen Treue präsentiert.<sup>10</sup> Und nach dem Scheitern der Verschwörung Stauffenbejrgs im Juli 1944 hatten sie schlicht anerkannt, dass sich nichts unternehmen liess, so absurd die Befehle auch wirkten. Ausserdem mangelte es Hitler bei den Generälen durchaus nicht an Unterstützung für seine Entscheidungen, wie irrational sie auch erschienen; das geht aus den Aufzeichnungen über seine militärischen Lagebesprechungen hervor. Seine Weigerung, der Bitte Guderians zu entsprechen, Soldaten in grosser Zahl aus dem Westen abzuziehen, um die Ostfront zu stützen, war, so unverblümt er sie auch formulierte, kaum mehr als eine Widerspiegelung der Tatsachen. Jede grössere Truppenverlegung aus dem Westen hätte die Verteidigung an dieser Front entblösst und den Durchbruch der Roten Armee bestenfalls verzögert, aber fast mit Sicherheit nicht verhindert. in der auseinandergezogenen und zersplitterten Wehrmacht der ersten Wochen des Jahres 1945 gab es nur wenige, die so etwas wie einen Gesamtüberblick über die Lage hatten, und die meisten Generäle waren vor allem bemüht, an Mannschaften und Ressourcen zu halten, was sie konnten. Unterstützung erfuhr Guderian hauptsächlich von den Befehlshabern der Heeresgruppen, die unmittelbar auf dem Weg der Sowjets lagen. Selbst hier bedeutete jedoch sein nur mit wenigen Ausnahmen an den Tag gelegtes Zögern, einen vernünftigen Rückzug auf leichter zu verteidigende Linien zu empfehlen (Vorschläge,



von denen er wusste, dass Hitler sie zurückweisen würde), letztlich eine Bereitschaft, Befehle zu akzeptieren in dem vollen Bewusstsein, dass sie katastrophale Folgen haben würden.<sup>11</sup> Selbst bei einem anderen Oberbefehlshaber der Wehrmacht hätte sich die Katastrophe, die Deutschland im Osten bevorstand, nicht verhindern lassen. Nur eine sofortige Kapitulation hätte dieses Ziel erreicht. Doch das volle Ausmass des Desasters hätte sich erheblich verringern lassen. Eine rationalere Verteidigungsstrategie in Verbindung mit einer organisierten Evakuierung der bedrohten Zivilbevölkerung hätte die Rote Armee längere Zeit aufhalten und damit möglicherweise unzählige Menschenleben retten können.

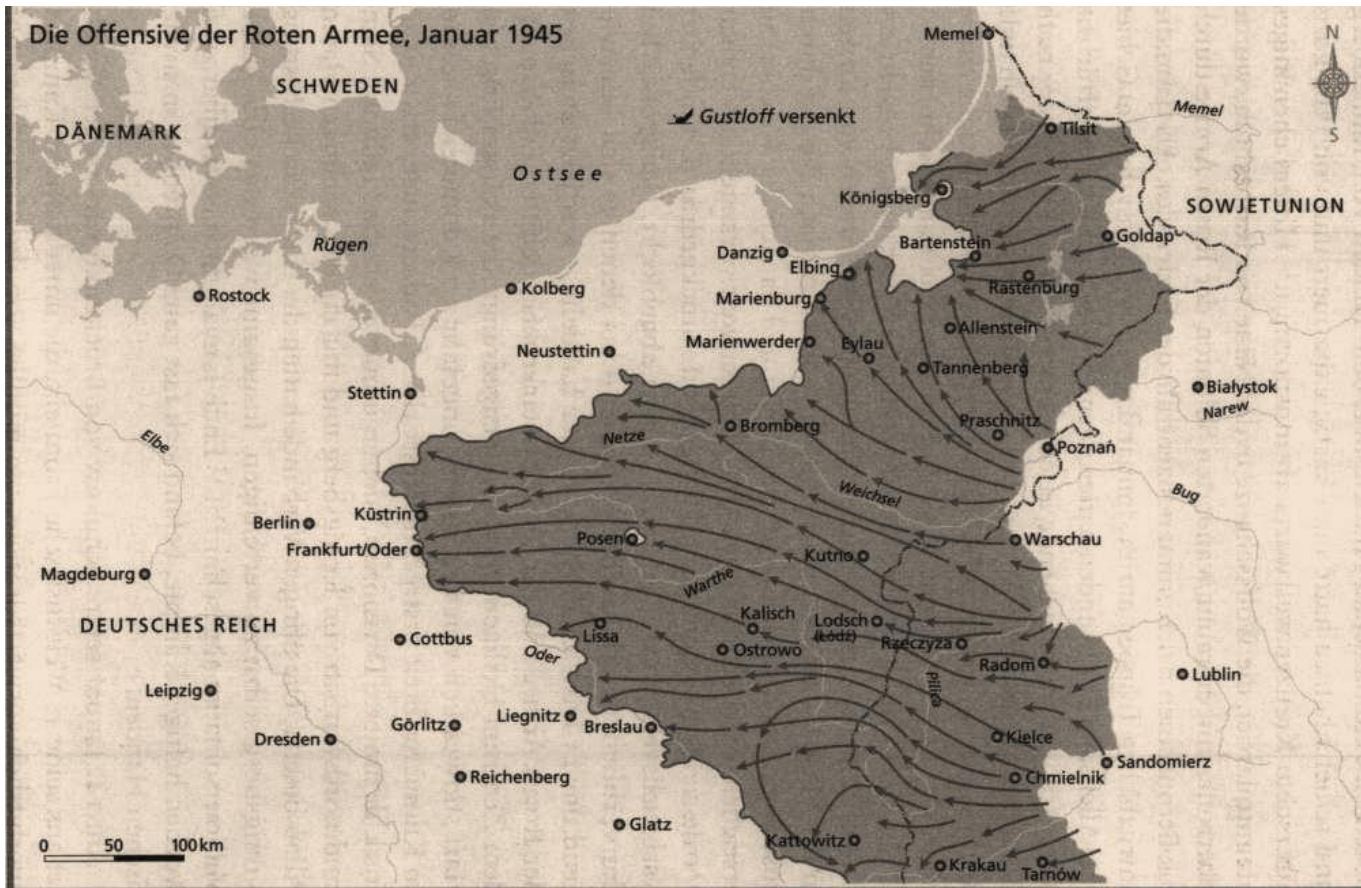
## II

Am eiskalten Morgen des 12. Januar um 4 Uhr begann die 1. Ukrainische Front mit einem gewaltigen Artilleriebeschuss der Stellungen der deutschen 4. Panzerarmee jenseits der Weichsel, etwa 200 Kilometer südlich von Warschau. Schon die unmittelbare Wirkung schien auf das hinzudeuten, was noch folgen sollte. Bis zum Mittag hatte allein das Trommelfeuer das Hauptquartier der 4. Panzerarmee zerstört, zwei Drittel ihrer Artillerie ausser Gefecht gesetzt und ein Viertel ihrer Männer getötet oder verwundet. Bis zum Tagesende war die sowjetische Infanterie auf einer 40 Kilometer breiten Front über 20 Kilometer tief durchgebrochen, und Panzerspitzen waren mehr als 32 Kilometer weit vorgestossen und hatten dabei die deutsche Abwehr zerschlagen. Am 18./19. Januar wurde Krakau eingenommen; die schöne Stadt war unversehrt geblieben, weil den Deutschen keine Zeit mehr geblieben war, sie zu zerstören. Nur eine Woche später, am 27. Januar, stiessen Soldaten der Roten Armee auf die Schreckenstätte des riesigen Konzentrationslagerkomplexes in Auschwitz, wo über eine Million Juden und unzählige andere Opfer des NS-Terrors vernichtet worden waren. Sie befreiten etwa 7'000 ausgemergelte und kranke Häftlinge, die nach dem Abzug der Deutschen in den Überresten des Lagers zurückgeblieben waren. Am 28. Januar war das nahe gelegene Katowitz gefallen.

Den deutschen Truppen gelang es, der Vernichtung zu entgehen, als sie das Gebiet aufgaben, doch am nächsten Tag befand sich fast ganz Oberschlesien, Deutschlands letzter intakter, unentbehrlicher Industriegürtel, in sowjetischer Hand. Vor Monatsende war die schlesische Hauptstadt Breslau eingekesselt. Die Stadt, die man zur «Festung» erklärt hatte und deren fanatische Führung sich dazu entschlossen hatte, bis zum Ende auszuharren, sollte erst im Mai fallen. Das war ein nutzloser Akt des Trotzes, der enorme Mengen von Menschenleben kostete, die sowjetische Impfwalze aber kaum behinderte. Bereits am 22. Januar hatten Vofaustruppen bei Brieg, zwischen Oppeln und Breslau, den Oberlauf der Oder überquert und am Westufer einen rasch verstärkten Brückenkopf eingerichtet. Am Monatsende hatten fünf Armeen Konjewe an oder jenseits der Oder Stellung bezogen; ein Hinüberführen von Menschen und Material in grösserem Umfang war allerdings schwierig gewesen, da die dicke Eisschicht, die den Fluss bedeckte, aufzubrechen begann.

Ein massives Trommelfeuer im dichten Nebel kündigte am frühen Morgen des 13. Januar den Beginn eines mächtigen Angriffs auf Ostpreussen an, ausgeführt von Tschernjakowskis 3. Weissrussischer Front; hierauf folgte am Nächsten Tag der Vorstoss von Rokossowskis 2. Weissrussischer Front in Richtung Norden. Heftiger deutscher Widerstand hatte in Verbindung mit starkem Schneefall, der die sowjetische Luftunterstützung für die Offensive anfangs behinderte, zur Folge, dass der Vormarsch nicht so zügig vonstattenging wie weiter im Süden. Nach einigen Tagen begann die Abwehr jedoch zu bröckeln. Tilsit fiel am 20. Januar. Durch die sogenannte Insterburger Niederung stiessen die Truppen Tschernjakowskis in Richtung Königsberg vor; die massiv befestigte Stadt selbst sollte allerdings trotz starken Beschusses noch bis April aushalten. Goldap, Gumbinnen und das Gebiet um Nemmersdorf im Osten der Provinz, das im Oktober Schauplatz des berühmten Einfalls der Roten Armee gewesen war, wurden wieder eingenommen. Bei ihrem Vormarsch von Süden her stellten Rokossowskis Truppen fest, dass das grosse NS-Denkmal zum Gedenken an die Schlacht von Tannenberg und den Sieg über die Russen im Jahr 1914 von den Deutschen gesprengt worden war;

# Die Offensive der Roten Armee, Januar 1945



die sterblichen Überreste von Feldmarschall Hindenburg, dem Helden von Tannenberg, und seiner Ehefrau hatte man hastig exhumiert und von Pillau aus auf einem Kreuzer westwärts abtransportiert.<sup>12</sup> Hitlers ehemaliges Hauptquartier, die Wolfsschanze in der Nähe von Rastenburg, wurde überrollt, und erstaunt wanderten Soldaten der Roten Armee durch die Betonruinen der Kommandozentrale des Erzfeindes. Als dann die sowjetischen Truppen am 23. Januar das Befestigungssystem im Gebiet von Allenstein überwunden hatten, war der Weg zum Vormarsch an die Küste frei. Die durchgehende Eisenbahnstrecke von Königsberg nach Berlin wurde gekappt. Am 26. Januar erreichten die Hauptverbände der 5. Gardapanzerarmee bei Tolkemit, östlich von Elbing, das Frische Haff. Damit war Ostpreussen vom Rest des Reiches abgeschnitten.

Die deutsche 4. Armee, die eingeschlossen war, verliess zu Hitlers Empörung die stark befestigten Verteidigungsstellungen von Lötzen in der Masurischen Seenplatte und versuchte sich nach Westen durchzuschlagen; sie beabsichtigte, den Nogat und danach die Weichsel zu erreichen. Nachdem sie etwa 30 Kilometer weit vorangekommen war, wurde sie dann jedoch nach Heiligenbeil zurückgedrängt. Ein letzter Ausbruchversuch wurde am 30. Januar abgeblockt. Der grösste Teil der verbliebenen deutschen Truppen – bei denen es sich überwiegend um 23 Divisionen der 4. Armee handelte – war jetzt zwischen der Roten Armee und der Ostsee in einer ausgedehnten Enklave mit dem Zentrum Heiligenbeil zusammengedrängt, die sich am Frischen Haff südwestlich von Königsberg ungefähr 60 Kilometer lang und 20 Kilometer breit erstreckte. Reste der 3. Panzerarmee, etwa neun stark dezimierte Divisionen, hielten immer noch die Halbinsel Samland nordwestlich von Königsberg und mit ihr den wichtigen Hafen Pillau besetzt. Die übrigen Verbände hatten die eingekesselte Festung Königsberg selbst zu verteidigen. Insgesamt war etwa eine halbe Million Soldaten abgeschnitten.<sup>13</sup> Ende Januar, nach etwas über zwei Wochen heftiger Kämpfe, befand sich fast ganz Ostpreussen in sowjetischen Händen.

Am 14. Januar setzte Schukow von Brückenköpfen an der Weichsel aus seine 1. Weissrussische Front ein, die unter heftigen Kämpfen unerbittlich vorwärtsdrängte, um mithilfe von ihr unterstellten polnischen Di-

visionen Warschau einzukreisen und durch Zentralpolen in Richtung Lodz und Posen nach Westen zu stürmen – auf Berlin zu. Die Geschwindigkeit und Heftigkeit des Angriffs fegte die deutschen Verteidigungslinien hinweg. Als am 17. Januar polnische und sowjetische Truppen in Warschau einmarschierten, war kaum ein Gebäude mehr unversehrt. Die von den Deutschen während des Aufstands und danach durchgeführte Zerstörung der Stadt, die auf Befehl Hitlers nach ausdrücklichen Anweisungen Himmlers vorgenommen wurde, war ausserordentlich grausam gewesen. Vor ihrem Abzug nach Westen, bei dem deutsche Truppen von der Nachhut aus nur wenig Widerstand leisteten, hatten die Besatzer eine letzte Orgie mutwilliger Zerstörung veranstaltet. Die grosse Textilstadt Lodz wurde am 19. Januar von General Wassili Tschuikows 8. Gardearmee eingenommen; hier war der russische Vormarsch so schnell erfolgt, dass es kaum Widerstand und keine Zerstörungen gegeben hatte. Zwei Tage später erreichten sowjetische Panzer die Aussenbezirke von Posen, dem Regierungs- und Kommunikationszentrum des von den Nationalsozialisten so genannten «Warthelandes». Zunächst waren sie jedoch nicht in der Lage, starke Befestigungen zu überwinden, um den Widerstand der etwa 25'000 deutschen Soldaten zu brechen, die in der zur «Festung» erklärten Stadt eingeschlossen waren, deren Überreste schliesslich erst Mitte Februar gestürmt wurden. Unterdessen drangen andere sowjetische Divisionen nach Nordwesten an die Ostseeküste des westlichen Pommern vor, wobei sie gleichzeitig die Flanke von Schukows Haupttruppe schützten, die genau nach Westen auf den mittleren Lauf der Oder zielte. Eine Einheit erreichte den zugefrorenen Fluss am 30. Januar, und es gelang ihr, ihn am folgenden Morgen zu überqueren und nördlich von Küstrin einen kleinen, aber bedeutsamen Brückenkopf zu errichten. Jetzt war Berlin in Sicht; bis zur deutschen Hauptstadt waren es nur noch etwa 80 Kilometer. Schukow und im Süden Konjew hatten eine Zeit lang, von der Geschwindigkeit und dem Ausmass ihrer Erfolge hingerissen, einen raschen, triumphalen Vorstoss auf die Reichshauptstadt im Visier, und beide malten sich bereits eine heldenhafte Rückkehr nach Moskau aus. Doch in dem Masse, wie der deutsche Widerstand stärker geworden war, hatte sich das Vorrü-

cken der Roten Armee verlangsamt. Und es hatte starke Verluste von Männern und Ausrüstung gegeben. Vor dem grossen Vorstoss auf die deutsche Hauptstadt brauchten die Mannschaften Schukows ebenso wie diejenigen Konjews eine Atempause. Kurzfristige Hoffnungen auf einen Vorstoss nach Berlin, um dem Krieg ein rasches Ende zu bereiten, mussten aufgegeben werden. Wichtiger war es, die Kräfte für die Schlussphase zu konsolidieren.<sup>14</sup>

### III

Die militärische Katastrophe, die sich für die Wehrmacht anbahnte, sagt nichts über die unvorstellbaren Qualen der Zivilbevölkerung aus, über die die Offensive hereinbrach. Als die Soldaten der Roten Armee so schnell durch ehemals besetzte Teile Polens vorstiessen, konnten sie sich als Befreier des polnischen Volkes betrachten – auch wenn die unterjochten Polen häufig einfach das Gefühl hatten, dass hier ein brutaler Eroberer den anderen ablöste. Als die sowjetischen Soldaten jedoch das Reichsgebiet erreichten, sahen sie sich als Rächer. Die Deutschen hatten kein Erbarmen gezeigt, als sie sowjetische Städte und Dörfer verwüsteten, Häuser und Höfe in Brand steckten und unschuldige Zivilisten abschlachteten. Nun, da sie die Eroberer waren, sahen die Soldaten der Roten Armee und ihre Befehlshaber keinen Anlass zur Zurückhaltung. Sie drangen durch das Land derjenigen vor, die ihnen solches Elend zugefügt hatten, und dabei vergewaltigten, plünderten und mordeten sie. Die sowjetische Propaganda ermutigte sie dazu, mit maximaler Brutalität Rache zu üben. Der kurze Einfall im Oktober, für den der Name Nemmersdorf zum Symbol geworden war, verblasste jetzt an Bedeutung im Vergleich zu den kaum vorstellbaren Schrecknissen, die Menschen während des Angriffs im Januar 1945 erlebten.

Genau wie zuvor im Oktober trugen NS-Funktionäre, die sich an ihre eigene Propaganda klammerten, wonach man den sowjetischen Angriff zurückschlagen werde, durch ihre hartnäckige Weigerung, Befehle zu einer rechtzeitigen Evakuierung zu erteilen, zu der sich ausbreitenden Katastrophe bei. in Ostpreussen gab Gauleiter Erich Koch den Ton an.<sup>15</sup> Mit

hohlen Phrasen predigte er auch weiterhin völlig ungerechtfertigten Optimismus und forderte die Bevölkerung auf, ihre Heimat bis zum Letzten zu verteidigen. Das hinderte ihn am 21. Januar nicht daran, seine eigene Sekretärin zusammen mit anderen Bewohnern ihres Dorfes zur Flucht zu ermutigen, als diese noch möglich war.<sup>16</sup> Seine Ehefrau hatte am Vortag bereits einen Sonderzug nach Bayern genommen.<sup>17</sup> Koch selbst verliess mit seiner Entourage am 28. Januar Königsberg und verlegte sein Hauptquartier in die Sicherheit eines Bunkers auf einem Marinefliegerstützpunkt in Neutief auf der Frischen Nehrung gegenüber von Pillau.<sup>18</sup> Er beharrte auch darauf, dass kein untergeordneter Funktionär ohne seine Genehmigung eine Evakuierung zulassen sollte. Wie kaum anders zu erwarten, herrschten grosser Zorn und Erbitterung über die Vertreter der Partei, auch wenn der Glaube an Hitler immer noch nicht völlig verschwunden war.<sup>19</sup> In letzter Minute unternahmen örtliche Parteiführer und die NSV vielfach Versuche, eine Evakuierung zu organisieren. Als sich bei dem Gedanken, den Sowjets in die Hände zu fallen, panische Angst einer ansteckenden Krankheit gleich verbreitete, warteten die meisten Familien jedoch nicht auf Befehle, sondern griffen zur Selbsthilfe. Für viele war es dafür allerdings bereits zu spät.<sup>20</sup>

Selbst für die Verhältnisse in Ostpreussen, wo im Winter immer niedrige Temperaturen herrschen, war dies ein ausgesprochen kalter Januar, in dem die Temperaturen auf bis zu minus 20 Grad Celsius sanken. Die Aussichten waren extrem beängstigend: Tage und Nächte ohne warme Kleidung im Freien, quälend langsames Vorankommen auf vereisten Strassen in beissendem Wind oder auf Gleisen, die durch Schneetreiben blockiert wurden, dabei immer auf der Hut, nicht in eine Kampfzone zu geraten. Manche, die zu gebrechlich oder zu schwach waren, um das Risiko einzugehen, entschieden sich, zu bleiben und angstvoll auf das Eintreffen der sowjetischen Besatzer zu warten. Einige waren nicht imstande, der Zukunft ins Auge zu sehen, und nahmen sich das Leben. Zyankali war zumindest in Königsberg leicht zu erhalten, und es wurde viel davon gesprochen, es zu nehmen.<sup>21</sup> Bei den meisten überwogen jedoch der Lebenswille und die Furcht vor den Russen. Zum Abwarten blieb keine Zeit. «Eine Panik erfasst die Menschen, als der Ruf laut wird: ‚Die Russen sind

in der Nähe!’, erinnerte sich eine Frau. «Auf einmal kommt ein Mann zu Pferd geritten und ruft mit lauter Stimme: ‚Rette sich, wer kann. in einer halben Stunde wird der Russe da sein.‘ Eine lähmende Angst überfällt uns.»<sup>22</sup> in derartigen Szenen des Chaos griffen die Menschen eilig nach den wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnten, warfen sie auf Handwagen, Schlitten oder Pferdewagen, verliessen ihre Gehöfte, gaben praktisch ihren gesamten Besitz und ihr Vieh auf und flohen ins Unbekannte. Deutsche Soldaten auf dem Rückzug schnappten sich alles, was sie finden konnten, und luden es auf Lastwagen, und auf ihrem Weg schlachteten sie das Vieh, das über die Felder irrte.<sup>23</sup>

In den ersten Tagen nach Beginn der Invasion waren Züge, die nach Westen, nach Pommern, fuhren, das Fluchtmittel für Zehntausende. An den Bahnhöfen spielten sich chaotische Szenen ab, als die Menschen verzweifelt versuchten, auf die abfahrenden Züge zu klettern. Der grosse Platz vor dem Königsberger Hauptbahnhof war von Reihen von Flüchtlingswagen überfüllt. Bewaffnete Wachen hielten die Leute auf dem Bahnhof zurück; für Parteimitglieder und andere Leute mit «Verbindungen» fand man allerdings Plätze. Bei der Benutzung der unzureichenden Zahl von Zügen, die zur Verfügung stand, hatte die Wehrmacht Vorrang. Soldaten bahnten sich mit Gewalt den Zugang zu den einzigen Zügen, die fuhren.<sup>24</sup> Die Flüchtlinge mussten warten – häufig vergeblich. Die Verhältnisse waren entsetzlich; für die Menschenmengen, die sich über die Bahnsteige schoben, gab es weder Toiletten noch Verpflegung oder Getränke.<sup>25</sup> Als die letzten Züge abfuhren, sassen Tausende fest. Am 23. Januar kehrten Züge, die nach Westen gefahren waren, wieder um.<sup>26</sup> Die Strecken wurden von den Sowjets blockiert. Einige wenige hatten das Glück, eine Beförderungsmöglichkeit in Militärfahrzeugen zu finden, die nach Westen fuhren, sogar in offenen Lastwagen, in denen sie stundenlang der extremen Kälte ausgesetzt waren. Die Mehrheit musste jedoch in Kolonnen von geschlossenen Wagen zu Trecks greifen. Das meiste Glück hatten die Bewohner der westlichen Teile der Provinz. Im Osten kamen die Trecks häufig nicht voran: die Strassen waren von Schnee oder von Wehrmachtsfahrzeugen blockiert, und schliesslich wurden sie dann von



sowjetischen Panzern überholt, oder sie fielen auf andere Weise dem gefürchteten Feind in die Hände, nachdem sie in Kampfzonen geraten waren. Als die Bahnverbindung zum Reich unterbrochen war, standen nur noch zwei Fluchtwege offen, die beide ausserordentlich gefährlich waren.

Der eine Weg war die Flucht zu Schiff von Pillau am Ausgang des Frischen Haffs in die Ostsee. Das erste Schiff, das Flüchtlinge abholen sollte, traf jedoch erst zwei Wochen nach Beginn der sowjetischen Offensive ein.<sup>27</sup> Schon bald wurde die Hafenstadt von Zehntausenden belagert, die vor allem aus den nordöstlichen Teilen der Provinz mit einem Treck hierhergekommen waren. Alle Häuser waren voll. Die Menschen schliefen, wo sie konnten, in Scheunen und Kuhställen, selbst im Freien auf den Dünen, wo sie der bitteren Kälte trotzen mussten. Eilig richtete man grosse Gemeinschaftsküchen ein, um den Menschen eine Grundverpflegung zu bieten.<sup>28</sup> Als die Schiffe schliesslich eintrafen, füllten sie sich bis zur Reling mit Flüchtlingen, darunter auch Kranke, die man aus Krankenhäusern evakuiert hatte, und die Schiffe legten daher erst mit grosser Verzögerung ab. Wer an Bord war, musste ständig in Sorge wegen Luftangriffen sein.<sup>29</sup> Eine Lehrerin, die nach langem Warten bereits 24 Stunden mit ihrer alten Mutter auf dem offenen Deck eines kleineren Schiffes ausgeharrt hatte, das um die Küste fuhr, bevor es auch nur Pillau erreichte, schrieb: «Den ganzen Tag über stehen wir mit Tausenden im Dreck des Hafens herum und warten. [...] Überall Glasscherben, Schmutz und Kot. Es ist unmöglich, auf ein Schiff zu gelangen: nur kinderreiche Familien werden durchgelassen.» Zwölf elende, ungewisse und gefahrvolle Tage vergingen, bis sie und ihre Mutter schliesslich Rügen erreichten.<sup>30</sup>

Ende Januar drängten sich etwa 200'000 Menschen auf der Halbinsel Samland, die immer noch in deutscher Hand war. Ungefähr 150'000 waren zunächst auch nach Königsberg geströmt, da sie glaubten, in der befestigten Stadt seien sie in Sicherheit. Viele von ihnen begaben sich, als sie mit dem Zug nicht mehr fort kamen, ebenfalls nach Pillau in der Hoffnung, auf dem Seeweg zu entkommen. Das Pflegepersonal von Lazaretten in Königsberg schlug die Möglichkeit aus, sich ihnen anzuschliessen, und entschloss sich, zu bleiben und sich um die Verwundeten zu kümmern.<sup>31</sup>

Ende Januar, als Königsberg abgeschnitten war, waren dort noch etwa 100'000 Menschen gestrandet; als dann Mitte Februar die Verbindung ins Samland für kurze Zeit wieder offen war, konnten aber viele die Stadt noch verlassen. Viele kamen bei der Überfahrt ums Leben, als ihre kleinen Boote untergingen. Die deutsche Marine entsandte Hilfe für die Rettungsbemühungen. In den folgenden Monaten wurden 679'541 Flüchtlinge aus Ostseehäfen nach Westen abtransportiert, darunter 450'000 von Pillau, und dazu 345'000 Verwundete sowie weitere 102'000 Soldaten. Es hätten allerdings noch viel mehr Menschen in Sicherheit gebracht werden können, wenn nicht die Marine den Anforderungen der Wehrmacht den Vorrang eingeräumt hätte.<sup>32</sup>

Die Alternative war, das zugefrorene Haff bis zur 70 Kilometer langen Frischen Nehrung zu überqueren, die an ihrer breitesten Stelle kaum mehr als einen Kilometer breit ist und das Haff im Norden abschliesst, und auf ihr westwärts nach Danzig zu ziehen (einige zogen auch nach Osten, um ihr Glück in Pillau zu versuchen). In der zweiten Januarhälfte hatten Hunderttausende von verzweifelten Flüchtlingen aus ganz Ostpreussen der bitteren Kälte, entsetzlichem Hunger, Durst, Erfrierungen und Luftangriffen sowjetischer Flugzeuge getrotzt, um den ständig kleiner werdenden Landzipfel am Südrand des Haffs zu erreichen, der immer noch in deutscher Hand war, und in zunehmendem Chaos zu versuchen, über das Eis zu den gefrorenen Dünen der Nehrung zu gelangen. Wochenlang schleppten sich Tag und Nacht Tausende von Treckenden, ausgemergelte und verängstigte Familien, die ihre schwer beladenen Pferdewagen, Kinderwagen oder selbst gemachte Holzkarren und Schlitten zogen, auf denen sich all ihre Habe befand – leichte Ziele für die sowjetischen Tiefflieger –, angstvoll über die Eisdecke auf Wegen, die das Militär gekennzeichnet hatte, in die erhoffte Sicherheit. Selbst diese Fluchtroute wurde eine Zeit lang blockiert, als die deutsche Marine einen Eisbrecher einsetzte, um einen Kanal durch das zugefrorene Haff zu bahnen, damit drei neue Torpedoboote aus Elbing nach Pillau entkommen konnten und nicht den Sowjets in die Hände fielen. Tausende sassen auf dem Eis fest, bis sie über rasch improvisierte Pontonbrücken weiterkamen.<sup>33</sup>

Hatten die Flüchtenden die Nehrung erreicht, war das Elend noch keineswegs zu Ende. Auf dem schmalen, ungepflasterten Weg, der nicht nur von Treckwagen, sondern auch von Militärfahrzeugen demoliert worden war, kam man nur quälend langsam voran, und die Flüchtlinge waren immer wieder dem Terror aus der Luft ausgesetzt. Für viele endete die gefährliche Reise in einer Tragödie. Die extreme Kälte forderte ihren Tribut, vor allem bei Kleinkindern und älteren Menschen. Andere starben an schierer Entkräftung oder fielen Luftangriffen zum Opfer. In manchen Fällen hatten die verzweifelten Bemühungen, die Gegend zu verlassen, damit geendet, dass Wagen samt den in ihnen sitzenden Familien durch Spalten im Eis in das dunkle Wasser des Haffs stürzten. Nachdem sich eine Bäuerin acht Tage lang abgemüht hatte, um das Haff zu erreichen, sah sie voller Entsetzen mit an, wie Reihen von Wagen in die Löcher fielen, die ein Bombenangriff kurz zuvor aufgerissen hatte.<sup>34</sup> Und auch während solch traumatischer Ereignisse liessen die Kontrollen durch die Nationalsozialisten nicht nach. Regelmässig durchsuchten SS-Männer und Militärpolizisten die Trecks nach Männern zwischen 16 und 60 Jahren, die im Volkssturm dienen sollten.<sup>35</sup> Insgesamt kamen auf den Trecks vielleicht nicht weniger als 30'000 Menschen ums Leben.<sup>36</sup> Als es jedoch Ende Februar zu tauen begann, war fast eine halbe Million über das Eis geflohen.

Auf die eine oder andere Weise gelang es dem grössten Teil der ostpreussischen Bevölkerung, zu Beginn des Jahres etwa zwei Millionen Menschen, trotz aller Gefahren zu entkommen. Damit entgingen sie dem entsetzlichen Schicksal der 500'000 Bewohner der Provinz, die den Sowjets in die Hände fielen. Es gab zwar zahlreiche ehrenvolle Ausnahmen, aber viele Soldaten der Roten Armee taten ihr Bestes, um mit ihrem brutalen Verhalten wie die Karikaturen der NS-Propaganda aufzutreten, und von ihren vorgesetzten Offizieren wurde das geduldet oder sogar noch gefördert. Als «blinde[s] Gefühl der Rache» bezeichnete ein Veteran der Roten Armee die Haltung der sowjetischen Soldaten, als sie den Boden des Reiches betraten. «Soll die deutsche Mutter den Tag verfluchen, an dem sie einen Sohn geboren hat! Sollen die deutschen Frauen jetzt die Schrecken des Krieges verspüren! Sollen sie das, was sie den anderen Völkern zugebracht haben, jetzt selber erleben!», schrieb ein Soldat in ei-

nem Brief, den er nach Hause schickte. «Jetzt können auch unsere Soldaten sehen, wie ihre [d. h. deutsche] Unterkünfte brennen, wie ihre Familien umherirren und ihre Schlangenbrut mit sich schleppen. [...] Sie hoffen wohl am Leben zu bleiben, aber für sie gibt es keine Gnade», schrieb ein anderer.<sup>37</sup> Alkohol spielte seine Rolle bei den Aktionen der häufig betrunkenen Soldaten. Raub und Plünderung waren weit verbreitet unter den Soldaten aus jämmerlich armen Regionen der Sowjetunion, die dachten, sie kämen jetzt in ein Schlaraffenland, als sie die vom Krieg verwüsteten östlichen Provinzen Deutschlands betraten. In Briefen in die Heimat kommentierten sie voller Staunen die Vorräte von Essen und Trinken, die sie vorfanden. «Jeder isst das, worauf er Appetit hat, und jeder trinkt Spiritus, soviel er will», schrieb einer. «Ich trage Reitstiefel, habe mehr als eine Uhr [...]; mit einem Wort: ich schwimme im Reichtum», verkündete stolz ein anderer.<sup>38</sup> Für sie zählte alles, was sie stehlen konnten, nur als eine symbolische Form der Wiedergutmachung für das, was sie und ihre Familien und ihre Landsleute vonseiten des deutschen Feindes erlitten hatten.

Dieser Rachedurst war anscheinend unstillbar. Häuser wurden geplündert und zerstört, Gebäude in Brand gesteckt, manchmal ganze Stadtteile und Dörfer niedergebrannt. Deutsche Männer wurden oft erbarmungslos und willkürlich erschossen, viele heftig verprügelt oder auf andere Weise misshandelt. Jeder, den man als NS-Funktionär erkannte, wurde auf der Stelle hingerichtet. Wer eine Uniform besaß, musste, selbst wenn er als Eisenbahnarbeiter oder Feuerwehrmann keine Rolle in der Partei spielte, damit rechnen, auf ähnliche Weise erledigt zu werden. Man nimmt an, dass in den östlichen Teilen Deutschlands nicht weniger als 100'000 Menschen auf diese Weise getötet wurden.<sup>39</sup> Die Vergewaltigung von Frauen, jungen und alten, häufig viele Male – ein Massenphänomen und ein Akt der Rache, der der besiegten männlichen Bevölkerung durch die Entehrung ihrer Ehefrauen und Familien eine maximale Demütigung zufügte –, war ein schreckliches Markenzeichen der ersten Begegnung mit den sowjetischen Eroberern, von dem in zahllosen Augenzeugenberichten berichtet wird.<sup>40</sup> «Hören Sie?», fragte verzweifelt ein Bauer, als aus

seinem Haus Schreie drangen. «Sie haben meine 13-jährige Tochter heute morgen schon zum fünften Male vor!»<sup>41</sup> Solche Schreckensszenen waren weit verbreitet. Manche Schätzungen gehen dahin, dass in diesen Wochen in den von der Roten Armee eroberten östlichen Provinzen 1,4 Millionen Frauen – beinahe ein Fünftel der weiblichen Bevölkerung – vergewaltigt wurden.<sup>42</sup> Glücklicherweise waren Frauen, denen es gelang, sich zu verstecken oder auf andere Weise der Bestialität zu entgehen. Die Deutschen, die solche Schrecknisse überlebten, waren jedoch auch danach zu endlosem Elend verdammt: zu der Härte weiterer Misshandlung und Zwangsarbeit unter sowjetischer Besatzung oder – dies das Schicksal von etwa einer Viertelmillion Deutschen – zum Abtransport unter überaus schlimmen Bedingungen, die mit hohen Todesraten einhergingen, in Arbeitslager, vor allem in die Industriegebiete der UdSSR, wo brutale Arbeitsbedingungen ihren zusätzlichen hohen Tribut an Menschenleben forderten.<sup>43</sup>

Das, was in Ostpreussen geschah, spielte sich abgewandelt auch in allen anderen Gebieten des deutschen Ostens ab. Während sich die Flucht der ostpreussischen und der schlesischen Bevölkerung über einen Zeitraum von fast vier Monaten verteilte, blieb der deutschen Minderheit, die in den nicht von den Sowjets eroberten Teilen Polens lebte, für ihre Flucht nur etwa zwei Wochen, als die Armeen Schukows und Konjews in Richtung Oder rasten. Ostbrandenburg mit einer fast völlig deutschen Bevölkerung von über 600'000 Menschen nahm seit Tagen Flüchtlinge aus dem Wartheland in Westpolen auf, bevor eine gewaltige Panik angesichts des bevorstehenden Eintreffens der Russen zu einer hastigen Flucht über die Oder in sichere Gebiete führte. In der optimistischen Annahme, die Befestigungslinien würden für die Rote Armee eine unüberwindliche Barriere darstellen, hatten sich die NS-Behörden der Region bis fast Ende Januar geweigert, den Befehl zur Evakuierung der Provinz zu erteilen. Als das Gebiet dann schnell überrannt wurde, fielen infolgedessen viele Deutsche dem Feind in die Hände.<sup>44</sup>

Die grösste deutsche Bevölkerung östlich der Oder-Neisse-Linie sass in Schlesien, wo Anfang 1945 mehr als 4,5 Millionen Menschen beheimatet waren. In dieser Provinz, die nicht weit von der Reichsgrenze und

von Wegen ins Sudetenland und nach Böhmen entfernt war, fiel nicht das gesamte Territorium sogleich der Roten Armee in die Hände, und anders als in den weiter östlich gelegenen Gebieten erreichten die Menschen dort zuvor auch einige Warnungen vor dem sowjetischen Vormarsch. Die Bedingungen für die Flucht waren daher günstiger als in Ostpreussen und anderen östlichen Regionen. Über drei Millionen gelang es, auf die eine oder andere Weise in Teile der ehemaligen Tschechoslowakei oder nach Westen in Richtung Sachsen und Thüringen ins Reich zu fliehen. Im ober-schlesischen Industriegebiet im Süden dagegen, das sich schon Ende Januar in sowjetischen Händen befand, hatten nur Frauen und Kinder das Land verlassen dürfen. Auf Forderungen von Speer hin hatte die dortige Gauleitung den Männern befohlen, in diesem Gebiet zu bleiben, um die Produktion so lange wie möglich in Gang zu halten. Viele flohen dennoch in überfüllten Zügen und Bussen, auf Lastwagen oder zu Fuss. Wichtige Industrieanlagen wurden in der Panik manchmal sogar intakt zurückgelassen. Es gab keine Zeit mehr, sie zu sprengen.<sup>45</sup> Dennoch wurden Hunderttausende von der Roten Armee überrannt.

Im Norden, in Niederschlesien, war der Evakuierungsbefehl, auf den die Militärbehörden gedrungen hatten (die an anderer Stelle allerdings gelegentlich auch dazu beigetragen hatten, die Evakuierung zu verzögern, um die Blockade von Nachschubwegen zu verhindern),<sup>46</sup> in der Mehrzahl der Fälle schon früher erteilt worden, und die meisten Einwohner konnten entkommen – oft auf Trecks im Wagen oder zu Fuss in eiskaltem Wetter, denn Bahn und Bus erwiesen sich rasch als unzureichende Verkehrsmittel. In der schlesischen Hauptstadt Breslau, der bei Weitem grössten Stadt der Provinz, führte der Artilleriedonner am 20./21. Januar zu dringenden Befehlen, untermauert vom starken Druck der Partei, dass Frauen, Kinder, Alte und Kranke die Stadt verlassen sollten. Es gab jedoch nicht genügend Züge und Motorfahrzeuge zur Bewältigung des Massenansturms. Berichten zufolge wurden beim Wettlauf um die wenigen zur Verfügung stehenden Züge Kinder zu Tode getrampelt und Wartesäle in Leichenhallen verwandelt.<sup>47</sup> Etwa 100'000 Menschen, vorwiegend Frauen, verfügten über keine Fahrgelegenheit und waren gezwungen, in die Winternacht

hinauszuziehen und der extremen Kälte zu Fuss zu trotzen; über die vereisten Strassen schoben sie Kinderwagen, Schlitten und Wagen, kämpften sich durch Schneeverwehungen und hatten nur einige wenige Habseligkeiten bei sich. Leichen von Säuglingen, die im bitterkalten Wetter ums Leben gekommen waren, mussten von ihren Müttern im Strassengraben zurückgelassen werden. Viele Frauen, die nicht mehr weiterkamen, kehrten wieder um und gehörten dann zu den etwa 200'000 Zivilisten, die sich noch in Breslau befanden, als sich Mitte Februar der Ring um die Stadt schloss.<sup>48</sup>

Weiter im Norden wurde eine Enklave an der westpreussischen Küste um Danzig und Gotenhafen (Gdynia) ebenfalls von der Flüchtlingskrise erfasst. Ab Mitte Januar wurde dieses Gebiet zeitweilig zum Ziel unzähliger Tausender, die vor den Armeen Rokossowksis nach Norden flohen und, als Ostpreussen abgeschnitten wurde, von dort aus auf der letzten noch offenen Route, über die Frische Nehrung, nach Westen strömten oder aus Pillau mit dem Schiff eintrafen. Gegen Ende des Monats drängte sich in der Region zusätzlich zu ihren drei Millionen Einwohnern fast eine Million Flüchtlinge. Die NSV und das Deutsche Rote Kreuz waren von den Massen überfordert. Es war unmöglich, den vielen Menschen, die nach den schrecklichen Trecks krank, schwach oder verletzt waren, so etwas wie eine ausreichende Versorgung zu bieten. Zur Unterbringung der eintreffenden Massen nutzte man Baracken und provisorische Lager. Viele versuchten, so bald wie möglich weiterzukommen, fanden aber in den Zügen und auf den Schiffen, die stark überfüllt waren, keinen Platz. Eines der Schiffe, das Flüchtlinge abtransportierte, von denen viele krank und verletzt waren, war die grosse *Wilhelm Gustloff*, ein ehemaliges Kreuzfahrtschiff der NS-Freizeitorganisation «Kraft durch Freude», das schliesslich, nach langen Verzögerungen, am 30. Januar von Gotenhafen in See stach, vollgepfropft mit vielleicht nicht weniger als 8'000 Menschen an Bord – etwa viermal so vielen wie in Friedenszeiten vorgesehen. Noch am gleichen Abend wurde das Schiff von einem sowjetischen U-Boot torpediert und versank nach einer guten Stunde im eiskalten Wasser. in der schlimmsten Schiffahrtkatastrophe der Geschichte ertranken etwa 7'000 Menschen, fast fünfmal so viele wie beim Untergang der *Titanic*.<sup>49</sup>

Das war eine von zahlreichen Katastrophen, die sich in diesen Wochen auf dem Meer abspielten. Dennoch entkamen in der Zeit von Ende Januar bis Ende April etwa 900'000 Menschen über die Ostsee und etwa eine weitere Viertelmillion auf dem Landweg durch Pommern, bevor der sowjetische Vormarsch auch diese Region erreichte.<sup>50</sup> Ein letzter Schrecken erwartete noch die etwa 200'000 Menschen, darunter viele Flüchtlinge, denen es zuvor unter grössten Schwierigkeiten gelungen war, aus Ostpreussen zu fliehen, als Danzig und die umliegenden Geriete in den letzten Märztagen in einem Strudel der Gewalt von der Roten Armee eingenommen wurden.<sup>51</sup>

Selbst wenn die Flüchtlinge dem Schlimmsten entronnen waren, hatten sie immer noch gewaltige Schwierigkeiten vor sich – und sie konnten keineswegs sicher davon ausgehen, dass ihnen an ihren Zielorten ein freundlicher Empfang bereitet werden würde. Ende Januar trafen in Berlin täglich 40'000 bis 50'000 Flüchtlinge ein, die meisten von ihnen mit dem Zug. Die überforderten Behörden, die dem Massenansturm nicht gewachsen waren und die das Einschleppen von Infektionskrankheiten befürchteten, taten, was sie konnten, um die Flüchtenden weiterzuleiten oder Züge um die Reichshauptstadt herumzudirigieren.<sup>52</sup>

Angesichts dieses nicht enden wollenden Katalogs von Elend und Leid lässt sich nur schwer etwas Schlimmeres vorstellen als das Schicksal der Menschen in den östlichen Regionen Deutschlands, die unter den entsetzlichen Bedingungen jenes furchtbaren Januar vor der Roten Armee flohen. Doch das Los der Menschen, die aus rassistischen Gründen von Hitlers Regime verfolgt wurden, war tatsächlich noch schlimmer: Der Horror, den diese Menschen erlebten, war durchaus nicht zu Ende. Selbst zu diesem Zeitpunkt zeigte der Mordapparat der SS keine Anzeichen von Abschwächung.

Für etwa 6'500 bis 7'000 Juden, die man aus ostpreussischen Nebenlagern des in Westpreussen gelegenen Konzentrationslagers Stutthof (das am 20./21. Januar beim Herannahen der Roten Armee hastig geschlossen worden war) zusammengetrieben hatte, begannen kaum vorstellbare Tage des Schreckens, als man sie nicht wie andere Häftlinge nach Westen, sondern *nach Osten* marschieren liess. Anfangs hatte man damit anscheinend



das Ziel verfolgt, sie in ein kleines Nebenlager in Königsberg zu überführen und sie danach, vermutlich über den Hafen Pillau, auf dem Seeweg abzutransportieren, um sie in deutschen Händen zu halten und zu verhindern, dass sie von der Roten Armee befreit würden. Doch in Pillau kamen sie niemals an.

Die Gefangenen, die in den zurückliegenden Monaten aus dem Baltikum, aus Polen und anderen Ländern nach Stutthof geschickt worden waren, wurden auf ihrem erzwungenen Marsch von mehr als 20 SS-Männern und bis zu 150 Mitgliedern der Organisation Todt bewacht, unter denen sich Ukrainer, Letten, Litauer, Esten, Belgier und Franzosen befanden. Als der lange Treck unter entsetzlichen Bedingungen Königsberg erreicht hatte, liess man sie weiter in die kleine und einstmals attraktive Stadt Palmnicken an der malerischen Samlandküste marschieren. Viele Juden wurden schon auf dem Weg nach Königsberg erschossen. Weitere ermordete man, als der Todesmarsch nach Palmnicken begann; ihre Leichen liess man auf den Strassen der ostpreussischen Hauptstadt liegen. Der Rest wurde davongetrieben, in wenig mehr als Lumpen und Holzpantoffeln gekleidet. Obwohl man auf dem Schnee und dem Eis kaum laufen konnte, wurden alle Juden, die zurückblieben oder hinfielen, erschossen. Mehr als 2'000 Menschen ermordeten die Wachen auf dem 50 Kilometer langen Marsch von Königsberg nach Palmnicken, und die Leichen liessen sie am Strassenrand liegen. Etwa 200 bis 300 Leichen fand man auf dem letzten, etwa einen Kilometer langen Abschnitt des Weges, als sich die noch verbliebenen ungefähr 3'000 Häftlinge in der Nacht vom 26. zum 27. Januar nach Palmnicken schlepten.

Als sich herausstellte, dass keine Aussicht bestand, die Gefangenen nach Westen abzutransportieren, gab man auf die Frage, was man mit ihnen anfangen sollte, eine noch härtere, ja tödliche Antwort. Es wurden jetzt Überlegungen angestellt, sich ihrer ganz zu entledigen. Der Leiter der staatlichen Bernsteinfabrik in Königsberg und die ostpreussische Gauführung einigten sich schliesslich darauf, dass die Wachen die Juden in einen stillgelegten Schacht treiben und den Eingang versiegeln sollten. Den durchgefrorenen, erschöpften und abgerissenen Juden begegnete jedoch eine seltene Bekundung von Mitgefühl, als der Gutsverwalter Essen

für die Häftlinge bestellte und erklärte, solange er lebe, werde niemand getötet werden. Sein Grubendirektor weigerte sich tapfer, die Schächte zu öffnen, in die sie getrieben werden sollten.

Am 30. Januar fand man jedoch den mutigen Gutsverwalter tot auf. Er hatte Drohungen von vier SS erhalten, und es ging die Rede, er habe sich das Leben genommen. Andere meinten, er sei ermordet worden. Der Gedanke, die Juden in dem Bergwerk zu begraben, wurde jedoch fallengelassen. Noch am gleichen Abend bestellte der Bürgermeister des Ortes, ein langjähriges und fanatisches Parteimitglied, eine Gruppe von bewaffneten Angehörigen der Hitlerjugend zu sich, versorgte sie mit Alkohol und schickte sie zusammen mit drei SS-Männern, die ihnen ihre Aufgabe erklären sollten, zu dem stillgelegten Bergwerk. Die Jungen liess man etwa 40 bis 50 jüdische Frauen und Mädchen bewachen, die zuvor einen Fluchtversuch unternommen hatten, bis sie im trüben Schein einer Grubenlampe, immer zwei auf einmal, hinausgeführt und von einer Gruppe von SS-Männern erschossen wurden. Zu diesem Zeitpunkt nahm man an, dass die Sowjets schon sehr nahe seien. Den SS-Männern lag daran, die Juden «auf irgendeine Art und Weise wegzuschaffen». Sie beschlossen, ihr Problem durch Erschiessung der übrigen Gefangenen zu lösen.

Am folgenden Abend, am 31. Januar, nahm das improvisierte Massaker dann volle Gestalt an. Vom Dorf durch einen kleinen Wald abgeschirmt, trieben die SS-Männer, deren Leuchtraketen den Nachthimmel erhellten, die Juden mit Gewehrkolbenhieben auf das Eis und in das eisige Wasser und mähten sie an der Küste mit Maschinengewehrsalven nieder. Noch tagelang wurden an der Samlandküste Leichen angeschwemmt. Eine Frau war von dem, was sie sah, so erschüttert, dass sie, wie sie sich später erinnerte, «die Augen mit den Händen bedeckte. [. .] Wir gingen dann schnell weiter, weil wir den Anblick nicht ertragen konnten.» Die SS war bei ihrem Massaker nicht ganz gründlich vorgegangen; einige Juden überlebten, und es gelang ihnen, wieder an den Strand zu klettern. Die Überlebenden stiessen auf unterschiedliche Reaktionen. Ein Deutscher weigerte sich, dreien von ihnen zu helfen, und erklärte, «er habe nicht die Absicht, Jüdinnen zu beköstigen». Ein anderer versteckte sie jedoch, gab

ihnen zu essen und schützte sie bis zum Eintreffen der Roten Armee. Ärzte und Krankenschwestern des örtlichen Krankenhauses behandelten einige verletzte Überlebende. Zwei polnische Arbeiter leisteten ihnen ebenfalls Hilfe. Von den ursprünglich 7'000 Gefangenen überlebten etwa 200.<sup>53</sup>

#### IV

Die Menschen in anderen Teilen Deutschlands waren nicht auf die entsetzlichen Nachrichten aus dem Osten vorbereitet, die sich schon bald wie ein Lauffeuer verbreiteten, und ebenso wenig auf die Schreckensgeschichten derer, denen es gelungen war, dem Chaos zu entkommen. Der Erfolg der Wehrmacht beim Zurückschlagen des sowjetischen Einfalls nach Ostpreussen im vorangegangenen Oktober und die Versicherungen bezüglich der deutschen Verteidigungslinien im Osten hatten zur Folge, dass es keine innerliche Vorbereitung auf das Ausmass der Katastrophe gab, das sich in der zweiten Januarhälfte allmählich abzeichnete.

Die erste kurze Erwähnung des Beginns der sowjetischen Offensive im *Völkischen Beobachter*, bei der der Wehrmachtsbericht wiedergegeben wurde, liess darauf schliessen, dass der Angriff erwartet worden sei und dass die deutsche Verteidigung erfolgreich verlaufen sei.<sup>54</sup> Innerhalb von wenigen Tagen wurde der Ton der Zeitungen jedoch besorgter.<sup>55</sup> Die Öffentlichkeit spürte schon bald den alarmierten Unterton, der sich im Hinblick auf die Schnelligkeit des sowjetischen Vormarschs bemerkbar machte, zumal Berichte über die Evakuierung der Zivilbevölkerung das Ausmass der Gefahr nicht verbergen konnten und durch das, was die schwer geprüften Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Westen über ihre Erlebnisse zu erzählen hatten, noch mehr als verstärkt wurden. Propagandaämter in ganz Deutschland berichteten, « [d]ie Entwicklung der Sowjet-Grossoffensive habe den in den letzten Wochen durch unsere West-Offensive und die Führerrede hervorgerufenen Stimmungsauftrieb schwinden lassen. Mit allergrösster Sorge blicke man heute nach dem Osten und schenke allen anderen Fronten und den politischen Ereignissen nur wenig

Beachtung.» «Der Stimmungseinbruch», hiess es weiter in dem zusammenfassenden Bericht, «werde durch die Enttäuschung darüber verstärkt, dass man in keinem Gau, auch nicht im Osten, mit so schnellen und grossen Erfolgen der Sowjets gerechnet habe.» Die weitverbreitete Erwartung der Offensive war von grosser Besorgnis begleitet gewesen, aber auch von einem Glauben, die deutsche Führung sei gut vorbereitet und werde im Osten wieder die Oberhand gewinnen. Darum machte sich Erstaunen darüber breit, dass die Rote Armee so schnell ein derart ausgedehntes Territorium eingenommen hatte und dass die deutschen Verteidigungsstellungen, die man allgemein für solide gehalten hatte, so leicht überrannt worden waren.

Die Schockwellen setzten sich durch ganz Deutschland fort. Eine ausserordentlich deprimierte Stimmung verband sich mit tiefer Sorge um die Zukunft. Vorrangiges Gesprächsthema waren die Ereignisse an der Ostfront, und es wurde viel Kritik an Radio und Zeitungen geübt, die den Eindruck erweckt hatten, es seien alle Vorbereitungen getroffen worden, um dem erwarteten Angriff zu begegnen. Der deutschen Führung warf man vor, sie habe die Stärke und die Kampfmoral der Sowjets unterschätzt, eine Kritik, die durch die massiven Vormärsche unterstützt wurde, welche die Rote Armee ungeachtet der angeblichen Zerstörung von grossen Mengen sowjetischer Panzer immer noch machte. Einen erheblichen Schock rief der Einmarsch der Sowjets in den oberschlesischen Industriegürtel hervor, und es wurden Befürchtungen im Hinblick auf die Aufrechterhaltung des deutschen Rüstungspotenzials laut. Beunruhigung über das Schicksal der Zivilbevölkerung in den bedrohten Regionen wurde nur an letzter Stelle geäussert.

Als Einschränkung derart pessimistischer Berichte fungierte die unvermeidliche Betonung des Widerstandswillens der Bevölkerung – womit zweifellos Ansichten wiedergegeben wurden, die vor allem aus den stärker nationalsozialistisch geprägten Teilen der Bevölkerung berichtet wurden. Ungeachtet des Stimmungseinbruchs erklärten die Propagandaämter, es habe keine Apathie und keine Reduzierung des Arbeitseinsatzes gegeben. Vielmehr herrsche, so wurde behauptet, eine Entschlossenheit zum «bedingungslosen Einsatz» in der «entscheidende [n] Stunde» sowie die

Ansicht, «alles, was Waffen tragen kann, [müsse] schnellstens an die Front» in der Hoffnung, «die drohende Gefahr des Bolschewismus» abzuwenden. Selten gab es Äusserungen, dass derartige Bemühungen zu spät kämen und nutzlos seien. Die weitgehend noch bewahrte Sicherheit der Reichsgrenzen im Westen gab Anlass zu der Hoffnung, dass im Osten irgendwann ein Umschwung herbeigeführt werden könne. Der Sinn der deutschen Westoffensive – einen Doppelangriff des Feindes im Osten wie im Westen zu verhindern – sei, so hiess es, jetzt klarer geworden. Niemand war bereit zu akzeptieren, dass alle Opfer, alles Leid und Elend vergeblich gewesen waren. Es herrschte daher völliges Verständnis für sämtliche Einschränkungen, die im Interesse des Kriegseinsatzes sowie «des härtesten Widerstandes und der Verteidigung um jeden Preis» erforderlich wurden.<sup>56</sup>

Die hier wiedergegebenen Ansichten spiegeln zwar kaum in zutreffender Weise einen Querschnitt der Einstellungen wider, aber sie lassen die unbeugsame Haltung eines immer noch beträchtlichen Teils der Bevölkerung erkennen – wie gross er war, lässt sich nicht sagen, aber wenn er keine Mehrheit war, dann war er eine starke Minderheit –, der sich strikt weigerte, die Niederlage einzugestehen, und der bereit war, alles zu tun, um die Bedrohung aus dem Osten zu bekämpfen. Selbst als sich das Gefühl, dass der Krieg unrettbar verloren sei, immer weiterverbreitete, verstärkte die Angst vor dem, was die Niederlage bringen würde, eine verzweifelte Weigerung nachzugeben. «Die Überzeugung, dass ein Sieg der Sowjets Auslöschung des Lebens des Deutschen Volkes und auch jedes Einzelnen bedeuten würde, ist Allgemeingut aller Volksgenossen», hiess es, und diese Überzeugung förderte wohl die Bereitschaft zum Kampf und radikalisierte die Unduldsamkeit gegenüber denjenigen, von denen man meinte, sie entzögen sich ihrer Pflicht.<sup>57</sup>

In dem langen zusammenfassenden Bericht aus den Propagandaämtern wurde weder auf Gräueltaten, die die Soldaten der Roten Armee verübt hatten, noch auf die Schrecknisse der Trecks eingegangen. Doch die Berichte der Flüchtlinge, die nach Westen strömten, sickerten schon bald auch zum Rest der Bevölkerung durch. Unmittelbar nach Beginn der sowjetischen

Offensive hatte man die Propagandisten ermahnt, sie sollten Berichten entgegentreten, wonach die Bolschewisten doch nicht so schlimm seien, wie die Propaganda sie dargestellt hatte (solche Berichte gingen auf bekannte Fälle zurück, in denen deutsche Kriegsgefangene human behandelt worden waren). Zu diesem Zweck sollten sie Gräueltaten in den Vordergrund stellen, darunter auch Berichte von Flüchtlingen aus Memel über sowjetische Soldaten, die auf der Jagd nach deutschen Frauen waren, und über Mütter, die vor den Augen ihrer eigenen Kinder vergewaltigt wurden.<sup>58</sup> Goebbels war sich über das «unbeschreiblich[e]» Elend der Menschen auf den Trecks durchaus im Klaren, aber er zögerte zunächst, Berichte über bolschewistische Gräueltaten zu veröffentlichen, weil er damit rechnete, dass dies zu Panik führen würde.<sup>59</sup> Dennoch gab es ganz berechnete Panik, und die Horrorgeschichten der Flüchtlinge wurden erzählt, wo immer sie hinkamen. «Die aus den Ostgauen hier eintreffenden Flüchtlinge», hiess es in einem Bericht aus fernen Regionen in Bayern, «bringen zum grossen Teil recht erschütternde Nachrichten von dem Elend der flüchtenden Bevölkerung, die zum Teil panikartig ins Innere des Reiches vor den Bolschewisten geflüchtet ist.»<sup>60</sup> Anstatt über die Gräueltaten Stillschweigen zu bewahren, ging die deutsche Propaganda deshalb dazu über, sie als Waffe zur Unterstützung des Kampfeswillens zu benutzen. «So wüten die Sowjets in Ostdeutschland! Augenzeugen berichten über die grauenhaften Ausrottungsmethoden der Bolschewisten», verkündete die Schlagzeile des *Völkischen Beobachters* am 9. Februar – und in den folgenden Wochen dann in Abwandlungen noch mehrfach.<sup>61</sup>

Briefe, die in der Anfangsphase der sowjetischen Offensive aus den betroffenen Gebieten vereinzelt noch durchkamen, zeichneten ebenfalls ein drastisches Bild der entsetzlichen Zustände im Osten und der grossen Angst um die Zukunft. In einem Brief aus dem Kreis Glogau beschrieb Josef E. die Verfassung von Flüchtlingen, die aus dem Warthegau flohen, und die Furcht davor, alles Wertvolle zurücklassen zu müssen, und er bemerkte, alles habe sich so anders entwickelt, als die einst gehegten Hoffnungen auf die Zukunft hatten erwarten lassen. «Wie lange noch», meinte er, «dann ist ganz Ostpreussen – Posen – Schlesien überschwemmt von den östlichen Horden.»

Dann war es nicht mehr weit bis nach Berlin. «Und wenn das Tempo der Russen nicht mehr gestoppt werden kann, und das wird wohl nicht mehr gehen, dann kann sich jeder ausrechnen, wie lange der Krieg noch gehen kann. Ich hoffe auf ein Ende mit Schrecken, besser als ein Schrecken ohne Ende», schloss er mit Worten, die man zu dieser Zeit häufig hörte.<sup>62</sup>

Menschen, die nicht in den betroffenen Zonen lebten, hatten jedoch ihre eigenen drängenden Ängste, und trotz weitverbreiteten Entsetzens über den sowjetischen Durchbruch, den Verlust der Gebiete im Osten und der Aussicht auf einen verlorenen Krieg konnten sie für die Not der Flüchtlinge häufig nur wenig Anteilnahme aufbringen. Diejenigen, deren Väter, Söhne, Ehemänner und Freunde in die erbitterten Kämpfe während des sowjetischen Angriffs verwickelt waren, waren verständlicherweise von Sorge über das Schicksal ihrer Lieben an der Front erfüllt. «Ja, lieber Junge, so eben hörte ich den Wehrmichtsbericht und erfuhr, dass Ihr wieder im Einsatz seid», schrieb eine Mutter an ihren Sohn, der in Kurland abgeschnitten war. Sie hatte seit einem Monat nichts von ihm gehört und befürchtete das Schlimmste. «Es war mir nicht wohl zumute, was müsst Ihr doch aushalten, und hoffentlich kommt Ihr noch aus der Falle. [...] Der liebe Gott muss doch bald geben, dass es ein Ende nimmt, nur wer weiss wie. Wir schweben zwischen Bangen und Erwarten.» Und sie schloss mit einem Vers aus einem geistlichen Lied: «Ohne dich, wo käme Kraft und Mut mir her?»<sup>63</sup> Bei vielen, die so grosse Angst um ihre eigenen Angehörigen hatten, spielte das Leiden anderer eine untergeordnete Rolle.

In Oberbayern, wo die Menschen, wie es hiess, angesichts des Ausbleibens der versprochenen neuen Waffen nur noch wenig Hoffnung hatten, dass es möglich sein werde, die Sowjets vom Territorium des Reiches zu vertreiben, wurde die Stimmung anscheinend mehr von der Sorge um Verkehrsverbindungen und postalische Probleme sowie von der zu erwartenden Lebensmittelknappheit infolge der Gebietsverluste im Osten beherrscht.<sup>64</sup> In Franken wurden die Ereignisse im Osten davon überschattet, dass am 2. Januar die schöne Altstadt von Nürnberg durch einen massiven Bombenangriff, der 1'800 Menschen tötete, 29'500 Gebäude zerstörte und grosse Teile der Bevölkerung der Stadt obdachlos machte, fast voll-

ständig vernichtet worden war.<sup>65</sup> Die Berliner Journalistin Ursula von Kardorff gab zu, dass ihr Gefühl derart abgestumpft war, dass sie sich kaum die entsetzlichen Szenen vorstellen konnte, die man ihr aus erster Hand berichtet hatte: was sich am Bahnhof in Breslau zugetragen hatte, nachdem der Befehl ergangen war, die Stadt zu verlassen – wie Flüchtlinge in ihrer Verzweiflung übereinander weg trampelten, wie Leichen aus ungeheizten Güterwaggons geworfen wurden, Treckende auf den Strassen festsassen, wahnsinnige Mütter nicht fähig oder nicht willens waren zu sehen, dass die Babys, die sie in den Armen hielten, tot waren. Einige Tage später bemerkte sie zu den entsetzlichen Gräuelberichten, die Tag für Tag auf ihren Schreibtisch gelangten: «Goebbels' Propagandahirn arbeitet offenbar wieder fieberhaft. Oder sollte das alles doch wahr sein? Ich glaube nichts mehr, ehe ich es nicht selbst gesehen habe.»<sup>66</sup>

Mittlerweile bestand die Chance dazu. Die ersten Züge voller Flüchtlinge trafen jetzt schon aus Schlesien in Berlin ein. Ein offener Lastwagen kam in der Stadt an, der mit Kindern beladen war, von denen viele nach 96 Stunden in der extremen Kälte bereits tot waren.<sup>67</sup> «Lkw-Kolonnen voller Flüchtlinge mit Gepäck in Taschen und Säcken rollen durch die Berliner Strassen», schrieb der Berliner Korrespondent einer schwedischen Zeitung am 24. Januar in einer Notiz, die den Alliierten in die Hände fiel. «Der Einfall der Flüchtlinge in Berlin ist jetzt so auffällig, dass der Bevölkerung der Reichshauptstadt völlig klar geworden ist, wie sich die östliche Gefahr stürmisch der Grenze und Berlin selbst nähert.»<sup>68</sup>

In einer Stadt, die mit ihren eigenen Problemen beschäftigt war – mit einem Verkehrssystem, das vor dem Zusammenbruch stand, mit Lebensmittel- und Kohleknappheit, Stromsperrern sowie ständiger Sorge wegen Luftangriffen –, wurden die Flüchtlinge nicht überall freundlich empfangen. Nur wenige wollten ihre häufig bereits überfüllten Wohnungen oder ihre mageren Lebensmittelrationen teilen.<sup>69</sup> Die Träger an den grossen Bahnhöfen zögerten offenbar, denen, die die Züge verliessen, zu helfen; manche Leute beklagten sich, wahrscheinlich zu Unrecht, dass die «Schwestern» der NS-Volkswohlfahrt lieber in ihren warmen Räumen sitzenbleiben wollten, anstatt den Neuankömmlingen beizustehen (auch



wenn die Hilfe, die sie und andere Parteiorganisationen leisteten, von den Flüchtlingen häufig anerkannt wurde). Es gab Besorgnis wegen des Mangels an Lebensmitteln, besonders an Milch für Säuglinge, und auch Klagen: «Wir haben schon so wenig, nun noch die vielen Flüchtlinge.» Zum Ende des Monats war die Stadt voller Zuzügler, die ohne Rücksicht auf die Folgen ihrem Zorn und ihrer Erbitterung Luft machten. Es kam eine enorme Verärgerung über Parteifunktionäre auf, die sich selbst als Erste gerettet, an anderen nur wenig Interesse gezeigt, nicht rechtzeitig Warnungen ausgesprochen und sich in Zügen, die ins Reich fuhren, Plätze gesichert hatten.<sup>70</sup> «Wer alles verloren hat, verliert auch die Angst», bemerkte eine Beobachterin. Die Polizei verzichtete vorübergehend darauf einzugreifen.<sup>71</sup>

Auf die Berliner übten die Geschichten der Flüchtlinge erwartungsgemäss eine deprimierende Wirkung aus. Weit verbreitet war die Befürchtung, dass der Krieg nach der Einnahme des oberschlesischen Industriegebiets durch die Rote Armee so gut wie verloren sein werde. Wiederholt fragten die Menschen, wo die seit Langem erwarteten «Wunderwaffen» seien, die das Kriegsglück hatten wenden sollen, und warum sie nicht gegen die Russen eingesetzt würden, nachdem man so viel von ihnen geredet und geschrieben hatte. Ganz offen wurde an ihrer Existenz gezweifelt; man betrachtete sie als blosse Propagandafiktion. Selbst wenn sich die Rote Armee aufhalten liesse, sei doch zweifelhaft, ob Deutschland in der Lage sein werde, wieder in die Offensive zu gehen. Und die Behauptung, die Sowjets hätten ihre letzten Kräfte aufgeboten und seien aus eigener Kraft nicht mehr zu einer Offensive in der Lage, wurde als blosse Propaganda abgetan.<sup>72</sup> Als am Morgen des 3. Februar beim schwersten Luftangriff des Krieges auf die Reichshauptstadt etwa 1'500 amerikanische Flugzeuge mehr als 2'000 Tonnen Bomben über Berlin abwarfen, was zu 5'000 Toten, Verletzten oder Vermissten führte, wurde die Stadt von Panik erfasst, und das Schicksal der leidgeprüften Bevölkerung im Osten rückte in den Hintergrund. Die Berichte vom fortgesetzten sowjetischen Vormarsch in den östlichen Provinzen riefen jedoch grosse Besorgnis hervor, und es wurde von einer Evakuierung Berlins gesprochen – Sorgen,

die durch die Errichtung von Strassensperren noch verschärft wurden. Witzbolde fragten mit schwarzem Humor, wie lange die Rote Armee zur Überwindung der Strassensperren brauchen werde. Die Antwort auf die Scherzfrage lautete: eine Stunde und fünf Minuten – eine Stunde, um über die Barrikaden zu lachen, und fünf Minuten, um sie niederzureissen.<sup>73</sup>

Die Bevölkerung gab sich, so hiess es, keinen Illusionen darüber hin, «was ein verlorener Krieg bedeuten würde und was der Einzelne zu erwarten habe, wenn er in die Hände der Russen falle. So ist man sich im Grunde darüber einig, dass man lieber bis zum letzten Blutstropfen weiterkämpfen und alle Entbehrungen auf sich nehmen will, als den Krieg verliefen oder gar vorzeitig aufgeben.»<sup>74</sup> Die Einstellung, bis zum Letzten kämpfen zu wollen, wurde gewiss nicht von allen geteilt. Bei vielen, vielleicht bei den meisten, herrschte eine fatalistische Stimmung vor. «Man darf gar nicht zu viel denken, muss seine Pflicht tun und Vertrauen haben. Der Deutsche wird auch diesem Hunnensturm [sic] Herr werden», schrieb eine Frau an einen Freund, der bei der Luftwaffe in Ostpreussen stationiert war.<sup>75</sup> Nach den Erinnerungen eines ausländischen Journalisten, der das Leben in der deutschen Hauptstadt zur damaligen Zeit miterlebte, brachten verstärkte Einschränkungen und Kontrollen, Verkehrsprobleme und verschlechterte Lebensmittelversorgung, ständige Angst vor den Bomben und Sorgen um die Zukunft die Menschen dazu, aus der Realität zu flüchten, häufig in den Alkohol.<sup>76</sup> Doch die Entschlossenheit zum Durchhalten, von der berichtet wurde, stellte tatsächlich eine wichtige Meinungskomponente dar, die durch die Berichte über die Gräueltaten im Osten gestärkt worden war. Anders als im Westen, wo keine grosse Furcht vor britischer oder amerikanischer Besatzung herrschte, war die berechnete Angst vor dem, was eine Niederlage gegen die Sowjets mit sich bringen würde, besonders bei den ganz unmittelbar Betroffenen ein bedeutender Faktor, der dafür sprach, den Kampf im Osten fortzusetzen.

Unterdessen hatte sich der Glaube an Hitler so weitgehend verflüchtigt, dass er kaum mit einer in der Zivilbevölkerung noch vorhandenen Bereitschaft zur Fortsetzung des Kampfes zu tun hatte. Ein beweihräuchernder

Artikel, den Goebbels zu Silvester in der bedeutenden Berliner Wochenzeitschrift *Das Reich* geschrieben und in dem er Hitlers «Genie» gepriesen hatte, war nach Angaben des SD in Stuttgart auf scharfe Kritik gestossen. Angesichts dessen, was geschehen war, sei der «Führer», so sagten die Leute, entweder «nicht jenes Genie, wie es Goebbels darstellt, oder aber er hätte bewusst diesen Weltbrand entfacht». Manche blickten zurück auf das, was Hitler in *Mein Kampf* geschrieben hatte, wo er ja «schon vor 20 Jahren auf seine beabsichtigten Ziele hingewiesen» hatte. «Dabei gibt es Volksgenossen, die sogar soweit gehen und behaupten, darin liege der Ursprung des Krieges.» Viele zogen den Schluss, der «Führer» habe «von allem Anfang an auf den Krieg hingearbeitet».<sup>77</sup>

Ein Funke immer noch vorhandener Hoffnung auf seine Fähigkeiten war jedoch noch nicht völlig erloschen. Manche Flüchtlinge in Berlin behaupteten offenbar, «dass der Führer sie bald wieder in ihre Heimat zurückführen werde», und in gewohnter Propagandamanier wurde behauptet, «das Vertrauen zum Führer [sei] so gross, dass schon ein kleiner Erfolg die Stimmung bei vielen schnell wieder zum Besseren wendet».<sup>78</sup> Eine deutsche Rotkreuzschwester, die aus der relativen Ruhe eines Marinelazarets in La Rochelle verzweifelt in die Heimat schrieb, «dass die Bolschewisten nun in unserem schönen Deutschland sind», wollte offensichtlich dem Versprechen des Endsiegs, das Hitler in seiner Neujahrsansprache gegeben hatte, Glauben schenken, fügte aber hinzu: «[E]s ist verdammt schwer, daran zu glauben.»<sup>79</sup> Eine andere Frau wischte derartige Zweifel beiseite. Ungeachtet ihres Entsetzens über die Ereignisse im Osten, über die Bomben, die auf deutsche Städte herabregneten, und ihre Angst um die Zukunft hatte sie immer noch Vertrauen in eine Führung, «die ja nur des Volkes Bestes und Grösse will»; sie bedauerte, dass Parteigenossen «nicht besser hinter des Führers Idee stehen», und meinte: «Unsere Sache muss einfach siegreich für uns zu Ende gehen!» – denn «eine so teuflische Staatsführung wie die jüdische [könne] sich ja auf die Dauer gar nicht halten».<sup>80</sup>

Ein echter, naiver Glaube an Hitler – den man am häufigsten vielleicht bei jüngeren Deutschen antraf, wenngleich er auch hier inzwischen weit-

gehend zu einer Minderheitsmeinung geworden war – fand sich in einem ansonsten pessimistischen Tagebucheintrag eines jungen Mädchens aus Siegen in Westfalen, dessen Mutter vor Angst um Verwandte verging, denen es nicht gelungen war, der Einkesselung Königsbergs zu entkommen. Das Mädchen, das seit dem letzten Luftangriff kein Radio mehr hatte hören können, war sich nicht sicher, wo die deutschen Truppen jetzt genau standen, aber es sah nur zu deutlich, wie schlimm die Lage war. Deutschland brauchte Truppen im Osten; dann aber würden die Briten und die Amerikaner im Westen angreifen. Und nun, bei der Evakuierung von Breslau, mussten die Menschen im Osten wie im Westen fliehen. «Unser armer, armer Führer», war ihr erster Gedanke, «der wird wohl keine Nacht mehr schlafen und hat doch mit Deutschland das Beste im Auge gehabt.» Im Hinblick auf ihre eigene Zukunft war sie sich nicht sicher, aber sie hielt an zwei Hoffnungen fest: dass Gott anerkennen werde, dass das deutsche Volk genug gestraft sei (wofür, sagte sie nicht); oder «dass der Führer noch eine Geheimwaffe für den Einsatz hat». Vielleicht war die Waffe so zerstörerisch, grübelte sie, dass die Regierung zögerte, sie einzusetzen. Wie auch immer, es gebe nichts, was ein einfacher Mensch tun könne, fügte sie fatalistisch hinzu. Die Dinge würden ihren Lauf nehmen. Zum Schluss bedauerte sie, dass ihre Schule Anfang Februar wieder aufmachen würde: «Und in so einer Zeit noch lernen? Puh, grausig», bemerkte sie.<sup>81</sup>

Deutschland war jetzt ein schrumpfendes Land; die östlichen Teile waren abgetrennt, die westlichen Grenzen bedroht, die Bevölkerung immer stärkeren Gefährdungen durch eine Invasion sowie durch ständige Bombenangriffe ausgesetzt. Wer in der Stadt wohnte, musste mit erheblichen Einschränkungen zurechtkommen, da die Gas- und Stromversorgung reduziert war, Wasser oft nur an Wasserhähnen auf der Strasse geholt werden konnte und die Lebensmittelrationen knapper wurden. Den Weg zur Arbeit mussten die Menschen häufig zu Fuss oder mit dem Fahrrad zurücklegen, weil die öffentlichen Verkehrsmittel allenfalls teilweise funktionierten. In ländlichen Gegenden, die vom Krieg noch nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen worden waren, sahen die Verhältnisse im Allgemeinen besser aus. Lebensmittel waren zu haben – trotz der dafür festge-

setzten Strafen wurden sie oft gehortet. Und abgesehen von Gebieten am Rande städtischer Ballungsräume gab es auch nicht den nächtlichen Terror der Luftangriffe, wenngleich jeder, der auf dem Feld arbeitete, die immer häufigeren Angriffe von «Tieffliegern» gewärtigen musste. Es war jedoch keine ländliche Idylle. Riesige und immer weiter zunehmende Zahlen von Flüchtlingen aus zerbombten Städten und dann aus den verwüsteten Regionen des Ostens mussten – nicht immer bereitwillig – in schon jetzt engen und überfüllten Unterkünften untergebracht und von kleiner werdenden Lebensmittelzuteilungen versorgt werden. In Gebieten nahe der Front musste man auch für Soldaten Quartiere finden. Für das, was geboten wurde, waren die Zuzügler oft keineswegs dankbar, sie beklagten sich über primitive Verhältnisse und zeigten keine grosse Neigung, bei der Landarbeit auszuhelfen.<sup>82</sup>

Wer, sei es in der Stadt oder auf dem Land, als Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen einen «braunen» Hintergrund hatte, kam um die Erkenntnis nicht herum, wie sehr seinesgleichen jetzt von einem Grossteil der Bevölkerung verachtet wurde. Doch die Nationalsozialisten waren immer noch die Inhaber der Macht. Trotz zunehmender Kritik hüteten sich die Menschen zu Recht davor, sich allzu deutlich zu äussern und dann die Folgen tragen zu müssen. Wer schon einmal durch NS-feindliche Ansichten aufgefallen war, musste besonders vorsichtig sein. Die Zahl derer, die den Krieg für sicher verloren hielten, wuchs von Tag zu Tag. Nur wenige konnten anders als angstvoll in die Zukunft blicken. Es gab jedoch immer noch eine kleiner werdende Minderheit, die – vielleicht mehr aus Verzweiflung als aus Überzeugung – zu glauben geneigt war, dass Hitler selbst in dieser späten Stunde noch ein Ass im Ärmel habe. Viele, die den Glauben an den «Führer» verloren hatten, sahen dennoch keine Alternative zum Weiterkämpfen, wenn das Land nicht den gefürchteten Bolschewiken in die Hände fallen sollte. Und dann waren da die Desperados, die sich so eng mit dem NS-Regime verbündet hatten, dass sie ein materielles Interesse an der Fortsetzung des Kampfes hatten, da es für sie nach dessen Beendigung keine Zukunft mehr gab. Der sowjetische Durchbruch im Osten löste den Beginn ihres letzten Versuchs aus. Da die

Parteifanatiker nichts zu verlieren hatten, bedrohte ihr Radikalismus jeden, der ihnen im Weg stand.

Wie immer es sich mit den unterschiedlichen Einstellungen verhielt, die von ausgesprochenen NS-Feinden bis hin zu immer noch begeisterten Getreuen reichten, die Masse der hin- und hergerissenen, entwurzelten und desillusionierten Deutschen konnte wenig oder nichts tun, um das zu gestalten, was die Zukunft für sie bereithielt. Abgesehen davon, dass sich die NS-Führung und hier klar und entscheidend Hitler selbst weigerte, eine Kapitulation in Erwägung zu ziehen, beruhte die Fortsetzung eines offensichtlich verlorenen Krieges weitgehend auf der Fähigkeit des Regimes, Truppen aufzubieten und sie mit Rüstungsgütern zu versorgen, sowie auf der Bereitschaft und Entschlossenheit der Wehrmacht, auch dann noch weiterzukämpfen, als das einzige Ergebnis mit Sicherheit die katastrophale Niederlage zu sein schien.

## V

Briefe, die einfache Soldaten von der Front in die Heimat schickten, lassen zwangsläufig ein breites Spektrum von Einstellungen zutage treten. Tatsächlich vermieden die meisten jede politische Aussage und beschränkten sich auf private Angelegenheiten. Von denjenigen, die sich zum Krieg äusserten, gaben einige «defätistische» Kommentare ab (ungeachtet der Gefahr, dass derartige Positionen von den Zensoren aufgegriffen wurden, was für den Schreiber schlimme Folgen hatte), und andere fanden sich einfach mit dem ab, was sie zu bewältigen hatten; doch die meisten strömten immer noch Optimismus und Widerstandswillen aus – oft vielleicht, um die Ängste der Verwandten zu beschwichtigen. Ein Gefreiter, der in Kurland stationiert war, hielt nicht hinter dem Berg mit seiner Kritik an Parteifunktionären, die, wie er mit in Deutschland verbreiteten Worten erklärte, lieber skrupellos alles opfern als Frontdienst leisten würden. «Wenn nur bei den Tyrannen einmal die Vernunft siegen würde», schrieb er und fügte klarsichtig hinzu: «[A]ber sie wissen, dass sie selbst auch sowieso verloren sind. Dann opfern sie vorher ohne Rücksicht das ganze Volk.»<sup>83</sup> in einem anderen Brief in die Heimat gab ein Soldat Ge-

schichten wieder, die er von einem Augenzeugen gehört hatte; darin wurde über die «unbeschreibliche Wut» von Flüchtlingen berichtet, die vor der Roten Armee flohen. Seiner Ansicht nach würde der Kommunismus die Macht übernehmen, «wenn nicht in unserer Gegend die Amerikaner uns davor retten».<sup>84</sup> Ein Feldwebel, der aus Breslau schrieb, hegte Befürchtungen, war aber fatalistisch: «[D]ie Russen rücken immer näher und die Gefahr besteht schon, dass wir eingekesselt werden. Nun, unser Leben liegt in Gottes Hand, und ich hoffe immer noch, dass wir uns doch noch wiedersehen werden.»<sup>85</sup>

Verbreiteter war ein ganz anderer Ton. «Die gegenwärtig sehr ernste Lage sollte uns nicht unsere Zuversicht rauben», schrieb ein anderer Soldat. «Es kommt auch wieder anders, glaub mir! Wir müssen, müssen Geduld haben und dürfen, dürfen den Glauben nicht verlieren.»<sup>86</sup> Wieder ein anderer, der um Verständnis für notwendige materielle Opfer in der Heimat bat, meinte, mit Mut werde es möglich sein, die Front zu halten und die «grosse Dampfwalze aus dem Osten» zurückzuzwingen.<sup>87</sup> Ein in Ostpreussen stationierter Unteroffizier äusserte seine Betrübnis über das «Flüchtlingseleid», aber auch den dadurch hervorgerufenen Zorn, ein Gefühl, das zweifellos viele Soldaten teilten und das eine zusätzliche Motivation dafür darstellte, sich kompromisslos für die Abwehr der sowjetischen Bedrohung einzusetzen.<sup>88</sup> Ein Obergefreiter, der darüber bestürzt war, dass das Tannenberg-Denkmal in Ostpreussen gesprengt werden musste, und der sich besorgt über den möglichen Verlust der schlesischen Industrie äusserte, hatte immer noch, wie er schrieb, den starken Glauben, dass Deutschland den Feind schliesslich bezwingen werde.<sup>89</sup> Ein verwundeter Grenadier, der sich in einem Feldlazarett in Deutschland befand, nachdem man ihn von Pillau aus per Schiff aus dem ostpreussischen Kessel abtransportiert hatte, war trotz der beunruhigenden Lage zuversichtlich. «Wir müssen Vertrauen haben», erklärte er. «Ich glaube bestimmt, dass bald eine Wendung kommt. Kapitulieren werden wir auf alle Fälle *nicht*! Das viele Blut, das in diesem Freiheitskampf schon geflossen ist, darf nicht umsonst gewesen sein. Der Krieg darf und wird nur mit dem deutschen Sieg enden!»<sup>90</sup>

Wie repräsentativ derartige Einstellungen waren, lässt sich unmöglich sagen, auch wenn Hoffnungen und Befürchtungen wie die in diesen Briefen geäußerten in den Gedanken der meisten Soldaten, die von der Krise im Osten erfasst wurden, sicher eine besonders grosse Rolle spielten. Die Verachtung für Parteifunktionäre war mittlerweile in der Wehrmacht ebenso wie in der Zivilbevölkerung weit verbreitet, trat aber in den Briefen in die Heimat aus naheliegenden Gründen nur selten in Erscheinung. Andererseits liessen sich Einstellungen, die den Nationalsozialismus unterstützten, nicht immer klar abgrenzen. Der extreme Nationalismus des Regimes speiste das Gefühl, dass die Heimat geschützt werden müsse, komme was wolle. Und die jahrelange schrille antibolschewistische Propaganda mit ihren rassistischen Stereotypen entsprach für viele Soldaten ihren eigenen Erfahrungen mit den brutalen Praktiken der Roten Armee und festigte ihre Entschlossenheit, dem Angriff derer zu widerstehen, die sie unter dem Einfluss der NS-Indoktrination häufig als «asiatische Horden» oder «bolschewistische Bestien» betrachteten. Propagandaparolen wie «Sieg oder Sibirien!» oder «Wir kämpfen für das Leben unserer Frauen und Kinder!» blieben wahrscheinlich nicht ohne Wirkung, selbst wenn sich nicht einschätzen lässt, wie positiv sie aufgenommen wurden.<sup>91</sup> Ein jüngerer Offizier, der im Westen diente, die Berichte über die Ereignisse im Osten aber in immer traurigerer und pessimistischerer Stimmung genau verfolgte, gab wahrscheinlich die Ansichten vieler wieder, als er in sein Tagebuch schrieb: «Genug der Schlagworte, sie verfangen nicht mehr.»<sup>92</sup> An der Westfront schätzten zu dieser Zeit Heerespsychologen der Alliierten, die die Mentalität gefangener Deutscher untersuchten, dass etwa 35 Prozent Nationalsozialisten seien, aber nur etwa 10 Prozent zum «harten Kern» gehörten. Die verbleibenden 65 Prozent zeigten ihrer Einschätzung nach keine deutlichen Anzeichen für das, was sie als einen NS-Persönlichkeitstypus ansahen.<sup>93</sup> Ob derartige Untersuchungen an der Ostfront zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wären, lässt sich nicht feststellen.

Was immer sie privat dachten, die einfachen Soldaten konnten die Ereignisse nicht beeinflussen. In der Mehrzahl der Fälle gehorchten sie einfach den Befehlen. Die Zahl der Desertionen wuchs sogar an der Ostfront,



aber dabei handelte es sich nur um einen winzigen Bruchteil derer, die an der Front dienten. Gewiss gab es Anzeichen für eine nachlassende Moral, doch angesichts strenger Strafen drohte daraus nie eine regelrechte Meuterei zu werden. Entscheidend für die weiterhin bestehende Kampfbereitschaft war ohnehin weniger das Verhalten der einfachen Soldaten als die Haltung ihrer Befehlshaber.

Die inneren Spannungen des militärischen Führers, der in verzweifelten Tagen den Versuch unternimmt, den Ansturm des unerbittlichen Marsches der Roten Armee durch Ostpreussen aufzuhalten, lassen sich den täglich vorgenommenen Tagebucheintragungen und den an seine Frau gerichteten Briefen von Generaloberst Reinhardt entnehmen, der sich als Oberbefehlshaber der geplagten Heeresgruppe Mitte im Zentrum des Sturms befand. Reinhardt, der äusserst loyal zum Regime stand, kämpfte mit Gewissensproblemen, die sich in der militärischen Führung auch allgemeiner bemerkbar machten, als er darum rang, die Verantwortung für die seinem Befehl Unterstellten mit Gehorsam gegenüber Hitler zu vereinbaren, selbst wenn die Befehle, die er erhielt, in diametralem Widerspruch zu seinem eigenen Urteil über das Vorgehen standen, das seines Wissens erforderlich war. Nach dem Krieg sah er immer noch keine Alternative zu seinem Handeln. Zurückzutreten schien ihm, sofern nicht Hitler es verlangte, unmöglich. Selbst der Gedanke, eine Krankheit vorzutäuschen, um seinen Befehl niederzulegen, hatte ihn in «schwerste Seelenkämpfe» gestürzt. Im Banne der Illusion, er könne persönlich den Gang der Ereignisse beeinflussen und sollte sich «nicht nutzlos selbst opfern», da sich ein bereitwilliger Nachfolger leicht finden würde, sah er keine andere Möglichkeit, als auf seinem Posten zu verharren.<sup>94</sup>

Am Abend des 14. Januar, als die Offensive gerade erst begonnen hatte, rief Hitler an, um Reinhardts Ansichten über die Lage seiner Heeresgruppe zu hören, beendete aber das Gespräch abrupt, bevor der Befehlshaber Gelegenheit gehabt hatte, seine Sorge über die Knappheit der Reserven zu äussern. Mehrere Stunden später, in einer unruhigen Nacht, erhielt Reinhardt Hitlers Befehl, zwei unentbehrliche Panzerdivisionen an Harpes schwer bedrängte Heeresgruppe A abzutreten, die bemüht war, den sowjetischen Vormarsch an der Weichsel aufzuhalten; ein Vorgang,

der Reinhardts beschränkte Reserven noch zusätzlich schwächen musste. Es wurde ihm jedoch erklärt, jeglicher Protest sei sinnlos: Die Entscheidung des «Führers» sei endgültig. Reinhardt notierte, die Folgen für Ostpreussen könnten nur «katastrophal» sein. Wenn man die letzten Reserven abzog, würde das unweigerlich schon sehr bald zum Durchbruch des Feindes führen. «Ungeheurer Schlag für uns! Aber muss getragen werden, da ja unsere Lage auch von Harpe abhängt», schrieb er stoisch in sein Tagebuch.<sup>95</sup>

Reinhardt musste sich nicht nur mit Hitler, sondern auch mit Guderian auseinandersetzen. Am 15. Januar weigerte sich dieser zunächst, ihm zu gestatten, die nordöstliche Ecke der Front zu verkürzen. Reinhardt, der dringend Reserven brauchte, wandte sich an Hitler, der ihm diesmal zustimmte, als Guderian zurücksteckte. Am 17. Januar verwarf Hitler, von Guderian unterstützt, die nachdrückliche Bitte Reinhardts, die 4. Armee zurückzuverlegen, um dringend benötigte Reserven einzusparen, was dazu beitragen sollte, die bedrängte 2. Armee weiter im Westen zu unterstützen. Reinhardts etwa eine Stunde dauerndes Telefonat mit Hitler, in dem er ihm den Fall vortrug, war kein leichtes Unterfangen. Gleich zu Beginn sagte Hitler, wegen der Hörprobleme, die er infolge des Anschlags vom vorangegangenen Juli hatte, werde sein Wehrmachtsadjutant, General Wilhelm Burgdorf, die Diskussion führen. Reinhardt und sein Stabschef Generalleutnant Otto Heidkämper, ebenfalls stramm loyal, hatten den Verdacht, dass Burgdorf ihr Anliegen nicht vollständig oder klar wiedergab. Jedenfalls war die Sache zwecklos. Hitler war, so erklärte er, davon überzeugt, dass Rückzüge keine Truppen einsparten, weil der Feind einfach in günstigere Stellungen vorrücke. Diese Art von Rückzug habe, behauptete er, an allen Punkten der Ostfront zur Katastrophe geführt. Er verwarf Reinhardts Bitte, er möge der 4. Armee gestatten, sich zu den Masurischen Seen zurückzuziehen, und äusserte sich abfällig über den Wert der Befestigungen in Lötzen. Alles, was Reinhardt erreichte, war, dass er zwei Divisionen behalten durfte, die Guderian zum OKH hatte verlegen wollen.<sup>96</sup>

Reinhardts Nerven lagen blank, als er sich um die Bewältigung der Krise bemühte. Die Lage wurde nicht besser, als er am 19. Januar schreckliche Szenen der Verwüstung miterlebte, nachdem flüchtende Zivilisten

von einem Bombenangriff getroffen worden waren, der eine Spur von Leichen, Fahrzeugwracks und zerstückelten Pferden am Strassenrand zurückliess.<sup>97</sup> in einem Brief an seine Frau fragte er sich, wie es möglich sei, unter einer derart schweren und schmerzlichen Last weiterzumachen. Eine Frage, die er sich gleich selbst beantwortete: «[D]ie Maschine der Pflicht, der Wille und das selbstverständliche Muss, die letzte Kraft einzusetzen, arbeiten in uns wie automatisch, zum Denken über das grosse ‚Was nun?‘ kommt man nur selten.»<sup>98</sup>

Eine weitere Bitte Reinhardts, die er am Abend des 20. Januar aussprach und die darauf zielte, die zunehmend gefährdete 4. Armee auf sicherere Stellungen in der Masurischen Seenplatte zurückzuziehen, wurde von Hitler kategorisch zurückgewiesen – eine Entscheidung, die für die Führung der Heeresgruppe Mitte unverständlich war, da die Lage immer gefährlicher wurde und fast mit Sicherheit die Einkreisung drohte. Guderian versprach, er werde versuchen, Hitler zu einem Sinneswandel zu veranlassen, machte ihm aber keine grossen Hoffnungen. Wieder verbrachte Reinhardt eine schlaflose Nacht. «Noch immer keine Erlaubnis zum Zurückgehen», notierte er am 21. Januar in sein Tagebuch. «Ich in schwerster Not, ob ich ungehorsam werden soll.» An jenem Morgen bettelte er erneut bei Guderian und General Walther Wenck, dem Chef des Führungsstabes des OKH, sie möchten für ihn eine sofortige Entscheidung erwirken, «Vertrauen zur Führung zerbricht sonst ganz.» «Ungeheuer aufregende Stunden» vergingen. Reinhardt rauchte eine Zigarette nach der anderen, bis er keine mehr hatte. Im Laufe des Vormittags rief Guderian an und teilte mit, dass Hitler einen Rückzug der 4. Armee erneut abgelehnt hatte.

Reinhardt entschloss sich, noch einmal direkt mit Hitler zu sprechen und den Versuch zu unternehmen, «zu retten, was zu retten sei». Es gab erneut eine lange Auseinandersetzung, bei der er sich bemühte, Hitlers hartnäckige Ablehnung des Rückzugs zur Masurischen Seenplatte – für ihn die einzige Hoffnung, die Front zu halten – zu überwinden. Wie er an seine Frau schrieb, fand er das Gespräch «erschütternd, weil ich so sehr mit meinem ganzen Fühlen und Pflichtempfinden und Gewissenskonflikten zwischen Gehorchenwollen und -müssen und Verantwortungsgefühl für meine Aufgabe dabei rang». Der Wendepunkt in der Diskussion kam,

als Reinhardt mit Nachdruck behauptete, falls es nicht zum Rückzug käme, würden Ostpreussen und die Heeresgruppe zusammenbrechen. Von seinen untergebenen Befehlshabern sei er, so erklärte Reinhardt, mit Bitten um Unterstützung bombardiert worden, und er habe sagen müssen, die Frage des Vertrauens von unten stelle jetzt einen ernstesten Faktor dar. Er kenne keine andere Lösung als die von ihm vorgeschlagene. Falls diese erneut abgelehnt würde, befürchte er, dass er die Kontrolle verlieren werde. Nach fast zwei Stunden gab Hitler nach. Er erteilte die Erlaubnis zum Rückzug in das Seengebiet. «Gott sei Dank!», schrieb Reinhardt. «Ich war der Verzweiflung nahe. Ist Selbstmord Fahnenflucht? Jetzt wohl noch ja! Gott sei Dank», wiederholte er, «dass die Vertrauenskrise überwunden ist, ich hätte vor meinen Führern nicht mehr bestehen können, sie zweifelten schon mit Recht an mir. Nun muss Gott helfen, dass nicht alles doch schon zu spät ist.»<sup>99</sup>

Es *war* zu spät. Kaum hatte sich Hitler schliesslich einverstanden erklärt, der 4. Armee den Rückzug in die befestigte Zone um Lötzen zu gestatten, wurde das Gebiet schon durch weitere Vormärsche der Sowjets gefährdet. Noch am gleichen Abend, am 21. Januar, gestand Reinhardt ein, dass die Stellung Lötzen nicht mehr sicher war und ein Abzug nach Westen zum «Heilsberger Dreieck» unbedingt erforderlich war. Als er am folgenden Tag in einem heftigen Schneesturm nach Königsberg fuhr, war er erschüttert über den Anblick der Flüchtlinge in diesem entsetzlichen Wetter. Es schmerzte ihn, schrieb er an seine Frau, dass sie «auch von uns gescheucht und hart angefasst werden müssen, soweit sie mit ihren Fahrzeugen unsere Strassen sperren und wichtigste Truppenverschiebungen aufhalten». Die Bedrohung für die 4. Armee verschlimmerte sich untermessen. Unpassierbare Strassen bedeuteten, dass Reinhardt am 23. Januar nicht in der Lage war, den Befehlshaber der 4. Armee, General Hossbach, zu erreichen und zu einer Einschätzung der Gesamtlage zu gelangen. An diesem Abend, während weitere deprimierende Meldungen über den sowjetischen Vormarsch eintrafen, schrieb Reinhardt in sein Tagebuch: «Wir sind also eingeschlossen.» Dafür machte er die verspätete Genehmigung zum Rückzug verantwortlich.

Seine Ansicht war mittlerweile, dass ein «Durchbruch nach Westen», auf den Hossbach als einzige Hoffnung gedrängt hatte, in Angriff genommen werden müsse. Von dieser Entscheidung informierte er am gleichen Abend das OKH – dabei liess er allerdings seine Überzeugung unerwähnt, dass seine Truppen zu schwach seien, um sowohl diesen Versuch zu unternehmen als auch gleichzeitig Königsberg und das Samland zu halten. Da klar war, dass Hitler diesen Schritt kurzerhand ablehnen würde, berichtete er auch nicht von der Absicht, das Gebiet von Lötzen aufzugeben und sich ganz auf eine neue, zu verteidigende Stellung bei Heilsberg zurückzuziehen. Das OKH, das sich über das volle Ausmass der Krise nicht im Klaren war, stimmte zu und versprach, Truppen aus dem Gebiet von Elbing nach Osten zu schicken, die sich mit der 4. Armee, die nach Westen vorsties, verbinden sollten. Als er und Hossbach sich am nächsten Morgen trafen, erteilte Reinhardt, der zweifellos von Hossbach, dessen Vertrauen in seinen Oberbefehlshaber in den letzten Tagen geschwunden war, zum Handeln gedrängt worden war, den Befehl, den Ausbruch zu beschleunigen. Reinhardt machte sich Sorgen, dass der Ausbruch zu spät versucht werde, und befand sich weiterhin im Zwiespalt darüber, ob er Hitlers früherer hartnäckiger Weigerung, den Rückzug zu gestatten, hätte zuwiderhandeln sollen. «[I]ch kann doch diese Katastrophe nicht überleben», klagte er. «Man wird mir doch Schuld zuschieben, so rein mein Gewissen ist, nur war ich vielleicht doch zu pflichttreu-gehorsam.»

Am nächsten Tag, dem 25. Januar, stand Reinhardt vor einem weiteren inneren Konflikt. Als in einem Feldhauptquartier, das er besuchte, eine Granate explodierte, hatte er durch umherfliegende Glasscherben schlimme Schnitte erlitten und sich eine schwere Kopfverletzung zugezogen. Blutüberströmt und erschöpft setzte er sich bei Guderian vergeblich dafür ein, die Front noch weiter zurückzuziehen. Guderian, der die Position Hitlers stützte, bestand darauf, die Stellung an den Seen bei Lötzen zu halten. Von seinem Krankenbett aus bemühte sich Reinhardt am folgenden Nachmittag erneut, eine günstige Entscheidung des OKH zu erwirken, während sich die Bedrohung für die 4. Armee weiter verschlimmerte. Ihm wurde bis 5 Uhr, was er als letzten möglichen Zeitpunkt genannt hatte, eine Entscheidung versprochen.

Um 5 Uhr 30 kam Hitlers Befehl schliesslich durch, gestattete aber nur einen beschränkten Rückzug auf Stellungen, die tatsächlich bereits von der Roten Armee überrannt worden waren. Hitler bestand weiterhin darauf, die Stellung bei Lötzen zu halten. Reinhardt erklärte Hossbach, der wiederholt auf eine Entscheidung drängte, falls er bis 7 Uhr 15 keine Nachricht erhalten habe, werde er den Rückzug selbst befehlen. Während die Spannung zunahm, waren sowohl Guderian als auch Wenck beim OKH bemerkenswerterweise für Reinhardt nicht am Telefon zu sprechen. Hossbach rief um 7 Uhr an und sagte, er brauche die sofortige Genehmigung zum Ausbruch; er könne nicht länger warten. Reinhardt erteilte den Befehl. Wie er feststellte, war ihm nichts anderes übriggeblieben; der Vorteil der Stellung im Seengebiet war ohnehin verloren. Er hatte keine Truppen, die stark genug gewesen wären, um sie zu halten. «Mein Gewissen ist rein zugunsten des Angriffs, [...] von dem alles abhängt», fügte er hinzu. «Ich glaube fest, dass dem Führer an dem Gelingen und Durchhalten unseres Angriffs mehr liegt, als an der Seenstellung.» Er irrte sich. Als Hitler die Nachricht erhielt, dass die 4. Armee Lötzen geräumt habe, fühlte er sich getäuscht, explodierte in blinder Wut und warf Reinhardt und Hossbach Verrat vor. Später beruhigte er sich wieder. Doch man brauchte einen Sündenbock. In jener Nacht wurde der von Gewissensbissen geplagte Loyalist Reinhardt samt seinem Stabschef Heidkämper abgelöst.

## VI

Bemerkenswert bei dem gesamten Drama war nicht nur, mit welcher absurden Beschränktheit sich Hitler weigerte, vernünftige Rückzüge zuzugestehen, sondern auch, wie unglücklich Reinhardt selbst unter derart extremen Umständen darüber war, dass er sich Gedanken über Ungehorsam machen musste. Bedeutsam ist ebenfalls, dass Reinhardt und die Führung der Heeresgruppe Mitte den Eindruck hatten, sie könnten nicht auf Unterstützung vom OKH oder von Hitlers militärischer Entourage rechnen. Das Misstrauen gegen Hitlers Wehrmachtsadjutanten Burgdorf war offensichtlich.

Klar war aber auch die Einschätzung, dass Guderian als Generalstabschef Partei für Hitler ergreifen würde. Als daher der komplette Rückzug der 4. Armee in das Gebiet von Heilsberg als die einzige noch verbliebene Option angesehen wurde, selbst wenn das den Verlust von Königsberg und dem Samland bedeutete, musste man das nicht nur vor Hitler verbergen, sondern auch vor dem OKH. Gauleiter Koch, der immer noch trompetete, man müsse die «Festung Ostpreussen» bis zum letzten Mann halten, musste ebenfalls im Unklaren gelassen werden, denn er hätte die Information sofort an Hitler weitergeleitet. Die militärischen wie die politischen Befehlswege, die dafür sorgten, dass Hitlers Führungsstellung unantastbar blieb und dass seine Befehle, mochten sie auch noch so unsinnig sein, befolgt wurden, blieben also während der gesamten Krise intakt. Hossbach polierte seine Reputation nach dem Krieg dadurch auf, dass er behauptete, er habe Hitler dadurch den Gehorsam verweigert, dass er von sich aus den Angriff nach Westen zum Ausbruch aus der Einkreisung befohlen habe. In Wirklichkeit agierte er jedoch bis zu Reinhardts Entlassung am 26. Januar mit voller Unterstützung seines Oberbefehlshabers. Die Entscheidung, widerstrebend Hitlers Wünschen zuwiderzuhandeln, weil er den Eindruck hatte, keine andere Wahl zu haben, stammte offenbar in erster Linie nicht von ihm, sondern von Reinhardt.

Das Ziel, das die Heeresgruppe Mitte mit dem Rückzug nach Heilsberg verfolgte, war die Verlegung der Truppe auf eine besser zu verteidigende Position. War man erst einmal dort, liess sich weiter darüber nachdenken, ob von Ostpreussen noch etwas übrig war, dessen Rettung versucht werden konnte. Wie Hossbach kurz nach dem Krieg schrieb, war seine Ansicht noch radikaler. Er habe gewusst, dass Ostpreussen verloren war, erklärte er. Für ihn war die einzige Option der Versuch, die dort eingeschlossenen deutschen Truppen zu retten, damit sie erneut kämpfen konnten.<sup>100</sup>

Das wurde zu einem Selbstzweck. Die Verzweiflung erzeugte ihre eigene Dynamik. Ebenso wie andere Militärführer behauptete Hossbach später, der Grund für die Fortsetzung des Kampfes sei gewesen, dass er die Zivilbevölkerung habe schützen und retten wollen. Die Wahrheit sah anders aus: Vorrangig war die Rettung des Heeres.

Natürlich waren Befehlshaber, wie aus Reinhardts Tagebuchaufzeichnungen und Briefen und auch aus anderen zeitgenössischen Berichten deutlich hervorgeht, oft erschüttert und betrübt über die Not der Flüchtlinge in den Tiefen des ostpreussischen Winters. Soldaten, die auf dem Rückzug waren, taten häufig, was sie konnten, um Flüchtlinge mitzunehmen oder ihnen im Rahmen des Möglichen zu helfen, auch wenn das insgesamt keine grosse Wirkung hatte. Das Elend, das sie mit ansahen, wirkte sich auf die Truppenmoral deprimierend aus.<sup>101</sup> Zweifellos wollte die Wehrmacht, wo das möglich war, verhindern, dass die Bevölkerung den Sowjets in die Hände fiel. Doch die Flüchtlingsströme auf den vereisten Strassen drohten den Durchbruch nach Westen zu behindern. Reiphardts Befehle vom 22. Januar zeigen, wo die Prioritäten lagen: Er ordnete an, «dass Trecks, die auf den Hauptstrassen die Bewegungen der Truppe stören, von diesen Strassen [sic] zu entfernen sind. [...] Es ist schmerzlich. Die Lage verlangt es aber.»<sup>102</sup> Hossbach wiederum erklärte zwei Tage später den ihm unterstehenden Befehlshabern der 4. Armee: «Die Zivilbevölkerung muss Zurückbleiben. Das klingt grausam, ist aber leider nicht zu ändern, denn es geht jetzt darum, so hart es ist, nach dem Verlust Ostpreussens die dortigen militärischen Kräfte mit einiger Schlagkraft noch zur Heimat zurückzubringen.» Zu Reinhardt äusserte er am späten Abend des gleichen Tages unumwunden: «Trecks müssen von den Strassen runter.»<sup>103</sup> Diesen Befehl setzten die Soldaten auf ihrem Rückzug wiederholt in die Tat um, indem sie die Flüchtlinge und ihre Wagen von den Strassen herunterbeförderten, als sie sich ihren Weg nach Westen erzwingen.

Sicher kann die militärische Logik gelegentlich dafür sprechen, dass die Zivilbevölkerung kurzfristig leiden muss, damit sich die Streitkräfte neu aufstellen können, um dieser Bevölkerung längerfristig von Nutzen zu sein. Doch in dem Chaos, das Ostpreussen im Januar 1945 erlebte, deutete kaum etwas auf klares strategisches Denken. Wenn man die Truppen rettete, damit sie erneut kämpfen konnten, was Hossbachs erklärtes Ziel war, wurde dabei nicht der Versuch unternommen, den Zweck des Weiterkämpfens zu erklären. Eine genaue Motivation lässt sich nicht leicht ausmachen, weder für Truppenführer noch Soldaten. Die Hoffnung, Zeit zu gewinnen, bis die feindliche Koalition auseinanderbrechen würde,



wurde von Tag zu Tag irrealer. «Nun kommt es darauf an, dass wir im Westen halten und im Osten den deutschen Partisanenkrieg entfalten», erklärte ein Oberst – die einzige Hoffnung war jetzt «der Kampf bis aufs Messer». Damit blieb der letztliche Zweck immer noch unausgesprochen, und er war ohnehin ein Ziel, das von den Ereignissen rasch überholt wurde.<sup>104</sup> Die «Verteidigung des Vaterlandes» war eine Abstraktion. Und wo würde man es verteidigen? An der Oder (und am Rhein)? Im Reich selbst? in der Reichshauptstadt, bis alles zerstört war? Die Heftigkeit des sowjetischen Angriffs und die Furcht, dem Feind in die Hände zu fallen, ein Gefühl der Selbsterhaltung, Loyalität gegenüber den engsten Kameraden, die demselben Schicksal ausgesetzt waren, und Angst um die Lieben in der Heimat gaben für die meisten einfachen Soldaten eine hinreichende Motivation ab – wenn sie überhaupt über die Frage nachdachten, warum sie weiterkämpften. Für diejenigen, die sie führten, gab es vielleicht noch etwas anderes. Die Bemerkung in der Tagebucheintragung Reinhardts, dass ein nahezu automatisches Pflichtgefühl seine Handlungen antreibe, wobei kaum oder gar nicht an die weiteren Folgen gedacht werde, galt wahrscheinlich für die meisten militärischen Befehlshaber und nicht nur die an der Ostfront.

Das bedeutete, dass die militärische Führung, der es an jeglicher alternativen Strategie zur Beendigung des Krieges mangelte, objektiv auch weiterhin dem einzig verbliebenen Ziel des Regimes zuarbeitete, das darin bestand, bis zum Letzten zu kämpfen – ohne Rücksicht auf die Kosten an materieller Zerstörung und Menschenleben. Hitlers Entscheidungen während der Januar Krise im Osten dienten allein diesem Ziel. Wie immer wurden Generäle, die den Erwartungen nicht entsprachen, ebenso leicht ausrangiert wie leere Patronenhülsen, selbst wenn ihre Aufgabe, wie etwa im Falle Reinhardts, hoffnungslos gewesen war. Hitler ersetzte Reinhardt durch Generaloberst Lothar Rendulic, einen zuverlässigen Österreicher, zäh, schlau und fähig – doch nicht fähiger, als Reinhardt bei der Bewältigung der unerfüllbaren Aufgabe in Ostpreussen gewesen war. Nach Ansicht Hossbachs traf er ohne jegliches Verständnis für die Gesamtlage ein, hatte kein Verhältnis zu den Soldaten, die jetzt seinem Kommando unterstellt waren, handelte «wohl auf bindende Anweisungen Hit-

ler's [sic]» und überschätzte die Stärke der ihm zur Verfügung stehenden Truppen erheblich. Mit Hossbach geriet er im Hinblick auf den beabsichtigten Durchbruch nach Westen um den Preis, dass man Königsberg und das Samland ihrem Schicksal überliess, sogleich aneinander; er erklärte, er werde einen solchen Schritt, den er als «todeswürdig» charakterisierte, nicht unterstützen.<sup>105</sup> Erst jetzt handelte Hossbach unabhängig und den Wünschen der Heeresgruppenführung zuwider. Der Durchbruch wurde eingeleitet, aber da es ihm an Stärke mangelte, geriet er schon am 30. Januar ins Wanken, als auch Hossbach entlassen und durch General Friedrich-Wilhelm Müller abgelöst wurde, der zwar kompetent war, aber keine Erfahrungen mit einem Oberkommando hatte und den Versuch, die Weichsel zu erreichen, abbrach.<sup>106</sup>

Weiter im Süden hatte ein erboster Hitler bereits den Chef der Heeresgruppe A, Generaloberst Harpe, entlassen, dem er vorwarf, Warschau aufgegeben zu haben, obgleich der Befehl gelautet habe, die Stadt um jeden Preis zu halten.<sup>107</sup> Sein Nachfolger, der Befehlshaber, der im höchsten Masse ein Inbegriff nationalsozialistischer Werte war, der brutale Generaloberst Ferdinand Schörner, beeilte sich, bei den Soldaten auf dem Rückzug seine skrupellose Disziplin durchzusetzen, Deserteure erbarungslos zu jagen und exemplarische Hinrichtungen durchzuführen.<sup>108</sup> Von den ihm unterstehenden Offizieren verlangte er, dass sie jegliche Anzeichen von Desertion oder Disziplinlosigkeit ohne Rücksicht auf die juristischen Feinheiten eines Verfahrens niederschlugen. Die Justiz war dem Interesse der Allgemeinheit untergeordnet. Sein Argument war: «Der Krieg ist schliesslich auch nicht ‚gerecht‘!»<sup>109</sup> Viel später, als er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war und in Westdeutschland vor Gericht gestellt wurde, behauptete Schörner, nach der Übernahme seines Kommandos habe er demoralisierte Truppen, Millionen von Flüchtlingen auf den Strassen, die geordnete Truppenbewegungen verhinderten, und einen Zerfall kämpfender Einheiten vorgefunden. Ihm sei es gelungen, die Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, und durch harte Massnahmen habe er schliesslich die Front stabilisiert. Sein Ziel habe, behauptete er, jetzt nichts mit dem «Endsieg» oder dem Regime zu tun gehabt, sondern ausschliesslich darin bestanden, das Vorrücken der Roten

Armee nach Deutschland zu verhindern und Hunderttausende von Flüchtlingen vor den Bolschewiken zu retten.<sup>110</sup> Damit übersah er geflissentlich seine Entschlossenheit, selbst in diesem aussichtslosen Stadium alles in seiner Macht Stehende zu tun, um Hitlers Politik eines «Kampfes bis zum Letzten» auf die allerfanatischste Art und Weise in die Tat umzusetzen.

Am 25. Januar benutzte Hitler die Gelegenheit der personellen Veränderungen, um die Heeresgruppen umzugestalten und sie stärker an die Realität anzupassen. Die Heeresgruppe A, die Schörner übernommen hatte, wurde jetzt Heeresgruppe Mitte; die Heeresgruppe Mitte unter Rendulic wurde in Heeresgruppe Nord umbenannt; und die Heeresgruppe Nord, die in Kurland eingeschlossen war – ungeachtet der Bitten Guderians, ihre etwa 200'000 dringend benötigten Soldaten zu evakuieren, um sie einem besseren Einsatz an den stark überdehnten Fronten andernorts zuzuführen –, wurde jetzt zur Heeresgruppe Kurland unter dem Kommando von Generaloberst Heinrich von Vietinghoff, der aus sonnigeren Breiten an der italienischen Front in den frostigen Norden abkommandiert worden war. In den Veränderungen spiegelte sich das von der Führung empfundene Bedürfnis wider, Anzeichen schwankender Moral und den potenziellen Zusammenbruch der Front mithilfe der Durchsetzung einer rücksichtslosen Disziplin von innen her zu bekämpfen. An die Stelle der Erfordernisse der militärischen Professionalität sollte jetzt komplett der «Triumph des Willens» durch blinden Gehorsam treten. Um dies noch zu verstärken, forderte der Chef des OKW, Generalfeldmarschall Keitel, bei der Ausführung von Befehlen bedingungslosen Gehorsam und befahl den Militärgerichten, über jeden, der diesen Anforderungen nicht entsprach, die Todesstrafe zu verhängen.<sup>111</sup> Als bemerkenswertesten Schritt schuf Hitler eine neue Truppe, die Heeresgruppe Weichsel, um die ins Wanken geratenen Verteidigungslinien Nordostdeutschlands zu stützen und den Angriff auf die Oderlinie nördlich von Glogau sowie das Eindringen der Sowjets nach Westpreussen und Pommern zu blockieren. Erstaunlicherweise übertrug er – und das war ein Schritt, der auf Verzweiflung schließen liess – das Kommando Heinrich Himmler, der gewiss in der erbarungslosen Behandlung hilfloser politischer und rassischer Opfer geübt

war, dessen einzige Erfahrung mit militärischer Führung auf hoher Ebene an der Front aber sein kurzes und erfolgloses Kommando über die hastig zusammengetrommelte Heeresgruppe Oberrhein in den vorangegangenen Wochen gewesen war. Ihm fiel die Aufgabe zu, an der schwankenden Front die Ordnung wiederherzustellen und durch strenge Disziplin für einen erbarmungslosen Kampf bis zum Ende zu sorgen.<sup>112</sup> Seine Truppen bestanden zunächst überwiegend aus den Resten der Einheiten der 9. und 2. Armee, aber Mitte Februar befehligte er dann etwa 40 Divisionen.<sup>113</sup>

Einer der standhaftesten Unterstützer Hitlers beim bedingungslosen Kampf bis zum Ende warf Grossadmiral Dönitz, dessen Handlungen das Bild des unpolitischen, rein professionellen Militärs, das er nach dem Krieg kultivierte, Lügen strafte. Dönitz war ein echter Hardliner, der sich ganz und gar dem Kampf gegen den Kommunismus verschrieben hatte. In seiner uneingeschränkten Unterstützung für Hitler wurde er niemals wankend; in Verhören nach dem Krieg erklärte er, für ihn sei er ein Mann von «ausserordentlicher Ritterlichkeit und Freundlichkeit» gewesen. Er beharrte darauf, dass seine Beziehung zu Hitler ausschliesslich die eines Soldaten gewesen sei, «der in seinen Aktivitäten gänzlich auf seine Domäne, d.h. auf seine Interessen als Soldat, beschränkt war»,<sup>114</sup> und er stellte sich als einen Mann hin, dem es nur um das Schicksal der leidgeprüften Zivilbevölkerung des Ostens gegangen sei. Er erklärte, nach der Eröffnung der sowjetischen Offensive an der Ostfront im Januar} sei die Rettung der Bewohner der östlichen Provinzen für den deutschen Soldaten die wichtigste Aufgabe gewesen, und er berichtete stolz davon, welche Rolle die Marine dabei gespielt habe, in den verbleibenden Kriegsmonaten mehr als zwei Millionen Deutsche nach Westen abzutransportieren.<sup>115</sup> Doch am 22. Januar gelangte er mit Hitler zu der Übereinkunft, dass die schwindenden Kohlereserven «für die militärischen Aufgaben vorbehalten werden müssen und nicht für den Abtransport von Flüchtlingen eingesetzt werden dürfen». Die Beförderung von Flüchtlingen auf dem Seeweg könne nur so lange durchgeführt werden, wie das nicht zu einer Behinderung der kämpfenden Truppe führe. Dönitz' oberste Priorität war der Transport von Lebensmitteln zu den Soldaten, die in Ostpreus-

sen und Kurland eingeschlossen waren. Flüchtlinge, die sehnlichst darauf hofften, dass Schiffe sie von Pillau und anderen Ostseehäfen abholten, mussten warten.<sup>116</sup>

Als Chef der Luftwaffe blieb Hermann Göring, auch wenn er wegen des Versagens der Luftabwehr faktisch in Ungnade gefallen war und nur im Führerhauptquartier auftauchte, wenn es sein musste, loyal, so sehr er sich auch bereits mit Deutschlands unmittelbar bevorstehendem Schicksal abgefunden hatte.<sup>117</sup> Generaloberst Robert Ritter von Greim, der Oberbefehlshaber der Luftflotte 6 an der Ostfront, an den man bereits als möglichen Ersatz für Göring dachte, war ein weiterer überzeugter Nationalsozialist, der am Putschversuch von 1923 teilgenommen hatte und Hitler bis ganz zum Schluss treu ergeben war. Andere hohe Luftwaffenoffiziere waren ebenfalls fanatisch entschlossen, den Kampf fortzusetzen, so hoffnungslos er auch erschien. Ob führende Vertreter der Luftwaffe so empfanden oder nicht, die Hoffnungen, dass noch etwas für die Zukunft zu retten sein könne, liessen die meisten von ihnen übervorsichtig werden, wenn es darum ging, etwas zu tun, das Missfallen auslösen konnte.<sup>118</sup>

Guderian als Chef des Generalstabs des Heeres war infolge seiner abweichenden Ansichten zu militärischen Anordnungen immer stärker frustriert und Hitler entfremdet, auch wenn er, wie wir sahen, gewöhnlich in seinem Sinne nachgab, als Reinhardt verzweifelt versuchte, Entscheidungen zum Rückzug in Ostpreussen zu erwirken. So wenig auch Guderian mit Hitlers Entscheidungen einverstanden war, er akzeptierte sie und versuchte sie so gut wie möglich umzusetzen. Bald nach dem Anschlag auf Hitler im Juli 1944 hatte er den Wunsch ausgesprochen, dass jeder Generalstabsoffizier ein NSFO sein sollte.<sup>119</sup> Er hatte auch dem «Ehrenhof» angehört, der 55 Heeresoffiziere unehrenhaft aus der Wehrmacht entlassen hatte.<sup>120</sup> Obgleich er mittlerweile desillusioniert war, blieb er loyal. Und an der Spitze der Wehrmacht war mit Keitel und Jodl für liebedienliche Loyalität gesorgt. Das militärische Establishment blieb daher im Gegensatz zu dem, was es später behauptete, auf Hitler ausgerichtet und auf eine Strategie, die, da sie jegliche Form der Kapitulation ausschloss, logisch nur zu weiterem unermesslichen Blutvergiessen und letztlich Selbstzerstörung führen konnte.

Was die Fortführung des militärischen Kampfes vor allem ermöglichte, auch wenn damit Zwangsläufig Einbussen für andere Fronten verbunden waren, war die verspätete Erkenntnis, dass man für den Osten massive Verstärkungen ausfindig machen musste. Die Verluste an der Ostfront betragen im Januar und Februar über 450'000 Mann.<sup>121</sup> Doch die Front musste noch über diese Verluste hinaus gefestigt werden. Die Marine und die Luftwaffe stellten Zehntausende von Matronen und Fliegern für den Landkrieg zur Verfügung.<sup>122</sup> Das Ersatzheer kratzte eine noch grössere Zahl zusammen, darunter oft Beschäftigte von geschützten Arbeitsplätzen, die bis dahin von der Einberufung verschont geblieben waren. Der Volkssturm mobilisierte für den Einsatz an der Ostfront insgesamt mehr als eine halbe Million Mann, denen es stark an Waffen mangelte und die dann dort entsetzliche Verluste erlitten.<sup>123</sup> Da aber die echten Reserven so gut wie erschöpft waren und die neuen Rekruten oft kaum ausgebildete Jungen von 16 oder 17 Jahren waren, konnte ein grosser Teil der Verstärkungen nur aus dem Westen oder Süden kommen. Am 19. Januar, am sechsten Tag der sowjetischen Offensive, präsentierte Generalleutnant August Winter, der stellvertretende Chef des Wehrmachtsführungsstabes, eine Denkschrift, deren grundlegende Prämisse es war, dass sich der Krieg in den kommenden Wochen im Osten entscheiden werde. Winter stellte die durch den Notstand im Osten erzwungene Notwendigkeit fest, «auf Kosten aller anderen Kriegsschauplätze und unter bewusster Inkaufnahme des damit auf dem Westkriegsschauplatz verbundenen schweren Risikos ein Höchstmass an Kräften für die grosse Entscheidungsschlacht auf dem Ostkriegsschauplatz zusammenzuziehen».<sup>124</sup> Der Befehl führte dazu, dass weitere 40 Divisionen in den Osten abkommandiert wurden. Flugzeuge, Flakbatterien, Panzer und schwere Artillerie wurden jetzt unter Vernachlässigung anderer Fronten überwiegend ebenfalls nach Osten geschickt. Bis zum 12. Februar hatte man 33 Divisionen an die Ostfront verlegt, und bis Anfang März sollten weitere zwölf Divisionen folgen. 18 dieser Divisionen konnten jedoch nur dadurch bereitgestellt werden, dass man den Kampf gegen die Briten und Amerikaner im Westen und in Norditalien

einschränkte.<sup>125</sup> Der Zusammenbruch der Wehrmacht im Osten verhiess daher unmittelbar die abschliessende Phase des alliierten Vormarschs im Westen.

Unterdessen verstärkte die zunehmende Verzweiflung bei der Regimeführung und ihren Vertretern auf niederer Ebene, gepaart mit offenkundigen Anzeichen dafür, dass die Moral in der Heimat wie an den Fronten bröckelte, den Übergang zu Massnahmen äusserster Repression. Diese richteten sich jetzt nicht nur gegen hilflose, verfolgte Minderheitengruppen, sondern gegen die deutsche Bevölkerung selbst. Der Terror, den man so lange Zeit nach Osten exportiert hatte, kehrte jetzt heim ins Reich.

## KAPITEL SECHS

# Der Terror kommt heim ins Reich

Der Führer erwartet, dass die Gauleiter die ihnen damit gestellte Aufgabe mit der erforderlichen Härte und Folgerichtigkeit durchführen und rücksichtslos jede Auflösungserscheinung, Feigheit und Defaitismus mit den Todesurteilen der Standgerichte niederhalten. Wer nicht für sein Volk zu kämpfen bereit ist, sondern ihm in ernstester Stunde in den Rücken fällt, ist nicht wert, weiter zu leben und muss dem Henker verfallen.

Bormanns Verordnung über die Errichtung von Standgerichten,  
15. Februar 1945



## I

Die Ardennenoffensive, die Abwehr des Feindes im Westen, war gescheitert, und die deutsche Bevölkerung hatte in ihrer Masse noch gar nicht recht erfasst, was das für sie bedeutete, da begann, in der zweiten Januarhälfte 1945, der Ansturm aus dem Osten. Ein Unheil von traumatischer Wirkung, denn nun wurde auch dem Letzten klar, dass das Ende des Krieges nahte und Deutschland eine totale Niederlage und in absehbarer Zukunft die Besetzung durch feindliche Truppen zu erwarten hatte. Die Tage waren offenbar gezählt für ein Regime, das dieses Elend, wie das nun immer mehr Menschen erkannten, über das Land gebracht hatte. Gleichzeitig mehrten sich die Anzeichen für Zerfallsprozesse in der Zivilbevölkerung und unter einfachen Soldaten. Das Regime reagierte auf gewohnte Weise: Es schraubte den Druck in der Heimat gewaltig in die Höhe.

Natürlich gehörte Repression von Anfang an zum Wesen des NS-Regimes. Willfährig hatte der Justizapparat an der zunehmenden Verfolgung mitgewirkt und auf die aussergesetzliche Gewalt von Polizei und Parteiorganisationen in jedem Stadium reagiert, indem er seinerseits die Repression gesteigert hatte. Doch die Unterdrückung der Vorkriegsjahre hatte sich, so allgegenwärtig sie war, auf «Aussenseitergruppen» konzentriert. Letzten Endes beruhte die gesellschaftliche und politische Macht des Regimes auf der unter den Deutschen allgemein verbreiteten Prämisse, rücksichtslos gegen alle vorzugehen, die ihm im Weg standen oder aus diesem und jenem Grund als Feinde zu betrachten waren. Solange sich die Repression gegen «Aussenseiter» und «unerwünschte Personen» richtete, wurde sie von der Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert, wo nicht sogar begrüßt.<sup>1</sup> Und solange sich diejenigen, die nicht zu einer politisch oder

rassisch verfolgten Gruppe gehörten, konform verhielten und nicht das Pech hatten, in dieser oder jener Weise als «minderwertig» eingestuft und aus der «Volksgemeinschaft» ausgeschlossen zu werden, brauchten sie nicht zu befürchten, in die Fänge der Gestapo zu geraten.

Mit Beginn des Krieges bekam die im System angelegte Gewalt eine neue Qualität; sie wurde nun vor allem exportiert. Die Hauptlast hatten die Völker zu tragen, die in der ersten siegreichen Phase des Krieges erobert worden waren. Doch auch in der Heimat nahm die Repression zu und richtete sich gegen jedes Anzeichen politischer Abweichung. Die Juden, wie immer an der Spitze der Rassenfeinde und von der Propaganda unablässig für den Krieg verantwortlich gemacht, wurden immer unerbittlicher verfolgt, besonders als 1941 die Deportationen in den Osten begannen.<sup>2</sup> Darüber hinaus suchte sich der Terror willkürliche Ziele unter der wachsenden Zahl von Fremdarbeitern aus den eroberten Ländern, was sich noch verstärkte, sobald sich das Kriegsglück gegen Deutschland wandte – eine Wende, die das Desaster von Stalingrad im Winter 1942/43 symbolisch markiert. Zu diesem Zeitpunkt hatte das Justizsystem endgültig vor der ungezügelter Macht des SS-Sicherheits- und Polizeiapparats kapituliert. Als die Verluste an der Front alarmierend anstiegen und im Laufe des Jahres 1944 auch der Druck auf die Zivilbevölkerung entsprechend zunahm, reagierte das Regime immer empfindlicher auf Zeichen der Abweichung. Trotzdem nahm die Kritik am Regime aber zu, wie die Spitzeldienste der Behörden unumwunden feststellten. Hitlers Popularität – der zentrale Punkt der «positiven» Propaganda – war gesunken. Die Partei verlor beträchtlich an Ansehen. Die Moral an der Front, vor allem nach dem Zusammenbruch in Frankreich, wankte.

Der allmähliche Verlust des Rückhalts, den die Partei in der Bevölkerung hatte und dem die Propaganda vergeblich entgegenzuwirken suchte, hatte natürlich verstärkten Terror zur Folge. Nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 und angesichts der allgemeinen Notlage in den letzten Monaten des Jahres wurde die Bevölkerung, wie in den vorangegangenen Kapiteln dargestellt, immer nachdrücklicher gezwungen, sich auf dem Weg in den «totalen Krieg» einzureihen. Unvorsichtige Bemerkungen, jedes Zeichen dessen, was als Defätismus oder Subversion galt – alles

wurde gnadenlos bestraft. Das Regime wurde für die eigenen Bürger zu einer immer grösseren Bedrohung.

Dennoch erreichte der Terror ab Februar 1945 innerhalb Deutschlands nochmals eine neue Stufe. Die hohen Vertreter des Regimes, allen voran Hitler, konnten jetzt sehen, dass sie, wenn kein Wunder geschah, der Niederlage ins Auge schauen mussten. Gebetsmühlenhaft zielten die Propagandaslogans darauf, die Menschen zum Durchhalten und Weiterkämpfen zu bewegen. Für die meisten aber waren das inzwischen leere Worte. Mit dem Verpuffen der Propaganda intensivierte sich die Gewalt. Reflexartig griff das Regime zu offener Gewalt: ein Zeichen für eine Mischung aus Angst und Verzweiflung, Misstrauen und Rachegeleüsten. Angst vor einem neuen 1918, Unbehagen angesichts des explosiven Potenzials von Millionen Fremdarbeitern im Land, Verzweiflung über die bevorstehende totale Niederlage, den Zusammenbruch des Regimes, das Misstrauen gegenüber allen – inneren wie äusseren – Kräften, die Deutschland ins Verderben stürzen wollten, und der Wunsch, Rache zu nehmen an denen, die gegen die Nationalsozialisten und den Nationalsozialismus waren und deren Untergang herbeiwünschten: Diese Mischung schuf eine neue Ebene der Gewalt, die sich willkürlich gegen jeden richtete, der auch nur den Verdacht erweckte, den Kampf bis zum Ende behindern oder abwenden zu wollen.

Die schlimmste, gewalttätigste Vergeltung galt, wie stets, den designierten Feinden des Regimes. Noch die letzten Reste von Kontrolle über die ungebremste Gewalt des Regimes schwanden, und für Juden, Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und Insassen der Konzentrationslager wurden die Monate vor dem Zusammenbruch endgültig mörderisch. Doch auch die deutsche Mehrheitsbevölkerung sah sich wegen angeblich defätistischer Einstellungen immer brutaleren Repressalien ausgesetzt. Die beiläufigste Bemerkung, der geringfügigste Widerstand gegen den selbstzerstörerischen Kurs des Regimes konnten verhängnisvolle Folgen haben. Als die Kriegsfrenten das Reichsgebiet erreichten, schlug der vormals exportierte Terror des Regimes auf die deutsche Bevölkerung zurück – ein Zeichen dafür, wie verzweifelt das Regime um sein Überleben kämpfte. Doch die Terrormassnahmen konnten den Niedergang der Moral so wenig

aufhalten wie die vergeblichen Bemühungen der intensivierten Propaganda. Aber sie reichten aus, um zu verhindern, dass Elend, Leiden und inzwischen auch Verachtung des NS-Regimes in eine revolutionäre Stimmung umschlug; wie 1917/18, im letzten Stadium des Ersten Weltkriegs.

## II

Die Vorzeichen eines moralischen Zusammenbruchs sowohl in der Heimat als auch – noch beunruhigender – an der Front erregten zunehmend die Besorgnis des Regimes. Selbst in den Reihen der SS war die sich verschärfende Krise nicht länger zu ignorieren, so wenig gerade dort offen darüber gesprochen werden konnte.

Am 26. Januar sandte SS-Hauptsturmführer Rolf d'Alquen, Stabsoffizier in der Propagandaabteilung der Heeresgruppe Oberrhein, seinem Bruder Gunter, dem Standartenführer und Herausgeber der SS-Zeitschrift *Das Schwatze Korps*, eine fast panische Botschaft nach Berlin: «Die Stimmung in der kämpfenden Truppe wird durch die Ereignisse an der Ostfront von Tag zu Tag nervöser und ernster.» Viele die von der Ostfront kämen, hätten ganz eigene Befürchtungen. «Sollte sich die Lage in den nächsten Tagen weiter zuspitzen, so ist damit zu rechnen, dass die Truppe in ihrer Kampfkraft durch die nicht mehr zu ertragenden Sorgen gelähmt wird [...]» Ähnlich sei die Stimmung in der Zivilbevölkerung des Gebiets. Er erwarte «ein erlösendes Wort aus dem Führerhauptquartier»; vorsichtig, aber bestimmt fragte er, ob es denn nicht möglich sei herauszufinden, was Hitler seiner Umgebung mitgeteilt habe, was er denn zu tun gedenke, um die Krise abzuwenden. in der Wehrmacht wie auch in der Zivilbevölkerung wisse man, dass die Front mit den verfügbaren Waffen nur noch kurze Zeit zu halten sei. Die Hoffnungen, die noch übrig seien, richteten sich auf eine Waffe, «die alles Erduldete und alle Rückschläge ungeschehen macht und an den Fronten selbst die entscheidende Wendung bringt».

Man müsse dem «Führer» den Zustand der Moral unter den Frontsoldaten unbedingt zur Kenntnis bringen. Das allerdings geschah mit ziem-

licher Sicherheit nicht. Doch d'Alquens Lagebericht drang bis zu Himmler durch. Er wurde an Rudolf Brandt, Himmlers persönlichen Adjutanten, weitergeleitet; der Bericht, so hiess es im Begleitschreiben, sei «typisch für die psychologische Situation der Truppe wie aber auch der dort für die Propaganda verantwortlichen Männer.» Himmler antwortete umgehend. Zwar habe die Truppe Rückschläge hinnehmen müssen, erklärte er, aber am deprimiertesten sei wohl d'Alquen selbst. Sein Vorschlag sei «absolut unmöglich». Den Soldaten müsse klar gemacht werden, dass sie ihre Pflicht zu erfüllen hätten, so schwer das auch sein möge. Wenn der Westen gesichert sei, wäre die Wehrmacht im Osten bereit, den Angriff abzufangen «und dann wieder aktiv zu werden». «Von Ihnen selbst erwarte ich auch innerlich die Haltung eines SS-Mannes.»<sup>3</sup>

Einige Tage später berichtete Himmlers eigene, neu geschaffene Heeresgruppe Weichsel, das Offizierskorps habe «die Truppe nicht mehr fest in der Hand. Bei der Truppe selbst zeigen sich Auflösungserscheinungen übelster Art. Es sind keine Einzelercheinungen, dass Soldaten ihre Uniformen ausziehen und sich mit allen möglichen Mitteln Zivilkleider zu verschaffen suchen, um wegzukommen.»<sup>4</sup> Nach dem, was sie in Verhören von Kriegsgefangenen erfuhren, konnten die Westalliierten keine Desertionen im grossen Stil erwarten. «Die stärkste Abschreckung von Desertion ist weiterhin die Furcht vor Vergeltungsmassnahmen gegen die Familie», so ihre Beurteilung. Ein zusätzlicher Grund, das Risiko des Desertierens nicht auf sich zu nehmen, sei das Gefühl, der Krieg sei sowieso bald zu Ende. Rund 65 Prozent der Mitte Februar verhörten Soldaten waren der Ansicht, der Krieg werde innerhalb einiger Wochen vorbei sein. Wenn sie weiterkämpften, dann um sich selbst zu schützen, aus Apathie (die ausser ihrer eigenen unmittelbaren militärischen Lage alles andere betraf) und aus einer verselbständigten Gehorsamshaltung heraus.<sup>5</sup> Im Chaos der Evakuierungen aus dem Osten mischten sich Soldaten, wie es hiess, unter die flüchtenden Menschen, sie suchten, Zeit zu gewinnen, «in Erwartung eines baldigen Endes» weitere Kämpfe zu vermeiden, da die Feldjäger entweder selbst verschwunden oder nicht in der Lage seien, die völlig überfüllten Züge zu kontrollieren.<sup>6</sup>

Martin Bormann hatte, aufgrund der Berichte, die bei ihm in der Parteikanzlei eingingen, keinen Zweifel, dass Soldaten mit ihrer defätistischen Einstellung die Moral der Zivilbevölkerung beeinflussten. «Was? Ihr hört noch auf Hitler?», soll ein Soldat gesagt haben, der ins Gebiet von Magdeburg zurückgekehrt war. Er habe sich davongemacht, berichtete er, und bis die Behörden ihn gefunden hätten, sei der Krieg ohnehin vorbei. Er hatte Glück, niemand wurde auf ihn aufmerksam, und er kam davon. Soldaten, die auf der Flucht aus dem Osten ins Sudetenland strömten, sollen einen deprimierenden Anblick geboten haben. Sie hatten keine Lebensmittelmarken, gingen aber häufig doch in Läden, um einzukaufen, und erklärten dann, der Krieg sei doch ohnehin vorbei, man brauche keine Marken mehr. Ihrer Meinung nach würden die Folgen der Niederlage so schlimm nicht sein, wie viele dächten.<sup>7</sup> Aus der Region Köln-Aachen hörte Bormann Anfang Februar von einer «um sich greifenden inneren Unsicherheit» und dem verbreiteten Glauben an «eine gewisse Führungskrise der Wehrmacht»; nur die Waffen-SS halte sich weiterhin gut.<sup>8</sup>

Noch deutlicher – allerdings in NS-Sprache verpackt – zeigte sich die sinkende Moral unter den Soldaten im Bericht eines nationalsozialistischen Führungsoffiziers, der auf einer Reise durch verschiedene Landesteile «Symptome zukünftiger bedrohlicher Entwicklungen» bemerkt hatte. Deserteure, so berichtete er, fänden oft auch deshalb Hilfe in der Zivilbevölkerung, weil sie die Niederlage auf die Sabotage durch Offiziere schöben – ein Nachhall des Stauffenberg-Attentats. Die Disziplin wanke, und die Offiziere seien apathisch. Menschen in Mitteldeutschland, die sich über die Entwicklung im Osten Sorgen machten, sagten den Soldaten von der Westfront, sie sollten die Amerikaner doch ins Land lassen, damit die Bolschewisten nicht bis zu ihnen kämen – eine Auffassung, die der Informant als offensichtlich gefährlich für die Moral betrachtete. Auch Geschichten von Rüstungsbetrieben, die wegen Kohlemangel und Transportproblemen geschlossen worden seien, drückten die Stimmung. Soldaten, die hörten, dass die Rüstungsindustrie nicht mehr arbeite, betrachteten den Krieg als unrettbar verloren. Der Bericht schliesst, kaum erstaunlich, mit der Empfehlung, drastische Massnahmen zu ergreifen;

«fliegende Standgerichte» und «erbarmungslose» Umsetzung von Befehlen könnten diesen bedrohlichen Anzeichen entgegenwirken.<sup>9</sup>

Berichte, die Himmler Mitte Februar aus den östlichen Regionen Deutschlands erreichten, müssen eine bedrückende Lektüre gewesen sein. Die militärische Schwäche Deutschlands, so erfuhr er hier, sei die Wurzel fast aller Zeichen der Demoralisierung unter den Soldaten, die den Krieg allgemein für verloren hielten. Plünderungen des Hab und Guts der geflüchteten Zivilbevölkerung durch Angehörige der Wehrmacht seien an der Tagesordnung, auch das wurde als Zeichen für den Zusammenbruch der Moral betrachtet. Viele Soldaten, Offiziere und Angehörige des Volkssturms verliessen ihre Einheiten, zögen durch die Wälder am östlichen Oderufer und versuchten, überzusetzen und sich nach Deutschland durchzuschlagen. Entsprechend zerrüttet sei ihre Moral. Verzweifelt machten sie den Nationalsozialismus für ihr Elend verantwortlich, hielten den Krieg für verloren und wollten Frieden um jeden Preis. Offen würden Himmler und die SS kritisiert. Versprengte Soldatentrupps rieten den Flüchtigen, nicht von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn sie auf sowjetische Truppen stiessen, sondern sich kampfflos zu ergeben.<sup>10</sup>

Auch in der Zivilbevölkerung war die Moral auf einen Tiefpunkt gesunken. Wie Propagandaberichte Mitte Februar festhielten, machte sich «eine tiefgehende Lethargie» in den Mittelschichten und unter den Bauern breit; sie seien resigniert und der Ansicht – ein «schleichendes Gift» –, alles sei verloren und der Krieg in ein paar Monaten zu Ende.<sup>11</sup> Soldaten, die durch Berlin kamen, berichteten, die Stimmung im Westen sei «katastrophal», alle warteten nur auf das Ende des Krieges, und das könne nicht mehr lang dauern. Auch in der Reichshauptstadt und ihrer Bevölkerung verbreiteten sich düstere Stimmungen. Viele beklagten sich über die falschen Versprechungen, die mit den neuen Waffen gemacht worden seien; allenfalls die Angst, den Sowjets in die Hände zu fallen, sorgte für eine gewisse Bereitschaft zum Weiterkämpfen.<sup>12</sup> Fatalismus und dumpfe Gleichgültigkeit griffen um sich. «So wie es kommt, so wird es genommen! Wir können es nicht ändern!», dächten die Leute, «alles, was nach ‚Propaganda‘ aussieht, oder als solche angesprochen wird, wird deutlich abgelehnt.»<sup>13</sup> Ähnliches Misstrauen gegen Behauptungen und Forderungen

gen der Propaganda wurde aus Süddeutschland vermeldet, die Stimmung dort sei «sehr gedrückt» und es sei wenig Hoffnung auf ein günstiges Ende des Krieges für Deutschland zu erkennen, besonders seit aus den versprochenen neuen Waffen nichts zu werden scheine.<sup>14</sup> in Wien glaubten die Leute, n)an habe sie mit den neuen Waffen nur hinters Licht geführt. Allgemein halte man die Lage für hoffnungslos. Nicht nur apathisch seien die Leute, sie hätten auch Angst. Offenbar dachten viele an Selbstmord: «Ich habe bereits alle Vorkehrungen getroffen, um mich mit meiner Familie auszulöschen. Gift habe ich genug.»<sup>15</sup> Der Krieg sei «der gleiche Schwindel» gewesen wie 1914-1918, sagten die Leute im Berchtesgadener Land. «Hätte man 1933 geahnt, dass sich die Ereignisse so zuspitzen würden, wäre Hitler nie gewählt worden» – so die verbreitete Meinung irji einer Region, in die Scharen von «Pilgern» geströmt waren, um einen Blick auf den «Führer» und seine Residenz auf dem Obersalzberg zu erhaschen.<sup>16</sup>

Resignation, Apathie, Erschütterung sowie schiere Ermüdung angesichts des zermürbenden Leidens – ganz abgesehen von der erstickenden Repression durch das Regime – hatten zur Folge, dass die zusammenbrechende Moral nicht in eine revolutionäre Stimmung umschlug. Berichte von Beobachten! aus neutralen Ländern, die ausser Landes geschmuggelt und den Westalliierten zugespielt wurden, enthielten grafische Darstellungen dqr depressiven Grundstimmung in Berlin, mit der die Bevölkerung auf die Vorbereitungen zur Verteidigung der Stadt reagierte. Von chaotischen Zuständen bei der Bahn, Panikkäufen in Mitteldeutschland und entsetzlichen Lebensbedingungen im ganzen Land ist die Rede. Alle diese Berichte kamen übereinstimmend zu dem Schluss, dass eine Revolution im Innern wohl ausgeschlossen sei.<sup>17</sup>

Dennoch wollten die NS-Behörden nichts riskieren. Sie hörten die Alarmglocken, die laut und vernehmlich schrillten, beteuerten gleichwohl unermüdlich, die Bevölkerung zeige nach wie vor eine «feste innere Haltung». Beunruhigendes Zeichen des Niedergangs war, wie rasch die NSDAP Autorität und Ansehen verlor. Im Westen war diese Entwicklung bereits seit Herbst 1944 zu beobachten, nun konnte man Gleiches im Osten beobachten – und zunehmend überall. Seit Ende Januar strömten die Flüchtlinge aus dem Osten ins Reich zurück und liessen ihre Verbit-



terung an den Parteifunktionären aus, die die Räumung ihrer Ansicht nach verpfuscht hatten – prominentes Beispiel war Ostpreussens Gauleiter Erich Koch.<sup>18</sup> Das Verhältnis zwischen Wehrmacht und Partei war gespannt. Himmler wollte Parteiführer als eine Art Politkommissare zu den Truppen zu schicken, man riet ihm aber davon ab: Bei der aktuellen Stimmung an der Ostfront sei damit zu rechnen, dass Männer in Parteiuniform umgebracht würden.<sup>19</sup> Auf die Soldaten, hiess es, wirke diese wie ein rotes Tuch.<sup>20</sup> Auf die Zivilbevölkerung nicht minder: Der Münchener Gauleiter Paul Giesler musste Parteifunktionäre, die wussten, wie unpopulär sie waren, bei Strafe des Parteiausschlusses an ihre Pflicht erinnern, im Dienst Uniform zu tragen – und einfache Parteimitglieder ihr Parteiabzeichen.<sup>21</sup> Nahezu überall trafen die Repräsentanten der Partei auf Hass und tiefe Verachtung; immer mehr Menschen machten sie für den Untergang Deutschlands verantwortlich. Fälle, die zu Recht als grobe Vernachlässigung der Pflichten der Parteiführung betrachtet wurden, verärgerten die Bevölkerung und sorgten dafür, dass ihr Ansehen weiter sank.<sup>22</sup>

Hans Frank, Hitlers Statthalter im Generalgouvernement, war selbst für NS-Massstäbe schwer korrupt. In den Vernichtungslagern Belzec, Sobibor und Treblinka, die in seinem Herrschaftsgebiet lagen, waren fast zwei Millionen Juden vergast worden; die unterworfenen polnische Bevölkerung litt unter einem gnadenlosen Terrorregiment. Am 17. Januar floh Frank aus dem Wawel, der Burg über Krakau, in der er seit 1939 in beispiellosem Luxus und despotischem Glanz residiert hatte. Zunächst begab er sich mit seinem Gefolge nach Seichau in Schlesien. Am 23. Januar reiste der Trupp weiter – die Räume voller Lebensmittelreste und leerer Weinflaschen, den Hinterlassenschaften des Abschiedsgelages, versetzten die Leute, die mit den Entbehrungen des Krieges fertig werden mussten, in kalte Wut. Lastwagenweise wurden Wertgegenstände und geraubte Kunstschatze an Franks künftigen Wohnort im bayerischen Seengebiet expediert.<sup>23</sup>

Noch berüchtigter wurde Gauleiter Arthur Greiser wegen seiner Flucht aus seinem Hauptquartier in Posen. Greiser, einer der rücksichtslosesten NS-Provinzfürsten, der die Polen im «Reichsgau Wartheland» jahrelang mit brutalen Methoden gequält hatte, wurde 1946 von einem polnischen

Gericht zum Tod verurteilt und hingerichtet. Er hatte sich mit seinen guten Beziehungen zu Hitler und Himmler gebrüstet und war massgeblich am Bau des Vernichtungslagers Chehno beteiligt, in dem von Ende 1941 bis 1944 über 150'000 Juden ermordet wurden. Obwohl die Rote Armee rasch vorrückte und die Grenze des Warthegaus am 17. Januar fast erreicht hatte, tat Greiser bis zuletzt so, als stehe die deutsche Verteidigung fest und sicher. Innerlich jedoch geriet er immer mehr in Panik. Sein Gau sollte nicht der erste sein, der geräumt werden musste. Daher weigerte er sich, die entsprechenden Befehle zu erteilen. Erst in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar, als er sah, wie Tausende von Soldaten die Flucht ergriffen, gab Greiser schliesslich den Räumungsbefehl für die östlichen Teile des Gaus. Der grösste Teil der Bevölkerung aber ahnte nichts von der drohenden Gefahr. Vor seinem Stab behauptete er, Posen werde verteidigt. Dabei wusste er, dass keine Möglichkeit bestand, dem sowjetischen Ansturm standzuhalten. Am 20. Januar rief Greiser im Führerhauptquartier an: Bormann sollte ihm Hitlers Zustimmung verschaffen, sein Parteibüro in Posen zu räumen und in die noch einigermaßen sichere Umgebung von Frankfurt an der Oder umzuziehen. Seinem Stab erklärte er, er sei mit einem Führerbefehl nach Berlin zurückgerufen worden, um einen besonderen Auftrag für Himmler durchzuführen. Am gleichen Abend floh er in Begleitung eines Adjutanten aus Posen. Alle Lastwagen, die sich auftreiben liessen, würden für den Transport des Eigentums und der Akten der Gauleitung beschlagnahmt. Anfängliche Einwände der Wehrmachtsverwaltung wies er mit der Behauptung zurück, die Räumung geschehe auf Befehl des «Führers». Greisers Flucht führte zu chaotischen Zuständen im Gau. Die Bevölkerung geriet in Panik, und viele Menschen versuchten um jeden Preis zu entkommen. Doch wurden die meisten von den Sowjets eingeholt. Etwa 50'000 Menschen verloren auf der Flucht aus dem Warthegau ihr Leben.<sup>24</sup>

Der Führerbefehl wurde für Greiser zum Problem, als in der Partei selbst Kritik an ihm laut wurde. Er hatte, wie sich herausstellte, seine Abreiseerlaubnis zu einem Zeitpunkt erwirkt, als der Bevölkerung die Evakuierung noch verweigert wurde – Posen war zur Festung erklärt worden und sollte mit alletti Mitteln gehalten werden. Greiser aber hatte Hitler

weismachen können, die Stadt stehe kurz vor ihrer Eroberung durch die Sowjets. (In Wirklichkeit war die Rote Armee noch 130 Kilometer entfernt; Posen kapitulierte erst Ende Februar.) Goebbels, lange Zeit ein Bewunderer Greisers, sah nun den Schaden, den der Gauleiter dem Ansehen der Partei zugefügt hatte, und betrachtete dessen Handlungsweise als schändlich, feige und betrügerisch. Seiner Ansicht nach hätte Greiser vor das Parteigericht gebracht werden müssen (das ihn mit Sicherheit zum Tode verurteilt hätte), aber er konnte Hitler – vermutlich in Verlegenheit wegen der Genehmigung, die er dem bewährten Gefolgsmann gegeben hatte – nicht dazu bringen, die strenge Bestrafung anzuordnen, die der Mann seiner Auffassung nach verdient hatte.<sup>25</sup> Noch Wochen später, berichteten die Propagandastellen, habe der «Fall Greiser» die Runde gemacht und bestätigt, was Flüchtlinge über die gescheiterte Evakuierung ganzer Gaue durch die NSDAP berichteten.<sup>26</sup> Bormann sah sich gezwungen, den negativen Gerüchten über das Verhalten der politischen Führung im Warthegau mit einem Rundschreiben an die Partei entgegenzutreten. Er verteidigte Greiser: Dieser habe sich dem Kommando der Wehrmacht in Posen bereitwillig zur Verfügung gestellt, dann aber, auf dringenden Führerbefehl, die Stadt verlassen müssen. Gleichzeitig drohte Bormann den Parteifunktionären mit harten Strafen, wenn sie die Bevölkerung im Stich liessen.<sup>27</sup> Greiser war sicher nicht der letzte unter den «grossen Tieren» der Partei, die von ihren Chargen verlangten durchzuhalten, sie dann aber im Stich liessen. Doch für Goebbels war er «die erste schwere Enttäuschung», ein Zeichen für den nahen Zusammenbruch und das nicht mehr ferne Ende.<sup>28</sup>

### III

Als sich zeigte, dass die Entschlossenheit, den Durchhalteparolen zu folgen, sogar in der Partei zu wanken begann, hatte dies, um die Moral aufrechtzuerhalten, wiederholt strenge Ermahnungen und gnadenlose Strafen für all jene zur Folge, die ihre Pflicht vernachlässigten.

Am 23. Januar gebot Wilhelm Stuckart, der amtierende Reichsbevollmächtigte für die Verwaltung (und Himmlers Stellvertreter in dessen Ei-

genschaft als Reichsinnenminister), den Beamten staatlicher Behörden in den östlichen Gauen (einschliesslich der Mark Brandenburg und Berlins) in vonj Feind bedrohten Gebieten ihre Pflicht bis zuletzt zu erfüllen; erst in der allerletzten Minute dürften sie sich der kämpfenden Truppe anschliessen. Allen, die dieser Aufforderung nicht nachkamen, drohte er ridorose Massnahmen an. Am 1. Februar liess Stuckart sein Schreiben in den höchsten staatlichen Behörden zirkulieren und fügte ihm eine Köpie einer Weisung Himmlers bei, die dieser zwei Tage zuvor erlassen hatte: Jeder, der seinen Posten im Militär oder in der Verwaltung ohne Befehl verlasse, sei mit dem Tod zu bestrafen; das Gleiche gelte für alle, die sich der Feigheit schuldig gemacht oder ihre Pflicht vernachlässigt hätten. Um seinem Anliegen Nachdruck zu verleihen, erinnerte Himmler an das Beispiel der Stadt Bromberg, wo sich Partei- und Staatsbeamte beim Anrücken der Roten Armee nicht sehr heldenhaft verhalten hatten. Offenbar hatte der Polizeipräsident seinen Posten verlassen und ein örtlicher Befehlshaber der Wehrmacht seine Truppen entgegen seiner Befehle aus einer Verteidigungsstellung zurückgezogen. Der Regierungspräsident und Brombergs Bürgermeister wurden degradiert und in Strafbataillone abkommandiert, die in besonders gefährliche Einsätze geschickt wurden; dort landete auch der Bezirksleiter, der zudem aus der Partei ausgeschlossen wurde. Zuvor mussten die drei zusehen, wie SS-Standartenführer Carl von Salisch, der Polizeipräsident, wegen Feigheit vor dem Feind von einem Erschiessungskommando hingerichtet wurde; auch der Wehrmachtskommandant wurde erschossen.<sup>29</sup> Am 11. Februar erliess Himmler einen Aufruf an die Offiziere der Heeresgruppe Weichsel, deren Oberbefehl er gerade übernommen hatte: Er erwarte in dieser entscheidenden Phase des Kampfes gegen die «jüdisch-bolschewistische Gefahr» von allen «ein Vorbild an Tapferkeit und Festigkeit» und einen «fanatischen Willen zum Sieg und den lodernden Hass gegen diese bolschewistischen Untiere», auch hier nicht ohne daran zu erinnern, dass der Polizeichef von Bromberg wegen Nichterfüllung seiner Dienstpflichten erschossen worden sei.<sup>30</sup>

In Hitlers Namen erinnerte Bormann die Parteiführer wiederholt an die Notwendigkeit beispielhaften Verhaltens; das gelte auch für ihre Ehefrauen, von denen einige bedrohte Gebiete verlassen hätten, bevor der

Räumungsbefehl ergangen war – für Zuwiderhandlungen wurden auch hier schwere Strafen angedroht.<sup>31</sup> Bormann fand es angebracht, auf Hitlers Ermahnung zu verweisen, der zufolge alle Befehle bindend, «notfalls mit drakonischen Mitteln» durchzusetzen und von den Untergebenen «ohne Widerrede» schnellstens durchzuführen seien. Mehr denn je solle das deutsche Volk wissen, «dass es von starker und entschlossener Hand geführt» werde; «dass Zerfallerscheinungen und Willkürakte rücksichtslos im Keim erstickt und Nachlässigkeiten nachgeordneter Organe unter keinen Umständen geduldet» würden.<sup>32</sup> Pflichtvergessene Parteifunktionäre, die ihre Leute im Stich liessen, um sich und ihre Familien in Sicherheit zu bringen oder sich andere Vorteile zu verschafften, die sich von der NSDAP distanzieren und «beim Herannahen des Feindes feige fliehen, statt bis zum Letzten zu kämpfen», würden aus der Partei ausgestossen, vor Gericht gestellt und «härtesten Strafen» unterworfen.<sup>33</sup> In seinem – nicht für die Öffentlichkeit bestimmten – Rundschreiben zum 25. Jahrestag der Verkündung des Parteiprogramms (24. Februar 1945) erinnerte Bormann alle Parteimitglieder mit unmissverständlichen Worten, dass jeder, der daran denke, alles stehen und liegen zu lassen, zum «Verräter am Volk und zum Mörder unserer Frauen und Kinder» würde. Nur mit Standfestigkeit bis in den Tod, ohne Rücksicht auf das eigene Leben, könne das Reich sich gegen den «Ansturm der Steppe, [gegen die] Methoden der innerasiatischen Horden» verteidigen. Der «Führer» verlange und das Volk erwarte von jedem Parteiführer, dass jeder «durchhält bis zum letzten und niemals auf die eigene Rettung bedacht ist». Unbedingte Befolgung einer höheren Pflicht sei auch für die einfachen Parteimitglieder der Ruf der Stunde. «Wer sein Leben zu retten versucht, ist mit Gewissheit, und sei es durch Urteil des Volkes, dem Tode verfallen. Es gibt nur eine Möglichkeit, am Leben zu bleiben», erklärte er (die Gesetze der Logik ausser Kraft setzend), «die Bereitschaft, kämpfend zu sterben und damit den Sieg zu erzwingen!»<sup>34</sup> Noch hielt die Partei – einigermassen – zusammen.

Auch in der Wehrmacht liess die Disziplin besorgniserregend nach, also suchte man dort ebenfalls Zuflucht in Drohungen und drastischen Sanktionen. Hitler liess durch Keitel verkünden – zu einem Zeitpunkt, als

die Ostfront zusammenbrach und seine Befehle von den Generälen in Ostpreussen bereits infrage gestellt wurden –, dass er, sollten hohe Offiziere der Wehrmacht pefehle nicht bedingungslos ausführen und nicht absolut zuverlässige Berichte schicken, «die rücksichtsloseste Bestrafung der Schuldigen» verlangen werde und dabei erwarte, dass die Gerichte streng genug vorgingen und die Todesstrafe verhängten.<sup>35</sup>

Eindeutiger Indikator für den Zusammenbruch der Front war die drastisch gestiegene Zahl der «Versprengten», die in die Heimat zurückstrebten. Viele Soldaten waren tatsächlich von ihren Einheiten getrennt worden; viele aber täuschten es auch nur vor, um der Front zu entkommen. Die Unterscheidung zwischen Deserteuren und solchen, die, ob tatsächlich oder vorgetäuscht, die Verbindung zu ihrer Einheit «verloren» hatten, verschwamm immer mehr. So wurden die Anstrengungen verstärkt, «Versprengte» aufzugreifen und zur Front zurückzubringen, manchmal wurden auch besondere Militärpolizeieinheiten, die Feldgendarmarie, dafür eingesetzt.<sup>36</sup> Selbst auf dem völlig überfüllten Breslauer Bahnhof, wo sich verzweifelte Evakuierte um die Plätze in einem der letzten Züge nach Westen prügeln, suchten Feldjäger nach Uniformträgern, um sie in den Kampf gegen die Russen zurückzuschicken.<sup>37</sup> Ende des Monats appellierte Himmler an die Deutschen, sie sollten sich hart zeigen gegenüber «Drückebergern, Feig- und Schwächlingen», die ihre Pflicht nicht erfüllten. Vor allem die Frauen beschwor er, kein Mitleid mit «Drückebergern» zu haben, die sich den Evakuiertentfecks in den Westen anschließen: «Männer, die sich von der Front entfernen, verdienen von der Heimat kein Stück Brot.» Vielmehr müssten sie an ihre Ehre und ihre Pflicht erinnert, mit Verachtung gestraft und zur Front zurückgeschickt werden.<sup>38</sup> Die Wehrmachtsführung erliess detaillierte Verordnungen für die Festnahme von «Versprengten» und ihre Überstellung an die Front, ergänzt um den dunkel-dräuenden Zusatz «soweit nicht im Einzelfall Aburteilung durch ein Kriegsgericht erforderlich ist».<sup>39</sup>

Der Kommandant der pommerschen Hauptstadt Schneidemühl (heute das polnische Pila), die zur Festung bestimmt war, wurde von Himmler gelobt, weil er sich zurückziehende Soldaten mit der Pistole erschossen und den Leichen einen Zettel angeheftet hatte, auf dem stand: «So geht es

allen Feiglingen».<sup>40</sup> «Nach den bitteren Erfahrungen im Osten», schrieb Bormann, werde «auch auf die Standfestigkeit der Fronttruppe kein unbedingter Verlass mehr sein.» Anfang Februar, als er mit den Vorbereitungen auf die im Westen erwartete Offensive der Alliierten beschäftigt war, bat er Himmler, eine grössere Zahl von «Auffangkommandos» zur Verfügung zu stellen. Diese hätten bereits während des Zusammenbruchs in Frankreich im Sommer 1944 «durch rücksichtsloses Durchgreifen» zurückweichende Soldaten geschnappt und «zur freudigen Pflichterfüllung» an die Front zurückgeschickt. Die Gauleiter im Westen wies er an, diese Kommandos mit allen Kräften, die der Polizei und dem Volkssturm zur Verfügung stünden, aufzustocken.<sup>41</sup> Regelmässige Berichte über Festnahmen von «Versprengten» seien von der lokalen Ebene aufwärts zu den Gauleitern der östlichen Regionen und von dort an die militärischen Befehlshaber weitergeleitet worden. Die Gauleiter im Westen sollten sich diesem Problem deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit widmen, als dort neue Angriffe zu erwarten seien.<sup>42</sup>

Einige Tage später befahl Himmler den Höheren SS- und Polizeiführern im Westen, sie sollten, in Zusammenarbeit mit der Wehrmacht, mit äusserster Strenge vorgehen, «Versprengte» aufspüren, «Plünderer und Deserteure auf der Stelle erschiessen» und in Vorbereitung auf die «noch zu erwartenden schweren Angriffe» alle Hindernisse an der Westfront beseitigen. In 130 Kopien leitete Bormann diesen Befehl an alle Parteiführer auf zentraler und regionaler Ebene weiter.<sup>43</sup> Sollte, schrieb er, bei der «Durchkämmung der Städte und Kasernen nach sogenannten Versprengten oder mit vorgetäuschten Marsch- und Reisebefehlen herumreisenden Soldaten [...] jemand einmal zu hart zugreifen, so ist das kein so grosser Schaden wie im Falle des Nichteingreifens.»<sup>44</sup> Zuvor, am 12. Februar, hatte er bereits verkündet, in der Heeresgruppe Weichsel werde ein Befehl befolgt, den der unvergleichliche Generaloberst Schörner erlassen habe und den er, Himmler, «ausgezeichnet» finde. Es war ein in typischer NS-Diktion gehaltener Aufruf zum fanatischen Hass gegen den Feind und zur nötigen eisernen Entschlossenheit – denn: «Heute geht es um unsere Heimat!» –, der auch die Drohung enthielt: «Gegen Versprengte, die sich

nicht sofort melden oder erteilte Befehle nicht befolgen, muss standgerichtlich wegen Feigheit vor dem Feind mit grösster Beschleunigung vorgegangen werden.»<sup>45</sup> Kam es zu solchen Anschuldigungen, stand das Ergebnis von vornherein fest. Schörners Art, «trainierte Versprengte aufs Korn» zu nehmen, nannte selbst Goebbels «ziemlich brutal»: Er lasse «solche Figuren [...] am nächsten Baum aufhängen und ihnen ein Schild begeben, auf dem steht: ,Ich bin ein Deserteur und habe mich geweigert, deutsche Frauen und Kinder zu beschützen. Das wirkt natürlich auf die anderen Deserteure oder solche, die es werden wollen, sehr abschreckend».<sup>46</sup>

Ende Februar schätzte Bormann die Zahl frontdienstunwilliger Soldaten im Reich auf 600'000 Mann. Massnahmen zu ihrer Ergreifung hatten im ganzen Reich Priorität. Die Öffentlichkeit sei auf das Problem aufmerksam zu machen, und diesmal müsse man, anders als 1917/18, hart vorgehen. Nur mit drastischen Massnahmen lasse sich die Zahl derjenigen, die sich ihrer Pflicht entzögen, in Grenzen halten: «Jedem Drückeberger» müsse «von vornherein klar» sein, «dass er in der Heimat mit grösster Wahrscheinlichkeit gefasst wird und dann ohne jeden Zweifel sein Leben verliert» «An der Front bestehe zwar die Möglichkeit zu fallen, in der Heimat aber würde jemand, der sich seiner Pflicht entziehe, mit Sicherheit und dazu ehrlos sterben. Nur wenn diese Botschaft ankomme, «werden wir dieser Feigheits-Seuche Herr».<sup>47</sup>

Einige Schätzungen sprechen für Ende 1944 von über einer Viertelmillion Deserteuren – das waren allenfalls Spekulationen, in denen wahrscheinlich auch die tatsächlich «Versprengten» enthalten waren, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr konnten und das enorme Risiko auf sich nahmen, ihre Waffen niederzulegen. Die Schätzung erfolgte allerdings für die Zeit vor dem Zusammenbruch der Ostfront im Januar 1945, der die Zahl der «Versprengten» (und der wirklichen Deserteure) für die letzten vier Kriegsmonate in die Höhe trieb, vielleicht sogar verdoppelte.<sup>48</sup> Wie verbreitet dieses Phänomen tatsächlich war, lässt sich nur näherungsweise bestimmen, dagegen sind immerhin Zahlen für die Soldaten bekannt, die wegen Fahnenflucht vor ein Kriegsgericht gestellt und bestraft wurden – also nicht willkürlich erschossen oder sonstwie «hingegerichtet» wurden. Während des Zweiten Weltkriegs belief sich die Zahl



der Verurteilungen wegen Fahnenflucht mit steil ansteigender Tendenz auf rund 35'000 Soldaten. Ungefähr 15'000 wurden mit dem Tod bestraft.<sup>49</sup> Während des Ersten Weltkriegs war es demgegenüber insgesamt zu nur 18 Hinrichtungen wegen Desertion gekommen.

Nicht nur Fahnenflucht, auch andere Versuche, die Kriegsanstrengungen zu behindern, wurden unverzüglich und mit aller Härte geahndet. Die Unterschiede in Praxis und Schwere der Verurteilungen in der Wehrmacht zu denen in der deutschen Armee im Ersten wie auch bei den Alliierten im Zweiten Weltkrieg sind immens. Im Ersten Weltkrieg wurden insgesamt 150 deutsche Soldaten wegen diverser schwerer Delikte zum Tode verurteilt, davon wurden 48 anschliessend tatsächlich hingerichtet. Im Zweiten Weltkrieg verhängten Kriegsgerichte etwa 30'000 Todesurteile gegen deutsche Soldaten, 20'000 davon wurden vollstreckt. Die Briten dagegen richteten im Zweiten Weltkrieg 40, die Franzosen 103 und die Amerikaner 146 ihrer Soldaten hin.<sup>50</sup>

Je höher der Rang eines Delinquenten, desto weniger streng war in der Regel die Strafe. Generäle wurden entlassen, so wie im Januar an der Ostfront Harpe, Reinhardt und Hossbach. Weder fielen sie in Ungnade, noch wurden sie zum Tode verurteilt oder auf andere Weise schwer bestraft (obwohl es nicht wenige Stimmen in der Öffentlichkeit gab, die ähnlich finster wie nach dem 20. Juli von «Verrätern und Saboteuren» in hohen Ämtern munkelten).<sup>51</sup> Als sich die militärische Lage jedoch verschlechterte und das Regime in zunehmender Verzweiflung immer häufiger zu Gewaltmassnahmen griff, mussten auch hohe Offiziere auf der Hut sein. Thilo von Trotha, Oberst im Generalstab des Heeres, wird den Warnschuss eines persönlichen Bekannten verstanden haben. Es war kein Geringerer als Generaloberst Schörner, der ihm schrieb: « *Unter uns* ein offenes Wort. Ich habe gestern eine Andeutung erhalten, *streng vertraulich* selbstverständlich, Ihre Einstellung zur Partei und deren Repräsentanten wäre gelegentlich etwas zurückhaltend. Man könnte den Eindruck haben, Sie würden auf manche Dinge, wie z.B. auf die nationalsozialistische Führung des Heeres [...] nicht genügend Wert legen. Lieber Trotha, [...] ich setze in Sie das Vertrauen, dass Sie mich letzthin verstanden haben. Ent-

weder gelingt es, wirklich fanatische Anhänger und bedingungslose Getreue des Führers dort oben zu haben, oder die Dinge gehen wieder schief.»<sup>52</sup>

Einige Tage später, in einem geheimen Schreiben an die Oberbefehlshaber und kommandierenden Generäle, ergänzte Schörner diese Botschaft durch einen massiven Angriff auf das Versagen der Führung in den Stäben einiger Heeresteile. Er lobte die Soldaten, die in «fast 4 Jahren eines asiatischen Krieges» gelernt hätten, brutal und fanatisch zu werden und kürzlich an der Neisse keine Gefangenen gemacht hätten. Dem stellte er die Gleichgültigkeit, den bourgeoisen Lebensstil, den Mangel an «Soldatepersönlichkeiten» und die «defaitistische Müdigkeit des Geistes» von Offizieren gegenüber und prangerte deren Unfähigkeit an, die Truppen durch Fanatismus aufzurütteln: «Ich bin mir mit den Oberbefehlshabern und Kommandierenden Generälen einig wie mit jedem Frontsoldaten, dass wir im asiatischen Krieg revolutionäre und mitreissende Offiziere brauchen...» Stalin hätte, fügte Schörner hinzu, nichts erreicht, wenn er mit bürgerlichen Methoden Krieg geführt hätte; darum verlange er, Schörner, «klar und eindeutig Fanatismus, nichts anderes».<sup>53</sup>

Die kaum verhüllte Drehung in Schörners Brief an Trotha und die Zurechtweisung führender Generäle sind weitere Hinweise darauf, wie wenig einig man sich in den höheren Rängen der Wehrmacht war. Viele hochrangige Offiziere hatten sich innerlich schon lange vom NS-Regime abgewandt; das Spektrum der Haltungen aber reichte auch bis zum anderen Extrem, zu Fanatikern wie Schörner. In einem solchen Klima der Spaltung, wechselseitigen Misstrauens und Angst war eine gemeinsame Front gegen Hitler kaum zu erwarten.

Die Spaltung durchzog die ganze Gesellschaft. Sie war alles andere als die von der NS-Propaganda beschworene «Schicksalsgemeinschaft», sie war zerrissen, jeder und jede hatten zunehmend nur das eigene Interesse im Auge – die Menschen dachten immer mehr vor allem an sich selbst, an die Beschaffung lebensnotwendiger Dinge, ans eigene Überleben. «Niemals hat das deutsche Volk in solch innerem Zwiespalt gelebt», so ein Oberst im Februar 1945.<sup>54</sup>

Trotz der Flut von Berichten, aus denen hervorging, dass sie längst auf verlorenem Posten stapfen, verstärkten Goebbels' Propagandisten, als die

Not immer grösser wurde, ihre Anstrengungen. in den Städten an der Ruhr erschienen selbst nach den schlimmsten Bombenangriffen Zeitungen (die Vermutung, sie seien von Flugzeugen abgeworfen worden, wurde als praktisch unmöglich zurückgewiesen).<sup>55</sup> Doch das hohle Pathos von Parolen wie «Glauben und kämpfen» oder «Mit dem Führer bis zum Endsieg» war selbst Goebbels leid.<sup>56</sup> Weil zuverlässige Informationen nicht zu bekommen waren und die Leute offiziellen Berichten offen misstrauten, verbreiteten sich Gerüchte wie Lauffeuer und waren schwer zu kontrollieren, vor allem wenn es um die Evakuierung der Bevölkerung frontnaher Gebiete ging.<sup>57</sup> Ein Vorschlag (der später auch realisiert werden sollte) war, Spezialeinheiten mit insgesamt 1'500 politischen Leitern der Partei zu Schlüsselpunkten an der Ost- und Westfront zu schicken. Vor allem im umkämpften Westen sollten sie die Moral stärken und zugleich «Krisenerscheinungen» entgegentreten, die im Osten entstanden waren, als Gebiete geräumt wurden, die dann der Roten Armee in die Hand fielen. Die besonderen Propagandaeinheiten sollten nicht der Wehrmacht unterstellt werden, sondern unter Bormanns und Himmlers Kommando stehen und die Aufgabe haben, «die gesamte Volkskraft der betreffenden Gebiete für den totalen Einsatz und den Kampf zu organisieren und zu mobilisieren.»<sup>58</sup>

Die Mitte Februar erlassenen Richtlinien für die «Mundpropaganda» verlangten schier Unmögliches, sollten sie doch das Positive an Deutschlands aktueller Lage herausstellen. Der sowjetische Einmarsch in die deutschen Ostgebiete, so hiess es nun, habe dermassen viele Menschenleben und Material gekostet, dass die bolschewistische Kampfkraft entscheidend geschwächt worden sei und sich «eine ausserordentliche Chance» für deutsche Gegenangriffe biete. Die deutsche Führung wisse, dass Angriff die beste Verteidigung sei, und handle entsprechend. Schwachpunkt der Alliierten im Westen seien deren lange Nachschublinien, die der Deutschen seien dagegen kurz, die Einheiten manövrierfähiger, und dank der zusätzlichen Volksgrenadier-Divisionen sei die Wehrmacht jetzt stärker als letzten Sommer in der Normandie. Nicht zuletzt erlaube das tief gestaffelte Festungssystem, rechtzeitig Reserven an unter Druck stehende Stellungen zu bringen und dem Feind damit einen Zermübungskrieg aufzuzwingen.<sup>59</sup>

All das klang wohl kaum überzeugend. Auch Parolen wie die, die Himmler an seine Divisionskommandeure in der Heeresgruppe Weichsel richtete: «Starke Herzeti siegen über Masse und Material», begleitet von Beispielen heldenhafter Taten an der Front, waren für die meisten Menschen nur leere Worte.<sup>60</sup> Selbst engagierte Anhänger des Regimes machten Propagandatöne dieser Art nur noch hellhöriger, ihr Ziel jedenfalls haben sie verfehlt.

Eine bemerkenswerte Ausnahme aber gab es. Angst, vor allem nach den traumatischen Ereignissen vom Januar 1945, war der hauptsächliche Beweggrund, im Osten auszuhalten und weiterzukämpfen. Angst schuf eine Bindung; Mochte alles andere in Stücke fallen, das erlittene Elend schuf eine) Art Zusammenhalt. Und die Propaganda bekam, indem sie die – durchaus verständlichen – Ängste vor den Folgen der sowjetischen Eroberung ausschmückte, nun doch noch eine wichtige Funktion, in der Zivilbevölkerung wie auch der Wehrmacht. Die Soldaten wurden auf die Notwendigkeit eingeschworen, «den asiatischen Sturm aus dem Osten» aufzuhalten, und an historische Beispiele erinnert – etwa die Niederlage der Ungarn bei Augsburg im Jahr 955 oder an die 1683 vor Wien abgeschlagenen osmanischen Heerscharen –, an Beispiele also, in denen es gelungen sei, Angriffe aus dem Osten durch fanatische Verteidigung abzuwehren, sobald der Feind deutschen Boden erreicht habe.<sup>61</sup> Das Spiel mit den Ängsten ging selbst einigen führenden Nationalsozialisten zu weit, vor allem wenn der nervlich ohnehin äusserst belasteten Bevölkerung Gräueltaten, zu denen die Russen fähig sein sollten, auch noch ausgemalt wurden.<sup>62</sup> Ohne Frage aber war das eine der letzten wirksamen Propagandawaffen, auf die man schlecht verzichten konnte. Schon Mitte Februar begannen die Vorbereitungen für die Verteidigung Berlins. Flugblätter wurden verteilt. «An die Verteidiger von Berlin» gerichtet, riefen sie zu «fanatischem Hass» im Kampf gegen die «Bolschewisten» auf: «Es geht um ungezählte deutsche Frauen und Kinder, die Euch vertrauen! [...] Jedes Haus eine Festung, jeder Strassenzug ein Massengrab für die roten Horden. Hass gegeb Hass! Kampf bis zum Äussersten! Blutige Rache und tausendfache Vergeltung für die bolschewistischen Greueltaten in unserer Heimat».<sup>63</sup>

Die Angst vor dem Bolschewismus war zweifellos ein wichtiger Faktor, mit dem sich eine gewisse Bereitschaft zum Weiterkämpfen stimulieren liess, besonders in den Teilen Deutschlands, die von der Roten Armee direkt bedroht waren. In den westlichen Regionen dagegen, die aller Wahrscheinlichkeit nach an die Westalliierten fallen würden, fand die schrille antibolschewistische Hasspropaganda weit weniger Resonanz. Einer Besetzung durch Engländer und Amerikaner sah der Durchschnittsdeutsche längst nicht so ängstlich entgegen wie hart gesottene Nationalsozialisten und Funktionäre des Regimes. Aus den bereits besetzten Gebieten war sogar zu hören, dass sich Amerikaner «besser verhalten als unsere deutschen Truppen».<sup>64</sup> In Wirklichkeit hielt, mochte sich die Propagandamaschinerie noch so sehr mühen, das Ruder herumzureissen, nur noch eine verschwindende Minderheit der Deutschen zum Regime; allerdings zählten dazu auch diejenigen, die noch immer Macht über Leben und Tod hatten. Ein unbedachtes, von einem Denunzianten weitergegebenes Wort konnte genügen, und es drohten härteste Konsequenzen. Als das Regime ins Wanken geriet und der Propaganda kaum noch Glauben geschenkt wurde, blieb dem Regime allein die Repression.

Die erhöhte Bedeutung, die es Repression und Terror beimass, zeigt sich in einer Verordnung zur Einrichtung von Standgerichten in den bedrohten Gebieten, die auf Hitlers Befehl am 15. Februar von Reichsjustizminister Otto Georg Thierack erlassen (und von den Gauleitern in bedrohten Gebieten ungeduldig erwartet) wurde.<sup>65</sup> Den Vorsitz dieser Gerichte sollte ein Richter führen, gemeinsam mit einem politischen Leiter der NSDAP beziehungsweise einer ihrer Unterorganisationen und einem Offizier der Wehrmacht, der Waffen-SS oder der Polizei. Die Besetzung des Gerichts sollte der Gauleiter bestimmen: in seiner Funktion als Reichsverteidigungskommissar der Region. Und es sollte alle Vergehen aburteilen, die, wie es hiess, die Kampfmoral gefährdeten. Überhaupt waren nur drei Urteile möglich: Todesstrafe, Entlastung oder Überstellung an ein ordentliches Gericht. Der Reichsverteidigungskommissar musste das Urteil bestätigen, dazu Ort, Zeit und Art seiner Vollstreckung festsetzen. «Der Führer erwartet», fügte Bormann in einem Begleitschreiben an die Gau-

leiter hinzu, «dass die Gauleiter die ihnen damit gestellte Aufgabe mit der erforderlichen Härte und Folgerichtigkeit durchführen und rücksichtslos jede Auflösungserscheinung, Feigheit und Defaitismus mit den Todesurteilen der Standgerichte niederhalten. Wer nicht für sein Volk zu kämpfen bereit ist, sondern ihm in ernstester Stunde in den Rücken fällt, ist nicht wert, weiter zu leben und muss dem Henker verfallen.»<sup>66</sup> Einige Tage zuvor hatte Bormann den Gauleitern mitgeteilt, diese Verordnung gebe ihnen «die Waffe zur Vernichtung aller Volksschädlinge» in die Hand, und nun erwarte er; Bormann, «dass dieses Instrument im Sinne des Führers rücksichtslos und ohne Ansehen von Person und Dienststellung angewandt wird.»<sup>67</sup>

Bormanns Richtlinien, die Hitlers Wünsche erkennen lassen, zeigen klar genug, dass diese neuen Gerichte mit normaler Justiz wenig zu tun hatten; sie waren nicht mehr als eine Fassade für zunehmend wahllosen und ungezügelten Terror: «Vernichtungsinstrumente in juristischer Drapierung».<sup>68</sup> Todesstrafen waren kaum mehr als eine Formalität, zumal die Richter selbst unter Druck standen, ihre Loyalität zu beweisen.<sup>69</sup> 6'000 bis 7'000 Todesurteile haben diese Standgerichte gesprochen, in zahllosen anderen Fällen haben die Henker noch nicht einmal die Farce eines quasirechtlichen Urteils abgewartet.<sup>70</sup> Die Standgerichtsbarkeit wurde womöglich noch willkürlicher und grenzenloser, nachdem Hitlers Erlass zur Errichtung «fliegender Standgerichte» vom 9. März deren Wirkungsfeld noch vergrößert hatte.<sup>71</sup> Die Gerichte reisten durch Deutschland und urteilten Personen ab, die der Untergrabung der Kriegsanstrengungen beschuldigt wurden, und sie verloren keine Zeit, ihr Urteil zu fällen – in der Regel die Todesstrafe, die vom Gerichtsvorsitzenden ausgesprochen wurde; Berufungsmöglichkeiten gab es nicht.<sup>72</sup> Das Regime trat in seine letzte Phase ein, und damit zerfiel auch noch der letzte Schein einer zentralen Kontrolle der Rechtsprechung. Mit dem Ziel, den Kampfgeist der Deutschen aufrechtzuerhalten, kannten autorisierte Rechtlosigkeit und Staatskriminalität keine Grenzen mehr.

## IV

Wie ein verwundetes Tier im Todeskampf schlug das Regime nun wild um sich und suchte jeden zu treffen, der auch nur im Geringsten das Gebot sabotierte, in einem verlorenen Krieg bis zum Letzten zu kämpfen. Jedes scheinbar nicht konforme Verhalten konnte für gewöhnliche deutsche Bürger verheerende Folgen haben, und gegenüber den designierten Feinden des Regimes kannte der Terror überhaupt keine Grenzen mehr. Armeen von Fremdarbeitern (von denen viele aus der Sowjetunion und anderen Teilen Osteuropas kamen) und die riesige Zahl der Insassen von Gefängnissen und Konzentrationslagern waren nun, in Deutschland selbst, der ungebremsten Brutalität verzweifelter Schergen des Regimes ausgeliefert. Seit Herbst hatte der Terror erheblich zugenommen, nach dem Zusammenbruch der Ostfront wirkte er sich noch einmal spürbar stärker aus.

Je näher Deutschlands Feinde den Reichsgrenzen rückten, je greifbarer die Niederlage wurde, umso mehr Gründe sahen Vertreter des Regimes, sich Sorgen zu machen über die Millionen Fremdarbeiter; sie, die unter sklavenartigen Bedingungen arbeiteten, um die Rüstungsindustrie am Laufen zu halten und das Land zu ernähren (fast die Hälfte der in der Landwirtschaft Beschäftigten waren Ausländer), galten nun als Sicherheitsrisiko. Wir wissen nicht genau, wie viele Fremdarbeiter es im Februar 1945 gab. Im Sommer 1944 waren es knapp sechs Millionen gewesen, alles Zwangsarbeiter, dazu kamen fast zwei Millionen innerhalb Deutschlands registrierte Kriegsgefangene – zusammen stellten sie über ein Viertel aller im Deutschen Reich Beschäftigten. Ungefähr viereinhalb Millionen dieser Menschen – eine wahrscheinlich noch zu niedrig ange setzte Zahl – stammten aus dem Osten, vorwiegend aus Polen und der Sowjetunion, galten als rassistisch minderwertig und wurden als besondere Gefahr betrachtet.<sup>73</sup> Die Möglichkeit von inneren Unruhen – nicht die Revolution der deutschen Bevölkerung, sondern Aufstände ihrer im Land befindlichen Feinde, nicht zuletzt der Fremdarbeiter – hat das Regime sehr ernst genommen. Anfang Februar jedenfalls wurden für den Fall innerer Unruhen Anweisungen zur Verteidigung des Berliner Regierungsviertels ausgegeben.<sup>74</sup>

Die Sorge, die ausländischen Arbeiter könnten, je näher die militärische Niederlage rückte, zum ernstesten Problem werden, quälte nicht nur NS-Paranoiker. Schon im August 1944 hatte ein General in britischer Gefangenschaft über die Möglichkeit sinniert, dass sich beim Heranrücken der feindlichen Armeen zehn Millionen ausländische Arbeiter erheben könnten.<sup>75</sup> Die Bäuerinnen, deren Männer und Söhne an der Front oder gefallen waren und die ihre Höfe allein mit ausländischen Arbeitskräften bewirtschafteten, bangten um ihre persönliche Sicherheit (obwohl sie, wie sich herausstellte, selten wirklich Grund zur Sorge hatten).<sup>76</sup> Auch in den Grossstädten war die Angst deutlich spürbar. Der Bahnhof Friedrichstrasse hatte, wie die damals junge Journalistin Ursula von Kardorff berichtete, eine «Unterwelt», die fast ausschliesslich von Ausländern bewohnt war, darunter «Polen mit Hassblicken [...] ein Völkergemisch, wie es wohl noch nie in einer deutschen Stadt zu sehen war»: Jeder, der von draussen komme, werde misstrauisch beobachtet. Die Fremdarbeiter standen im Ruf, «vorzüglich organisiert» zu sein mit eigenen Agenten, Waffen und Funkausrüstungen. «Zwölf Millionen Fremdarbeiter gibt es in Deutschland», schrieb die Zeitzeugin mit bezeichnender Übertreibung, hinter der wohl ihre eigenen Befürchtungen standen, «eine Armee für sich. Manche nennen sie das Trojanische Pferd des heutigen Krieges.»<sup>77</sup>

Aus zahlreichen Berichten geht hervor, dass die Fremdarbeiter, sobald sie spürten, dass ihre Qualen bald ein Ende haben würden, zunehmend selbstbewusster auftraten. Auch in den Grossstädten fielen sie auf. Dass man sie als innere Gefahr wahrnahm, spiegelte zum guten Teil auch die entsetzlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, denen sie unterworfen worden waren. Bombenangriffe machten Hunderttausende von ihnen obdachlos, oft hatten sie keine andere Möglichkeit, als sich in Luftschutzkellern, Bahnhofswartesälen und anderen öffentlichen Orten aufzuhalten oder in einem ausgebombten Büro oder Wohnblock ein Stück Fussboden zu ergattern, auf dem sie sich niederlassen konnten. Bei der allgemeinen Lebensmittelknappheit blieb ihnen, wenn sie überleben wollten, häufig keine andere Wahl als zu stehlen oder ausgeboipbte Gebäude zu plündern. Als jeder Schein einer geordneten Gesellschaft schwand – die berühmte



«Ruhe und Ordnung», die den deutschen Mittelschichten so teuer war, gehörte längst der Vergangenheit an –, boten sich die Fremdarbeiter als Sündenböcke an: Der Anstieg der Kriminalität, die zunehmende Gesetzlosigkeit wurde nun ihnen angelastet. Was gewöhnliche Deutsche in ihnen sahen, wurde dem Zerrbild immer ähnlicher, dass die mit typischer Härte reagierenden Behörden zeichneten. Selbst kleine Vergehen wurden gnadenlos bestraft. Stehlende Fremdarbeiter galten nicht nur als Diebe, sondern auch als Saboteure. Dabei gab es nur wenige Vorkommnisse, die auf politischen Widerstand deuteten; in ihrer grossen Mehrheit fanden solche Übergriffe im Zusammenhang des täglichen Überlebenskampfes statt.<sup>78</sup>

Bereits im November 1944 hatte Himmler die Regionalbüros der Gestapo ermächtigt, «Sühnemassnahmen [...] wie bisher als Vergeltung für schwerwiegende Terror- und Sabotagehandlungen durchzuführen [...]» Solche Massnahmen «erstrecken sich in der Regel auf fremdvölkische Personen, die zwar als Täter nicht in Betracht kommen, jedoch dem Lebenskreis des Täters angehören».<sup>79</sup> Der Terror sollte der Abschreckung dienen und ebnete den Weg für Willkürmorde. In vielen Städten wurden Hinrichtungskommandos der Gestapo mit einer allgemeinen Lizenz zur Erschiessung von «Plünderern, Fahnenflüchtigen und anderem Kropfzeug» gebildet.<sup>80</sup> Die Dezentralisierung der Kontrolle war im Februar 1945 im Wesentlichen abgeschlossen, als der Chef der Sicherheitspolizei Ernst Kaltenbrunner die lokalen Polizeipräsidenten bevollmächtigte, ausländische Arbeiter, vor allem Russen, nach eigenem Ermessen hinzurichten.<sup>81</sup> Die Gestapochefs von Düsseldorf, Münster, Dortmund und Köln wurden am 24. Januar vor «Elementen unter den ausländischen Arbeitern und auch ehemaligen deutschen Kommunisten» gewarnt, die sich die gegenwärtige Lage zunutze machen könnten, um «umstürzlerisch» tätig zu werden. In allen Fällen müsse «sofort und brutal» reagiert werden. Die Beteiligten sollten «ohne vorherige Behandlung durch das Reichssicherheitshauptamt vernichtet werden.»<sup>82</sup>

Willkürliche Hinrichtungen von Fremdarbeitern wurden nun allgemein üblich. Am 4. Februar starben nahe Dortmund mindestens 14 Russen durch Genickschuss und wurden ins Massengrab eines Arbeitslagers ge-

worfen. Zwischen dem 7. und 10. Februar wurden in Duisburg 24 Mitglieder der «Kowalenko-Bande», einer angeblich subversiven Gruppe, gehängt. in Köln wiederum (wo, wie wir in einem früheren Kapitel gesehen haben, seit dem vergangenen Herbst so etwas wie ein lokaler Krieg zwischen Dissidenten und der Polizei im Gange war)<sup>83</sup> wurden am 27. Februar 74 Personen ermordet und Anfang März, einen Tag bevor die Amerikaner die Stadt besetzten, weitere 50 im Gestapohauptquartier gehängt. in Norddeutschland führte die Gestapo Kiel seit Januar 1945 regelmässig Massensexekutionen unter Gefangenen durch; bis Ende April kamen auf diese Weise etwa 200 Personen ums Leben. Ende Januar oder Anfang Februar wurden 20 bis 25 Personen erschossen, am 1. März weitere 17 russische Gefangene. Im Gefängnis von Sonnenburg bei Frankfurt an der Oder starben am 30./31. Januar 753 Gefangene der Gestapo, darunter rund 200 Ausländer.<sup>84</sup> Das war der Anfang einer Orgie von Hinrichtungen ausländischer Arbeiter, die während der letzten Kriegswochen in deutschen Grossstädten tobte.

Die Lage der Legionen, die in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern schmachteten, wurde gegen Ende des Krieges noch einmal schlimmer. Anfang 1945 zählten die Konzentrationslager noch rund 700'000 Häftlinge aus ganz Europa – knapp ein Drittel davon waren Frauen, etwa 200'000 bis 250'000 Juden, die übrigen vor allem politische Gefangene –, die von über 40'000 Aufsehern der SS bewacht wurden. Hinzu kamen weitere 190'000 politische Gefangene in deutschen Strafanstalten.<sup>85</sup> Diese Lager- und Gefängnisinsassen, die ohnehin durch keinerlei gesetzliche Schranken geschützt und der Brutalität und den Launen ihrer Bewacher völlig ausgeliefert waren, befanden sich jetzt in höchster Gefahr. Hitler hatte keinen Hehl aus der Notwendigkeit gemacht, während des feindlichen Vormarschs jede innere Bedrohung im Keim zu ersticken. Vermutlich Anfang Februar gab er die mündliche Anweisung, die Konzentrationslager beim Anmarsch der Alliierten zu sprengen. Wie sich Felix Kersten, Himmlers Masseur, erinnerte, hat der Reichsführer-SS Anfang März zu ihm gesagt: «Wenn das nationalsozialistische Deutschland zerstört werden wird, dann sollen seine Feinde und die Verbrecher in den

Konzentrationslagern nicht die Genugtuung haben, unserem Untergang als triumphierende Eroberer zu entkommen. Sie sollen am Untergang teilhaben. Das sind die direkten Befehle des Führers, und ich habe dafür zu sorgen, dass sie bis ins letzte Detail ausgeführt werden.»<sup>86</sup>

Bereits im Juni 1944 hatte Himmler die Höheren SS- und Polizeiführer ermächtigt, im Falle von Gefangenenaufständen die notwendigen Massnahmen zu ergreifen.<sup>87</sup> Die Lager seien zu räumen und die Insassen in andere Lager zu bringen. Sollte das unmöglich sein, seien sie zu liquidieren.<sup>88</sup> Im Januar befahl Himmler die Auflösung der Lager im Osten und teilte ihren Kommandanten mit, Hitler mache sie dafür verantwortlich, dass kein Insasse dem Feind lebend in die Hände falle.<sup>89</sup> Die genauen Befugnisse aber blieben, wie so oft im Dritten Reich, unklar. Wenn die Lager evakuiert wurden, dann geschah das in einem allgemeinen Durcheinander und in Panik, nicht nach klaren Anweisungen von oben.<sup>90</sup>

Für dieses Durcheinander waren zwei, zumindest teilweise widersprüchliche Imperative verantwortlich. Einerseits sollten die Gefangenen dem Feind nicht lebend in die Hände fallen, vermutlich damit sie ihre barbarische Behandlung nicht bezeugen konnten; möglicherweise kalkulierte man auch, sie könnten in einem möglichen Handel mit den Alliierten als Unterpfand dienen. Andererseits – und darin bot sich eine hauchdünne Überlebenschance für die Häftlinge – wollte man sie weiterhin als Sklavenarbeiter für die Kriegsproduktion einsetzen. Auslöschung oder Ausbeutung – zwischen diesen Polen bewegte sich die Rassenpolitik der Nationalsozialisten schon lange hin und her. Und bei diesem Streit blieb es bis zum letzten Augenblick.

Himmler betrieb jetzt ein doppeltes Spiel. Einerseits demonstrierte er durch äusserste Rücksichtslosigkeit und Brutalität unbedingte Loyalität und handelte genau nach Hitlers Vorstellungen; andererseits betrachtete er sein Lagerimperium als Unterpfand für mögliche Fühlungen mit den Westalliierten; er hoffte, sich für die Zeit nach Hitler einen Platz sichern zu können. Einer seit Längerem unter führenden Nationalsozialisten verbreiteten Idee folgend, hielt er an der vagen Vorstellung fest, die Juden als Geiseln, als Unterpfand in Tauschgeschäften mit dem Feind zu benut-

zen. Ein entsprechender Versuch war bereits im Frühjahr 1944 unternommen worden; mit dem taktischen, ziemlich durchsichtigen Hintergedanken, die feindliche Koalition auseinanderzudividieren. Damals sollte das Leben ungarischer Juden gegen Lastwagen getauscht werden, die an der Ostfront dringend benötigt wurden. Im Oktober 1944 hat sich dann Himmler mit dem vormaligen Schweizer Bundespräsidenten Jean-Marie Musy getroffen, der ein weiteres, in Aussicht genommenes Geschäft vermitteln sollte: Diesmal sollten, gegen eine Zahlung von 20 Millionen Schweizer Franken aus Mitteln amerikanischer Juden, Juden freigelassen werden, die sich in deutscher Hand befanden. Himmler und Musy trafen sich ein zweites Mal am 12. Januar im Schwarzwald. Bei dieser Begegnung sagte der Reichsführer zu, alle 14 Tage 1'200 Juden in die Schweiz bringen zu lassen: Pro Person sollten 1'000 Dollar auf einem Schweizer Konto auf Musys Namen eingezahlt werden. Am 6. Februar traf ein Zug mit den ersten Juden aus Theresienstadt in der Schweiz ein, und auf Musys Konto wurden 5 Millionen Schweizer Franken hinterlegt. Doch Ernst Kaltenbrunner, der seinerseits Möglichkeiten sondierte, Juden freikaufen zu lassen (was aber zu keinem Ergebnis führte), sabotierte den Handel. Er machte Hitler auf Presseberichte über die Ankunft des ersten Judentransports in der Schweiz und auf eine abgefangene Geheimdienstnachricht aufmerksam, in der fälschlicherweise behauptet wurde, Himmler habe mit Musy über ein Asyl für 250 NS-Führer in der Schweiz verhandelt. Voller Wut ordnete Hitler umgehend an, dass jeder Deutsche, der Juden zur Flucht ver helfe, auf der Stelle hinzurichten sei. Daraufhin liess Himmler die Transporte umgehend einstellen, erkundete aber bald einen anderen Weg, Juden in Verhandlungen mit den Alliierten als Tauschobjekte zu benutzen, dieses Mal über Schweden. Noch brauchten Hitler und Himmler einander. Aber Hitlers Misstrauen gegen seinen «treuen Heinrich» kann durch das, was er erfahren hatte, nur gewachsen sein.<sup>91</sup>

Es wäre aussichtslos, Rollte man für diese Wochen nach einer in sich konsistenten Politik der Nationalsozialisten suchen. Selbst auf dem Gebiet der Ermordung von Wehrlosen, auf dem sie ansonsten hervorragende Arbeit geleistet hatten, würde man nicht fündig. Der sowjetische Vormarsch im Osten, wo sich die grössten Lager befanden, führte dazu, dass

Entscheidungen gewöhnlich von lokalen SS-Führern «an Ort und Stelle» getroffen wurden, in grösster Eile, unter chaotischen Umständen und ohne klares Ziel. Fest stand nur, dass das jeweilige Lager geräumt und verhindert werden musste, dass der Feind die Gefangenen lebend in die Hände bekam.<sup>92</sup> Massentötungen von Häftlingen in letzter Minute, wenn die KZ-Aufseher vom schnellen sowjetischen Vormarsch überrumpelt wurden, waren nicht praktikabel. Häftlinge leben zu lassen, sodass der Feind sie fand, war ausdrücklich verboten. (Manchmal allerdings verfuhr man so mit den Schwächsten, die nicht mehr transportfähig waren.) So blieb nichts anderes, als die geschwächten, durch die Gefangenschaft ausgemergelten, zu dünn bekleideten Häftlinge, die kaum etwas zu essen hatten, zwangsweise nach Westen zu verlegen, häufig zu Fuss, durch Eis und Schnee. Wie zu erwarten, kamen auf diese Weise viele ums Leben, der grösste Horror aber war gewöhnlich das unberechenbare Verhalten der Aufseher, die innerhalb der allgemeinen Richtlinien nach ihrem Ermessen handelten und keinen Anweisungen von oben mehr zu folgen hatten. Sie trieben zur Eile an, schlugen wahllos auf jeden ein, der nicht Schritt halten konnte, oder schossen ihn nieder; weniger aus Angst, die Häftlinge könnten in die Hände des Feindes geraten, denn auch Furcht, selbst in Gefangenschaft zu geraten.<sup>93</sup>

Dass während der Räumung von Lagern und Gefängnissen Chaos entstand, heisst aber nicht, dass es für den Fall des feindlichen Vormarschs keine Pläne für die Verlagerung der Häftlinge gegeben hätte. Die Justizbehörden in Berlin hatten bereits Ende 1944 Richtlinien für die Evakuierung von Gefängnissen erlassen, Anfang 1945 wurden sie in frontnahe Gebiete weitergeleitet. Die Häftlinge wurden entsprechend der Schwere ihrer Vergehen und nach rassistischen Kriterien aufgeteilt. Juden und «Halbjuden», Sinti und Roma, Polen und die schwersten Fälle von Gewohnheitsverbrechern, Psychopathen sowie «asozial subversive Häftlinge» durften auf keinen Fall befreit werden oder dem Feind in die Hände fallen. Konnten sie nicht der Polizei übergeben und verlagert werden, seien sie «der Polizei zur Beseitigung zu überstellen oder, wenn dies nicht möglich [ist], durch Erschiessen unschädlich zu machen»; die Spuren der «Unschädlichmachung» seien «sorgfältig zu beseitigen».<sup>94</sup> Der sowjeti-

sche Vormarsch erfolgte jedoch so schnell, dass die etwa 35'000 Häftlinge, die in den 75 Gefängnissen und Zuchthäusern am Weg der Roten Armee einsassen, nicht in geordneter Form nach Mitteldeutschland gebracht werden konnten.

Die Zwangsmärsche von Häftlingen, die körperlich nicht in der Verfassung waren, ohne Lebensmittel, warme Kleidung und angemessenes Schuhwerk auf vereisten Strassen über 30 Kilometer am Tag zu laufen, verliefen völlig chaotisch. Viele Häftlinge fielen vor Erschöpfung, Kälte und Hunger einfach um. Andere wurden von schiess wütigen Aufsehern, die selbst nichts anderes im Sinn hatten, als sich vor den heranrückenden Sowjets in Sicherheit zu bringen, kurzerhand liquidiert. Bei einem dieser Märschq, bei dem die Häftlinge bei minus 12 Grad 36 Kilometer am Tag gehen mussten, kamen von 565 Häftlingen nur 40 an ihrem Bestimmungsort an. Auf anderen Märschen gelang es einem Drittel der Häftlinge zu entkommen. Es waren zu wenige Aufseher da, und denen war mehr darum zu tun, die eigene Haut zu retten, als sich um die Häftlinge zu kümmern. Manche setzten sich einfach ab. Trotzdem war die Todesrate auf den Märschen sehr hoch. Zu diesen Toten kamen mehrere Tausend Häftlinge, die in den letzten Kriegsmonaten in ihren Gefängnissen erschossen wurden.<sup>95</sup>

Die Todesrate auf den Zwangsmärschen der KZ-Insassen war noch höher. Als die Rote Armee am 27. Januar Auschwitz erreichte, das bei Weitem grösste Konzentrationslager (das mit seinen Aussenlagern ein riesiger Zwangsarbeitskomplex war und zugleich eine immense Vernichtungskapazität hatte) trafen die Soldaten im Lager, in dem zuvor 140'000 Menschen, in der Hauptsache Juden, terrorisiert wurden, auf nur noch rund 7'000 der allerschwächsten Häftlinge, die kaum mehr waren als lebende Skelette. Die Vergasungen waren im November 1944 eingestellt worden. Etwa 1,1 Millionen Menschen, davon eine Million Juden, sind dort umgekommen.<sup>96</sup> Die Tötungsanlagen waren abgerissen worden, und man hatte versucht, die Spuren der Mordaktionen im Lager zu verwischen.<sup>97</sup> Das unerwartete Tempo des sowjetischen Vormarschs hatte unter den Aufsehern von Auschwitz zur Panik geführt, dabei lagen einigermassen klare Richtlinien für die Räumung des Lagers vor. Dazu kam noch die Anweisung des Lagerkommandanten, des SS-Sturmbannführers Richard

Bär, auf dem Marsch Nachzügler oder Häftlinge zu erschiessen, die Fluchtversuche unternahmen.<sup>98</sup>

Schon am 17. Januar waren 56'000 Häftlinge abmarschiert und trotteten wie «wandelnde Leichenzüge»<sup>99</sup> in grösster Angst und unsäglichem Elend, notdürftig gekleidet und ohne Nahrungsmittel, in eisiger Kälte durch schweren Schnee. Manche mussten Schubkarren mit der Habe des Wachpersonals schieben. Sechs Tage später wurden 2'200 Häftlinge in offenen Kohlewaggons, ohne Schutz vor dem eiskalten Wetter, abtransportiert. Die Wächter wussten kaum, wohin sie fuhren, sie kannten nur den Zielort, das 250 Kilometer weiter westlich gelegene Lager Gross-Rosen. Die minimalen Essensrationen wurden in den Dörfern requiriert, durch die die Häftlingskolonnen marschierten. Die kurzen Ruhepausen, die den Häftlingen erlaubt waren, mussten sie häufig im Freien verbringen; Scheunen oder Schulen konnten oft nicht zum Übernachten benutzt werden, da sie schon mit Flüchtlingen belegt waren. «Wer von den Häftlingen nicht weiterkonnte, wurde erschossen», so ein Überlebender ein Jahr später; er hatte Auschwitz-Birkenau am 18. Januar bei eiskaltem Wetter verlassen, in einem Zug von 3'000 Häftlingen, zu Fuss: «Es war das reinste Schützenfest.»<sup>100</sup>

«Alle 100 Meter liegt so ein SS-Meilenstein», erinnerte sich ein anderer Häftling, der den unvorstellbaren Schrecken des 16-tägigen Marschs nach Gross-Rosen überlebt hat, wobei er den Ausdruck benutzte, den SS-Männer für eine Leiche gebrauchten, die sie mit einer Kugel im Kopf am Strassenrand liegen liessen. In der ersten Nacht musste er mit den anderen Häftlingen acht Stunden lang in einem eiskalten Fabrikhof stehen, der zu einem Nebenlager von Auschwitz gehörte, ohne etwas zu essen und zu trinken und ohne die Notdurft verrichten zu können. Als sie am nächsten Morgen aufbrachen, waren 70 Häftlinge gestorben. Wie in Trance marschierte die Kolonne weiter; die Häftlinge assen Schnee, um ihren rasenden Durst zu stillen. Gab es etwas zu essen, kämpften sie zum Vergnügen ihrer Bewacher wie im Delirium darum.<sup>101</sup> Am 23. Januar sahen sie ein Strassenschild, dem zu entnehmen war, dass sie sich von Gleiwitz seit ihrem Aufbruch am Morgen nur zwei Kilometer entfernt hatten. Kein Wunder, dass manche dachten, die Qual habe keinen anderen Sinn, als so

lange zu marschieren, bis alle tot umfielen; manche sehnten den Tod herbei, um ihrem Elend ein Ende zu machen, und die SS-Schergen beeilten sich, dabei behilflich zu sein. Für andere zählte nur das Überleben.<sup>102</sup> Doch für viele gab es kein Überleben. Fast 15'000 Häftlinge aus Auschwitz, die meisten von ihnen Juden, starben auf den Märschen.<sup>103</sup>

Für diejenigen, die Gross-Rosen erreichten, war die Agonie der Märsche damit keineswegs vorbei. Das ursprünglich kleine Lager, das an einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in Schlesien lag, 60 Kilometer südwestlich von Breslau, war zu einem riesigen Komplex mit vielen Nebenlagern und insgesamt 80'000 Gefangenen angeschwollen. Da Lager und Gefängnisse im Generalgouvernement in den Monaten zuvor geschlossen worden waren und fast täglich neue Häftlinge eintrafen – die zum Teil schnell weitergeschickt wurden –, sprengte die Überfüllung von Gross-Rosen jede Dimension. Teilweise hausten in den Baracken neunmal mehr Menschen als vorgesehen; Hygiene und sanitäre Anlagen waren so gut wie nicht vorhanden. In Windeseile verbreiteten sich ansteckende Krankheiten, die dreimal in der Woche ausgegebene Essensration bestand aus Brot mit einem Löffel Marmelade und einem halben Liter Suppe. «Wir liegen tausend Mann in einem Raum, der höchstens für zweihundert Platz bietet», kritzelte ein Häftling in sein Tagebuch. «Wir können uns nicht waschen, bekommen einen halben Liter Steckrüben und 200g Brot. Bis heute gab es allein in unserer Baracke 250 Tote [...]»<sup>104</sup> Und je mehr sich die Lebensbedingungen verschlechterten, desto unberechenbarer wurde der Terror des Wachpersonals.

Von den einigen Zehntausend Menschen, die aus Auschwitz in das Lager Gross-Rosen fluteten, blieben viele nur einige Tage dort, bis sie in offenen Güterwagen abtransportiert wurden, wiederum bis zu 14 Tagen unterwegs waren, um dann in einem der ebenfalls überfüllten, grotesk unmenschlichen Höllenorte im Reichsgebiet anzukommen, in Bergen-Belsen, Buchenwald, Flossenbürg, Dora-Mittelbau oder Mauthausen (in Österreich). Am 8. Februar 1945 wurde auch das Hauptlager Gross-Rosen in aller Eile evakuiert; einige Nebenlager fielen den sowjetischen Truppen in die Hand, noch bevor die Häftlinge weggeschafft werden konnten. Die Insassen des Hauptlagers bekamen ein Stück Brot für die Reise und wurden wie Vieh in offene Güterwaggons getrieben. Eng zusammenge-



pfercht und schutzlos der Kälte ausgeliefert, überstanden viele die Fahrt nicht. Andere wurden auf dem Weg zum Bahnhof, wieder andere auf der Flucht erschossen. Bei einem der Transporte wurden 500 von 3'500 Häftlingen am Bahnhof ermordet. Überall entlang der Bahngleise lagen Leichen.<sup>105</sup> Rund 44'000 Häftlinge aus Gross-Rosen erreichten andere Lager im Reichsgebiet. Wie viele auf ihrem Weg dahin umkamen, ist nicht bekannt; die Zahl wird sehr hoch gewesen sein.<sup>106</sup>

Für Stutthof bei Danzig an der Weichselmündung, einem dritten riesigen Konzentrationslagerkomplex im Osten, waren bereits im Sommer 1944 Evakuierungspläne ausgearbeitet worden. Ein Teil der Häftlinge sollte per Schiff aus Danzig und Gotenhafen (Gdynia) nach Westen transportiert, die übrigen auf dem Landweg nach Lauenburg in Pommern gebracht werden, wo sie bleiben sollten, bis sie auf Lager im Reichsgebiet verteilt werden konnten. Eine Reihe von Nebenlagern wurde im Januar 1945 geschlossen, als die Rote Armee heranrückte, und die 22'000 Häftlinge, in der Mehrzahl Frauen, wurden weggebracht. Im Zusammenhang einer solchen Räumung kam es zum Massaker von Palmnicken in Ostpreussen, von dem im letzten Kapitel die Rede war. Aber es war bei Weitem nicht der einzige Massenmord an Häftlingen, die aus den Nebenlagern weggeschafft wurden; ermordet wurden vor allem diejenigen, die nicht fähig waren, den Zwangsmarsch anzutreten – die SS-Leute wussten einfach nicht, was sie mit ihnen machen sollten. Die Bedrohung durch die Rote Armee, die sich am 23./24. Januar Elbing und Marienburg näherte und nur noch 50 Kilometer von Stutthof entfernt war, führte zu der in aller Eile getroffenen Entscheidung, auch das Hauptlager aufzulösen. Am 25. Januar bekamen die rund 11'000 Häftlinge jeder 500 Gramm Brot und 120 Gramm Margarine; sieben Tage sollte der Marsch nach Lauenburg dauern. Die deutschen und die wenigen skandinavischen Häftlinge wurden besser behandelt als Juden, Polen und Russen. Den Häftlingen wurde erklärt, dass sie in Fünferreihen zu gehen hätten; jeder Fluchtversuch, jedes Anzeichen von Rebellion werde sofort mit dem Tod durch Erschies-sen bestraft. Als die Kolonnen zwischen dem 1. und dem 4. Februar Lauenburg erreichten, waren zwei Drittel der Häftlinge gestorben. Die

meisten Überlebenden waren nicht mehr in der Lage, weiter ins Reich zu marschieren. Ungefähr 85 Prozent – 9‘500 der 11‘000 Häftlinge, die den furchtbaren Marsch nach Lauenburg begonnen hatten, die meisten davon Juden – überlebten nicht.<sup>107</sup>

Alles in allem wurden im Januar und Februar etwa 113‘000 KZ-Häftlinge auf Todesmärsche geschickt.<sup>108</sup> Nach vorsichtigen Schätzungen hat mindestens ein Drittel von ihnen nicht überlebt. Die Gefangenen hatten von den Bewohnern der Dörfer und Orte, die sie passierten, wenig Hilfe zu erwarten. Die Aufseher taten, was sie konnten, um sie von der Bevölkerung abzuschirmen, und wo es zu kurzen Kontakten kam, gingen sie dazwischen, zumal wenn jemand Mitleid zeigte und den Gefangenen ein Stück Brot zuwarf. Teilweise aber verhielten sich die Leute auch ausgesprochen feindselig zu den Häftlingen. Die meisten Zuschauer gingen auf Abstand aus Angst vor dem Wachpersonal oder vor den Gefangenen oder vor beiden, vielleicht auch, weil sie mit der Behandlung der «Feinde» des Reichs einverstanden waren. Häufig führten die Märsche durch bereits geräumte Gebiete oder wurden umgeleitet, um Kontakte mit den Flüchtlingstrecks zu vermeiden.<sup>109</sup> Doch auch für diejenigen, die diese schreckliche Tortur überlebten, war das kaum zu beschreibende Leiden damit noch lange nicht zu Ende. Hatten sie die total überfüllten Konzentrationslager innerhalb Deutschlands erreicht, wo sich die Existenzbedingungen – von Lebensbedingungen lässt sich kaum noch sprechen – von Tag zu Tag verschlechterten, mussten sie in den letzten wilden Wochen des Dritten Reiches weitere Todesmärsche ertragen, die noch weniger organisiert waren als die, die sie schon zuvor kaum überlebt hatten.

## V

Der Terror kam noch auf andere Weise «heim ins Reich», nämlich als Schrecken aus der Luft, dessen bleibendes Symbol die alliierten Luftangriffe sind, die am 13. und 14. Februar 1945 die historische Altstadt von Dresden, das wegen seiner Schönheit so genannte «Elbflorenz», gnadenlos zerstört haben.

Zu dieser Zeit gab es kaum noch eine deutsche Stadt, die dem Schrecken des alliierten Bombardierungsprogramms entgangen war; über viele Städte hatten die Bomber mehrfach Tod und Zerstörung gebracht. Seit 1942 wurde das systematische Flächenbombardement deutscher Städte von Air Chief Marshall Arthur Harris, genannt «Bomber Harris», geleitet.<sup>110</sup> Die ersten Ziele waren Städte in Nord- und Westdeutschland, die von britischen Luftwaffenstützpunkten am leichtesten zu erreichen waren. Ab 1943 wurden die nächtlichen Flächenbombardements der Briten durch die tagsüber geflogenen «Präzisionsbombardements» der Amerikaner ergänzt (die häufig alles andere als präzise waren). Damit wurden die Luftangriffe nicht nur intensiviert, sondern im Rahmen einer Strategie des «Rund-um-die-Uhr-Bombardierens» auch aufeinander abgestimmt. Bei einem besonders schrecklichen, verheerenden Angriff auf Hamburg im Juli 1943 kamen in grässlichen Feuerstürmen 40'000 Menschen ums Leben. Die Städte des Ruhrgebiets wurden mehrere Male erbarmungslos angegriffen. Köln, Essen (die Heimat von Krupp), Dortmund, Bochum, die Stadt des «Kohlenpotts», und andere wichtige Teile des Reviers wurden in Schutt und Asche gelegt. Als die Alliierten die Lufthoheit immer sicherer gewonnen hatten und ihre Luftbasen näher an Deutschland heranlegen konnten, wurden immer mehr Städte auch in Mittel- und Süddeutschland zu Zielen. Kassel und Darmstadt, Heilbronn, Stuttgart, Nürnberg und München erlebten furchtbare Angriffe. Die grosse Metropole Berlin, die wegen ihrer schieren Grösse und ihrer weiten Entfernung von feindlichen Luftbasen nicht in dem Umfang demoliert werden konnte wie andere Städte, wurde im Verlauf des Krieges insgesamt 363 Mal bombardiert. Der schwere Angriff vom 3. Februar 1945 brachte die schlimmsten Verwüstungen mit sich, die die Hauptstadt bis dahin erlebt hatte, und zerstörte das Regierungsviertel sowie die historischen Bauten in der Stadtmitte (er forderte allerdings, zum Glück für die Berliner, lange nicht so viele Todesopfer, wie die Alliierten beabsichtigt hatten).<sup>111</sup>

Die Luftangriffe nahmen umso mehr zu, je stärker die alliierten Geschwader und Begleitjäger wurden, die die Abwehr der deutschen Luftwaffe immer wirkungsloser machten. 1942 wurden 41440 Tonnen Bom-

ben auf Deutschland abgeworfen. 1943 stieg diese Zahl auf 206'000 Tonnen, 1944 auf 1'202'000 Tonnen – das Fünffache der Bombenlast des vorherigen Jahres. Zwischen Januar und Ende April 1945 fielen noch einmal 471'000 Tonnen auf Städte und Anlagen, mehr als doppelt so viel wie im ganzen Jahr 1943.<sup>112</sup> Die 67'000 Tonnen Bomben, die die Royal Airforce allein im März 1945 auf Deutschland niedergehen liess, kamen fast der Bombenlast gleich, die während der ersten drei Kriegsjahre insgesamt auf Deutschland abgeladen worden war.<sup>113</sup> Einige der verheerendsten Angriffe auf die nahezu schutzlose Bevölkerung fanden in den allerletzten Kriegswochen statt. So wurde am 23./24. Februar Pforzheim, das «Tor zum Schwarzwald», fast völlig dem Erdboden gleichgemacht; 17'600 Menschen (ein Viertel der Einwohner) wurden getötet. Und am 16. März wurde Würzburg in einem – militärisch sinnlosen – Angriff schwer getroffen, 4'000 der 107'000 Einwohner kamen um, und 90 Prozent der herrlichen barocken Innenstadt, eines kulturellen Kleinods, versanken innerhalb von 17 Minuten in Schutt und Asche.<sup>114</sup>

Deutschland zahlte einen furchtbaren Preis für den Sturm, den es gesät hatte: 1937, noch vor dem Krieg, mit der Bombardierung der spanischen Stadt Guernica, dann, kurz nach Kriegsbeginn, durch Luftangriffe auf Warschau, Rotterdam, Coventry und dicht bevölkerte Teile Londons. Insgesamt, so die Schätzungen, sind etwa eine halbe Million Deutsche im Bombenkrieg ums Leben gekommen. Ein Drittel der Bevölkerung hatte auf diese oder jene Art unter dem Luftkrieg zu leiden, ein Viertel aller Wohnungen wurde zerstört.<sup>115</sup>

In diesem schrecklichen Register von Tod und Zerstörung durch feindliche Bomben nimmt der fürchterliche Angriff auf Dresden vom 13./14. Februar einen besonderen Platz ein. Die Bedingungen für eine völlige Vernichtung aus der Luft konnten nicht besser sein: Es herrschte schönes Wetter, es gab so gut wie keine Luftabwehr, auch nur einigermaßen angemessene Luftschutzvorkehrungen fehlten fast vollständig (abgesehen von dem Bunker, der für Gauleiter Martin Mutschmann gebaut worden war), und in der Stadt mit ihren 640'000 Einwohnern drängten sich zusätzlich einige Tausend Flüchtlinge. Sie alle waren Ziel eines zweifachen Angriffs der Briten mit Brand- und Sprengbomben, der so schwer war,

dass ein Feuersturm entstehen musste: Die Altstadt wurde zum Inferno. Um die Mittagszeit am nächsten Tag folgte ein weiterer schwerer Luftangriff, dieses Mal von den Amerikanern.

Menschen, die Schutz in Behelfsunterständen suchten, erstickten. Fussgänger auf der Strasse wurden vom alles verschlingenden Feuersturm erfasst. Als Überlebende nach dem ersten Angriff auf die Strasse traten, wurden sie Opfer der zweiten Angriffswelle, die den Feuersturm noch anfachte und das zerstörte Stadtgebiet vergrösserte. Im Stadtzentrum suchten Menschen, darunter Verwundete und Nichtschwimmer, den Flammen zu entkommen, indem sie in ein grosses Wasserbecken sprangen. Anders als in Schwimmbädern aber war es wegen der glatten Betonwände hinterher sehr schwierig, wieder herauszuklettern, und viele ertranken. Überall in den brennenden Strassen lagen verkohlte Leichen, auch in den Kellern waren die Menschen erstickt oder verbrannt. Im mit Flüchtlingen vollgestopften Hauptbahnhof lagen «Leichen und Leichenteile, wohin man blickte, in den Tunnelgängen und in den Wartesälen in grausigen Ausmassen; hier war keiner mit dem Leben davongekommen».<sup>116</sup> in diesem Pandämonium mit dem Leben davonzukommen, war reines Glück. Am besten erging es noch denen, die das Elbufer erreichen konnten. Als Feuersturm und Feuer schliesslich erloschen waren und die US-Bomber am nächsten Tag ihre todbringenden Ladungen abgeworfen hatten, war Dresden eine Totenstadt.<sup>117</sup> Für manche war die Schreckensnacht jedoch die Rettung. Den letzten in der Stadt verbliebenen Juden stand ihre Deportation bevor, und sie wussten, was das bedeutete. Im Chaos der Bombennacht konnten sie ihren gelben Stern abreißen, sich unter die ausgebombten «arischen» Massen mischen und so ihrem sicheren Tod entgehen.<sup>118</sup>

Selbst in diesem späten Stadium des Krieges und mitten im Durcheinander der zerstörten Stadt zeigte das Regime eine bemerkenswerte Fähigkeit, auf den Ausnahmezustand zu reagieren. Bereits am Morgen nach dem Angriff wurde Hilfe nach Dresden dirigiert. 2'000 Soldaten und 1'000 Kriegsgefangene sowie technische Hilfskräfte aus anderen Städten der Region wurden eilends nach Dresden gebracht, eine Kommandostelle und ein Nachrichtensystem aufgebaut, das die Aufräumarbeiten koordinieren sollte, und an drei Tagen 600'000 warme Mahlzeiten ausgegeben.

Die Stadt wurde unter Kriegsrecht gestellt, Plünderer verhaftet und in vielen Fällen sofort erschossen. Die verkohlten Leichen wurden, zum Teil von Kriegsgefangenen, eingesammelt und mit bürokratischer Genauigkeit gezählt und registriert. Über 10'000 Leichen wurden in Massengräbern am Stadtrand beigesetzt. Einige Tausend wurden zwischen dem 21. Februar und dem 5. März auf riesigen Scheiterhaufen auf dem Altmarkt verbrannt. Der im März erstellte offizielle Bericht über die Opfer des Luftangriffs sprach von 18'375 Toten, 2'212 Schwerverletzten, 13'718 Leichtverletzten und 350'000 Obdachlosen. Würde man die Verschütteten dazurechnen, schätzte der Bericht, käme man auf eine Zahl von 25'000 Toten – und nach langjährigen Debatten können diese Zahlen als die zuverlässigsten gelten.<sup>119</sup>

Dies sind weniger Todesopfer als bei dem verheerenden Bombenangriff auf Hamburg im Juli 1943, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Einwohner allerdings mehr. (Aber bedeutend weniger als in Pforzheim, das nach diesem makabren Massstab den schwersten Angriff des ganzen Krieges erlebte.)<sup>120</sup> Der Schock in Dresden war umso grösser, als man immer angenommen hatte, dass einem solchen kulturellen Kleinod das Schicksal der anderen Grossstädte im Reich erspart bliebe. Freilich hatte auch Münchens Ruf als Kunstmetropole mit Werken von unschätzbarem Wert die Stadt nicht vor insgesamt 73 Luftangriffen schützen können.<sup>121</sup> Und die Innenstadt von Würzburg, ein Zeugnis für das Genie des Rokokoarchitekten Balthasar Neumann, wurde im März 1945 völlig zerstört.<sup>122</sup> Aber München war, abgesehen von seinen Kunstschatzen, auch (wie sie in der NS-Zeit hiess) die «Hauptstadt der Bewegung». Und die totale Zerstörung Würzburgs (wo trotz der Höhe der Bombenschäden nur ein Fünftel der Todesopfer Dresdens zu beklagen war) wäre vielleicht ein noch grösserer Schock gewesen, wenn sie vor dem Luftangriff auf die sächsische Hauptstadt stattgefunden hätte und nicht danach. Dresden war ein schwerer Angriff, geflogen, als das Kriegsende bereits in Sicht war, und er hatte immense Verluste an Menschenleben und die Zerstörung eines einzigartig schönen Stadtbilds zur Folge. Vielleicht genügte das allein, dass schliesslich Dresden zum Symbol des gnadenlosen Bombenkrieges gegen deutsche Städte wurde.

Und noch etwas kam hinzu. Das zerstörte Dresden wurde zum Geschenk für Goebbels' Propaganda. Er konnte sich auf einen Bericht der Nachrichtenagentur Associated Press berufen, der merkwürdigerweise die britische Zensur passiert hatte und in dem nicht zu Unrecht von «absichtlichen Terror bombardements deutscher Bevölkerungszentren» die Rede war.<sup>123</sup> Das gab Goebbels Gelegenheit, eine Politik anzuprangern, die bewusst darauf abziele, das deutsche Volk durch Terrorangriffe auszulöschen; durch Angriffe, die nicht Industrieanlagen gälten, sondern der Bevölkerung eines friedlichen kulturellen Zentrums und den Flüchtlingsmassen, vor allem von Frauen und Kindern, die vor den Schrecken des Krieges geflohen seien. Die Zahlen der Flüchtlinge, die beim Angriff ums Leben kamen, waren im Bericht übertrieben (obwohl es in der Tat viele waren und die Alliierten auch wussten, dass in den Wochen zuvor wegen des sowjetischen Vormarschs viele Flüchtlinge in die Stadt geströmt waren). Bewusst irreführend war auch die Behauptung, der Angriff habe einer Stadt ohne Rüstungsindustrie und ohne jegliche militärische Bedeutung gegolten. Dresden war ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, und die Industriebetriebe waren zum grössten Teil an der Rüstungsproduktion beteiligt. Schliesslich wurde die Bombardierung Dresdens und anderer ostdeutscher Städte (einschliesslich Berlins) mit dem Versuch begründet, die deutschen Truppenverstärkungen für die Ostfront, die über Dresden abgewickelt wurden, zu unterbrechen und damit die sowjetische Offensive zu unterstützen.<sup>124</sup> Dennoch war das Hauptziel in Dresden das dicht besiedelte Altstadtgebiet, nicht die vor der Stadt liegenden Fabriken. Goebbels übertrieb die Zahl der Opfer, indem er einfach eine Null anhängte und aus 25'000 – schon das eine horrende Zahl – 250'000 Tote machte und damit einen noch schrecklicheren, langlebigen Mythos schuf.<sup>125</sup>

Er und andere NS-Führer nutzten die Bombardierung Dresdens auch, um die Notwendigkeit des Weiterkämpfens herauszustellen – dies sei, so betonte Goebbels' Wochenzeitung *Das Reich*, die einzig mögliche Antwort auf die Bedrohung der Existenz Deutschlands, die von den Westalliierten ebenso sehr ausgehe wie von den Sowjets.<sup>126</sup> Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass die Mehrheit der Deutschen die gleichen Schlussfol-

gerungen aus dem verheerenden Angriff zog. Sicher gab es Stimmen, die – wie Goebbels – behaupteten, Deutschland lasse sich durch Terror nicht zur Kapitulation zwingen.<sup>127</sup> Doch waren sie gewiss in der Minderzahl. In Briefen, die zwischen Front und Heimat gewechselt wurden, ist vom Schrecken die Rede, die die Nachrichten aus Dresden auslösten, aber nicht von einer dadurch gestärkten Moral oder Entschlossenheit durchzuhalten.<sup>128</sup> Zweifellos wuchs der Hass auf die «Luftverbrecher», aber für die meisten Menschen folgte aus der Zerstörung Dresdens weniger eine Entschlossenheit, Widerstand bis zum Letzten zu leisten, als vielmehr ein Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber derart mutwilligen Zerstörungen und damit auch der Sinnlosigkeit des Weiterkämpfens, während Deutschlands Städte dem Erdboden gleichgemacht wurden. Dresden, das offenkundigste Beispiel für die Unfähigkeit des Regimes, die Bevölkerung vor den feindlichen Bomben zu schützen, konnte vom sich verschärfenden Gegensatz nicht ablenken, in dem sich das deutsche Volk zu seinen Führern sah: «Das Vertrauen in die Führung schwindet immer mehr», heisst es in einer Anfang März erfolgten Zusammenfassung von Briefen, die vom Propagandaministerium kontrolliert worden waren. «Besonders hart ist die Kritik an der oberen Führungsschicht der Partei und der militärischen Führung.»<sup>129</sup>

## VI

Zur Beschleunigung des Kriegsendes trug der Horrorangriff auf Dresden kaum bei. Aber immer mehr Menschen wurde klar, dass dieses Ende nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Das galt auch für die hohen Vertreter des Regimes, was freilich keiner von ihnen öffentlich zugab. Aber das Spiel war vorüber, es war keine Sache von Monaten mehr, sondern von ein paar Wochen, bis Deutschland total am Boden liegen würde. Sie mochten Terror und Repressalien, die sie nun gegen die eigene Bevölkerung richteten, noch so sehr steigern, mochten jeden Ansatz zu einer Wiederholung von 1918 im Keim ersticken – die Macht, die drohende Niederlage aufzuhalten, gab ihnen das nicht.



Gleichwohl musste die äussere Fassade der Unbesiegbarkeit noch immer gewahrt werden. Robert Ley, der Führer der Arbeitsfront, dessen öffentliche Äusserungen – und Trinkgewohnheiten – Goebbels und anderen NS-Grössen peinlich waren,<sup>130</sup> brachte es fertig, selbst im Inferno von Dresden etwas Positives zu sehen: Nun werde, erklärte er, der Kampf um den Sieg nicht länger von Bedenken wegen deutscher Kulturdenkmale abgelenkt.<sup>131</sup> Privat aber sah Ley so gut wie jeder andere, wie verzweifelt die Lage an den Fronten war.<sup>132</sup> Himmler wiederum hielt selbst in Kreisen der SS-Führung am Mythos des Endsiegs fest; der Krieg für Deutschland musste einfach gut ausgehen, an den Ritualen musste man festhalten. In einem Brief an Obersturmführer Freiherr von Berlepsch gratulierte er diesem zur Geburt seines achten Kindes und teilte ihm mit, der kleine Dietmar werde den – zum pseudoreligiösen SS-Kult gehörenden – «Lebensleuchter» erst nach dem Krieg geschickt bekommen.<sup>133</sup> Der Reichsführer-SS liess unter seinen SS- und Polizeiführern bekannt machen, er wolle, dass jedes Jahr im Mai festgesetzt werde, welches Buch er den höheren SS-Führern zum «Julfest» – der heidnischen Version von Weihnachten, die der SS-Orden feierte – schenken werde. Bis zum 30. April 1945 solle eine Liste der infrage kommenden Titel vorgelegt werden.<sup>134</sup> Und in seiner Antwort an den Vater eines seiner Patenkinder, der ihm brieflich für die Geschenke an seine Familie gedankt und bei der Gelegenheit erwähnt hatte, ein «Julteller» sei zerbrochen angekommen, liess Himmler seinen Adjutanten Rudolf Brandt versichern, er werde ihm, sollten nach dem Krieg noch einige davon übrig sein, ihm «gern abermals einen Julteller» zuschicken.<sup>135</sup> Auch im persönlichen Gespräch mit Albert Speer wahrte Himmler den Schein. «Wenn es bergab geht, gibt es immer einen Talboden, und wenn der erreicht ist, Herr Speer, geht es wieder nach oben.»<sup>136</sup> Sich derart an Illusionen zu klammern, war das Verhalten eines Mannes, der zwischen seiner wachsenden Enttäuschung und seinem nüchternen Sinn für Realitäten schwankte und der, mit Blick auf die eigene Zukunft nach dem Krieg, dem Feind auf eigene Faust Angebote unterbreitete.

Eine kuriose Mischung aus Realitätsferne und unverdrossenem Weitermachen war auch in den höchsten Rängen der Staatsbürokratie verbrei-

tet. Lutz Graf Schwerin von Krosigk, der langjährige Finanzminister, der bereits 1932, also noch vor Hitlers Machtergreifung, ins Amt gekommen war, schickte Anfang 1945 zahlreiche Briefe an NS-Führer und Minister, in denen er seinen Rat in Fragen der Kriegführung anbot, was allerdings wenig Beachtung fand. Sein eigentliches Anliegen aber waren die Reichsfinanzen und ihr desolater Zustand. Im Januar liess er hochrangigen Vertretern des Regimes ein ausführliches Dossier zukommen, das mit der Feststellung begann: «Die gegenwärtige Finanz- und Währungslage des Reichs wird dadurch gekennzeichnet, dass steigenden Kriegskosten, sinkenden Staatseinnahmen, vermehrter Geldbildung eine geringere Kaufkraft des Geldes gegenüberstehen [sic].» Es sei dringend notwendig, die Geldzufuhr zu senken, was durch eine Reduzierung der Ausgaben des Reichs, durch Erhöhungen der Post-, Eisenbahn- und Nahverkehrstarife sowie durch eine Anhebung der Tabak- und Alkoholsteuer, der Steuern auf Kinobesuche und Hotelübernachtungen, der Radio- und Zeitungsgebühren sowie der Kriegsabgabe für Gas, Wasser und Strom zu erreichen sei. Mit einer beachtlichen Logik – die dafür sorgte, dass er nach dem Krieg als ungewöhnlich unfähig, als richtiger «Esel»<sup>137</sup> galt – argumentierte er, es könne «nicht eingewandt werden, dass damit lebenswichtige Leistungen an die Bevölkerung verteuert werden. Ein grosser Teil der Bevölkerung ist bereits seit vielen Monaten entweder ganz ohne regelmässigen Bezug von Wasser, Gas und Elektrizität oder nur auf den zeitweisen Bezug angewiesen.»<sup>138</sup> in einer Ministerrunde vom 23. Februar schlug er eine Anhebung der Vermögenssteuer um das Vierfache vor und beklagte sich über Bormanns Abwesenheit und dessen mangelnde Bereitschaft, über die Gefahren eines Zusammenbruchs der Währung zu reden. Alles, was er der Reichskanzlei entlocken konnte, war der Vorschlag, Beamte des Ministeriums ein Programm ausarbeiten zu lassen, anhand dessen Bormann beurteilen könne, ob es auch politisch durchführbar sei.<sup>139</sup> in jedem normalen politischen System wäre der drohende Zusammenbruch des Währungssystems als Angelegenheit höchster Priorität behandelt worden; für die NS-Führung hatte sie unter den im Februar 1945 herrschenden Bedingungen keine Bedeutung. Gleichwohl arbeitete Krosigk unverdrossen weiter an seinen Plänen zu einer Steuerreform. Ende März

wurden sie – als stünden sie vor ihrer Durchführung – von Goebbels kritisiert, weil der Entwurf die Hauptlast auf die Verbrauchssteuer und nicht auf die Einkommenssteuer lege. Zu diesem Zeitpunkt hatte das Thema bereits etwas Obskures: Der grösste Teil des Landes war vom Feind besetzt.<sup>140</sup>

Martin Bormann, der sich immer in nächster Nähe zu Hitler aufhielt, stand das wahre Ausmass des Verhängnisses, das über Deutschland hereinbrach, klarer vor Augen als den meisten anderen NS-Führern. Bormanns Briefe an seine Frau Gerda zeigen, wie viel Angst ihm die militärische Lage machte, deren Bedrohlichkeit er am 3. Februar durch die Bombardierung der Reichskanzlei aus erster Hand erleben konnte. Am Tag nach diesem schweren Luftangriff fürchtete er, dass das Schlimmste noch vor ihnen liege und erklärte seiner Frau offen, «wie unangenehm, ja wenn ich ganz ehrlich bin, wie verzweifelt die Lage tatsächlich ist». Aber auch er musste den Schein wahren: «Ich weiss, dass Du, wie auch ich, niemals den Glauben an den Endsieg verlieren wirst.»<sup>141</sup> Einen Tag später schrieb er, zunächst mit kaum verhülltem Pessimismus angesichts der Lage an der Westfront, dann in einer Art fatalistischer Hoffnung auf die Zukunft: Nur grosse Optimisten könnten daran glauben, dass «wir noch eine Chance haben» – das aber, nämlich Optimisten, «sind wir doch». Er könne einfach nicht glauben, dass das Schicksal, «das unser Volk und unseren Führer» so lange auf diesem wundervollen Weg geführt habe, «uns» nun im Stich lasse und für immer verschwinde. Ein Sieg des Bolschewismus und des Amerikanismus bedeute nicht nur die «Auslöschung unserer Rasse», sondern die Zerstörung alles dessen, was deren Kultur und Zivilisation geschaffen habe: Anstelle der *Meistersinger* werde man sehen, «wie der Jazz triumphiert».<sup>142</sup> Eines Tages, so Gerdas Antwort, werde das «Reich unserer Träume» erstehen, und sie frage sich, ob «wir oder unsere Kinder das erleben» werden. Martin nahm diesen Gedanken auf: Er sei voller Hoffnung, das erleben zu können.<sup>143</sup> Und er fügte in einem etwas späteren Brief hinzu, dass er, wie schon öfter gesagt, keinerlei Todesahnungen habe, im Gegenteil, er habe den «brennenden Wunsch» zu leben, und zwar mit Gerda und den Kindern. Wie bisher wolle er sich mit ihr durch das Leben wursteln, «so viele Jahre wie möglich und in Frieden».<sup>144</sup>

In den letzten Monaten des Regimes war Goebbels für viele Deutsche dessen Gesicht. Er trat häufiger in der Öffentlichkeit auf als die anderen NS-Führer, besuchte die Truppen an der Front und trieb die ausgebombte Zivilbevölkerung mit Radioreden und Zeitungsartikeln zu immer grösseren Anstrengungen an: Durchhalten und Weiterkämpfen sei die Parole. Fieberhaft arbeitete er daran, neue Rekruten für die Wehrmacht zusammenzutrommeln, befasste sich mit dem Verteidigungsplan für Berlin (die Methoden, die die «Bolschewisten» zur Verteidigung Leningrads und Moskaus angewandt hatten, betrachtete er als vorbildlich).<sup>145</sup> Weiterhin einer der fanatischsten Nationalsozialisten, galt er mit Himmler allgemein als einer der «starken Männer» des Regimes.<sup>146</sup> Er drängte auf schnelle Standgerichtsurteile und «Füsilierungen», um auf die «miserable Stimmung» unter den 35'000 Versprengten und Fahnenflüchtigen einzuwirken, die in der letzten Zeit aufgespürt und festgenommen worden waren, und fasste Stalins Methoden ins Auge, um die «renitente Bande [...] bald wieder in Ordnung» zu bringen und die gesunkene Moral zu heben.<sup>147</sup> in seinem Fanatismus verlangte er, als Antwort auf die Bombardierung Dresdens, sogar die Hinrichtung alliierter Kriegsgefangener «in grossen Mengen».<sup>148</sup> Immer noch war er von bemerkenswerter Dynamik. Nicht nur den Massen konnte er eine Show liefern, sondern auch seine Umgebung anfeuern, Optimismus und Trotz verbreiten. Zugleich gehörte er zu den klarsichtigsten unter den NS-Führern. Anfang Februar beklagte seine Frau Magda den Verlust so vieler von Deutschland erobertes Gebiete und die derzeitige Schwäche Deutschlands, die so gross sei, dass nicht einmal mehr Berlin noch sicher sei. «Ja, Süssing», antwortete der Minister, «wir sind fertig, ausgeblutet, am Ende. Da hilft alles nichts.»<sup>149</sup>

Trotz solcher Gefühle gestand er die Niederlage noch nicht ein. Noch Ende Februar hielt er es, wie sein Pressereferent Wilfred von Oven berichtete, nicht für ausgeschlossen, die völlige Katastrophe zu verhindern. Deutschland müsse nur Zeit gewinnen, um mit den Westalliierten über einen gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus zu verhandeln – eine Illusion, die er mit anderen Nationalsozialisten teilte. Aber er räumte unumwunden ein, dass Hitler nicht seiner Ansicht war, vielmehr noch im-

mer insistierte, das Jahr 1945 werde für Deutschland ohnedies die entscheidende Wende zum Guten bringen.<sup>150</sup> Skeptisch betrachtete Goebbels Hitlers ungetrübten Optimismus.<sup>151</sup> Doch ein Besuch im Führerbunker wirkte unweigerlich auch als Gegengift gegen Anfälle von Depression. In der realitätsflüchtigen Atmosphäre, die dort herrschte, lösten sich auch Goebbels' Zweifel auf, und er liess sich, was den Kriegsverlauf anging, in seiner Bereitschaft bestärken, an ein Wunder zu glauben.<sup>152</sup> Ein Besuch Mitte Februar versetzte ihn in Begeisterung. Er hatte im Führerbunker mit dem Architekten Hermann Giesler gesprochen, der dem faszinierten Hitler gerade anhand eines Modells demonstrierte, wie Linz nach dem Krieg aussehen sollte. Seiner Meinung nach, hatte der Architekt wie zuvor Hitler so nun auch Goebbels versichert, könnten die meisten deutschen Städte innerhalb von drei bis fünf Jahren wiederaufgebaut sein. Und Goebbels notierte, er sehne sich wie schon 1933, «am Ende unseres Kampfes um die Macht [...] geradezu mit Inbrunst nach einer aufbauenden Arbeit».<sup>153</sup> Er drängte weiter auf eine Radikalisierung der Heimatfront, die Entlassung von Göring und Ribbentrop (die er beide für völlige Versager hielt, die allen neuen Initiativen im Weg stünden) und auf die Suche nach einer politischen Lösung für das Kriegsende. Bei alledem blieb er Hitlers treuer Gefolgsmann und war weder willens noch fähig, einen selbstständigen Schritt zu tun. Hitler betrachtete er als einen stoischen Schüler Friedrichs des Grossen; wie dieser erfülle er seine Pflicht, und das bis zum Ende, das müsse auch «für uns alle ein Vorbild und ein Beispiel sein».<sup>154</sup> Auch für Goebbels waren zu diesem Zeitpunkt Realität und Illusion untrennbar ineinander verwoben.

In seiner Lagebeurteilung realistischer als andere NS-Führer war Albert Speer. Am 30. Januar, zufällig am zwölften Jahrestag der «Machtergreifung», überreichte er Hitler ein ausführliches Memorandum über die Rüstungssituation im Februar und März. Er verwies auf die schweren Folgen des Verlusts von Oberschlesien, Deutschlands letztem intaktem Kohlebergbauggebiet, und belegte anhand von Zahlen den in den vergangenen Jahren dramatischen Rückgang in der Produktion von Waffen und Munition. Auf dem gegenwärtigen Stand der Kohle- und Rohstahlkapazitäten sei es unmöglich, schrieb er, die deutsche Wirtschaft noch lange in Gang

zu halten. Der Zusammenbruch könne allenfalls um ein paar Monate hinausgeschoben werden. Nach dem Verlust Oberschlesiens sei die Rüstungsindustrie nicht im Entferntesten in der Lage die Nachfrage nach Waffen so zu befriedigen, dass die Verluste an der Front auszugleichen wären. Den letzten Satz seines Berichts hatte Speer fett setzen und unterstreichen lassen: «Das materielle Übergewicht des Gegners ist danach auch nicht mehr durch die Tapferkeit unserer Soldaten auszugleichen.»<sup>155</sup>

Goebbels war der Ansicht, Speer wolle mit seinem Memorandum – das seiner Meinung nach die Dinge zeige, wie sie in Wirklichkeit stünden –, die Notwendigkeit eines politischen Auswegs aus dem Krieg andeuten.<sup>156</sup> Doch Speer hielt das für aussichtslos. Er hatte Grund zu solchem Pessimismus. Hitler untersagte ihm, anderen das Memorandum zu zeigen – etwas spät, denn Goebbels und andere hatten es bereits gesehen –, und gab Speer unter besonderem Hinweis auf dessen Schlussfolgerungen kühl und mit scharfer Stimme zu verstehen, es sei allein seine Sache, Schlussfolgerungen aus der Rüstungssituation zu ziehen. Damit war die Sache erledigt, was Speer akzeptieren musste.<sup>157</sup>

Hitlers Autorität war weiterhin ungebrochen.<sup>158</sup> Dass er seine Position als «Führer» unangreifbar aufrechterhalten konnte, hatte er, wie zuvor auch schon, zu einem nicht geringen Teil seinen regionalen Häuptlingen zu verdanken, den Gauleitern. Obwohl er sie Anfang Februar nachdrücklich darauf hinweisen musste, dass sie den Anweisungen aus Berlin blindlings zu folgen hätten und aufhören sollten, eigene Wege zu gehen – eine Neigung, die in den letzten Wochen zu- und nicht abnahm –, geizte er aber nicht mit Lob für die Treue, mit der sie die zivile Verteidigung organisierten.<sup>159</sup> Wie Albert Forster, der Gauleiter von Danzig-Westpreussen, hatten wohl auch die meisten seiner Funktionärskollegen die Hoffnung auf einen für Deutschland positiven Ausgang des Krieges aufgegeben.<sup>160</sup> Doch welche persönlichen Gefühle, welche geheimen Hoffnungen, der sich zusammenziehenden Schlinge entkommen zu gönnen, sie innerlich pflegen mochten, ihre Loyalität blieb unbeirrt.

Als die Gauleiter am 24. Februar 1945, dem 25. Jahrestag der Verkündung des Parteiprogramms, zu ihrem, wie sich herausstellen sollte, letzten

gemeinsamen Treffen mit Hitler in die Reichskanzlei zitiert wurden, übten sie zunächst Kritik und brachten Klagen vor, nicht zuletzt über Bormann. Aber «alle waren noch durchdrungen vom Glauben an den Sieg» – zumindest nach aussen. In Wirklichkeit waren sie ängstlich darauf bedacht, keine defätistischen Stimmungen zu offenbaren. Karl Wahl, der Gauleiter von Schwaben, schrieb später, er habe das Gefühl gehabt, «als lebte alles auf dem Mond».<sup>161</sup> Als Hitler schliesslich erschien, erschrakten sie über sein Aussehen – vor ihnen stand ein alter kranker Mann, ein körperliches Wrack, dessen linker Arm zitterte. Wahl seien Tränen in die Augen getreten, als er gesehen habe, wie hinfällig Hitler war: «Das war für mich der Weltuntergang.»<sup>162</sup>

Hitler eröffnete die Sitzung, indem er jedem einzelnen Gauleiter die Hand schüttelte und jedem, wie es schien, eine Ewigkeit lang in die Augen schaute. Seine anderthalbstündige Rede war eine Enttäuschung. Wie so oft erging er sich in aller Ausführlichkeit über die Vergangenheit – den Ersten Weltkrieg, seinen Eintritt in die Politik, das Wachstum der Partei, den Triumph von 1933, die Neuordnung Deutschlands. Wenig dagegen sagte er zu der Frage, deretwegen die Herren gekommen waren: wie es um die Kriegslage Deutschlands bestellt war. Was er über die Effektivität der neuen U-Boote und Düsenkampfflugzeuge zu sagen hatte, war wenig überzeugend. Die viel beschworenen «Wunderwaffen» erwähnte er nicht einmal. Sein Auftritt unterschied sich himmelweit von dem des früheren Hitler. Nach dem förmlichen Teil des Treffens, bei einem gemeinsamen, einfachen Essen entspannte er sich jedoch offenbar. Die Gespräche der Gauleiter versiegten allmählich, bis alle wie schon viele Male zuvor seinem Monolog lauschten. Jetzt habe Hitler, so Wahl, mit der Begeisterung gesprochen, die ihm zuvor völlig gefehlt habe. Die gegen Deutschland wütende «Allianz des Wahnsinns» werde in zwei unversöhnliche Fronten zerfallen, er sprach von den Gefahren, die dem Westen ein Pyrrhussieg bringen werde, durch den der Bolschewismus zur beherrschenden Macht Europas würde. «Unsere deprimierte Stimmung verflüchtigt sich», erinnerte sich Rudolf Jordan, der Gauleiter von Magdeburg-Anhalt: «Die Enttäuschung der letzten Stunden ist verflogen. Wir erleben noch einmal den

Hitler von ehemdem.» Nun bestand für sie kein Zweifel mehr: Der «Führer» würde kämpfen bis zum bitteren Ende.<sup>163</sup>

Das jedenfalls stand fest, wie stets. Über Niederlage und Kapitulation durfte nicht gesprochen werden. Es war gut, die Brücken hinter sich abgerissen zu haben.<sup>164</sup> Am Abend des 12. Februar traf das Kommuniqué der Konferenz von Jalta, auf der Stalin, Roosevelt und Churchill eine Woche lang über die Neuordnung Europas beraten hatten, in Berlin ein. Darin hiess es, Deutschland werde aufgeteilt und entmilitarisiert, die NSDAP aufgelöst und Kriegsverbrechern der Prozess gemacht. Es würde keine Verhandlungen über das Kriegsende geben, nur «bedingungslose Kapitulation».<sup>165</sup> Es konnte für die NS-Führer nicht den Hauch eines Zweifels geben, dass Deutschlands Schicksal besiegelt war. Für Hitler bestätigte sich, was er ohnehin schon wusste. «Ich habe immer gesagt, eine Kapitulation kommt nicht nochmals in Frage», war seine Antwort auf Jalta. «Die Geschichte wiederholt sich nicht».<sup>166</sup>



## KAPITEL SIEBEN

# Einstürzende Fundamente

Ist niemand da, der dem Wahnsinnigen in den Arm fällt und  
Einhalt gebietet? Sind das noch Generale? Schleimscheisser  
sind es, feige Memmen. Die sind feig! Nicht der Landser.

Tagebucheintrag eines Offiziers im Westen,  
6. April 1945<sup>1</sup>

## I

Im März 1945 wurde die Umklammerung rasch enger. An beiden Fronten, im Westen wie im Osten, standen die Alliierten bereit, dem Dritten Reich den Todesstoss zu versetzen, dessen militärische Schwäche sich nun in vollem Ausmass zeigte.<sup>2</sup> Die Ostfront wurde auf Kosten der Westfront verstärkt, aber die Truppen waren kampfmüde und bestanden zu immer grösseren Teilen aus kaum ausgebildeten, unerfahrenen Rekruten. Die ungeheuren Verluste waren einfach nicht mehr auszugleichen, und die Kampfstärke der Divisionen hatte drastisch abgenommen. Geschwächt, aber noch immer zäh kämpfend, standen die deutschen Truppen vor der unlösbaren Aufgabe, die Rote Armee, die nach dem grossen Vormarsch im Januar ihren Nachschub neu organisiert und gesichert hatte, zum Halten zu zwingen. Im Westen hatte die Ardennenoffensive bei den Alliierten für einen momentanen Schock gesorgt, jedoch keine Wende gebracht. Der Gegner sammelte sich schnell wieder und bereitete den Angriff auf die westlichen Reichsgrenzen vor gegen eine Wehrmacht, die trotz ihres zähen Rückzugskampfs nicht im Entferntesten über die Mittel verfügte, den enorm überlegenen Feind zurückzuwerfen. Gänzlich hoffnungslos wurde die Lage, als die ohnehin schon begrenzten Möglichkeiten der Luftwaffe im Westen noch beschnitten wurden, um die Ostfront zu stärken – ohne jeden Erfolg.

Nach der Katastrophe im Januar tat das Oberkommando der Wehrmacht, was in seiner Macht stand, um die Front in Pommern und entlang der Oder zu festigen. Die unter Himmlers Befehl stehende Heeresgruppe Weichsel hatte mit 25 Infanterie- und acht Panzerdivisionen einen riesigen Frontabschnitt zu verteidigen, der vom ostpreussischen Elbing bis zur Oder, etwa 80 Kilometer nordöstlich von Berlin, reichte.

Ihre südliche Flanke stand der Roten Armee gegenüber, die ungeduldig nordwärts zur Ostseeküste drängte. Eine schwache deutsche Gegenoffensive Mitte Februar wurde ziemlich mühelos abgefangen, und der Verlust Pommerns, der es den Sowjets ermöglichen konnte, die eigene Nordflanke für den kommenden Angriff auf Berlin zu sichern, war nicht mehr zu verhindern. Am 4. März erreichte die Rote Armee zwischen Köslin und Kolberg die Ostsee. Die Küstenstadt Kolberg war ein wichtiger strategischer Stützpunkt. Der spektakuläre, von Goebbels in Auftrag gegebene Farbfilm *Kolberg* (von dem in einem früheren Kapitel schon die Rede war) handelte von der heldenhaften Verteidigung der Stadt gegen die napoleonischen Truppen.<sup>3</sup> Dieses Mal jedoch sollte es keine heldenhafte Verteidigung geben. Vom 7. März an war die Stadt eingeschlossen, und Hitler erklärte sie zur «Festung», die um jeden Preis zu halten sei. Der Stadtkommandant folgte dem Befehl nur so lange, bis die Zivilbevölkerung – einschliesslich der Flüchtlinge, von denen viele verwundet waren: über 70'000 Menschen – von der Marine auf Schiffen weggebracht werden konnte.<sup>4</sup> Am 18. März setzte er sich mit den verbliebenen Verteidigungskräften ebenfalls auf dem Seeweg ab.<sup>5</sup>

Schon bald gingen wehere Stützpunkte in Pommern verloren. Um den 20. März herum, nach tagelangen schweren Kämpfen, lagen Hafen und Werften von Stettin in Trümmern und konnten von der deutschen Marine nicht mehr benutzt werden, obwohl deutsche Truppen noch einen Brückenkopf hielten und die Stadt, inzwischen grösstenteils verlassen, erst Ende April an die Sowjets fiel. Gotenhafen (Gdynia) hielt bis zum 28., Danzig bis zum 30. März durch, sodass die Marine noch viele verzweifelte Flüchtlinge sowie verwundete Zivilisten und Soldaten in Sicherheit bringen konnte. Zu diesem Zeitpunkt waren die deutschen Verbände in Pommern aufgerieben. Die 100'000 Mann, die noch übriggeblieben waren, zogen sich auf die lange schmale Halbinsel Hela gegenüber Gdynia in der Danziger Bucht und ins Weichseldelta zurück, wo sie sich bis zur Kapitulation halten konnten. Insgesamt zählte die Heeresgruppe Weichsel zwischen Anfang Februar und Mitte April Verluste von 143'000 gefallenen, verwundeten oder vermissten Offizieren und Soldaten.



Das «Quadrumvirat» der NS-Größen:

*(oben)* Martin Bormann *(links)*, Heinrich Himmler *(rechts)*;

*(unten)* Joseph Goebbels *(links)*, Albert Speer *(rechts)*.





Deutsche Kriegsgefangene bei Falaise, Anfang September 1944.



Deutsche Zivilisten verlassen Aachen am 19. Oktober 1944, zwei Tage bevor die Stadt von den Amerikanern eingenommen wird.





Militärführer:

*(oben) Wilhelm Keitel (links), Alfred Jodl (rechts);*

*(unten) Heinz Guderian (links), Karl Dönitz (rechts).*





Die ländliche Bevölkerung hebt im September 1944 bei Tilsit einen Verteidigungsgraben aus.

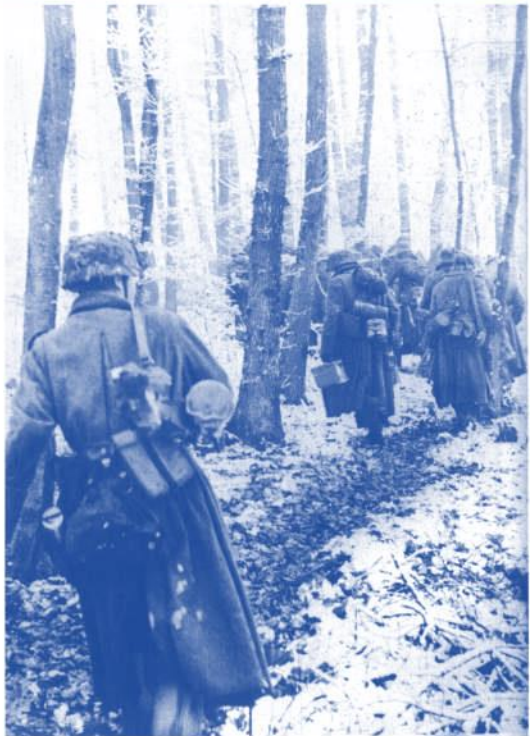


Erich Koch, Gauleiter von Ostpreussen, inspiziert im August 1944 in seinem Gau Lebensmittelvorräte.





Nach sowjetischen Gräueln, die während des Einfalls der Roten Armee verübt wurden, nehmen deutsche Soldaten im Oktober 1944 in Nemmersdorf (Ostpreussen) Leichen in Augenschein.



Im Verlauf der Ardennenoffensive im Dezember 1944 werden die Deutschen nach anfänglichen Erfolgen zum Rückzug gezwungen.





Frontkommandeure:

(oben) Walter Model (links), Georg-Hans Reinhardt (rechts);

(unten) Ferdinand Schörner (links), Gotthard Heinrici (rechts).





Unzulänglich ausgerüstete Volksturm-  
sturmänner an der Ostfront, Oktober  
1944.



Volksturmänner marschieren am 12. November 1944 in Berlin an Goebbels vorüber.



Vier prominente Gauleiter:

*(oben links)* Arthur Greiser (Wartheland), *(rechts)* Josef Grohé (Köln-Aachen);

*(unten links)* Karl Hanke (Niederschlesien), *(rechts)* Karl Holz (Franken).







Flüchtlinge überqueren im Februar 1945 das zugefrorene Frische Haff in Ostpreussen.



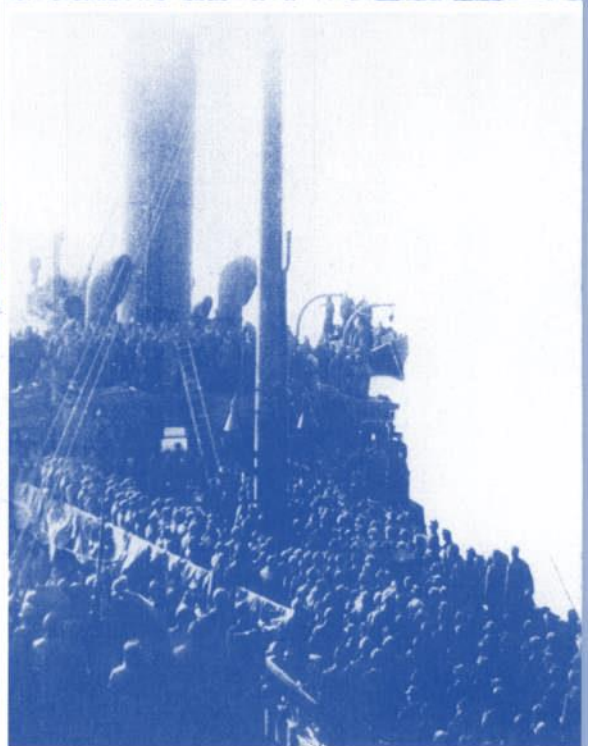
«Irgendwo in Ostpreussen»: ein verlassener Wagen in Eis und Schnee nach der sowjetischen Offensive im Januar 1945.



Bei einem Standgericht wird das Urteil verlesen.



Leichnam eines erhängten Soldaten, Wien, April 1945. Das Schild um seinen Hals beschuldigt ihn, den Bolschewikern geholfen zu haben.



Von Pillau in Ostpreußen aus werden im März 1945 auf einem überfüllten Schiff Flüchtlinge abtransportiert.



Tod und Verwüstung durch alliierte Bombenangriffe:  
(oben) Dresden, (unten) Nürnberg.



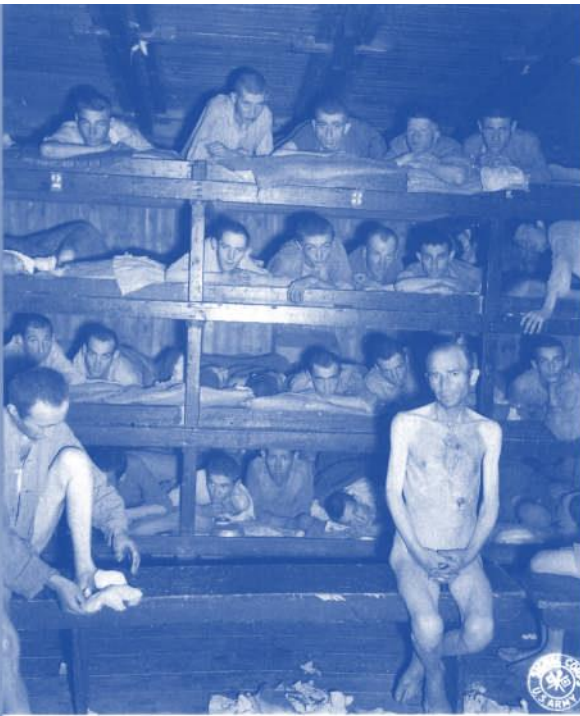




Junge Deutsche befördern im Februar 1945 bei Frankfurt an der Oder auf Fahrrädern Panzerfäuste an die Front.



Passanten in Berlin sehen sich ein Propagandatransparent an.



Gefangene im Konzentrationslager Buchenwald unmittelbar nach der Befreiung durch amerikanische Soldaten im April 1945.



Russische Häftlinge aus dem KZ-Aussenlager München-Riem, die am 29. April 1945 durch einen Münchner Vorort getrieben wurden.





Am 9. April 1945 ergeben sich Deutsche bei der Einnahme Königsbergs Soldaten der Roten Armee.



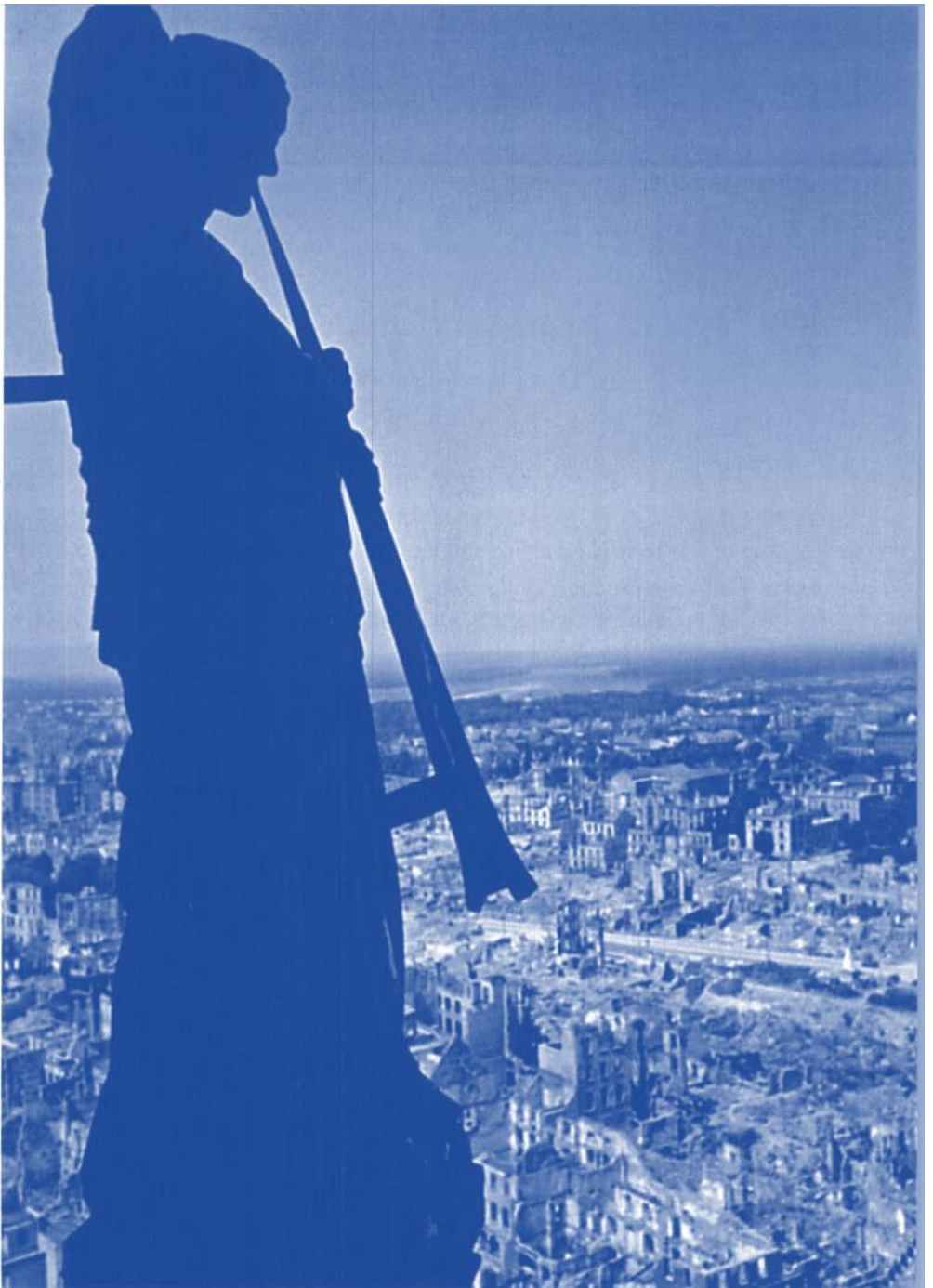
Weisse Fahnen wehen an den Häusern von Worms, als die Amerikaner Ende März 1945 die pfälzische Stadt einnehmen.



General Heinrich von Vietinghoff (*links*) und der General der Waffen-SS Karl Wolff (*rechts*) bereiten die deutsche Kapitulation in Italien am 29. April 1945 vor – es ist die einzige Kapitulation vor Hitlers Tod.



Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel unterzeichnet kurz nach Mitternacht am 9. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst die deutsche Gesamtkapitulation.



Das Ende: Von einer Turmspitze des Freiburger Münsters blickt ein Engel auf das Erbe der Zerstörung, die der Krieg hinterlassen hat.

Anfang Februar verfügte die angeschlagene Heeresgruppe Nord in Ostpreussen noch über 32 Divisionen. 23 davon gehörten zur 4. Armee und lagen im schwer befestigten, 180 Kilometer langen und 50 Kilometer tiefen Heilsberger Kessel. Ein zweiter Verband wurde in Königsberg belagert, ein dritter, die 3. Panzerarmee, war auf der Halbinsel Samland eingeschlossen. Mitte Februar gelang es in intensiven Kämpfen, vom eingeschlossenen Königsberg aus für kurze Zeit einen Korridor nach Pillau zu öffnen, dem letzten ostpreussischen Hafen in deutscher Hand. Auf diese Weise konnten Teile der Königsberger Zivilbevölkerung fliehen und Nachschub für die Garnison herangeschafft werden. Als der Korridor wieder verloren ging, war das Schicksal der in Königsberg verbliebenen Einwohner besiegelt; die Kapitulation allerdings erfolgte erst am 9. April. Inzwischen hatte sich die Lage der Truppen im Heilsberger Kessel erheblich verschlechtert. Am 12. März wurde Generaloberst Lothar Rendulic durch Generaloberst Walter Weiss als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord abgelöst, aber auch das brachte keine Verbesserung. Am 19. März waren die Deutschen auf einen Kessel von nur mehr 30 Kilometern Länge und 10 Kilometern Tiefe zusammengedrängt worden und standen von allen Seiten unter starkem sowjetischem Beschuss. Als die Reste der 3. Armee von Balga über das Frische Haff und dann, am 29. März, von Pillau aus in Sicherheit gebracht wurden, konnten 58'000 Mann und 70'000 Verwundete gerettet werden; die Divisionen waren einmal 500'000 Mann stark gewesen. Acht Divisionen auf Samland kämpften noch ein paar Wochen weiter, bis Pillau schliesslich am 25. April fiel und die Reste dieser Divisionen, gebrochen und demoralisiert, sich an die Frische Nehrung zurückzogen. Dort blieben sie – mit weiteren Verlusten durch heftigen sowjetischen Beschuss – bis Kriegsende. An der Oder suchte die geschwächte deutsche 9. Armee unter General Theodor Busse das schwer befestigte Küstrin und die zur Festung bestimmte Stadt Frankfurt an der Oder zu halten. Verstärkungen, die in das Gebiet gebracht wurden, konnten die Verluste in den erbitterten Kämpfen aber nicht ausgleichen – allein die Panzerdivision Kurmark verlor jeden Tag zwischen 200 und 350 Mann –, und die Sowjets konnten ihren Brückenkopf Zug um Zug ausbauen. Anfang März war Küstrin nur noch durch einen schmalen, bloss



Der Zusammenbruch des Dritten Reiches,  
März 1945





drei Kilometer breiten Korridor zu versorgen; am 22. März wurde auch der unterbrochen. Am 13. März, nach tagelangen heftigen Strassenkämpfen, fielen Teile von Küstrin, und die Reste der 15 Bataillone, die die Stadt unter der Führung des SS-Gruppenführers Heinz Reinefarth – des früheren Polizeichefs im Wartheland, der sich auch bei der brutalen Niederschlagung des Warschauer Aufstands hervorgetan hatte – verteidigten, zogen sich hinter die alter! Festungsmauern zurück. Ein Ausbruchversuch durch den Belagerungsring scheiterte mit hohen Verlusten, zum Sündenbock wurde Guderian gemacht. Er wurde damit zum letzten Generalstabschef, den Hitler entliess: Am 28. März trat General Hans Krebs an seine Stelle. Ein Zweiter Ausbruchversuch noch am gleichen Tag musste nach ein paar Stunden abgebrochen werden. Festungskommandant Reinefarth ignorierte Hitlers Durchhaltebefehl, und es gelang der Garnison am 30. März, kurz bevor Küstrin fiel, mit fast 1'000 Offizieren und Soldaten den Belagerungsring zu durchbrechen. Für diesen Ungehorsam musste sich Reinefarth vor einem Kriegsgericht verantworten, kam aber mit dem Leben davon.

Weiter die Oder aufwärts, in Niederschlesien, machte die Rote Armee relativ langsame Fortschritte. Schörners Heeresgruppe Mitte, die etwa 20 Infanterie- und acht Panzerdivisionen umfasste, kämpfte erbittert, am Ende jedoch vergeblich. Die Deutschen setzten alles daran, einen Korridor nach Breslau offen zu halten. Als dieser am 16. Februar verloren ging, sasssen 40'000 Soldaten sowie 80'000 Zivilisten in der schlesischen Hauptstadt fest. Weitere 9'000 waren nördlich davon, in Glogau, eingeschlossen. Auch mit zähem Widerstand konnten die Deutschen nicht verhindern, dass die Sowjets am 24. Februar das Ostufer der Neisse erreichten, kurz vor deren Mündung in die Oder. Mitte März gelang es der Roten Armee in heftigen Kämpfen, im Raum Oppeln die Oberhand zu gewinnen und fünf deutsche Divisionen einzukesseln und zu vernichten. 30'000 deutsche Soldaten wurden getötet, 15'000 gerieten in Gefangenschaft. Am 31. März fiel Ratibor, womit die Deutschen die letzte grosse Industriestadt in Schlesien verloren hatten. Die Reste der Heeresgruppe Mitte mussten sich in das Gebiet westlich der Neisse und nach Südwesten ins Sudetenland zurückziehen.

An der Südflanke der Ostfront, wo sich 19 Infanterie- und neun Panzerdivisionen befanden, gingen die wochenlangen schweren Gefechte um Budapest allmählich zu Ende. Die erbitterten Strassenkämpfe – zum Schluss in der städtischen Kanalisation – endeten am 13. Februar. in der Schlacht um Budapest kamen 50'000 Deutsche und Ungarn ums Leben, 138'000 gerieten in Gefangenschaft. Die sowjetischen Verluste aber waren noch höher. Nun entbrannten schwere Kämpfe westlich von Budapest. Gegen Guderians Rat bestand Hitler auf einer Gegenoffensive am Plattensee. Sollte sie Erfolg haben, so der strategische Gedanke, würden neun Divisionen frei, die für eine eventuelle Gegenoffensive im Mai an die Oder verlegt werden könnten. Auch der sowjetische Vormarsch auf Wien hätte blockiert werden können. Für die weiteren Kriegsanstrengungen der Deutschen kam es aber vor allem darauf an, die verbliebenen Ölfelder in der Region weiterhin kontrollieren zu können. Sepp Dietrichs nach ihrem Misserfolg in den Ardennen aufgefüllte 6. SS-Panzerarmee wurde als Angriffsspitze nach Ungarn geschickt, am 6. März begann die Offensive. Die deutschen Truppen kämpften sich auf einem etwa 50 Kilometer breiten Streifen 20 bis 30 Kilometer weit voran, doch zehntägige Gefechte führten zu schweren Verlusten und totaler Erschöpfung, und der Angriff kam zum Erliegen. General Otto Wöhler, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, gab Befehl, bis zum Letzten zu kämpfen. Aber selbst die Elitetruppen der 6. SS-Panzerarmee zogen den Rückzug einem sinnlosen Selbstopfer vor. Wöhlers Befehl wurde nicht beachtet, und Dietrichs Männer kämpften sich Richtung Westen nach Österreich durch. Nur mit Mühe konnten sie verhindern, völlig aufgerieben zu werden, mussten aber viel schwere Ausrüstung zurücklassen. in blinder Wut befahl Hitler, Sepp Dietrichs Einheiten, zu denen auch seine Leibwache, die «Leibstandarte-SS Adolf Hitler», gehörte, in Unehre die Ärmelstreifen abzunehmen. Selbst General Hermann Balck, der zähe Panzerkommandeur in Ungarn, der Guderian persönlich angerufen und verlangt hatte, dass etwas gegen die intakten Einheiten der Leibstandarte, die sich mit allen Waffen zurückzogen, unternommen werden müsse, hielt die Degradierung für eine zu harte Strafe.<sup>6</sup> Schlimmer als die Prestigefrage der Ärmelstreifen war



aus deutscher Perspektive, dass Ende März die Ölfelder am Plattensee verloren gingen und mit ihnen ganz Ungarn. Der Weg zur österreichischen Grenze lag nun offen vor der Roten Armee.

Diese war Ende März an allen Abschnitten der Ostfront rasch vorangekommen, und Berlin war nun direkt bedroht. Im Februar und März leisteten deutsche Stellungen im Westen noch zähen Widerstand; aber auch der brach zusammen, als es den Westalliierten gelang, den Rhein, das letzte grosse natürliche Hindernis, das dem Reich Schutz bot, zu überqueren und tief ins Reichsgebiet hinein vorzustossen.

Im Februar 1945 wurde Deutschlands Westfront von 462'000 Soldaten in 59 Divisionen (etwa ein Drittel so viele wie an der Ostfront) verteidigt. Sie waren den Westalliierten, die zu diesem Zeitpunkt über 3,5 Millionen Soldaten auf dem europäischen Kontinent stehen hatten, in der Zahl hoffnungslos unterlegen. Die deutschen Divisionen waren kleiner als zu Beginn des Krieges, mit einer durchschnittlichen Stärke von knapp 8'000 Mann, ihre wirkliche Kampfstärke war nur halb so gross wie 1939 – denn viele der Soldaten waren junge Rekruten und durch die fortwährenden Gefechtseinsätze völlig erschöpft. Panzer, Artillerie und Flugzeuge, aber auch Soldaten mussten an die Ostfront abgegeben werden. Den Befehlshabern der westlichen Heeresgruppen – der Heeresgruppe H im Norden unter Generaloberst Johannes Blaskowitz (der am 28. Januar Generaloberst Kurt Student abgelöst hatte), der Heeresgruppe B in der Mitte der Front unter Feldmarschall Walter Model und der Heeresgruppe G im Süden unter Führung des Generaloberst der Waffen-SS Paul Hausser – wurde klargemacht, dass angesichts der Lage an der Ostfront mit Verstärkung nicht zu rechnen sei. Die Bewaffnung der Deutschen stand in keinem Verhältnis zu der der Westalliierten – das zeigte sich vor allem an der Luft-  
hoheit der Alliierten, die nun nahezu vollständig war.

Bevor die Alliierten darangehen konnten, den Rhein zu überqueren, mussten sie den zähen Widerstand im Westen des gesamten Flussverlaufs überwinden. Nur im Elsass, in der Nähe von Colmar, hatten französische und amerikanische Truppen die Deutschen bereits Anfang Februar über den Rhein zurückgetrieben. Ihren Hauptangriff begannen die Alliierten am 8. Februar weiter nördlich, kamen aber zunächst nur langsam voran.

Schlechtes Wetter begünstigte den erbitterten deutschen Widerstand; zudem öffneten die Deutschen die holländischen Dämme und behinderten dadurch Panzer- und Truppenbewegungen der Alliierten. Am 2. März jedoch gelang es, Krefeld zu erobern; Kanadier und Briten waren aus dem Raum Nimwegen nach Südosten vorgedrungen, amerikanische Verbände von Düren aus nach Nordosten vorgestossen. Bis zum 10. März kesselten sie bei Wesel neun deutsche Divisionen ein und machten 53'000 Gefangene. Einzelne deutsche Verbände konnten sich über den Rhein zurückziehen und anschliessend die Brücken sprengen. Als die Amerikaner am 2. März südlich von Düsseldorf den Rhein erreichten, war ein langer Abschnitt des wichtigsten deutschen Flusses, eine lebenswichtige Arterie für den Transport von Ruhrkohle und Stahl, blockiert. Am 5. März durchbrachen amerikanische Truppen die schwachen Verteidigungsstellungen um Köln (die zum grossen Teil mit Angehörigen des Volkssturms besetzt waren) und marschierten in die Stadt ein. Am nächsten Morgen sprengten deutsche Einheiten auf ihrem Rückzug die Hohenzollernbrücke in der Innenstadt, die letzte Brücke, die der Rheinmetropole geblieben war. Durch einen glücklichen Zufall löste sich das Problem der Alliierten, einen Brückenkopf am Ostufer des Rheins zu gewinnen. Es war den deutschen Truppen, die sich zwischen Bonn und Koblenz über die Rheinbrücke von Remagen auf das Ostufer des Rheins absetzten, nicht gelungen, die Sprengkörper zum Detonieren zu bringen, sodass die Amerikaner die Brücke zu ihrem Erstaunen intakt fanden, den Rhein am 7. März überqueren und am Ostufer sofort einen kleinen Brückenkopf sichern konnten. Verzweifelt versuchten die Deutschen, den Brückenkopf von Remagen zu beseitigen, und opferten dafür kostbare Reserven, konnten aber nichts mehr ausrichten.

Weiter im Süden fiel am 1. März Trier. General Pattons 3. US-Armee, die seit Mitte Februar auf starken Widerstand gestossen war, konnte die Verteidiger am 10. März schliesslich über Rhein und Mosel zurücktreiben – just an dem Tag, an dem Feldmarschall von Rundstedt zum letzten Mal von seinem Kommando entbunden wurde. Seinen Posten als Oberbefehlshaber West sollte der zähe Feldmarschall Albert Kesselring übernehmen, weil er sich, so hiess es, bei den Rückzugsgefechten in Norditalien be-

währt hatte. Drei Tage später überquerten die Amerikaner die Mosel und setzten zum Einmarsch ins Saarland an, wo noch immer rund ein Zehntel des deutschen Eisens und Stahls produziert wurde. Kesselring weigerte sich, dieses wichtige Industriegebiet zu räumen. Daraus entwickelten sich schwere Kämpfe, deren Ausgang aber feststand. Unter schweren Verlusten (die sie ihrerseits auch dem Feind beibrachten) mussten sich die deutschen Truppen zurückziehen, zuerst ins östliche Saarland, dann in die Pfalz und schliesslich bis über den Rhein. Am 25. März war das Saarland für Deutschland verloren; zudem hatten die Amerikaner Kaiserslautern, Worms und Mainz besetzt; Koblenz war bereits am 17. März gefallen.

Sechs Tage später befand sich das Westufer des Rheins von Koblenz bis Ludwigshafen in amerikanischer Hand. Bei Oppenheim bildeten sie einen zweiten Brückenkopf, nachdem Soldaten in der Nacht vom 22. auf den 23. März in einem waghalsigen Manöver den Fluss mit Landungsbooten überquert hatten. Am gleichen Tag führte der britische Oberbefehlshaber Feldmarschall Montgomery seine Truppen bei Wesel über den Niederrhein und sicherte bis Ende März einen ausgedehnten Brückenkopf am Ostufer des Flusses. Damit war die Voraussetzung für einen Angriff aufs Ruhrgebiet, die grösste Industrieregion des Reichs, geschaffen. Weiter südlich konnten die Deutschen, nachdem die Amerikaner einmal an den Rhein vorgedrungen waren, trotz erbitterten Widerstands den weiteren Vorstoss Pattons bis tief in die westlichen Teile des Reichs hinein nicht mehr aufhalten. Am 29. März fielen Mannheim, Ludwigshafen und Frankfurt am Main, zwei Tage später Heidelberg. Von da an erfolgte unverzüglich der weitere Vormarsch nach Mitteldeutschland und südwärts nach Bayern.

Für die Verteidigung ihrer Stellungen am Rhein hatten die Deutschen entsetzliche Verluste hinnehmen müssen: über 60'000 Tote und Verwundete und 293'000 Gefangene. Auch eine riesige Zahl an Panzern, Geschützen und anderem schweren Gerät mussten die Truppen zurücklassen, um sich eilends über Rhein und Mosel zurückziehen zu können. Die deutsche Kampfkraft, schon zu Beginn der alliierten Offensive schwach genug, hatte sich noch einmal gewaltig verringert. Auch täuschte die Sollstärke der Divisionen über die Tatsache hinweg, dass inzwischen nur noch

eine Minderheit der Soldaten – viele davon gerade eingezogene Rekruten – in der Lage war, an der Front Dienst zu tun. Im Übrigen lag die Verteidigung in den Händen des schlecht ausgerüsteten Volkssturms und hastig zusammengestellter Einheiten von Luftwaffe- und Marinesoldaten.

An allen Fronten waren die Alliierten haushoch überlegen; das galt für den Nachschub an Soldaten ebenso wie für Material und Ausrüstung. Und damit nicht genug, denn die Verluste wurden durch die für Hitler und das Oberkommando der Wehrmacht typische Weigerung, taktische Rückzüge zuzulassen, bevor es zu spät war, noch zusätzlich in die Höhe getrieben. Die gleiche Wirkung hatte es, dass die dringende Bitte Guderians und anderer abgelehnt wurde, alle deutschen Einheiten zurückzuziehen, die sich noch ausserhalb der Reichsgrenzen befanden. Dazu zählten vor allem 200'000 kampferprobte Soldaten, die in Kurland festsassen, die Besatzungstruppen in den Niederlanden und Skandinavien sowie die Einheiten, die noch in Norditalien kämpften. Hauptgrund für die Katastrophe aber war die permanente Weigerung der Reichsführung zu kapitulieren, ihre Entschlossenheit, selbst da noch weiterzukämpfen, wo es eigentlich keine Hoffnung mehr gab.<sup>7</sup>

Ende März hatten Deutschlands Gegner im Osten die Oder und im Westen den Rhein überquert. Dass selbst jetzt noch Bereitschaft bestand, weiterzukämpfen, selbst wenn es nichts mehr zu gewinnen gab, dafür aber mit Sicherheit weitere Zerstörungen und hohe Verluste an Menschenleben zu erwarten waren, ist kaum anders als erstaunlich. Doch sollte man dies nicht als inneres Engagement für den Krieg missverstehen: Die Bereitschaft der Bevölkerung, sich an den deutschen Kriegsanstrengungen zu beteiligen, hielt sich in Grenzen. Im Osten wirkte aber die Angst vor den Sowjets noch als starkes Mittel gegen Defätismus und Kapitulationsbereitschaft. Die meisten Menschen, die sich in den unbesetzten Teilen des Reiches befanden, die immer kleiner wurden, hatten, ob Soldaten oder Zivilisten, unter dem terroristischen Griff des Regimes einfach keine andere Wahl, als weiterzukämpfen.

## II

Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die Moral in der Wehrmacht erheblich sank, besonders als die Verteidigungslinien im Westen zusammenbrachen und der Feind ins Reich einrückte. Das Gleiche galt für die Moral der Zivilbevölkerung. Das Regime reagierte wie gewohnt: Es versuchte, Zerfallserscheinungen mit noch grösseren Propagandaanstrengungen und durch Repressalien zu bekämpfen, die zur Abschreckung noch verschärft wurden.

Die NSDAP gab sich im März 1945 noch einmal alle Mühe, die Propaganda zu intensivieren, die den Kampfgeist in Wehrmacht und Zivilbevölkerung stärken sollte. Anfang des Monats suchte Bormann die Unterstützung der Gauleiter für eine neue Propagandaschiene zu gewinnen. Nun sollte der fanatische Widerstandswillen dadurch geschaffen werden, dass man hohle Parolen vermied. Ein «Sondereinsatz der Partei-Kanzlei» sollte eine intensive Propagandatätigkeit entwickeln, getragen von Parteifunktionären (in Wehrmachtsuniform) und Armeeeoffizieren.<sup>8</sup> Die Propaganda sollte verbessert<sup>9</sup> und auf der Grundlage von Empfehlungen, die Goebbels gegeben hatte, realistischer werden – eine indirekte Anerkennung der Schwächen hoffnungslos optimistischer Prognosen. Die Soldaten sollten Antworten auf ihre drängendsten Fragen bekommen: warum es immer noch sinnvoll sei weiterzukämpfen und ob denn der Krieg überhaupt noch zu gewinnen sei. Einige Punkte sollten deutlich hervorgehoben werden: Noch habe Deutschland genügend Waffen und Lebensmittel sowie personelle Kampfesreserven und Material (was nicht den Tatsachen entsprach und im Widerspruch stand zum angekündigten Realismus der neuen Propagandainhalte); man sollte auf die Entwicklung der neuen «Wunderwaffen» (an die mittlerweile und zu Recht kaum noch jemand glaubte)<sup>10</sup>, auf die Effektivität der «Panzerfaust» (die von vielen mit den verzweifelten Verteidigungsbemühungen des «Volkssturms» assoziiert wurde) und die Tatsache verweisen, dass die Amerikaner ihre Truppen auf ein grosses Gebiet verteilen mussten (was sie allerdings nicht an massiven Durchbrüchen durch deutsche Verteidigungslinien gehindert hatte).<sup>11</sup>

Doch auch solche Bemühungen konnten Vertrauen und Moral nicht wiederherstellen. Redner der Partei, die in der Wehrmacht dienten, wurden dazu bestimmt, zu den Soldaten zu sprechen – was umso notwendiger war, als man die Truppe wegen der Transportprobleme kaum mit schriftlichem Material versorgen konnte. Im Gau Hessen-Nassau wurden Vorbereitungen getroffen, dass von der Reichspropagandaführung ausgewählte Parteisprecher zu Truppeneinheiten an die Front geschickt werden konnten. In den Flugblättern, die sie verteilen sollten, wurde unter anderem an den «Massenmord von Dresden» erinnert, um die Soldaten im Glauben zu bestärken, dass Briten und Amerikaner, wie die Zerstörung der Heimat durch Bombenterror zeige, kein bisschen besser seien als die Bolschewisten. Man könne daraus nur eine Lehre ziehen, nämlich durchzuhalten und bis zum Letzten zu kämpfen.<sup>12</sup>

Eine andere Methode, die Soldaten von Beschwerden und Besorgnissen abzulenken, war der Versuch, ihre Aufmerksamkeit auf den Feind zu lenken. Die Amerikaner wurden schlecht gemacht: Abgesehen von der Macht ihrer Waffen seien sie den Deutschen unterlegen; von den Engländern hiess es, sie könnten ihre Verluste nicht länger verkraften. Eine bemerkenswerte Richtlinie besagt, der Kritik an der brutalen deutschen Besatzungspolitik sei mit der Versicherung zu begegnen, die deutschen Massnahmen seien denen der Alliierten allemal überlegen: «Wir können auf jeden Fall ein recht gutes Gewissen in der Frage der Behandlung der uns meist feindlich gegenüberstehenden Völker haben.» Ausserdem lasse sich das Verständnis für die Aufgaben der Partei und ihren Beitrag zu den Kriegsanstrengungen wecken und verbessern, indem man die aktuelle Situation mit der Führung des Ersten Weltkriegs vergleiche.<sup>13</sup>

Die «Redner-Aktion» sollte auch darüber aufklären, wie mit verbreiteter Kritik umzugehen sei. Gegen defätistische Äusserungen zum Beispiel helfe die beharrliche Überzeugung, allein Entschlossenheit und Wille zum Widerstand könnten die Krise meistern. Dem Vorwurf, die Partei sei schuld am Krieg, müsse man entgegenhalten, Deutschland sei der Krieg erklärt worden und nicht umgekehrt, zudem wolle der Feind nicht nur die Führung, sondern die Existenz Deutschlands vernichten, es werde darum

viel schlimmer kommen als nach 1918. Auf die verbreitete Meinung, der «Luftterror» sei nicht länger auszuhalten, und auf damit zusammenhängende Klagen über unerfüllte Versprechen sei zu erwidern, eine Zeit lang müssten Entbehrungen noch in Kauf genommen werden – man müsse Zeit gewinnen, um bessere Waffen herstellen zu können. Pessimistischen Bemerkungen der Art, Deutschland sei schon mit einer intakten Industrie dazu nicht fähig gewesen und darum bestehe jetzt, wo die Industrie gossenteils zerstört sei, kaum mehr Aussicht auf bessere Waffen, müsse man mit dem Argument entgegentreten, die Gebietsverluste bedeuteten auch, dass nicht mehr so viel produziert werden müsse. Gegen die Mutlosigkeit angesichts der feindlichen Einfälle in Ost und West schliesslich solle man das Vertrauen durch Hinweise darauf stärken, dass Gegenmassnahmen getroffen und diese auch wirkungsvoller würden; dass der Kampf an der Front und in der Heimat weitergehe, es gelte durchzuhalten und Zeit zu gewinnen, in der militärische und politische Entscheidungen heranreifen könnten. Tenor aller Reden müsse sein, dass Deutschland den Krieg keineswegs verlieren, sondern schliesslich doch gewinnen werde. Die Menschen müssten die Überzeugung gewinnen, eine im Kampf vereinte Gemeinschaft zu sein, die auf keinen Fall aufgeben, sondern entschlossen sei, den Krieg mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu ertragen und schliesslich den Sieg zu erringen.<sup>14</sup>

Man hätte schon blind oder taub sein müssen, um sich von solchen Argumenten überzeugen zu lassen. In Berlin verglichen manche diese Propaganda mit einer «Kapelle auf einem sinkenden Schiff, die immer noch eifrig spielt».<sup>15</sup> Die meisten Soldaten und Zivilisten sahen, wie hoffnungslos die Lage war, und dachten sich ihren Teil auch zu diesen schwächlichen Versuchen der Propaganda, das allzu Offensichtliche wegzureden. Die Tagebucheinträge eines Offiziers an der Westfront, der die Propaganda aufmerksam verfolgte und ihre Äusserungen mit der Realität verglich, wie er sie erlebte, vermitteln einen Eindruck davon, was Soldaten fühlten, als die Amerikaner durch das Rheinland vorrückten. «Wo man hinkommt, nur ein Wort: Schluss mit dem Unsinn», schrieb er am 7. März, einen Tag nachdem Köln gefallen war. Manche allerdings seien immer noch optimistisch, einer seiner Kameraden etwa, früher Führer in

der Hitlerjugend und ein «grosser Angeber». Er aber könne nicht glauben, dass selbst in den Strassen des zerstörten Bonn noch gekämpft werde. «Ruinen!», schrieb er, «das ist die Erbschaft, welche die Nachkriegsmenschen antreten müssen. Wie anders hat Ludendorff gehandelt, als er einsah, dass alles verloren war. Einigermassen noch verantwortungsbewusst.» Die indirekte Kritik an Hitler ist nicht zu übersehen. Über den letzten «Heldengedenktag» am 11. März notierte der Tagebuchschreiber: «Wie werden die Toten missbraucht, ihr Gedächtnis und ihr Opfer. [...] nun soll und muss Schluss sein.»<sup>16</sup>

In Berichten, die das Propagandaministerium Anfang März erreichten, war von zahlreichen Soldaten die Rede, die dem Kriegsende düster entgegenblickten.<sup>17</sup> Selbst Goebbels musste, als er die Parteipropagandisten Anfang März zu grösseren Anstrengungen ermahnte, einräumen, dass die Moral in Teilen des Heeres problematisch sei.<sup>18</sup> Am 11. März notierte er: «Die Moral unserer Truppen und Bevölkerung im Westen hat ausserordentlich gelitten. [...] Man kann im Westen jetzt nur noch etwas mit brutalen Mitteln erreichen, sonst wird man der Entwicklung nicht mehr Herr.»<sup>19</sup> Kurz dachte Hitler daran, die Forderung der Genfer Konvention, Kriegsgefangene anständig zu behandeln, zu ignorieren, um seine Soldaten anzufeuern, an der Westfront genau so hart zu kämpfen wie im Osten.<sup>20</sup> Doch selbst dort erlahmte der Kampfgeist. Guderian sah sich zu einem scharfen Dementi gezwungen, als ein vernichtender Bericht über defätistische Einstellungen sogar im Generalstab von Schörners Heeresgruppe Mitte kursierte. In Stil und Ton zeigt dieser Bericht natürlich den üblichen Gegensatz zwischen Partei und Generalstab, aber die Kritik der Offiziere an der schlechten Ausbildung und mangelnden Entschlossenheit unter den Infanteristen war wohl kaum erfunden.<sup>21</sup>

In Danzig sprachen die Leute von einem «zweiten Stalingrad», da die Wehrmacht wie gelähmt und ohne Initiative schien. Hunderte von Soldaten sollen in Küstrin (das am Ende der Belagerung «ein einziger Trümmerhaufen» war) desertiert sein, viele sichtlich demoralisiert. Sie flohen mit Volkssturmeinheiten nach Westen, wurden aber von der Sicherheitspolizei aufgegriffen und zu ihren Einheiten zurückgebracht.



Plünderungen deutscher Soldaten sollen solche Ausmasse erreicht haben, dass die Leute klagten, die Russen könnten nicht schlimmer sein.<sup>22</sup> Dass Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, Häuser und Eigentum plünderten, war jetzt fast überall gang und gäbe, obwohl schwere Strafen drohten.<sup>23</sup> Das aber waren nicht die einzigen Anzeichen von Disziplinosigkeit. Ein Bezirksführer der Partei im Gebiet Halle-Merseburg berichtete von einer Meuterei von 200 Soldaten einer Panzerdivision und beklagte sich über die Unfähigkeit der Polizei, die Bahnhöfe zu durchsuchen und Deserteure festzunehmen. Als Trier besetzt wurde, sollen die meisten Volkssturmlaute zum Feind übergelaufen sein. Ändert taten alles, um sich dem Militärdienst zu entziehen.<sup>24</sup> Von amerikanischen Panzern an der Mosel überraschte Verbände flohen mit allen erreichbaren Fahrzeugen; Waffen und Ausrüstung aber liessen sie zurück.<sup>25</sup>

Natürlich gab es auch Ausnahmen zu den einfachen Soldaten, die das Ende des Krieges herbeiwünschten. Ein langer Brief, den ein in Wiesbaden stationierter Hauptfeldwebel, kurz nachdem die Amerikaner den Rhein bei Remagen überquert hatten, nach Hause geschrieben hat, lässt ungetrübte NS-Mentalität und ungebrochenen Trotz erkennen – allerdings weist er selbst auch darauf hin, dass er unter seinen Kameraden eine ausgesprochene Ausnahme sei. Er schreibt: «Es ist leider so, [...] dass wir ups nicht mehr 100% auf unsere Soldaten verlassen können.» Er hatte für die Hoffnungen der Amerikaner, die er unterstellte, nämlich dass die Deutschen ihre Waffen niederlegen, vielleicht sogar mit den Amerikanern gegen die Russen kämpfen würden, nur Verachtung pbrig: «Jüdische Tricks» seien das. Obwohl er einräumte, dass die Lage schlecht war, weigerte er sich, den Glauben aufzugeben, «dass wir trotzdem den Krieg gewinnen werden. Ich weiss, dass ich von vielen Menschen verlacht oder für verrückt erklärt werde, ich weiss, dass ausser mir nur noch wenige sind, die diesen Mut aufbringen es zu behaupten, aber ich sage immer wieder: Der Führer ist kein Lump und nicht so schlecht, ein ganzes Volk zu belügen und in den Tod zu jagen. Bis heute hat der Führer immer uns seine Liebe geschenkt und uns die Freiheit versprochen und all seine Planungen wahr gemacht. Und wenn der Führer den Herrgott bittet, dass er

ihm die letzten sechs Wochen dieses Völkerringens verzeihen möge, dann wissen wir, dass es ein Ende für unsere Feinde geben wird, das grausam und schrecklich sein muss und wird.» Deshalb sei es «heute nur unsere grosse, erste Aufgabe, tapfer und stark zu sein. Was nützen uns alle materiellen Vorteile, wenn wir vielleicht später einmal irgendwo in Sibirien sitzen sollten.» Er vertraute darauf, dass Deutschland innerhalb der nächsten Wochen mit neuen Waffen zurückschlagen werde, die «diesem trostlosen Zustand ein Ende bereiten» und eine entscheidende Wende zugunsten Deutschlands bringen werde. «Und wir wollen fest an Deutschlands Zukunft glauben – glauben und immer wieder glauben. Ein Volk, das so tapfer war und so viel Blut für seine Grösse opferte, kann nicht untergehen [...] Nur unser Glaube macht uns stark, und ich baue auf die Worte des Führers, dass am Ende allen Kampfes der deutsche Sieg stehen wird.»<sup>26</sup>

Als die Alliierten über den Rhein setzten und in Deutschlands Mitte vorstiessen, war nur noch eine kleine Minderheit derart naiv. Ende März glaubten nur noch 21 Prozent einer Auswahl von Kriegsgefangenen der Westalliierten an den Führer (Anfang Januar waren es noch 62 Prozent gewesen), 72 Prozent hatten ihr Vertrauen verloren. Nur sieben Prozent glaubten an einen deutschen Sieg, 89 Prozent nicht.<sup>27</sup> Ein Ende März, als die Amerikaner ins Maintal vorrückten, aus Hessen-Nassau an das Propagandaministerium geschickter, detaillierter Bericht zeichnete ein düsteres Bild: Von Zerfall war die Rede, von Antipathie zwischen militärischer und Parteiführung, von Desorganisation und Zivilisten, die sich nicht evakuieren lassen wollten, weil sie nicht wüssten, wohin sie gehen sollten, es sei ja doch «alles aus». Viele, so berichteten die Propagandabüros, hätten die Hoffnung aufgegeben. Vorherrschend sei die Ansicht, der Krieg sei für Deutschland verloren – doch noch gebe es auch die Bereitschaft, weiterhin die eigene Pflicht zu erfüllen, weil man «von der völligen Vernichtung des deutschen Volkes im Falle einer Kapitulation» überzeugt sei.<sup>28</sup>

Defätismus und Verbitterung wurden von Soldaten noch gefördert, die Hals über Kopf nach Osten flohen und die kaum ausgebildeten und schlecht ausgerüsteten Volkssturmeinheiten zurückliessen oder jedes «kameradschaftliche» Verhalten gegenüber Verwundeten und Evakuierten

vermissen liessen, wenn sie für ihren Rückzug rücksichtslos Fahrzeuge beschlagnahmten.<sup>29</sup> Jakob Sprenger, altgedienter Gauleiter von Hessen-Nassau (der um die Genehmigung für Standgerichte in seinem Gau nachgesucht hatte), fügte hinzu, die Moral der Truppen stehe unter dem Einfluss des Defätismus der Zivilbevölkerung. Die Auffassung, dass die Niederlage, zumindest die, die durch die westlichen Verbündeten zu erwarten war, gleichbedeutend sei mit dem Ende der Existenz des deutschen Volkes, teilten offenbar nur wenige. An verschiedenen Orten, denen sich die feindlichen Truppen näherten, würden weisse Flaggen gezeigt, hier und da auch die Errichtung von Panzersperren vereitelt.<sup>30</sup>

Auch die Bevölkerung ah der Mosel reagierte so; auch hier versuchten Menschen auf die Truppen einzuwirken, das Feuer einzustellen, um weitere Zerstörungen zu vermeiden.<sup>31</sup> Ein verzweifelter SD-Agent schrieb Bormann von der bitteren Enttäuschung, die er mit vielen teile, die aus dem Osten gekommen seien und jetzt an der Westfront dienten, die, wie er selbst auch, alles an die Bolschewisten verloren hätten und nun miterleben müssten, wie defätistisch sich die Bevölkerung im Gau Moselland Verhalten habe, als die Alliierten anrückten. Zu den Amerikanern seien die Menschen freundlich gewesen, nicht aber zu den eigenen Soldaten. Die Versuche der Propaganda, die breite Bevölkerung zum Hass gegen den Feind anzustacheln, waren gescheitert. Der Hitlergruss würde nicht mehr gebraucht, in den Zimmern verschwänden flugs die Hitlerbilder von den Wänden, und statt Hakenkreuzfahnen würden weisse Flaggen aus den Fenstern gehängt. Wer Waffen habe, verstecke sie oder werfe sie weg. Natürlich wolle niemand in den Volkssturm. Und die Haltung gegenüber der Partei sei «vernichtend und völlig ablehnend».<sup>32</sup>

Im Rheinland sollen Zivilisten Soldaten beschimpft und ihnen vorgeworfen haben, sie verlängerten den Krieg und vergrösserten das Elend noch, indem sie Brücken sprengten und Panzerfallen aushöben. Die Menschen zerschnitten Telefondrähte, verübten kleine Sabotageakte, bereiteten weisse Kapitulationsfahnen vor, verbrannten Parteiabzeichen und -uniformen und ermunterten Soldaten, Zivilkleider anzuziehen und zu desertieren.<sup>33</sup> Für die Mehrheit der Bevölkerung freilich waren solche be-

grenzten Widerstandshandlungen nicht typisch. Die Sehnsucht nach einem Ende des Krieges war zweifelsohne allgemein verbreitet, aber es durch aktives Handeln zu befördern, war zu gefährlich. Die meisten Menschen waren nicht bereit, im letzten Moment noch ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Vor dem Hintergrund einer tief verwurzelten Obrigkeitshörigkeit, so liesse sich sagen, war resigniertes Mitmachen und nicht Widerstand die Norm.<sup>34</sup> So verbreitet ablehnende Äusserungen über die fortgesetzten Kriegsanstrengungen an der Westfront auch gewesen sein mögen, im Osten waren sie selten oder gar nicht vorhanden, da die Zivilbevölkerung völlig abhängig war von der kämpfenden Truppe, die ihr den gefürchteten Feind vom Hals halten musste.

Im Grossen und Ganzen, und nicht nur im Osten, brach die Disziplin in der Armee nicht zusammen. Gleichwohl machten der Militär- und Parteiführung die Fahnenfluchten zunehmend zu schaffen. Anfang März notierte Goebbels: «[...] das Deserteurwesen ist bedenklich angestiegen. Man vermutet, dass sich in den Grossstädten des Reichs Zehntausende von Soldaten befinden, die angeblich versprengt sind, in Wirklichkeit aber sich vom Frontdienst drücken wollen.»<sup>35</sup> Diskussionen in der Parteikanzlei, die diesem Problem gewidmet waren, führten unter anderem zu dem Vorschlag, bei einer landesweiten «Generalrazzia» an einem bestimmten Tag alle Soldaten festzunehmen, die sich abgesetzt hatten. (Der Vorschlag wurde angesichts der zunehmenden Desorganisation für unpraktikabel befunden.) Ein anderer Vorschlag war, an belebten Orten die Leichen hingerichteter Deserteure einige Tage lang hängen zu lassen – ein Mittel, von dem es hiess, es habe sich im Osten zur Abschreckung bewährt. (Als junges Mädchen, so berichtete eine Frau von ihrer Flucht aus Schlesien, habe sie sich zu Tode erschreckt, als sie an einem Laternenpfahl vier hin- und herbaumelnde Leichen habe hängen sehen, an denen Schilder befestigt waren, auf denen stand: «Ich glaubte nicht an den Führer» oder: «Ich bin ein Feigling».)<sup>36</sup> Solche schrecklichen Vergeltungsmassnahmen wurden vermutlich von Leuten unterstützt, die innerlich überzeugt waren, sie gäben schliesslich ihr Letztes für den Krieg;<sup>37</sup> sie folgten dem Motto des im belagerten Breslau festsitzenden Gauleiters

Hanke: «Wer den Tod in Ehren fürchtet, erleidet ihn in Unehren».<sup>38</sup> Am 12. März, als eine seiner ersten Amtshandlungen, kündigte Feldmarschall Kesselring, der neue Oberbefehlshaber West, an, er werde ein motorisiertes Sonderkommando der Feldgendarmerie zur Festnahme von «Versprengten» einsetzen, die mit ihrer Flucht die Weiterführung des Krieges im Westen gefährden könnten. Drei Tage zuvor war ein «fliegendes Standgericht» eingesetzt worden, um der Desertion und dem Defätismus entgegenzuwirken; den Vorsitz führte Generalleutnant Rudolf Hübner – ein glühender Nationalsozialist, Zahnarzt im bürgerlichen Leben und nun fröhlicher Henker, der gesagt haben soll, es wäre ihm eine grosse Befriedigung, einen General zu erschiessen, der seiner Pflicht nicht nachgekommen sei.<sup>39</sup> Die ersten Opfer waren fünf Offiziere, die für schuldig befunden wurden, bei der geplanten Sprengung der Brücke von Remagen versagt zu haben, und zum Tode verurteilt wurden.<sup>40</sup> Vier von ihnen wurden noch am gleichen Tag erschossen. Der fünfte hatte Glück und geriet in amerikanische Gefangenschaft.<sup>41</sup> Model und Kesselring liessen die Urteile in ihren Einheiten verkünden – als abschreckendes Beispiel – und fügten hinzu, von diesem Kriegsgericht werde «grösste Härte» erwartet.<sup>42</sup>

Als die Hoffnungslosigkeit zunahm, drohten auch andere Frontkommandeure und suchten die Disziplin mit harten Methoden zu festigen, wobei sich Generaloberst Schörner, wie wir gesehen haben, als Sonderfall an Brutalität erwies. Rendulic ordnete an, unverletzte «Versprengte», die ihre Einheit verlassen hatten, seien zu erschiessen. Himmler, in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, befahl, vom 25. März an seien alle Versprengten vor ein Standgericht zu bringen und sofort zu erschiessen.<sup>43</sup> Diesen strikten Befehl begleitete die Aufforderung, sich fanatisch für die Verteidigung des Reiches einzusetzen. Auch Schörner verlangte für den Kampf im Osten eindeutigen politischen Fanatismus, wie er bei Stalins Truppen zu erleben sei.<sup>44</sup>

Kaum weniger gnadenlos ging es im Westen zu. Paul Hausser, General der Waffen-SS und Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G im südlichen Frontabschnitt, empfahl zur Abschreckung die Verhaftung von Familienmitgliedern und befahl seinen Soldaten, jeden eigenen Mann zu erschiessen, den sie die Linien überqueren sähen; wer dies nicht befolge, verfall

selbst der Todesstrafe.<sup>45</sup> Generaloberst Blaskowitz, Oberbefehlshaber der in den Niederlanden stationierten Heeresgruppe H, war sicher kein fanatischer SS-Mann; vielmehr hatte ihn Hitler schon 1939 für seine «Heilsarmee-Methoden» gerügt, weil er den Mut aufbrachte, das barbarische Vorgehen der SS in Polen zu kritisieren. Doch hinsichtlich der harten Behandlung seiner eigenen Soldaten in den letzten Kriegsmonaten unterschied er sich kaum von anderen Generälen, die fahnenflüchtigen Soldaten am 5. März androhten, «summarisch abgeurteilt und erschossen» zu werden.<sup>46</sup> «Der Feind muss sich jeden Schritt in deutsches Land hinein unter höchstmöglichen blutigen Verlusten erkämpfen», hatte Rundstedt Anfang März befohlen.<sup>47</sup> Kesselring, sein Nachfolger als Oberbefehlshaber West, suchte die Unterstützung der Gauleiter, um Druck auf die Öffentlichkeit auszuüben, mit unbeirrtem Fanatismus um deutsche Städte und Dörfer zu kämpfen, die sich inzwischen im Kriegsgebiet befanden. «Dieser Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes macht in seiner Härte auch nicht vor Kulturdenkmälern und sonstigen kulturellen Werten Halt», erklärte er.<sup>48</sup> Jodl appellierte an die Befehlshaber im Westen, dafür zu sorgen, dass die Truppen zur Verteidigung des Reichs dem Feind mit «fanatischem Kampfwillen» begegneten. Rücksicht auf die Bevölkerung könne zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr genommen werden.<sup>49</sup>

Die Generäle waren keineswegs blosse Werkzeuge Hitlers, wie viele von ihnen nach dem Krieg zu ihrer Verteidigung behaupteten. Sie handelten aus Überzeugung und taten, was in ihrer Macht stand, um ihre Soldaten zu grösseren Anstrengungen zu treiben. Auch wenn sie sich später gern als Berufssoldaten hinstellten, die nichts weiter als ihre vaterländische Pflicht erfüllt hätten, waren sie in Wirklichkeit doch das wichtigste Element des sterbenden Regimes. Zwar teilten nur wenige Schörners ungetrübten Glauben an die Lehren des Nationalsozialismus, einige von dessen Glaubensartikeln aber schon. Die Verbindung von extremem Nationalismus (dem Glauben an die Überlegenheit der Deutschen und den einzigartigen Ruhm des Reiches) und Antikommunismus, zusammen mit einer leidenschaftlichen Entschlossenheit, die Besetzung und die Vernichtung Deutschlands – die die meisten von ihnen kommen sahen – zu ver-

hindern, genügten, um sie zur unverminderten Anstrengung auch in einer verlorenen Sache zu bewegen. Hinzu kam ihre verschrobene Pflichtauffassung. Ohne ihren ausserordentlichen Einsatz für die Fortsetzung der Kämpfe zu einem Zeitpunkt, an dem man aus rationalen Gründen unbedingt auf einem raschen Ende der Zerstörungen hätte bestehen müssen, wäre das Regime zusammengebrochen.<sup>50</sup>

Zu den Militärführern, die in den letzten Wochen des Reichs den grössten Fanatismus bewiesen, zählt Grossadmiral Karl Dönitz, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine. Seine kurzen Lageberichte wurden wegen ihres ungebrochenen Kampfgeists von Bormann als so wertvoll betrachtet, dass er sie an Gauleiter und andere führende Parteifunktionäre verteilen liess. Der erste von Dönitz' Berichten, vom 5. März, begann so: «Es bedarf für Sie keiner Erklärung, dass in unserer Lage Kapitulation Selbstmord ist, den sicheren Tod bedeutet; dass Kapitulation das Sterben, die schnelle oder langsamere Vernichtung von Millionen deutscher Menschen bringen würde, und dass, verglichen damit, der Blutzoll auch des härtesten Kriegsgeschehens nur gering ist. Nur wenn wir stehend kämpfen, haben wir überhaupt die Möglichkeit, unser Schicksal zu wenden. Legen wir uns freiwillig nieder, ist jede Möglichkeit hierfür am Ende. Vor allem aber erfordert auch unsere Ehre, dass wir bis zum letzten uns schlagen. Es erfordert unser Stolz, der sich aufbäumt dagegen, vor einem Volk wie dem russischen, vor angelsächsischer Scheinheiligkeit, Überheblichkeit und Kulturlosigkeit zu Kreuze zu kriechen.» Er appellierte an den Sinn für «Pflicht, Ehre und Stolz», der gebiete, bis zum Letzten zu kämpfen.<sup>51</sup>

In der Marine blieben solche Appelle nicht ohne Wirkung, deutlicher als in der Luftwaffe (deren Moral gelitten hatte durch die hohen Verluste und, seit die alliierten Bombergeschwader über die Lufthoheit verfügten, auch durch den drastischen Zerfall ihres öffentlichen Ansehens) oder im Heer. Die Revolution von 1918 hatte mit der Meuterei der Kieler Matrosen begonnen. Die im Dritten Reich ausgebildeten Matrosen waren sich dieses «Makels» in der Geschichte der Kriegsmarine bewusst. Eine Wiederholung im Jahr 1945 war äusserst unwahrscheinlich. Wie in den anderen Teilstreitkräften waren Einstellungen und Verhaltensweisen sehr unterschiedlich. Kriegsmüdigkeit herrschte überall. Fahnenflucht, Meuterei

und Disziplinlosigkeit jedoch waren in der Marine selten. Die Moral war überwiegend gut, und bis zum Ende blieb es bei der Bereitschaft weiterzukämpfen – Tausende von Matrosen wurden zur Unterstützung in die Schlacht um Berlin geschickt. Ende Januar 1943 hatte Dönitz das Oberkommando übernommen und seither nichts unversucht gelassen, um die Marine mit «härtestem Siegeswillen» zu erfüllen, der sich aus der nationalsozialistischen Ideologie ergebe. Die Bereitschaft zum äussersten Widerstand im «Kampf mit den Westmächten, dem Bolschewismus und dem Judentum» war auch die Botschaft, die von einem seiner Offiziere kam, dem Kapitän einer in Brest stationierten Zerstörerflottille.<sup>52</sup> Wie sehr diese Rhetorik den ungebrochenen Kampfgeist einfacher Matrosen beeinflusste, ist schwer zu beurteilen. Andere Faktoren spielten möglicherweise eine grössere Rolle.

Dönitz hatte sichergestellt, dass die Besatzungen gut versorgt wurden – materiell und psychologisch. Und der Seekrieg, so gefährlich er auch war, spielte sich etwas abseits von den täglichen Grausamkeiten des Landkriegs im Osten ab. Für manche Matrosen war die mithilfe der Marine mögliche Rettung einiger Zehntausend gestrandeter Flüchtlinge ein Grund, in der Fortsetzung des Krieges ein wenig Sinn und Zweck zu sehen – es hielt sich ein Rest Idealismus. Andere liessen sich von der Behauptung der Marineleitung überzeugen, der Krieg zur See binde feindliche Kräfte, und die Marine sei bei eventuellen Verhandlungen ein bedeutendes Pfand. Am wichtigsten jedoch war mit ziemlicher Sicherheit das Kameradschaftsgefühl, besonders stark ausgeprägt im engen Raum eines Schiffs oder U-Boots, wo Klassentrennungen nicht so offensichtlich waren wie auf dem Land und wo Offiziere und Mannschaften den gleichen Gefahren ausgesetzt waren.<sup>53</sup>

Schliesslich war sowohl bei den Resten der Wehrmacht wie in der Zivilbevölkerung noch ein weiterer Faktor wirksam, der nicht quantifiziert werden kann, zweifellos aber eine grosse Rolle spielte: das passive Akzeptieren der Situation, weil keine Alternative in Sicht war. Daraus konnte zwar keine positive Motivation entstehen, es störte die Militärmaschinerie aber auch nicht in ihrer Funktion – und behinderte damit auch nicht die Fortsetzung des Krieges.



### III

Den hohen Offizieren war es möglich, die Kriegereignisse in einer weiteren Perspektive zu betrachten, als es von einfachen Soldaten zu erwarten ist. Welchen Sinn sahen die Generäle in einer Fortsetzung der Kampfhandlungen noch in diesem Stadium? Gab es überhaupt irgendeine Form von Rationalität oder war eine fatalistische Dynamik am Werk, die erst eine völlige Niederlage zum Stillstand bringen konnte? Gab es überhaupt noch Generäle mit einem klaren Blick?

Generaloberst Heinrich von Vietinghoff-Scheel, in der letzten Kriegsphase Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Italien, wies ein paar Jahre später darauf hin, dass sich die Wehrmacht im Verlauf des Krieges ungeheuer vergrößert hatte, dass infolgedessen auch die Zahl der Generäle bis 1945 auf 1'250 gestiegen sei, obwohl seiner Ansicht nach nur sehr wenige von ihnen – er schätzte die Gruppe auf etwa 50 – einen Einblick in die gesamtstrategische Lage gehabt hätten. Gefragt, ob die Generäle denn nicht über die Macht verfügten, den verhängnisvollen Kriegsverlauf zu unterbrechen, sagte er, nicht ohne einen leisen Unterton der Selbstrechtfertigung: «Selbst im Kreise der Feldmarschälle wäre der leiseste Versuch, eine Mehrzahl zu gemeinsamem Handeln gegen Hitler zusammenzufassen, zum Scheitern verurteilt gewesen und Hitler bekannt geworden, abgesehen davon, dass die Truppe einem solchen Beginnen die Gefolgschaft versagt hätte.» Die Vorstellung, die Generäle an der Front hätten aus Protest zurücktreten können, sei falsch. Das hätte nur bedeutet, die Truppen im Stich zu lassen, wäre gegen jeden Sinn für Kameradschaft und Ehre gegangen – kurz: es wäre Feigheit gewesen. Und schliesslich hätte es zu einer freiwilligen Kapitulation nur kommen können, wenn die Einheiten dem Befehl gefolgt wären, und das hätten sie nicht getan.<sup>54</sup>

Der Krieg, schrieb Vietinghoff, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen wurde, sei ohne Frage verloren gewesen, als im März die Rheinfront Zusammenbruch. Hätte man ihn zu diesem Zeitpunkt beendet, wären zahllose Todesopfer und massive Zerstörungen zu vermeiden gewesen. Die Führung des Reiches hätte die Pflicht gehabt, die Konsequenzen zu ziehen und Verhandlungen mit dem Feind aufzunehmen. Da Hitler

sich geweigert habe, dies auch nur in Erwägung zu ziehen, wäre jeder, der sich in einer verantwortlichen Stellung befunden habe, verpflichtet gewesen, etwas zu unternehmen, um dieses Ziel zu erreichen. «In solcher Lage fand die Gehorsampflicht ihre Grenze, die Treue gegenüber dem Volk und den anvertrauten Soldaten stand höher.» Um entsprechende Schritte zu unternehmen, hätte sich ein militärischer Befehlshaber aber sicher sein müssen, dass seine Soldaten ihm folgten. Dafür konnte Vietinghoff selbst Anfang April nicht garantieren, als die deutschen Truppen eine Linie südlich von Bologna hielten. Die Mehrheit der Soldaten, behauptete er – was bezogen auf diesen Zeitpunkt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Übertreibung ist –, hätte noch an Hitler geglaubt. Und das Regime hätte den Befehlshaber sofort wegen Verrats zur Verantwortung gezogen, die Truppen also aufgefordert, ihm den Befehl zu verweigern. Die Solidarität in der kämpfenden Truppe wäre zusammengebrochen, wenn einige hätten weiterkämpfen, andere sich ergeben wollen.<sup>55</sup> Es dauerte noch einige Wochen, bis Vietinghoff schliesslich einer Kapitulation in Italien zustimmte. Selbst dann blieb er, wie er später zu verstehen gab, unsicher, ob die Truppen wirklich bereit waren, die Waffen zu strecken.

Nachkriegserinnerungen ehemaliger Militärführer wie die von Vietinghoff haben oft einen apologetischen Beigeschmack. Aber sie lassen die Denkweisen erkennen, die das Verhalten formten. Vietinghoff dachte im Geist von Gehorsam, Ehre und Pflicht, in dem das Offizierskorps erzogen worden war. Dies war eine psychische Barriere für alles, was nach Verrat aussah. Immerhin handelte er zum Schluss doch noch, aber da stand die Rote Armee bereits buchstäblich vor der Reichskanzlei. Seine Unsicherheit bezüglich der Bereitschaft der Soldaten, einen Befehl zur Kapitulation zu befolgen, klingt plausibel. Und ob er, wäre er an der Ost- oder Westfront im Einsatz gewesen, eine teilweise Kapitulation gesucht hätte, ist selbst in diesem späten Stadium des Krieges zu bezweifeln. Trotz ihrer Apologetik gibt Vietinghoffs Darstellung einen Hinweis auf die Frage, warum die deutschen Generäle einen Bruch mit dem Regime nicht in Betracht zogen.

Obwohl viele von ihnen ihre Ansichten später zu Papier brachten, sind Äusserungen über ihre persönlichen Meinungen während des Krieges je-

doch relativ selten. Nur wenige hatten in diesen hektischen Wochen die Zeit, Tagebuch zu führen oder die Ereignisse auf andere Weise festzuhalten. Und ganz sicher mussten auch sie wie alle anderen auf der Hut sein, keine kritischen, geschweige denn defätistischen Kommentare von sich zu geben, die in falsche Hände geraten konnten. Deshalb ist es nicht einfach, die Haltung zu durchschauen, die sie in der Öffentlichkeit zeigten.

Einen gewissen Einblick in die Mentalität deutscher Generäle in der letzten Kriegsphase geben die – ohne ihr Wissen – abgehörten privaten Gespräche in britischer Gefangenschaft. Die internierten Offiziere blickten natürlich aus grosser Entfernung auf das Geschehen und konnten die Entwicklungen nicht von innen heraus beurteilen. Andererseits konnten sie ihre Meinung frei äussern, ohne befürchten zu müssen, als Verräter oder Defätisten hingestellt zu werden. Umso erstaunlicher ist, wie unterschiedlich die Folgen waren, die hochrangige Offiziere aus der Einsicht zogen, dass der Krieg ohne jeden Zweifel verloren war – Unterschiede, die auch von ihrer jeweiligen Empfänglichkeit für Denkweise und Propaganda der Nationalsozialisten abhingen. Manche unter den stärker vom Nationalsozialismus beeinflussten Offizieren glaubten, «wenn der Bolschewismus heute siegt, dann dreht es sich um eine biologische Vernichtung unseres Volkes». Spekulationen nach dem Fehlschlag der Ardennenoffensive, dass Rundstedt im Westen vielleicht kapitulieren würde, um im Osten weiterzukämpfen, wurden als realitätsfern abgetan. Die westlichen Verbündeten wollten keine Teilkapitulation, und Rundstedt waren ohnehin die Hände gebunden, weil ihm die SS-Panzerdivisionen in seiner Heeresgruppe nicht gefolgt wären; zudem mussten alle fürchten, dass jeder Versuch einer solch einseitigen Aktion sofort mit dem Tode bestraft worden wäre.<sup>56</sup> Offiziere, die keine Nationalsozialisten und einigermaßen kritisch waren, beriefen sich noch im Februar und März auf die «einfachste militärische Ehre. Es kann nicht jeder vorne, auch nicht der Armeebefehlshaber, sich überlegen, ob er jetzt noch kämpfen will.» Ein zentraler Gesichtspunkt war die Ehre: «Jetzt ist tatsächlich der kriegerische Ruhm des deutschen Soldaten durch keine Niederlage, wie wir sie noch erleiden mögen, mehr zu brechen. Dieses Volk kann nur in Ehren untergehen.»<sup>57</sup>

Ein Mitte März 1945 bei Alzey in Gefangenschaft geratener niederrangiger Offizier teilte in seinem Verhör durch die Alliierten mit, wie er die Dinge sah. Seine Ansichten beruhten, wie er erklärte, auf dem, was er im Hauptquartier des Generalstabs in Zossen zu der Frage gehört hatte, warum die Deutschen weiterkämpften. Die «Realisten» im Generalstab hätten den Zusammenbruch der Fronten an Rhein und Elbe erwartet, und das habe geheissen, kämpfend unterzugehen: «Solange Hitler an der Macht war, wurde es nicht für möglich erachtet, dass die deutschen Truppen die Waffen niederlegten.» Der Versuch, den Diktator zu stürzen, sei nach Stauffenbergs Attentat vom Juli 1944 ausser jeder Diskussion gewesen. Man wollte die Oderfront um jeden Preis halten und sich, wenn dies nicht mehr möglich wäre, kämpfend an die Elbe zurückziehen. Im Westen sei es als vorrangig betrachtet worden, den alliierten Brückenkopf von Remagen zu vernichten. Man rechnete nicht damit, dass die Alliierten in der Lage wären, den Rhein auch anderswo zu überqueren. Im Norden sollten die Truppen aus dem westlichen Holland abgezogen werden, um die Front am Niederrhein zu halten. «Man ging davon aus, dass die Fronten an Elbe und Rhein solange gehalten werden könnten, wie es sich als notwendig erweise. Man rechnete damit, dass es früher oder später zu einem Bruch zwischen England und Amerika einerseits und der UdSSR andererseits kommen werde, was es Deutschland ermöglichen würde, seine Position wieder herzustellen.» Das Wiedererstarken der Luftwaffe galt als eine Voraussetzung für die Strategie, darum sei der Produktion von Düsenjägern höchste Priorität eingeräumt worden, und man habe Ö raffinerien und andere lebenswichtige Anlagen mit besonders schweren Flugabwehreinrichtungen ausgerüstet.<sup>58</sup>

Einen Einblick in das Denken eines hochrangigen, im Reich stationierten Offiziers bieten die Briefe des Obersten Curt Pollex, seit dem 9. Januar 1945 Stabschef im Wehrmachtsrüstungsamt, die sehr sorgfältig und vorsichtig formuliert waren, um nicht in den Verdacht des Defätismus zu geraten. Pollex war ein kultivierter Mann, kein Nationalsozialist, neigte aber zu Fatalismus und Passivität und akzeptierte, dass ihm nichts anderes blieb, als weiterhin seine Pflicht zu tun – was natürlich dazu beitrug, dass das Regime in seinem Bereich weiter funktionieren konnte – und sich dar-

auf gefasst zu machen, dass bald stürmische Zeiten anbrechen würden. Völlig realistisch sah er das drohende Verhängnis, fühlte sich auf seine Weise aber ebenso machtlos wie Millionen Soldaten und Zivilisten in untergeordneten Positionen; sie alle sahen keine Möglichkeit, irgendetwas zu tun, um die Katastrophe zu verhindern und konnten sich auch keine Alternative vorstellen. «Vorläufig tut ja alles noch so, als ob es am Ende doch gut ginge», schrieb Pollex am 5. März. Er erwähnte die Hoffnungen, die auf U-Boote gesetzt wurden, war aber selbst offensichtlich im Zweifel. Er konnte sich nicht erklären, wie irgendwer einem Goebbels noch Glauben schenken konnte, der weiterhin verkündete, die V-Waffen brächten die Wende. «Und noch andere Leute sprechen von einem Flugzeug, welches sie Deutschlands Schicksalsvogel nennen», fügte er skeptisch hinzu. Sollte eine Wende kommen, dann müsste das bald geschehen. Ihm bleibe nichts, als weiter seine Pflicht zu erfüllen. Und: «Meine Leute verstehen mich.» Er stürze sich in seine Arbeit und tue so, «als ob alles so wäre, wie es in der Zeitung geschrieben wird.» Er vermied es, Goebbels' Rede von Ende Februar zu kritisieren und liess auch offen, wie sich die Dinge entwickeln würden – ob der «Führer» und Goebbels am Ende vielleicht doch recht behielten. Immerhin könnte die Wende ja wirklich kommen. «Der Führer behauptet es ja. Ich armer Tor ohne den sechsten Sinn sehe leider nichts», schrieb er mit kaum verhülltem Sarkasmus. Dass die Amerikaner so schnell über den Rhein kamen, hat ihn überrascht. «Es ist aber nicht völlig ausgeschlossen», gab er dann wieder zu bedenken, als traue er seinen eigenen Worten nicht, «dass wir dieser Lage nicht doch Herr werden.» Immerhin gebe es noch Leute, die Hitlers Vertrauen in den Endsieg teilten – sich selbst allerdings zählte er offenbar nicht dazu. Ihm war klar, dass Hitler nicht kapitulieren würde. In einer Schlacht um den Obersalzberg, so stellte er sich vor, werde alles enden. «Es sind so wunderschöne Sachen im Anlaufen [...]», aber leider zu spät. Noch immer rührte sich offenbar eine letzte Hoffnung. Denn auch er sah eine Chance für Deutschland in einem Konflikt zwischen Russen und Amerikanern – auch ein Autorennen könne noch hundert Meter vor der Ziellinie durch eine Reifenpanne entschieden werden. Die Arbeit erschien ihm sinnlos,

könne er nicht solche Träume träumen. Tatsächlich tue er nur so, als ob er wirklich etwas tue. Befehle hätten kaum noch eine Wirkung. Eine «Vogel Strauss-Politik» werde betrieben: Alle steckten sie ihre Köpfe in den Sand.<sup>59</sup>

Pollex, weitab von der Front, konnte sich solchen quasiphilosophischen Reflexionen hingeben. Näher am Geschehen war Generaloberst Gotthard Heinrici, der am 20. März von Hitler den Auftrag erhielt, Himmeler – dessen Kommando der Heeresgruppe Weichsel seine Unfähigkeit als militärischer Befehlshaber unter Beweis gestellt hatte – abzulösen. Heinrici sollte seine anerkannten Fähigkeiten als Defensivstrategie nutzen, um die Front in Pommern zu halten. Er war der typische preussische Karriereoffizier, hatte im Ersten Weltkrieg gedient, im Zweiten reiche Erfahrungen als Befehlshaber gesammelt und war überzeugter Patriot, hatte zur Partei jedoch stets einen gewissen Abstand gehalten. Er geriet später in britische Gefangenschaft, und rasch nach Kriegsende lieferte er eine eigene Erklärung dafür, warum, so verzweifelt die Lage auch war, bis zum bitteren Ende weitergekämpft worden sei. Er lobte den Kampfgeist sowie die Zielstrebigkeit und entschlossene Verteidigungshaltung, die die deutschen Truppen an der Oder trotz der feindlichen Übermacht zeigten. Er sah die Rüstungsdefizite und den Mangel an Kampferfahrung bei fast der Hälfte seiner Soldaten, und ihm entging auch nicht, dass viele erfahrene Soldaten, die so viele Schlachten knapp überlebt hatten, jetzt, da das Ende in Sicht war, den Willen weiterzukämpfen verloren hatten. Nichts davon jedoch hätte dem gesamtstrategischen Bild Abbruch getan; die Führung habe diese Lage ebenso klar erkannt wie einfache Soldaten. Solange deutsche Truppen den Rhein halten können, sei die Verteidigung der Oder nicht als hoffnungsloses Unterfangen erschienen, und es habe sich gelohnt weiterzukämpfen. Sobald der Feind jedoch über den Rhein gesetzt hatte und Richtung Elbe vorstieß, hätten sich die einfachen Soldaten unweigerlich gefragt, welchen Sinn es jetzt noch habe weiterzumachen. Dass sie es trotzdem taten, lag, so Heinrici, daran, «dass jedermann es als vaterländische Pflicht empfand, dem Vordringen des Russen Einhalt zu gebieten». Jeder Soldat habe gewusst, was von den Russen zu erwarten

gewesen sei. Es sei unabdingbar für sie gewesen, die Zivilbevölkerung so weit wie möglich vor dem Schrecken zu bewahren, der östlich der Oder geherrscht habe. Die militärische Führung habe zudem geglaubt, sie dürfe eine mögliche Verhandlungsposition nicht durch einen verfrühten Zusammenbruch gefährden. Als die Hoffnung, die Oder halten zu können, zerstoßen war und die deutsche Verteidigung vielmehr vernichtend geschlagen wurde, habe ein Auflösungsprozess eingesetzt: «Wenn der Soldat sich entschloss noch zu kämpfen, erfolgte es nicht mehr darum, den Feind zum Stehen zu bringen, sondern um das eigene Leben zu retten oder nicht in russische Gefangenschaft zu fallen.» Terror habe nicht mehr ausgereicht, um die Soldaten zum Kämpfen zu zwingen. Treibende Kraft sei jetzt allein der Überlebenswille gewesen.<sup>60</sup>

Dönitz wiederum behauptete nach dem Krieg – und machte damit die Alliierten mit ihrer beharrlichen Forderung nach bedingungsloser Kapitulation für den Ausgang verantwortlich –, niemand mit entsprechender Befugnis habe eine Kapitulationsurkunde unterzeichnen können, ohne genau zu wissen, dass ihre Bestimmungen auch eingehalten würden: Die Soldaten im Osten wären niemals an Ort und Stelle geblieben und wären niemals dem Befehl gefolgt, sich in russische Kriegsgefangenschaft zu begeben, sondern hätten es, wie die Zivilbevölkerung, vorgezogen, in den Westen zu fliehen.<sup>61</sup> Abgesehen von der Selbstrechtfertigung, die in solchen Aussagen durchklingt (die auch schlecht zu seiner gleichzeitigen Forderung passen, fanatisch bis zum Letzten zu kämpfen), hatte Dönitz insofern recht, als er unterstellte, die Millionen, die noch an der Ostfront standen, hätten sich betrogen gefühlt und die Dinge lieber in die eigene Hand genommen und sich in den Westen aufgemacht. Ob dies für sie schlechter gewesen wäre als das, was dann wirklich geschah, ist eine strittige Frage.

Vor allem im Osten liessen sich der leidenschaftliche Wunsch nach einem Ende des Krieges, die Verachtung für die Partei, die Kritik am Regime, ja sogar der Verlust des Vertrauens in Hitler mit der anhaltenden Entschlossenheit der Soldaten vereinbaren, die russischen Eindringlinge zurückzuschlagen, die als Gefahr für Familien und Heimat betrachtet wurden. Und als schliesslich jeglicher Idealismus verschwunden war und

pure Verzweiflung um sich griff, kämpften die Soldaten, wie von Heinrici beschrieben, nur noch ums eigene Überleben.

Im Westen sah es anders aus. Die Angst, dem Feind in die Hände zu fallen, war – von den Parteifunktionären abgesehen – an der Westfront nicht im Entferntesten so verbreitet wie an der Ostfront. Als die Amerikaner und Briten deutschen Boden erreicht und den Rhein überquert hatten, war zunächst dennoch eine beträchtliche Entschlossenheit zu spüren, die Eindringlinge zurückzuschlagen. Viele Soldaten, die über ihr unmittelbares Kampfgebiet nicht hinausblicken konnten, waren – oft gegen ihre innere Überzeugung – gezwungen zu glauben, was man ihnen sagte, nämlich dass sie noch kämpften, um Zeit zu gewinnen, die Sowjets abzuwehren, einen lohnenden Friedensschluss zu erreichen und das Auseinanderbrechen der feindlichen Koalition zu erleben. Wer wollte das so genau wissen? Ausserdem kamen viele Soldaten an der Westfront aus Ost- oder Mitteldeutschland und hielten es für notwendig, so lange weiterzukämpfen, wie Briten, Amerikaner und Franzosen das Bündnis mit der Sowjetunion nicht aufkündigten. Manche glaubten wirklich, die westlichen Verbündeten würden endlich einsehen, dass der eigentliche Krieg gegen Russland geführt werde. «Deutschland rettet Europa und England und Amerika davor, vom bolschewistischen Russland verschlungen zu werden», so ein im Westen verhörter Offizier, «eines Tages werden Briten und Amerikaner [...] in der wirklichen Situation erwachen und sich Deutschland in der Abwehr Russlands anschliessen.»<sup>62</sup> Neben solchen Motiven war natürlich, wie in den meisten Armeen, das eher unmittelbare, unpolitische Gefühl vorherrschend, man dürfe seine Freunde und Kameraden nicht im Stich lassen. Wo der Idealismus fehlte, lieferte oft der Kameradschaftsgeist das Motiv zum Weiterkämpfen.

Und schliesslich dachten viele, man könne ohnehin nichts bewirken. Es gab kein Potenzial für Meuterei oder Aufstände zum Sturz des Regimes – die Repression war einfach zu stark. Von der Linie abzuweichen kam einem Selbstmord gleich. Und Fahnenflucht war in der Regel eine individuelle Handlung, keine Massenauflehnung: ein verzweifelter Versuch zu überleben und kein Zeichen für einen Zusammenbruch der militärischen Ordnung.<sup>63</sup> Abgesehen von den bestialischen Repressalien und



der Angst um die Familie, fehlten einfach Kapazitäten zur Organisation einer Rebellion, schon deshalb, weil die intensiven Kämpfe und hohen Verluste an der Front keinerlei Möglichkeit zu politischem Handeln liessen und weil es wegen der beständigen Verluste auch keine personelle Kontinuität in den Truppenverbänden mehr gab. Es blieb nur eines: weiterkämpfen.

Die Situation im Jahr 1945 war eine völlig andere als im Jahr 1918.<sup>64</sup> «1918 hatten wir ja revolutionäre Erscheinungen offener», sagte ein General der Kavallerie im März 1945 in britischer Gefangenschaft. «Als es zu Ende ging, da benahmen sich die Leute doch schon sehr flegelhaft. Das tun sie jetzt nicht.»<sup>65</sup> in den letzten Monaten des Ersten Weltkriegs brach die Autorität der militärischen Führung allmählich zusammen. Bewegt durch die aufrührerische Stimmung in der Heimat, der Arbeiterschaft und bei den in der Heimat stationierten Soldaten sowie in Kenntnis der Friedensforderungen im Reichstag fand annähernd eine Million Soldaten den Mut, in den letzten Kriegswochen mit den Füßen abzustimmen und die Fortsetzung der Kampfhandlungen zu verweigern. 1918 unterschied sich die militärische Disziplin nicht wesentlich von der bei anderen kriegführenden Mächten, die Verluste waren kleiner, die deutschen Städte waren nicht in Schutt und Asche gelegt worden, die Gesellschaft war im Grossen und Ganzen intakt, das Mehrparteiensystem existierte weiter, es gab keine brutale russische Besatzung in Ostdeutschland, die Reichshauptstadt wurde nicht bedroht, und auch im Westen drang der Feind nicht über die Reichsgrenzen. Die deutschen Truppen konnten nach Hause ziehen und sich «im Felde unbesiegt» fühlen.

Dann waren da die Arbeiterräte in den Betrieben, die die schwelende Unruhe artikulierten und Massenstreiks und Protestversammlungen organisierten. Es gab kein Äquivalent zur NSDAP, die die Bevölkerung so fest im Griff hatte, dass keinerlei «organisatorischer Raum» vorhanden war, in dem Volksaufstände hätten heranreifen können. Und nicht zuletzt gab es nichts, was dem terroristischen Polizeiapparat des Jahres 1945 vergleichbar gewesen wäre. 1918 konnte die in Armee und Bevölkerung weitverbreitete Ablehnung des Kaisers und der herrschenden Klassen offen geäussert und schliesslich in revolutionäre Aktionen umgesetzt wer-

den. Im Jahr 1945 waren die Verachtung Hitlers und des Regimes oder eine hitzige Kritik an der Politik, die zum Elend eines verlorenen Krieges geführt hatte, Gefühlsregungen, die man besser herunter schluckte. Die kleinsten Anzeichen von Auflehnung konnten brutalste Vergeltungsmassnahmen nach sich ziehen.

Eine paradoxe Situation: Der unter den einfachen Soldaten zunehmende Defätismus brachte sie dazu, die Waffen gerade nicht niederzulegen, sich auch nicht gegen ihre militärischen Vorgesetzten aufzulehnen, sondern liess sich vielmehr mit der Bereitschaft weiterzukämpfen vereinbaren. Erschöpfte, demoralisierte Truppen neigten nicht zum Aufstand. Wenn es ein Gefühl gab, das mehr oder weniger alle Soldaten teilten, dann war dies Fatalismus: Man konnte nur das Beste hoffen, mehr war nicht zu tun. Eine Alternative zum Weitermachen gab es nicht. Ein Wechsel hätte von oben kommen müssen, aber danach sah es nicht aus.

#### IV

Unter der Zivilbevölkerung waren Ohnmacht und Hilflosigkeit die alles beherrschenden Gefühle. Die Lebensbedingungen in den zerbombten Städten wurden unerträglich. Ein wenig besser war es auf dem Land, wobei die Entbehrungen auch dort gross waren. Das Elend war nahezu allgemein, alle warteten auf das Ende des Krieges, waren aber ausserstande, irgendetwas zu tun, um es rascher herbeizuführen. Alle mussten die ständigen Luftangriffe hinnehmen, ebenso das Heranrücken des Feindes samt all der Unsicherheit und Angst, die – namentlich im Osten – daraus folgte. Die einzige Hoffnung war, dass es rasch zu Ende ginge, dass Briten und Amerikaner vor den Russen da wären.<sup>66</sup> Eine Szene aus einem Ort in den Alpen, im Dunstkreis des Obersalzbergs gelegen, spiegelt «wohl am besten die tatsächliche Einstellung des Volkes» wider: Auf einer Kundgebung zum «Heldengedenktag» am 11. März verweigerten Soldaten, Volkssturmlaute und Zivilisten das «Sieg Heil», das am Ende der Rede des Wehrmachtsskommandeurs auf den «Führer» ausgebracht werden sollte.<sup>67</sup> Das Resümee, das der SD aus den Berichten zur Stim-

mung in der Bevölkerung Ende März zog, lautete: Niemand wolle den Krieg verlieren, niemand glaube aber auch, dass Deutschland ihn noch gewinnen könne. Die Führung werde für die Lage verantwortlich gemacht: «Das Vertrauen zur Führung ist in diesen Tagen lawinenartig abgerutscht. Überall grassiert die Kritik an der Partei, an bestimmten Führungspersonen und an der Propaganda.» Der Führer sei «die letzte Hoffnung» von Millionen – eine notwendige, quasi rituelle Konzession in solchen Berichten –, werde aber «täglich stärker in die Vertrauensfrage und in die Kritik einbezogen». Schliesslich nage das Gefühl, dass Weiterkämpfen sinnlos geworden sei, an der Bereitschaft, tatsächlich weiterzumachen, am Glauben an sich selbst und an andere.<sup>68</sup>

In den Städten wurde die Lebensmittelknappheit zum ernststen Problem. Im Rheinland fehlten Transportfahrzeuge, sodass es auch hier, bevor die Alliierten eintrafen, akute Engpässe gab, die sich dadurch verschärften, dass das Militär zu horten begann.<sup>69</sup> «Hunger, Luftterror und die militärische Lage» hatten, so ein Bericht aus Stuttgart Ende März, entscheidenden Einfluss auf die Stimmung: «Ein grosser Teil der Bevölkerung ist schon jetzt mit Brot, Fett und Nährmitteln vollkommen zu Ende.»<sup>70</sup> Auch in Berlin machte man sich ernsthaft Sorgen über den Lebensmittelnachschub, die Rationen wurden weiter gekürzt, die Angst vor künftig noch grösserer Knappheit nahm zu.<sup>71</sup> Viele behaupteten, sie hätten schon nichts mehr zu essen – dabei seien noch immer «geschminkte und gepuderte Damen in teuren Pelzen und Abendkleidern» in den wenigen weiter geöffneten Restaurants zu sehen.<sup>72</sup> Die Bevölkerung befürchtete, dass die Nahrungsmittelknappheit in Zukunft noch zunehmen werde. Doch stiessen die Alliierten bei ihrem Vormarsch durchs Rheinland auch auf versteckte Lebensmittelreserven, zum Teil angeblich aus Wohnungen evakuierter Nachbarn entwendet.<sup>73</sup> Selbst auf dem Land, wo die Bauern angeblich stets genügend zu essen hatten, machten sich die verminderten Zuteilungen bemerkbar. «Diese Ration) [...] reicht gerade noch, wenn man den ganzen Tag schlafen kann», plagte ein Arbeiter aus Süddeutschland, wo es wegen der Knappheit an Kartoffeln und anderen Nahrungsmitteln «viel böses Blut» gab.<sup>74</sup> Viele behaupteten, ihre Lebensmittelkar-

ten verloren zu haben – zumindest sei die Zahl der Anträge für Ersatzkarten jeweils nach Bekanntgabe erneut gekürzter Zuteilungen stark gestiegen.<sup>75</sup> Weisungen Bormanns an die Gauleiter – die möglicherweise auf Hitler selbst zurückgingen –, man solle das Sammeln von Wildgemüse, Früchten, Beeren, Pilzen, Kräutern und Heilkräutern besser koordinieren, um die Kürzung der Lebensmittelrationen und die Arzneimittelknappheit ein wenig abzumildern, werden kaum auf grosse Begeisterung gestossen sein.<sup>76</sup>

In den Grossstädten waren Unterbrechungen in der Strom- und Gasversorgung und eine empfindliche Kohleknappheit an der Tagesordnung; infolge von Bombenschäden war häufig auch die Kanalisation verstopft. Wasser gab es vielerorts nur aus Strassenhydranten. Bewohner ländlicher Gebiete mussten ihre Küchenherde oft mit Torf beheizen.<sup>77</sup> Die meisten Schulen und Universitäten waren inzwischen geschlossen, viele Schulen hatte man in Lazarette umgewandelt.<sup>78</sup> Zusätzliche Belastungen für die Wohnungsämter und andere Einrichtungen des öffentlichen Dienstes brachten die Flüchtlingsströme. Der Ausfall zentraler Kontrollinstanzen erschwerte die Versorgung der Bevölkerung zusätzlich, was – und das war typisch für die Verwaltungspraxis im Dritten Reich – gegensätzliche Forderungen verschiedener Dienststellen zur Folge hatte.<sup>79</sup> Die Krankenhäuser konnten die durch Bombenangriffe verwundeten Menschen gar nicht alle aufnehmen. Dennoch ordnete Bormann Anfang März die Eingliederung des Krankenhaus- und Klinikpersonals in den Volkssturm an.<sup>80</sup> Viele Eisenbahnlinien waren unterbrochen. Wenn jemand reisen musste und tatsächlich Platz in einem Zug gefunden hatte, hatte er mit mehrstündigen Verspätungen zu rechnen. So gut es ging, versuchten die Menschen mit diesen äusserst schwierigen Bedingungen zurechtzukommen. Doch die Einschnitte in den staatlichen Diensten und Versorgungsleistungen verursachten Nebeneffekte, die die Lage noch schwieriger machten. Wegen der Stromsperrungen mussten die Läden früher schliessen, weswegen die arbeitende Bevölkerung in den frühen Abendstunden nicht mehr einkaufen konnte. Wurde der Strom abends wieder angestellt, ertönte oft Fliegeralarm, und die Menschen hatten keine Gelegenheit, zu essen.<sup>81</sup>

Besonders quälend für Millionen von Familien, die verzweifelt auf Nachrichten von ihren Söhnen, Brüdern, Vätern und anderen Verwandten von der Front warteten, war der beinahe vollständige Zusammenbruch des Postverkehrs. Ende März mussten viele Postämter ihre Tätigkeit einstellen, weil sie ausgebombt waren. Normalbürgern standen keine Telefon- und Bahnverbindungen mehr zur Verfügung, oft auch nicht für Behörden- oder für geschäftliche Zwecke.<sup>82</sup> Reichspostminister Wilhelm Ohnesorge regelte einen minimalen Postdienst durch Verordnungen. Konnten keine Züge fahren, mussten Motorfahrzeuge eingesetzt werden, um die Post zum nächsten intakten Bahnhof zu bringen. Waren auch keine Fahrzeuge vorhanden, sollten private Transportmittel requiriert werden, und wenn gar nichts anderes ging, mussten die dringendsten Postsendungen mit dem Fahrrad oder zu Fuss im Rucksack befördert werden.<sup>83</sup>

Zwar bestand in den weiter schrumpfenden Teilen Deutschlands, die weder besetzt noch Kampfgebiete waren, weiterhin ein Anschein von «Normalität», ein normales gesellschaftliches Leben aber existierte schon lange nicht mehr. Zu den wenigen Orten, an denen die von Bombenangriffen bedrohten Grossstadtmenschen noch so etwas wie gemeinschaftliche Aktivitäten erleben konnten, zählten Bunker und Luftschutzkeller.<sup>84</sup> Arbeit, so hart und ermüdend sie auch war, muss für viele eine Ablenkung von den schweren Sorgen und Belastungen des Alltags gewesen sein. Auch in der Zusammenbruchphase wurden Löhne und Gehälter weitergezahlt, und Zeitungen erschienen weiterhin – im März allerdings nur noch 814 der 2'075 Tageszeitungen des Jahres 1937, und das in einem Umfang von höchstens zwei Doppelseiten. Der Druck von Zeitschriften war wegen Papiermangels und anderer Schwierigkeiten noch eingeschränkter, nur 458 von den 4'789 Zeitschriften der Vorkriegszeit erschienen noch.<sup>85</sup> Wichtigstes Kommunikationsmittel blieb das Radio (wobei die Sendungen wegen Stromsperrern immer wieder unterbrochen wurden), nicht nur für die Propaganda, sondern auch für die Unterhaltung. In den Grossstädten funktionierten die Sender bis zum Ende. Eine wichtige Funktion des Radios war auch die Ankündigung von Luftangriffen; Radioempfänger in den Luftschutzbunkern übertrugen die Anweisungen der

Partei, wenn die Angriffe vorüber waren.<sup>86</sup> Trotz schwerer Strafandrohungen hörten viele Menschen heimlich «Feindsender», besonders die BBC. Auch im Kino, bei Unterhaltungsfilmen, liess sich noch Zerstreuung finden: kurze Fluchten aus dem Schrecken und Elend der Realität. Diese Streifen waren beliebter als Propagandafilme à la *Kolberg* (die die Zuschauer ja nur an das erinnern konnten, was gerade in ihren Städten geschah) oder Wochenschauen, denen doch nur zu entnehmen war, in welcher verzweifelter Lage sich Deutschland befand. Je mehr Kinos ausgebombt, je mehr Stromsperrungen und Fliegeralarme es gab, desto geringer wurde die Zahl der Kinobesucher. Wer dennoch ins Kino ging, kehrte anschliessend in eine Wirklichkeit zurück, die jenseits der Vorstellungskraft jedes Filmproduzenten lag.

Ausserhalb der vom Krieg am meisten verwüsteten Gebiete hielten eine noch immer leidlich funktionierende Bürokratie sowie die weitreichenden Tentakel der Parteimacht eine rudimentäre, notdürftige Verwaltung aufrecht, gestützt auch auf situative Improvisation. Die Verwaltungsroutine lief weiter, mit deutlich reduziertem Personalbestand, weil jeder, der auch nur einigermassen dafür infrage kam, zur Wehrmacht eingezogen wurde. Mehr Formulare als je zuvor mussten ausgefüllt werden, Akten waren abzulegen, und tausendfache kleine bürokratische Aufgaben waren zu erledigen; dies alles meist von subalternen Beamten ausgeführt. Ringsum herrschte Chaos, doch Vorgänge der Kranken- und Sozialversicherung, von Finanzwesen und Wirtschaft wurden weiterbearbeitet, sogar Bauanträge beschieden, so unwirklich das erschienen sein mag.<sup>87</sup> Auch örtliche Polizeireviere leiteten bis zum Ende ihre Berichte zur Aufrechterhaltung der «Ordnung» weiter. Ein Grossteil der Aufgaben, die lokale und regionale Behörden zu bewältigen hatten, bestand darin, Wohnungen für die ausgebombte Bevölkerung zu finden, den Zustrom von Flüchtlingen zu versorgen, indem sie Essensrationen und immer geringer bemessene Vorräte ausgaben und Luftschutzmassnahmen<sup>88</sup> und Freiwillige für die Feuerwehr zu organisieren.<sup>89</sup> Nur wenige der kleineren Beamten liessen sich jetzt noch, wenn überhaupt jemals, von den aufgedrehten Durchhalteparolen der NS-Propaganda beeindrucken. Doch zog kaum einer in Erwägung, etwas anderes zu tun als das, was er für seine Pflicht hielt: Alle ar-

beiteten so gewissenhaft und effizient wie möglich. Selbst wenn sie nur Rädchen im Getriebe einer grossen Maschine waren, taten sie, was in ihrer Macht stand, um die Maschine so gut es ging am Laufen zu halten.

Allerdings hatten auch Parteifunktionäre viele Tätigkeiten der Verwaltung übernommen.<sup>90</sup> Denn sie waren politisch deutlich engagierter, weil ein Nachlassen folgenreiche Vorhaltungen vonseiten höherer Parteistellen nach sich ziehen konnte. Schon der Selbstschutz gebot eigenen Aktivismus.<sup>91</sup> Bis hinunter zu den Blockwarten waren örtliche und regionale Parteiführer unbeirrbar bemüht, die Anweisungen der Gauleiter in allen Bereichen der zivilen Verteidigung, des Flakschutzes, der Leitung der Luftschutzbunker und der Aufräumarbeiten nach den Luftangriffen zu befolgen und durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt so viele Hilfsmassnahmen für die Bevölkerung zu organisieren wie möglich.<sup>92</sup> Dieser hektische Aktivismus war verbunden mit unablässigen Versuchen, die Bevölkerung zu mobilisieren und zum Weiterkämpfen zu bewegen. So wirkungslos die Aktionen örtlicher Parteifunktionäre in der Praxis auch sein, auf wie viel Ablehnung sie stossen mochten – bis das Ende kam, fungierten sie als wichtiger Mechanismus zur Kontrolle und Disziplinierung der Bevölkerung. Die NSV, die riesige Wohlfahrtsorganisation der Partei, für die Mitte 1944 über 60'000 Vollzeitbeschäftigte, in der Mehrzahl Frauen, tätig waren,<sup>93</sup> war im Wesentlichen ein politisches Kontrollinstrument, was immer sie im Einzelnen tat – zusätzlich (und häufig in Konkurrenz) zu staatlichen Einrichtungen unterstützte sie die ausgebombte Bevölkerung, versorgte verwundete Soldaten, organisierte Evakuierungen und kümmerte sich um Flüchtlinge. Die organisatorischen Strukturen der Partei, die (rechnet man ihre Massenorganisationen dazu) noch immer einen grossen Teil der Bevölkerung erfassten und unter anderem junge Männer als «Flakhelfer» und eine halbe Million Frauen als «Wehrmachtshelferinnen» (und manche von ihnen sogar für den Kampf) mobilisierten,<sup>94</sup> trugen dazu bei, dass die überwältigende Mehrheit der Bürger auch dann noch mitmachte, als das Regime bereits zerfiel. Nur wenige wagten, aus der Reihe zu tanzen. Politischer Widerspruch konnte lebensgefährliche Folgen haben und wurde von den meisten, insofern das

Ende absehbar war, nicht nur als äusserst riskant, sondern auch als unnötig betrachtet.

Auf den höheren Verwaltungsebenen allerdings machten sich nun erhebliche Funktionsschwächen bemerkbar. Besonders nach dem schweren Luftangriff auf das Regierungsviertel mussten die Ministerien ihre Arbeit erheblich einschränken. Fast jede Woche mussten neue Adressen bekannt gemacht werden, weil für die Beamten der Ministerien neue Unterbringungsmöglichkeiten zu improvisieren waren. Finanzminister Schwerin von Krosigk beispielsweise musste sein Büro in seine Wohnung in Dahlem verlegen.<sup>95</sup> Ganze Abteilungen der Ministerien wurden aus der Reichshauptstadt evakuiert. Viele kommentierten: «Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.»<sup>96</sup> Immer schwieriger wurde es, die Arbeit zu koordinieren. Der Schriftverkehr zwischen den Ministerialbeamten war oft nur durch Kurierdienste aufrechtzuerhalten. Und immer mehr Arbeitszeit musste darauf verwandt werden, Akten, die durch Bombenangriffe zerstört worden waren, wiederherzustellen. Die zentrale Verwaltungstätigkeit der Regierung glich immer mehr dem Wiederaufstellen der Sonnenliegen auf dem Deck der *Titanic*.<sup>97</sup>

Alle wichtigen Angelegenheiten ausserhalb des militärischen Bereichs hatte ohnehin die Partei übernommen. Schlüsselfiguren in den noch nicht besetzten Provinzen blieben die Gauleiter – Bollwerke der Loyalität zu Hitler und Betonköpfe ohne Zukunft, repräsentierten sie je nach Fähigkeiten, Temperament und Einstellung die radikale Linie der Partei, wenn es um die Mobilisierung der Kräfte für den «letzten Einsatz» ging. Dabei hätten gerade sie erkennen können, dass alles verloren war. Gauleiter Wilhelm Murr von Württemberg beispielsweise, Parteiführer dieser Region seit 1928, war, gerade weil ihm die Friedenssehnsucht der Bevölkerung seines Gaus nicht entging, entschlossen, in seinem Bereich keine Kapitulation zuzulassen. Jedem, der eine weisse Fahne zeigte oder die deutsche Verteidigung behinderte, drohte er mit sofortiger Hinrichtung.<sup>98</sup> Auch Karl Wahl, der in Augsburg residierende Gauleiter von Schwaben, regierte seine Provinz seit 1928. Er zählte zu den weniger extremen Gauleitern (ein Bild, das er nach dem Krieg eifrig pflegte) und erfreute sich daher nicht gerade übermässiger Wertschätzung seitens Bormanns und Hitlers.<sup>99</sup> Mitte März jedoch, nach dem Debakel von Remagen, machte Wahl Bor-



mann den Vorschlag, Kamikaze-Piloten einzusetzen, um die provisorischen Pontonbrücken der Amerikaner über den Rhein zu zerstören. Gebrauchte werde, liess er verlauten, ein neues, in der Geschichte bislang unbekanntes Heldentum: «Es gibt sicherlich genügend Getreue des Führers, die ohne Weiteres zur Selbstaufopferung bereit sind, wenn sie durch ihre Tat das Volk retten können. [...] Ist es nicht besser, es sterben bewusst einige Dutzend, als dass bei Unterlassung dieser lebenswichtigen Notmassnahme dann Zehntausende das Leben lassen müssen [...]?»<sup>100</sup> Aus der Idee wurde nichts. Vielleicht hatte Wahl seinen Vorschlag zynisch gemeint und mit einer Ablehnung gerechnet, wollte aber etwas für seinen Ruf als fanatischer Anhänger des Führers und seiner Sache tun. Dies vorausgesetzt, zeigt sein Schreiben immerhin, welche Einstellung die in Deutschland herrschende Clique in den letzten Kriegswochen zeigen zu müssen glaubte. Aus dieser Haltung wurde rasch eine Herrschaft von Desperados.

Ende März kam Wahl mit einer anderen Massnahme: Nun warb er für terroristische Guerillagruppen in seinem Gau und griff damit eine Idee von Goebbels und Arbeitsfrontführer Robert Ley auf, die auf diese Weise den feindlichen Vormarsch behindern (und zugleich den Defätismus bekämpfen) wollten. Die Guerillagruppen sollten schliesslich als «Werwolf» und «Freikorps Adolf Hitler» realisiert werden.<sup>101</sup> Als Idee war der Partisanenkampf schon seit 1943 im Schwange, vorläufige organisatorische Formen erhielt diese Bewegung im Herbst 1944 unter Führung der SS – damals wurde auch der Name Werwolf kreiert: symbolisch für einen grimmigen Bandenkrieg sowie, in der nordischen Tradition, ein Mensch, der sich in einen Wolf verwandeln kann und sich dann raubtierhaft rücksichtslos verhält.<sup>102</sup> In den Wintermonaten 1944/45 kam es an der Ostfront zu einigen Guerillaaktionen, in geringerem Umfang auch im Westen. Mehr als Nadelstiche konnten sie dem anrückenden Feind allerdings nicht zufügen. Die bekanntesten Aktivitäten waren Terroranschläge. Im März 1945 wurden in den besetzten Gebieten Westdeutschlands einige von den Amerikanern ernannte Bürgermeister ermordet, am bedeutendsten Franz Oppenhoff, der Bürgermeister von Aachen. Als die Westfront zusammen-

gebrochen war und die Alliierten tief ins Innere Deutschlands vorstießen, gewannen im Untergrund operierende Widerstandsgruppen für das Denken von Nationalsozialisten grössere Bedeutung, umso mehr, als nun auch die Parteiführung Interesse zeigte. Martin Bormann betrachtete solche Gruppen als eine Möglichkeit, auf Defätismus und mögliche Aufstandsversuche im Reich zu reagieren. In der Öffentlichkeit bekannt wurde der «Werwolf» erst – und auch da nur vage –, als Goebbels daraus ein Propagandaunternehmen machte und sich – mit Hitlers Rückendeckung – in Zuständigkeiten von Parteikanzlei und SS drängte.

Am 1. April begann Radio Werwolf, Hetztiraden gegen die Alliierten zu senden, berichtete begeistert über wirkliche oder eingebildete Sabotageakte und drohte «Defätisten» und «Verrätern» in der Heimat.<sup>103</sup> Kurz zuvor hatte Ley, einer der einfältigsten Eiferer der Endphase, sich mit dem Vorschlag an Hitler gewandt, eine dem Werwolf ähnliche Organisation zu schaffen, die junge fanatische Aktivisten mobilisieren und sie mit Fahrrädern und Panzerfäusten ausrüsten könne, um feindliche Panzer abzuschliessen. Hitler stimmte der Gründung eines Freikorps zu, das seinen Namen tragen sollte. Goebbels hatte dagegen nichts einzuwenden; gegen den Strich ging ihm allerdings, dass das Freikorps unter der Leitung eines Mannes stehen sollte, den er für einen Hanswurst hielt. Er selbst versprach sich viel von Partisanen, hauptsächlich um «jeden deutschen Verräter auf der westlichen Feindseite zur Strecke zu bringen», prahlte dann auch damit, dass der Werwolf im feindlichen Lager Angst und Schrecken verbreitet und Befürchtungen vor einem Partisanenkrieg in Deutschland geweckt habe, was auf Jahre hinaus Unruhe in Europa verbreiten könnte.<sup>104</sup> Er überschätzte die Beunruhigung der Alliierten – auch wenn es diese ernsthaft für möglich hielten, dass sie während ihres Vormarschs durch Deutschland einen Guerillakrieg führen müssten; grosse Befürchtungen hegten sie auch wegen einer «Alpenfestung», in die sich die Nationalsozialisten angeblich verschanzen wollten.<sup>105</sup> Nicht weniger überschätzte Goebbels die Lust der erschöpften Deutschen, sich auf Partisanenaktivitäten einzulassen.

Insgesamt haben der Werwolf und das «Freikorps Adolf Hitler» wenig bewirkt; ihre 3'000 bis 5'000 Opfer – die Morde, die sie nach Kriegsende

verübten, mit eingerechnet – allerdings waren in der Zahl nicht unbedeutend.<sup>106</sup> Für die Alliierten aber waren sie, anders als sie anfänglich befürchtet hatten, kein grosses Problem. Und in der Bevölkerung verfügten sie über wenig Rückhalt, einen gewissen Reiz übten sie allenfalls auf fanatisierte Mitglieder der Hitlerjugend aus.<sup>107</sup> Wirksam wurden sie, indem sie Terror verbreiteten: Bis in die letzten Kriegstage verübten sie immer wieder schreckliche Morde an Personen, die zu verhindern suchten, dass der Einmarsch der Alliierten zu sinnlosen Zerstörungen führte. Letztendlich zeigten die Partisanenorganisationen dieser Wochen ein weiteres Mal, welche ungeheuerliche Zerstörungskraft in dieseiü Regime steckte. Nicht weniger gross jedoch war in diesen Wochen seipe Kraft zur Selbstzerstörung.

## V

Die tiefer in die Fundamente des Regimes reichenden Risse machten sich nun auch in seiner Führung bemerkbar. Ein Zeichen war die zunehmende Verzweiflung, mit der selbst jetzt noch nach politischen Lösungen gesucht wurde, den Krieg zu beenden. Als wegen des Kriegsverlaufs die Aussicht auf eine Wende immer mehr schwand, dachten führende Nationalsozialisten – darunter Goebbels, Ribbentrop, Göring und sogar Himmler – über einen Ausstieg aus dem Kurs nach, der unweigerlich in Deutschlands Untergang führen musste. Doch alle noch so vorsichtigen Vorschläge zu ersten Schritten, die zu Verhandlungen mit den Westmächten oder auch mit dem Erzfeind, der bolschewistischen Sowjetunion, hätten führen können, scheiterten an Hitlers ablehnender Haltung. Dogmatisch blieb er bei seiner Auffassung, Verhandlungen seien nur aus einer Position der Stärke zu führen, kämen also nur nach einem grösseren militärischen Erfolg Deutschlands infrage. Die Ardennenoffensive war ein letzter Versuch gewesen, sich eine solche Verhandlungsposition zu verschaffen. Aber seit dem verheerenden Einbruch der Ostfront, seit die Alliierten im Westen über Rhein und Mosel vorstiesßen, wurde eine lohnende Verhandlungsposition imme|: unwahrscheinlicher. Noch Anfang März tat Hitler so, als

glaube er – zumindest klammerte er sich an diese Fiktion –, dass der Rhein zu halten, die Sowjets zurückzuschlagen und Stalin an den Verhandlungstisch zu holen seien.<sup>108</sup> Er war gescheit genug, zu wissen, wie unrealistisch solche Hoffnungen schon waren, noch bevor der Rhein überschritten wurde. Jedes Ende, das durch Verhandlungen zustande käme, wäre auch sein Ende gewesen – auch das wusste er. Verhandlungen konnten jetzt, sicherer als je zuvor, nur Kapitulation bedeuten. Damit wäre komplett zusammengestürzt, was seine politische «Karriere» angetrieben hatte: dass es keine Wiederholung der «schändlichen» Kapitulation von 1918 geben dürfe.

Im Kern wahrte Hitler eine ausserordentliche innere Konsistenz – eine dogmatische Inflexibilität, die furchtbare Folgen für sein Land hatte. Seine Weigerung, Verhandlungen auch nur zu erwägen, erschien ihm nicht nur logisch schlüssig, sondern fiel ihm auch leicht, denn er wäre in jedem Fall aus dem Spiel, ob Deutschland nun kapitulierte oder weiterkämpfte. Nicht, dass er eine «Choreografie» des Untergangs inszeniert hätte<sup>109</sup> – es gab schlicht keinen Ausweg. Der Krieg war verloren (wie inzwischen auch Hitler wusste), und er sah keine andere Alternative als den Kampf bis zum Letzten. in Glanz und Glorie unterzugehen schien ihm, der so sehr an den Mythen der germanischen Vergangenheit hing, unvergleichlich grösser, als sich «feige» zu ergeben – und auch Verhandlungen aus einer Position der Schwäche konnten nur darauf hinauslaufen. «Heldentum» dagegen könnte kommenden Generationen ein Beispiel geben, wie er Goebbels emphatisch auseinandersetzte.<sup>110</sup> Seinen Soldaten versicherte er am «Heldengedenktag» Mitte März noch einmal: «Das Jahr 1918 wird sich [...] nicht wiederholen.»<sup>111</sup>

Unter den Hitler direkt nachgeordneten Spitzen der NS-Führung war allein Goebbels der weiterhin verehrungsvolle Gefolgsmann, bereit, der gleichen Linie bis zum logischen Ende zu folgen. Der Propagandaminister wollte zu verschiedenen Zeitpunkten verhandeln. Aber nachdem die Alliierten den Rhein überquert hatten, war er klarsichtig genug zu sehen, dass damit Deutschlands letzte Hoffnung auf eine politische Lösung vergangen war.<sup>112</sup> Anfang März teilte er Hitler mit, er werde mit seiner Frau Magda und ihren sechs Kindern in Berlin bleiben, komme was wolle; und dieser

Entschluss entsprang seiner Auffassung, ehrenvoll weiterzukämpfen sei das Einzige, was noch zu tun bleibe.<sup>113</sup>

Goebbels war voller Hohn, als er Anfang März hörte, dass Ribbentrop – für den er nur tiefe Verachtung übrig hatte (ein Gefühl, das die ansonsten selten einträchtig miteinander verkehrenden NS-Führer vereinte) – den Westmächten Avancen machte. Er war verärgert, als es daraufhin zu übertriebenen Geschichten in der westlichen Presse kam, und voller Spott, als sie, wie zu erwarten, «völlig ins Wasser gefallen» waren. Zumindest aber sei den Engländern klar, dass «Hoffnungen auf eine innere Revolution in Deutschland gegen den Nationalsozialismus und gegen die Person des Führers illusorisch sind».<sup>114</sup>

Selbst jetzt gab Ribbentrop aber noch nicht ganz auf. Mitte März, unmittelbar nach seinem gescheiterten Vorstoss, beorderte er Werner Dankwort, den stellvertretenden Botschafter in Stockholm, nach Berlin zurück. Seinem ungläubigen Diplomaten erklärte er, man müsse nur Zeit gewinnen, um die neben, fast einsatzbereiten Waffen loszulassen, die Deutschland die Initiative zurückgäben, eine Wende im Krieg herbeiführen und die existenzielle Bedrohung des Landes abwehren würden. «Deutschland hat den Krieg gewonnen, wenn es ihn nicht verliert», sagte er mit der ihm eigenen Logik. Die westlichen Verbündeten hätten alle seine Versuche zurückgewiesen, sie für ein gemeinsames Vorgehen gegen die Sowjets zu gewinnen. Nun müssten andere Möglichkeiten erprobt werden. Dankwort hatte ein paar Tage Zeit, um über Ribbentrops Äusserungen nachzudenken, dann wurde er zwei weitere Male zum Aussenminister bestellt. Bei seinem dritten Besuch erfuhr er von seinem aufgeregten Chef, Mme. Alexandra Michailowna Kollontai, die Respekt gebietende sowjetische Gesandte in Stockholm, werde nach Moskau abreisen und nicht zurück erwartet. Dankwort erhielt nun den Auftrag, einen geeigneten Mittelsmann zu finden, der ihr folgende Botschaft mitgeben solle: Sobald der Krieg zu Ende sei, würden die Westalliierten ihre militärische Überlegenheit nutzen, um der Sowjetunion im Krieg eroberte Gebiete wieder abzunehmen. Nur Deutschland könne garantieren, dass ein grosser Teil dieser Länder in sowjetischer Hand bleibe.

Ein merkwürdiger Vorschlag. Doch Ribbentrop müsse und wolle sich, wie er Dankwort erklärte, die Genehmigung des «Führers» dafür einholen. Umgehend liess er sich mit Hitlers Bunker verbinden und erfuhr, der «Führer» sei in einer Besprechung, die bis Mitternacht dauern werde. Ein Fliegeralarm kam dazwischen, und als die Mitarbeiter des Aussenministers in die Luftschutzkeller hinuntergingen, konnte Dankwort miterleben, wie düster die Stimmung war – «unter Null». Ribbentrop selbst verschwand in seinem persönlichen Bunker. Nach Mitternacht erst wurde Entwarnung gegeben, und als Dankwort in Ribbentrops Büro zurück war, kam Hitlers Anruf endlich durch. Es war ein kurzes Gespräch. Dankwort hörte Ribbentrop in resigniertem Tonfall sagen: «Danke, gute Nacht.» Dem Diplomaten teilte er mit: «Der Führer hat mir sagen lassen, er halte jeden Versuch für zwecklos. Wir müssten kämpfen bis zum letzten Augenblick [...]» Dankwort, der kaum zu glauben vermochte, wie sinnlos seine anstrengende Reise in die Reichshauptstadt gewesen war, nahm das erste erreichbare Flugzeug und flog zurück nach Stockholm, höchst erleichtert, dem Berliner Irrenhaus entkommen zu sein.<sup>115</sup>

Himmler hatte in der Zwischenzeit insgeheim für eine Zukunft in der Zeit nach Hitler sondiert und präsentierte sich nur noch nach aussen hin als treuester Paladin des «Führers». Mitte Februar hatte ihn SS-Brigadeführer Walter Schellenberg, der Chef des Auslandsgeheimdienstes im Reichssicherheitshauptamt, zu einem Treffen mit Graf Folke Bernadotte überredet, einem Mitglied der schwedischen Königsfamilie und dem Vizepräsidenten des schwedischen Roten Kreuzes. Bernadotte war in Berlin, um Möglichkeiten zu sondieren, Häftlinge, vor allem aus den skandinavischen Ländern, aus den Konzentrationslagern freizubekommen. Himmler sah darin eine Gelegenheit, sich in einem guten Licht darzustellen – konziliant und als ehrlicher Makler – und nach einer möglichen Öffnung zum Westen zu suchen. Die schwedische Verbindung wurde im März durch die Vermittlung von Himmlers Masseur Felix Kersten weiter ausgebaut, der nach Schweden gezogen war, aber noch Eigentum in Deutschland hatte. Das Kriegsende stand definitiv bevor, Hitler liess, so unbeugsam wie stets, keinen anderen Ausweg zu, als in Flammen zugrunde zu gehen.

Himmler aber hatte nicht die Absicht, seinem «Führer» in das Selbstopfer zu folgen. Insofern schienen dem Reichsführer die Möglichkeiten, die Bernadotte und seine ausländischen Verbindungen vielleicht zu bieten hatten, nicht uninteressant. Anfang März erholte sich der Reichsführer im Krankenhaus Hohenlychen von einem Anginaanfall. Bei einem Besuch am Krankenbett erfuhr Goebbels, dass auch nach Himmlers Ansicht der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen war und die Moral der Truppen einen Tiefpunkt erreicht hatte; sein Instinkt aber sagte ihm, «dass sich über kurz oder lang eine politische Möglichkeit eröffnen wird, [den Krieg] doch noch zu unseren Gunsten zu wenden».<sup>116</sup>

Mitte März – gerade hatte Himmler eine mächtige Standpauke Hitlers wegen seines Versagens als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel über sich ergehen lassen müssen – nahm sein Interesse an Alternativen nochmals zu. (Offenbar hatte Hitler Himmler bereits im Februar als «Defätisten» gerügt. Bei der Verteidigung Pommerns unter seinem Kommando war Himmler zu schwach gewesen, sich gegen Hitlers katastrophale taktische Einmischung zu wenden, zugleich aber auch bewiesen, dass ihm die Kenntnisse, eine Armee zu befehligen, fehlten.)<sup>117</sup> Hitler, der stets nach Sündenböcken suchte, machte Himmler persönlich dafür verantwortlich, dass die Wehrmacht nicht in der Lage war, die Rote Armee aufzuhalten, und warf ihm geheime Sabotage und offenen Ungehorsam vor. Am 20. März verlor der Reichsführer seinen Konjmandeursposten. Und weil Sepp Dietrich entgegen anderslautender Befehle die 6. SS-Panzerarmee aus Ungarn zurückgezogen hatte, verlangte der äusserst aufgebrachte Hitler, dass Himmler selbst dafür sorgte, dass der «Leibstandarte Adolf Hitler» die Ärmelstreifen genommen wurden – eine weitere Demütigung des Reichsführers-SS. Guderian behauptete, am 21. März, kurz vor seiner eigenen Entlassung, habe er versucht, Himmler zu überreden, seine Verbindungen ins Ausland zu nutzen, um einen Waffenstillstand zu erreichen. Himmler habe rundweg abgelehnt.<sup>118</sup> Einen offenen Bruch mit Hitler mochte er trotz alledem noch immer nicht riskieren.

Himmler galt als der in Deutschland meistgefürchtete Mann. Aber er selbst wusste, dass das nicht stimmte. Ihm war klar, dass er vollkommen abhängig war von einer höheren Macht. Noch in diesem Stadium des Un-

tergangs des Regimes hatte er Angst vor Hitler – und er hatte Gründe dafür. Eine ernsthafte Entfremdung überschattete die Beziehung zwischen den beiden Männern, Himmler war praktisch in Ungnade gefallen. Seine Ablehnung muss ihn zu weiteren Sondierungen mit Bernadotte ermutigt haben. Gegen Hitlers Willen stimmte er der Übergabe von Konzentrationslagern an den Feind zu (ein Versprechen, das er nicht einhielt) und genehmigte die Freilassung einiger Juden und einiger Tausend skandinavischer Häftlinge. Immer noch gab es keinen direkten Hinweis, dass er möglicherweise in Verhandlungen mit dem Westen stand. Anfang April jedoch sondierte Schellenberg – zweifellos auf Himmlers Veranlassung – bei Bernadotte die Möglichkeit einer Kapitulation an der Westfront. Bernadotte liess sich darauf nicht ein: Die Initiative, erklärte er, müsse von Himmler kommen; so weit aber war es noch nicht. Doch wie sich Bernadotte erinnerte, hat er von Schellenberg erfahren, dass Himmler über eine Kapitulation im Westen gesprochen habe und, wäre da nicht Hitler gewesen, auch nicht gezögert hätte, ihn zu bitten, General Eisenhower anzusprechen, den Oberbefehlshaber der Westalliierten. Es sollte nicht lange dauern, bis Himmler diesen Schritt tatsächlich unternahm.<sup>119</sup>

Inzwischen hatte SS-Obergruppenführer Karl Wolff, einstmals einer von Himmlers früher engsten Mitarbeitern – er war Chef seines persönlichen Stabes, wurde im September 1943 Höherer SS- und Polizeiführer in Italien und ab Juli 1944 Generalbevollmächtigter der Wehrmacht dort (faktisch Militärgouverneur der besetzten Teile des Landes) –, auf eine Kapitulation südlich der Alpen gedrängt. Im Februar nahm er über Mittelsmänner Kontakt mit dem amerikanischen Geheimdienst OSS auf, wobei ein geheimes Treffen mit Allen W. Dulles, dem OSS-Chef für Operationen in Europa, für den 8. März in Zürich vereinbart wurde. Ein weiteres Treffen folgte am 19. März, bei dem sich Wolff erbot, die Voraussetzungen für eine bedingungslose Kapitulation der deutschen Truppen in Italien zu schaffen. Verschiedene Interessen trieben in die gleiche Richtung. Wolff wollte seine Haut retten und erreichen, dass er nicht wegen Kriegsverbrechen verfolgt würde. Die Führung der Wehrmacht in Italien war, zumindest seit Kesselring (der sich Wolffs Schritt nicht anschliessen



wollte) am 10. März durch den verständnisvolleren, wenn auch immer noch sehr vorsichtigen Vietinghoff abgelöst worden war, nicht abgeneigt, Schritte zur Beendigung eines Krieges zu unternehmen, der nur mit immensen und sinnlosen Kosten weitergeführt werden konnte. Die Alliierten versprachen sich offenkundig Vorteile von einer Aufhebung der Front südlich der Alpen, wo die beiden Armeen der Heeresgruppe C, rund 200'000 Mann,<sup>120</sup> zähe Rückzugsgefechte führten; zudem wäre so die Gefahr fortgesetzten Widerstands im Gebiet um die gefürchtete Alpenfestung verringert worden. Selbst Hitler, dem Wolffs Absichten offenbar nicht völlig unbekannt bliebeil (ohne dessen Pläne, die auf Verrat hinausliefen, im Einzelnen zu kennen), liess ihn gewähren – zumindest erst einmal. Hitler wurde auch nicht tätig – für Wolff ein Zeichen des stillschweigenden Einverständnisses –, als dieser Anfang Februar in Ribbentrops Gegenwart vorsichtig auf Verhandlungen über eigene Kontakte anspielte, um Zeit zu gewinnen, damit Deutschland seine Geheimwaffen entwickeln und einen Keil in die Koalition der Alliierten treiben könne. Dass in Verhandlungen mit den Westmächten Italien überhaupt zu einem Pfand gemacht werden konnte, heisst, dass aus Berlin kein Versuch kam, Wolffs Manöver zu unterbinden.

Wolff war auch nicht der Einzige aus der NS-Führungsriege, der versuchte, mit den Alliierten in Italien zu einer Einigung zu kommen. Zur gleichen Zeit sondierte kein Geringerer als Ernst Kaltenbrunner, der gefürchtete Chef der Sicherheitspolizei, auf eigene Faust die Möglichkeit eines Separatabkommens mit den westlichen Alliierten. Bis Ende März aber hatten weder Wolffs noch Kaltenbrunners Fühlungnahmen Ergebnisse gebracht. Immerhin jedoch suchten der Reichsführer-SS, der Chef der SiPo und der oberste SS-Mann in Italien unabhängig voneinander nach Wegen, um das Armageddon zu verhindern, das Hitler mit seiner Sturheit heraufbeschwor. Gegenseitiges Misstrauen wie die Angst vor Hitler verhinderten, dass es zu einem gemeinsamen Versuch kam, Hitler zu umgehen oder vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die Zeichen aber waren klar: Die Führung des Dritten Reichs begann auseinanderzubrechen.<sup>121</sup>

Auch die rätselhafteste Figur in Hitlers Hofstaat, Albert Speer, begann sich abzusetzen. In den vorangegangenen Monaten hatte er ständig zu ver-

hindern versucht, dass die deutsche Industrie beim Rückzug der Wehrmacht völlig zerstört wurde. Der Grund war klar: Die Kriegswirtschaft konnte nur aufrechterhalten werden, wenn die Produktion so lange wie möglich weiterlief und, sollten verlorene Gebiete zurückerobert werden, möglicherweise auch wiederaufgenommen werden konnte. Im Frühjahr 1945 jedoch gewannen andere Motive die Oberhand. Seine engen Verbindungen zu Industriellen lenkten auch Speers Blick unweigerlich auf die Zeit nach Hitler, wenn die Fabriken wiederaufgebaut werden mussten. Mochte der Krieg verloren gehen, auch danach brauchte das Land eine wirtschaftliche Infrastruktur. Die Deutschen würden ihren Diktator überleben – ohne funktionierende Wirtschaft aber nicht. Nicht zuletzt (und immer nachdrücklicher) werden es Überlegungen gewesen sein, die Speers eigener Zukunft nach einer wahrscheinlichen Niederlage galten – vielleicht hoffte er, das Erbe der Macht anzutreten, die dem Reich noch verblieb –, die ihn dazu brachten, sich für eine zeitweise Stilllegung der Industrie, aber gegen ihre mutwillige Zerstörung einzusetzen.<sup>122</sup>

Hitler dachte wie immer in genau entgegengesetzter Richtung. Es war typisch für ihn, nur extreme Alternativen gelten zu lassen. Schon ganz zu Anfang seiner politischen Karriere hatte er erklärt, Deutschland werde siegen oder untergehen. Je unwahrscheinlicher ein Sieg wurde, desto mehr wandte sich sein Denken dem entgegengesetzten Pol zu – die Niederlage sollte total sein: Das deutsche Volk habe den Untergang verdient, denn es habe sich als zu schwach erwiesen. Um seine Zukunft brauche man sich darum keine Gedanken mehr zu machen. Zerstörung, gleichgültig wo und zu welchen Kosten, sollte den Feind hindern, nach Deutschland einzudringen – das war ganz nach Hitlers Sinn. Speer musste sich oft gewaltig anstrengen, um Befehle zur Zerstörung von Industrieanlagen, die das Oberkommando der Wehrmacht bereitwillig weiterleitete, zu mildern und in bloße Stilllegungsmassnahmen umzuwandeln. Wie wir in früheren Kapiteln gesehen haben, gelang es ihm zumeist, Hitlers sehnsüchtige Hoffnungen auszunutzen und den Diktator seinen Wünschen gefügig zu machen; etwa indem er darauf verwies, dass das Reich die Industrie brauche, wenn es verlorene Gebiete zurückerobere. Das war ein Argument,

für das Hitler sich empfänglich zeigte. Aber jetzt, da der Feind auf deutschem Boden stand und die Fiktion der Rückeroberung sehr viel schwerer aufrechtzuerhalten war, wurde die Frage Zerstörung oder Stilllegung von Neuem aktuell – und zwar in radikaler Form.

Ab Anfang März beunruhigte die Industriellen des Ruhrgebiets die mutwillige Zerstörung der Verkehrswege durch das Militär immer mehr.<sup>123</sup> Speer, der neben seinen anderen ausgedehnten Machtbefugnissen mittlerweile auch das Transportwesen befehligte,<sup>124</sup> fuhr nach Westen, um den Industriebossen zu versichern, seine Politik sei nach wie vor die vorübergehende Stilllegung, aber nicht die dauerhafte Zerstörung von industrieller Infrastruktur und Transportwegen; «der Widerstand, der dem entgegenstehen sollte, [müsse] gebrochen» werden. Wieder trug er sein Hauptargument vor: «Wir können den Krieg nur fortsetzen, wenn das oberschlesische Revier z.B. oder auch Teile des Ruhrgebietes wieder in unserer Hand sind. [...] Entweder diese Gebiete werden zurückgeholt [...] oder aber den Krieg haben wir endgültig verloren.» Von entscheidender Bedeutung sei ein einheitliches Vorgehen. Es habe keinen Sinn, die Industrie stillzulegen, wenn das Militär Transportmittel und -wege zerstöre. Er werde mit den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen sprechen und versuchen, eine Anweisung von Hitler zu bekommen. Die Pflicht aller Verantwortlichen sei es, die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser und Lebensmitteln sicherzustellen. Und nach den Lebensmitteln sei Kohle der dringlichste Produktionsbereich. Neben den Truppentransporten habe die Versorgung mit Nahrungsmitteln Priorität, rangiere sogar vor den Rüstungsgütern – ein Punkt, den er mit Hitler geklärt habe. Diese Massnahmen seien nicht aus humanitären Gründen zu treffen, sondern um «die Widerstandskraft der Bevölkerung» zu erhalten. Noch sei der Krieg längst nicht vorbei. Die Stahlproduktion müsse sich vor allem auf die Herstellung von Munition konzentrieren. Und noch einmal kam Speer auf die Prioritäten des Transports zu sprechen, die Hitler – nach seiner Darstellung – für Gebiete, die zu räumen waren, entschieden habe: Zuerst Truppentransporte, dann Lebensmittel und schliesslich, wenn möglich, Flüchtlinge.<sup>125</sup>

Hitler bestand noch immer auf der Evakuierung der Bevölkerung aus den bedrohten westlichen Gebieten, um zu verhindern, dass dem Feind

kampffähige Männer in die Hände fielen. Die Gauleiter dieser Gebiete wussten, wie unpraktikabel diese Forderung war; Goebbels fürchtete, mit derartigen Befehlen nur einen weiteren «schweren Prestigeverlust» für Hitler zu bewirken.<sup>126</sup> Nicht zuletzt unter dem Einfluss eines Berichts, den Speer ihm Mitte des Monats gegeben hatte, hielt auch Goebbels eine Räumung für unmöglich. Speer, notierte er, habe sich über den Räumungsbe-  
 fehl verärgert gezeigt. Er habe sich die Auffassung zu eigen gemacht, «dass es nicht die Aufgabe einer Kriegspolitik sei, ein Volk zum heroischen Untergang zu führen». Der Rüstungsminister habe ihm gesagt, wirtschaftlich gesehen sei der Krieg verloren. Vielleicht noch vier Wochen könne die Wirtschaft durchhalten – das hiess bis Mitte April –, dann werde sie Schritt für Schritt zusammenbrechen. Speer, notierte Goebbels, «wendet sich scharf gegen den Standpunkt der zerstörten Erde. Er erklärt, dass, wenn dem deutschen Volke der Lebensfaden in der Ernährung und in der Wirtschaft abgeschnitten werden solle, das nicht unsere Aufgabe sein könnte, sondern Aufgabe der Feinde sein müsse.» Würden die Berliner Brücken und Überführungen wie geplant gesprengt, wäre die Reichshauptstadt vom Hungertod bedroht.<sup>127</sup>

Ein Konflikt braute sich zusammen. Speer hatte erfahren, dass Hitler Fabriken, Eisenbahnanlagen, Brücken sowie Strom- und Wasserleitungen zerstören lassen wollte, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen. Er wandte sich an Guderian und bat ihn um Hilfe, um den Wahnsinn zu verhindern, dass die wirtschaftliche Infrastruktur zerstört würde, was der Zivilbevölkerung langfristig nur Elend und Armut bringen könne. Mit Guderian war er sich einig, dass Sprengungen von Brücken, Tunnels und Eisenbahnanlagen nur mit Sondergenehmigung vorzunehmen seien. Hitler tobte und weigerte sich, eine entsprechende Verordnung zu erlassen.<sup>128</sup> Am 15. März zeichnete Speer dem Diktator in einer Denkschrift ein ungeschminktes Bild der Wirklichkeit. Der Zusammenbruch der Wirtschaft sei in vier bis acht Wochen zu erwarten, danach könne der Krieg militärisch nicht fortgesetzt werden. Ein klarer Befehl sei nötig, um die Zerstörung lebenswichtiger Industrieanlagen zu verhindern. «Ihre Zerstörung bedeutet die Beseitigung jeder weiteren Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes», schrieb Speer, «wir haben die Verpflichtung, dem Volk alle

Möglichkeiten zu lassen, die ihm in fernerer Zukunft wieder einen neuen Aufbau sichern könnten.»<sup>129</sup>

Speer übergab die Denkschrift an Nicolaus von Below, Hitlers Luftwaffenadjutanten, und bat ihn, sie Hitler in einem geeigneten Moment vorzulegen. Am 18. März fand Below schliesslich Gelegenheit, sie Hitler zu übergeben, der schon ahnte, was ihn erwartete. Um eine heftige Reaktion zu mildern, wohl auch um seine Loyalität unter Beweis zu stellen, hatte Speer Hitler ausserdem gebeten, ihm aus Anlass seines vierzigsten Geburtstags am nächsten Tag eine Fotografie zu widmen.

Speer hat Hitler noch eine weitere Denkschrift übergeben – die er nach dem Krieg nie erwähnte.<sup>130</sup> Kürzer und in völlig anderem Ton gehalten, beginnt sie mit der Feststellung, es seien, da der ökonomische Zusammenbruch nicht zu vermeiden sei, drastische Massnahmen zu ergreifen, um das Reich an Rhein und Oder zu verteidigen. Eine Verteidigung jenseits dieser Grenzen sei nicht mehr möglich. In den kommenden acht Wochen sei daher ein rücksichtsloses Vorgehen angebracht, um alle denkbaren Ressourcen, einschliesslich des Volkssturms, für die Verteidigung entlang der beiden Flüsse zu mobilisieren. Zu diesem Zweck sollten die Truppen aus Norwegen und Italien zurück ins Reich verlegt werden. Nur mit solchen Massnahmen bestünde eine Chance, die Front zu sichern. «Ein zähes Durchhalten an der jetzigen Front für einige Wochen», schloss er, «kann dem Gegner Achtung abgewinnen und vielleicht doch noch das Ende des Krieges günstig bestimmen.»<sup>131</sup>

Speers Motiv für die Abfassung dieser zweiten Denkschrift ist nicht ganz klar. Möglicherweise hoffte er, sie könnte den Schlag mildern, den er Hitler mit der ersten versetzt hatte, hat in der Folgezeit aber nie davon gesprochen. Dieses Schweigen spricht für sich, denn die Wortwahl der zweiten Denkschrift passt ganz und gar nicht zu dem Bild, das Speer in der Nachkriegszeit von sich pflegte, nämlich dass er der einzige führende Nationalsozialist gewesen sei, der versucht habe, menschlich zu handeln; der einzige, der schon vor dem Ende mit Hitler gebrochen habe. Wahrscheinlicher ist, dass er dem – in diesem Klima gefährlichen – Vorwurf Hitlers oder aus dessen Umgebung zuvorkommen wollte, er sei ein Defätist oder Verräter.<sup>132</sup> Angesichts der Tatsache, dass die «gegenwärtige Front» am Rhein bereits so gut wie verloren war, könnte es auch ein hin-

tersinniger Versuch gewesen sein, Hitler zu Konsequenzen zu ermutigen und den Krieg zu beenden.<sup>133</sup> Dann aber wäre nur schwer verständlich, warum Speer diesen Grund in seinen Äusserungen nach dem Krieg nie genannt hat. Schliesslich bleibt noch die Möglichkeit, dass Speer tatsächlich geglaubt hat, was er da äusserte – dass ein letzter verzweifelter Versuch (vermutlich) den Westalliierten doch noch eine gewisse Verhandlungsbereitschaft hätte abringen können. Später suchte er sich als jemand darzustellen, der früh erkannt habe, dass Deutschland den Krieg unweigerlich verlieren werde, was ihn dann zu seinem aufopferungsvollen Bemühen getrieben habe, dem Volk die überlebenswichtigen wirtschaftlichen Grundlagen zu bewahren. Das Memorandum vom 18. März jedoch zeigt, wie spät er sich eingestand, dass der Krieg unrettbar verloren war.<sup>134</sup> Noch liessen sich seine Bemühungen, die Zerstörung der wirtschaftlichen Infrastruktur in Grenzen zu halten, und seine Einsicht, dass Deutschland wirtschaftlich am Ende war, mit der Annahme vereinbaren, dass der Krieg nicht zu gewinnen, aber auch noch nicht vollends verloren war. Bis zu diesem Zeitpunkt, erklärte Speer nur ein paar Tage später, habe er noch an einen guten Ausgang des Krieges geglaubt.<sup>135</sup> Das war keine blosser Rhetorik. Wie das Memorandum zeigt, war Speer bis dahin tatsächlich «gläubig» gewesen. Die immer weiter fortschreitenden Zerstörungen, die unweigerliche Folge der fortgesetzten Kämpfe, konnte er mit seinen Versuchen, die Schädigung der wirtschaftlichen Infrastruktur zu begrenzen, vielleicht noch in Einklang bringen, indem er sie als «kollaterale» Schäden betrachtete und nicht als mutwillige Selbstzerstörung. Und nicht zuletzt demonstrierte er Hitler mit dem zweiten Memorandum, dass er noch immer zu ihm stand.<sup>136</sup> Der Konflikt mit Hitler über die Zerstörung der Produktionsmittel war ernst. Aber er führte nicht dazu, dass Speer sich grundsätzlich von seinem «Führer» löste, dem er seit über einem Jahrzehnt so eng verbunden war.

Hitlers Antwort auf Speers Memorandum liess nicht auf sich warten. Noch am 18. März befahl er allen Einwänden zum Trotz, die gesamte Zivilbevölkerung der bedrohten Gebiete im Westen zwangsweise zu evakuieren. Wo keine Transportmittel zur Verfügung stünden, sollten die Leute zu Fuss gehen: «Wir können auf die Bevölkerung nicht länger Rücksicht

nehmen», so sein Kommentar.<sup>137</sup> Am nächsten Tag erfolgte Hitlers be-rüchtigter «Verbrannte Erde»-Erlass, sein «Nerobefehl», der alle Mah-nungen Speers, unnötige Zerstörungen zu vermeiden, komplett über den Haufen warf. «Alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.» Für die Zer-störung der Transportwege und Nachschublinien sollten die militärischen Befehlsstellen verantwortlich sein, die Entscheidung übet die Vernich-tung von Industrieanlagen und andere wirtschaftliche Einrichtungen lag in den Händen der Gauleiter in ihrer Eigenschaft als Verteidigungskom-missare.<sup>138</sup>

Bei aller Kritik an Massnahmen, die auf die Zerstörung der Grundlagen eines Wiederaufbaus nach dem Krieg hinausliefen, bis zum 18. März glaubte Speer noch, wie aus seinem an diesem Tag verfassten Memorandum hervorgeht, es lohne noch, den Krieg fortzusetzen. Seine Einstellung jedoch änderte sich grundlegend, als ihm Hitler an diesem 18. März un-umwunden erklärte: «Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das Volk verloren seip. Dieses Schicksal ist unabwendbar.» Es sei nicht notwendig, auf die (Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es sei besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk habe sich als das schwächere erwie-sen, und dann gehöre ausschliesslich dem stärkeren Ostvolk die Zukunft. Was nach dem Kampf übrig bleibe, seien ohnehin die Minderwertigen, denn die Guten seien gefallen. Nach diesen Worten, die im «Verbrannte Erde»-Erlass ihre Bestätigung fanden, kam es zum Bruch. in einem hand-geschriebenen Brief, den er dem Diktator ein paar Tage später zustellte, teilte Speer Hitler mit, dass er «zutiefst erschüttert» sei.<sup>139</sup>

In den nächsten Tagen reiste Speer, unterstützt von Walther Rohland und dessen Kollegen von der Ruhr-Abteilung seines Ministeriums, durch Westdeutschland und versuchte (indem er auch das NS-Argument be-nutzte, die Industrieanlagen seien zur Erhaltung der Produktion notwen-dig, um den Krieg zu gewinnen), die Gauleiter davon abzubringen, Hitlers Befehl in die Tat umzusetzen. Ob es ihnen überhaupt so ohne Weiteres

möglich gewesen wäre, die Zerstörungen durchführen zu lassen, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich hätten Industrielle und Betriebsleiter mit örtlichen Parteifunktionären zusammengearbeitet, um die sinnlose Zerstörung zu verhindern.<sup>140</sup> Speer überzeugte die Gauleiter auch davon, dass Hitlers Räumungsbefehl nicht zu realisieren sei.<sup>141</sup> Auch Model schloss sich, nach einigem Zögern, Speers Argumenten an und versprach, die Zerstörung von Industrieanlagen im Ruhrgebiet auf ein Minimum zu beschränken, obwohl die Wehrmacht, wie die Durchführungsbefehle zeigen, bereit war, die Zerstörungen vorzunehmen.<sup>142</sup> Gauleiter Otto Hellmuth in Würzburg, der im Allgemeinen zu den gemäßigten Parteiführern gerechnet wird, war drauf und dran, den «Nero-Befehl» umzusetzen. Speer konnte ihm klar machen, dass der Befehl nicht sehr sinnvoll sei, solange Aussichten bestünden, dass sich die Lage in der letzten Minute noch wenden liesse. Der Gauleiter fragte prompt, wann die entscheidenden «Wunderwaffen» zum Einsatz kämen. Erst als ihm Speer geradeheraus sagte: «Die kommen nicht», aber davon sprach, dass Truppenmassierungen östlich von Schweinfurt die zu zerstörenden Kugellagerfabriken zurückerobern würden, konnte er den Gauleiter bewegen, von der Zerstörung der Werke abzusehen. Wieder habe, kommentierte Speer, «das alte, viel bewährte Argument, dass Hitler seinen Krieg ohne Kugellager nicht fortsetzen könne», seine Wirkung getan.<sup>143</sup>

Mittlerweile hatte Hitler von Speers Bemühungen erfahren, seinen Befehl zu sabotieren. Als der Rüstungsminister nach seiner Rückkehr nach Berlin zu ihm bestellt wurde, musste er sich auf einen kühlen Empfang gefasst machen. Hitler verlangte, Speer müsse davon überzeugt sein, dass der Krieg noch zu gewinnen sei, anders könne er sein Amt nicht weiterführen. Als Speer zögerte, gab ihm Hitler 24 Stunden Zeit, sich seine Antwort zu überlegen. Speer verfasste eine ausführliche, handgeschriebene Rechtfertigung seiner Position, die Hitler aber nicht annehmen wollte; Speer solle mündlich vortragen. Als er zu Hitler zurückkam, sagte er nur: «Mein Führer, ich stehe bedingungslos hinter Ihnen.»<sup>144</sup> Das genügte. Hitler sah, dass seine Autorität ungebrochen war – nicht er hatte das Gesicht verloren, Speer hatte «klein beigegeben».<sup>145</sup> Für einen kurzen Augenblick, so Speer, sei die Wärme zurück gekehrt, die immer zwischen beiden be-



standen habe. Speer nutzte die Gelegenheit, um von Hitler die wichtige Zusage und Bestätigung seines früheren Befehls zu bekommen, dass er als Rüstungsminister weiterhin verantwortlich sei für die Durchführung aller Zerstörungen.<sup>146</sup> Damit konnte er die «verbrannte Erde» verhindern, die Hitler befohlen hatte (obwohl die Wehrmacht bei ihrem Rückzug innerhalb Deutschlands viele Brücken ohnehin sprengte).<sup>147</sup> Es war ein wichtiger Sieg, selbst wenn man der zynischen Meinung sein kann, dass er Speers eigener Zukunft ebenso sehr nützte wie der des deutschen Volkes.<sup>148</sup> Dass Hitler obendrein seinen Räumungsbefehl nicht durchsetzen konnte, war, wie Goebbels erkannte, ein weiteres Zeichen dafür, dass seine Autorität schwand.<sup>149</sup>

Gleichwohl war das noch nicht das Ende. Die Fundamente mochten wackeln, hielten aber noch. Entscheidend dafür war, wie immer, die Führungsposition von Hitler selbst. Obwohl die führenden Nationalsozialisten sahen, dass Hitlers Tage gezählt waren, wussten sie, dass es für sie noch immer gefährlich wäre, wenn sie ihm offen in die Quere kämen. Ribbentrop traute sich nicht, seine Friedensfühler ohne Hitlers Einwilligung weiter auszustrecken. Himmler und Kaltenbrunner unternahmen ihre eigenen Sondierungen mit äusserster Vorsicht. Auch Wolff wusste, dass er sich auf schwankem Boden bewegte, obwohl er zumindest geografisch ziemlich weit von Berlin entfernt war. Selbst Speer hat letzten Endes die totale Konfrontation gescheut. Er wollte die schweren Sanktionen, mit denen er wohl rechnen musste, nicht riskieren, schliesslich musste er mit ansehen, wie sich Hitlers Gunst auf dem Feld der Rüstungsfragen jetzt mehr seinem ewigen Rivalen Karl-Otto Saur zuneigte. Keiner von Hitlers Paladinen, die sich Gedanken machten, wie ihre Zukunft nach Hitler wohl aussehen könne, liessen es auf eine offene Herausforderung des Diktators ankommen. Hitler konnte noch immer auf mächtige Militär- und Polizeikräfte rechnen; doch abgesehen von der Angst wussten die Paladine eben auch, dass ihre eigene Macht nach wie vor auf der höheren Autorität des «Führers» beruhte. Uneins, ängstlich und Hitler noch immer ergeben – sie waren nicht die Männer, die eine Fronde hätten bilden können.<sup>150</sup> Hitlers Macht, so viel war klar, würde bis zum Ende halten.

## KAPITEL ACHT

# Implosion

Wir geben in Berlin Befehle, die unten praktisch überhaupt nicht mehr ankommen, geschweige denn, dass sie durchgeführt werden können. Ich sehe darin die Gefahr eines ausserordentlichen Autoritätsschwundes.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 28. März 1945

## I

Im April 1945 war Berlin eine Stadt, die für den drohenden Sturm alle ihre Kräfte mobilisieren musste. Hastig tat man, was möglich war, um sich auf die Abwehr des bevorstehenden heftigen Angriffs vorzubereiten. Jedermann wusste, dass die Stadt bald von den Kämpfen überrollt würde. Die Stimmung sank auf den Nullpunkt; nur gelegentliche Ausbrüche von Galgenhumor unterbrachen das dumpfe Gefühl der Ausweglosigkeit.<sup>1</sup> Aber als die scheinbar endlosen dunklen Tage dieser wahrhaft schrecklichen Wintermonate 1944/45 allmählich einem sonnigen und warmen Frühling wichen, brachten es einige Berliner immerhin fertig, den Krieg für einige flüchtige Augenblicke zu vergessen.

Diejenigen, die im Tiergarten, der schönen Parkanlage im Zentrum (die schreckliche Schäden erlitten hatte, von schwerer Artillerie besetzt war und als Quelle für dringend benötigtes Feuerholz diente), unter Bäumen, die kurz vor der Blüte standen und begleitet von Vogelgezwitscher, spazieren gingen oder von den Balkons geräumiger Grunewald-Villen herunterschauten, konnten den Eindruck gewinnen, der Krieg sei weit weg (obwohl die Nachbarschaft von Ruinen auch sie schnell eines Besseren belehrte). Aber solche kurzweiligen Beschäftigungen, in Friedenszeiten kaum bemerkenswerte alltägliche Ereignisse, waren im April 1945 nur noch Versuche, die vielleicht letzte Gelegenheit zu nutzen, einen angenehmen Tag zu verbringen, bevor die Wirklichkeit wieder die Oberhand gewann.

Andere suchten den Reiz und das Glück der Nacht. in Ruinen und Bunkern, in den Kellern ausgebombter Häuser und in dunklen Hauseingängen waren Frauen und Soldaten hektisch auf Vergnügungssuche. Anderswo wurde gestohlen und geplündert. Trotz harter Strafen blühte der Schwarz-

markt für Lebensmittel und praktisch jedes materielle Gut, dessen man habhaft wurde. Viele flohen in den Rausch – Alkohol, Drogen, gestohlene Medikamente –, nur um die Angst vor dem zu betäuben, was kommen würde.<sup>2</sup>

Welchen Illusionen man sich auch hingegeben hatte, sie waren rasch verflogen – abgesehen davon, dass nur wenige Berliner in der Lage waren, sie zu teilen. Niedergedrückt vor lauter Sorgen, hatten die meisten alle Hände voll zu tun, den Alltag und seine schweren Entbehrungen zu meistern. Denn wie andere Grossstädte war auch Berlin schwer vom Krieg gezeichnet, sowohl in der physischen Erscheinung wie in der psychischen Verfassung seiner Bewohner. Am auffälligsten an Berlins Stadtbild waren nicht das verwüstete Zentrum, nicht die desolaten Fassaden, Bombentrichter und ausgebrannten Häuser, sondern die Leere – die Abwesenheit von Verkehr und Menschen auf den Strassen, gähnend leere Läden, die nichts mehr zu verkaufen hatten, und Häuser ohne Möbel.<sup>3</sup> Des Nachts «eine Geisterstadt von Höhlenbewohnern, mehr war nicht übrig [von] dieser Weltmetropole».<sup>4</sup> Fast jeden Abend, wenn die Menschen bei flackerndem Kerzenlicht – der Strom war streng rationiert – zu Abend assen, heulten die Sirenen und schickten sie zum nächtlichen Abstieg in Keller und nahe Bunker. Sie wurden, sofern sie noch welche hatten, brutal aus ihren Träumen gerissen und daran erinnert, dass das Ende nahte und die Rote Armee nicht mehr weit weg war.

Auch Hitler lebte in seiner eigenen Traumwelt. Sass er während seiner nächtlichen Besuche in den Kellern der Neuen Reichskanzlei neben dem Modell seiner Heimatstadt, das zeigte, wie sein Architekt Hermann Giesler nach einem siegreichen Krieg Linz wieder aufbauen wollte, dann war dies seine – momentane – Ablenkung von den Bedrängnissen des Krieges. Es waren genau die Fantasien, die zu der Maske passten, die er jetzt trug und aus der seine Weigerung sprach, sich oder irgendjemand anderem einzugestehen, dass seine Welt in Trümmern lag. Er wusste, spätestens seit der gescheiterten Ardennenoffensive, dass die Niederlage unausweichlich war, konnte das aber nicht offen zugeben. Er blieb der unbezähmbare «Führer», an dessen Rolle er trotz aller sich häufenden Widrig-

keiten und Probleme die ganze Zeit über festgehalten hatte – eine ständige Präntention sich selbst und seiner Umgebung gegenüber, dass alles am Ende gut ausgehen werde. Seine Träume und Illusionen entsprangen der trotzig Selbstbehauptung gegen eine Realität, die ihn meist fest im Griff hielt – die Realität eines verlorenen Krieges und des drohenden Endes, auf das sein eigener Tod folgen musste. An Kapitulation vermochte er nicht zu denken, darum mussten, solange er lebte, das unermessliche Leiden und die immensen Zerstörungen, die der Krieg verursachte, weitergehen. Und da er nicht in Gefangenschaft geraten wollte, war der Selbstmord der einzige Ausweg. Sein monströses Ego hatte ihn schon lange zu dem Schluss verführt, das deutsche Volk habe bewiesen, dass es seiner unwürdig sei. Die Niederlage habe die Schwäche dieses Volkes offenbart. Diesem Volk musste er keine Träne nachweinen. Aber er musste entscheiden, wann und wo er sich das Leben nehmen wollte.

Für alle aus seiner Entourage, die ihn täglich sahen, blieb seine Autorität völlig ungebrochen. Anders verhielt es sich ausserhalb des Bunkers tief unter dem Garten der Reichskanzlei, die er seit seiner Rückkehr von der Westfront Mitte Januar zu seinem letzten Heim gemacht hatte. Das Reich war dramatisch zusammengeschrumpft. Wie Goebbels am 9. April feststellte, bestand es zu diesem Zeitpunkt nur noch aus einem «schmalen Schlauch», der von Norwegen zur Adriaküste in Norditalien reichte.<sup>5</sup> Zum weitaus grössten Teil war es vom Feind besetzt und inzwischen nicht mehr in Hitlers Reichweite. Aber auch für die meisten gewöhnlichen Menschen in jenen Gebieten, die noch unter deutscher Verwaltung standen, war Hitler seit Langem nur mehr schattenhaft anwesend, jemand, dem man nur gelegentlich begegnete, anlässlich einer Radiorede oder in der Wochenschau – nichtsdestoweniger war den Menschen bewusst, dass ihr Elend, solange er lebte, kein Ende finden würde. Den Gauleitern, den regionalen Herren des Reiches, bedeuteten seine Befehle immer weniger. Allerdings dachten sie nicht daran, seine Autorität offen herauszufordern. Jahrelang waren sie die treuen Statthalter gewesen, Dreh- und Angelpunkte seiner Macht in der Provinz. Selbst jetzt noch fürchteten sie die Konsequenzen, die ihnen drohten, wenn sie sich rebellisch verhielten. Un-

terbrochene Nachrichtenverbindungen und der Vormarsch der Westalliierten jedoch hatten zur Folge, dass es kaum noch möglich war, von Berlin aus alles zu kontrollieren. Die Gauleiter mussten direkt, allein auf sich gestellt, reagieren auf das, was kam, konnten nicht auf Berlin warten, von wo sie, wenn überhaupt, unrealistische und unpraktikable Anweisungen erreichten. Jedenfalls war offensichtlich, dass Deutschland nicht mehr länger als ein paar Wochen würde durchhalten können – bestenfalls. Die meisten von Hitlers Schergen dachten an nichts anderes. Kaum einer von ihnen erwog, mit seinem «Führer» auf den Scheiterhaufen zu springen.

Je weiter die Herrschaft der Nationalsozialisten zerfiel, je schwächer die zentrale Verwaltung wurde, desto heftiger lief das Regime Amok.<sup>6</sup> Polizei, SS sowie regionale und lokale Parteifunktionäre nahmen die Dinge nun selbst in die Hand und griffen, wo immer sie Auflehnung oder Widerstand gegen die sinnlosen Zerstörungen witterten, zu gnadenlosen Unterdrückungsmassnahmen. Die «inneren Feinde» gerieten in höchste Gefahr, sobald sich die NS-Desperados in diesem Todeskampf des Regimes ihnen zuwandten, um sich für ihre Feindseligkeit zu rächen und dafür zu sorgen, dass die Gegner nicht triumphierten, wenn sie selbst untergingen. Das Schicksal, das die Häftlinge der Konzentrationslager im Osten zu erleiden hatten, wurde auch denen bereiter, die im Reich verblieben waren; auch sie wurden aus ihren höllischen Haftstätten herausgeholt und in einem letzten Terrorakt auf offenkundig ziellose Todesmärsche getrieben. Jetzt, da das Regime sichtlich zerfiel, fehlten seinen Führern in Partei und Militär sowohl der gemeinsame Wille wie die organisatorische Kapazität, sich Hitler entgegenzustellen – eine Kapazität, über welche die Führer der italienischen Faschisten im Juli 1943 offensichtlich verfügt hatten, als sie Mussolini stürzten. Es gab keinen Versuch, Deutschlands Sturz in den Abgrund im letzten Moment noch aufzuhalten. Der letzte Akt des Dramas musste bis zum Ende gespielt werden.

## II

Im März, als die Rheinfront verloren ging, hatten sich alle Gründe, die für eine Fortsetzung des Krieges im Westen sprachen, in nichts aufgelöst. Dennoch liessen die Generäle weiterkämpfen. Keitel und Jodl im Oberkommando der Wehrmacht und Feldmarschall Kesselring, der Oberbefehlshaber West, wollen Ende März noch geglaubt haben – zumindest behaupteten sie das später –, den völligen Zusammenbruch der Rheinfront verhindern und die Stellung im Westen eine Zeit lang halten zu können.<sup>7</sup> Der einzige, annähernd vernünftige Grund dafür war vermutlich die alte Überlegung, Zeit zu gewinnen, bis die Westalliierten endlich einsehen würden, dass ihr wahrer Feind im Osten stand, bis die «unheilige» Koalition mit der Sowjetunion zerbrechen würde und die Reste der Wehrmacht sich mit den Westmächten gegen die Rote Armee verbünden könnten. Wer jetzt noch so dachte, hing einem Wunschtraum nach, der immer eindeutiger als solcher zu erkennen war. Der Sieg über Deutschland war zum Greifen nahe, und das Letzte, was Roosevelt und Churchill in den Sinn gekommen wäre, wäre ein Bruch mit den sowjetischen Verbündeten gewesen, die noch immer die Hauptlast des Krieges gegen Hitler zu tragen hatten.

Der totale Zusammenbruch im Westen war nicht mehr aufzuhalten. Nachdem sie ihre Stellungen am Rhein gesichert hatten, trieben die Amerikaner mit ihrem raschen Vormarsch Keile zwischen General Models Heeresgruppe B im Ruhrgebiet und den Heeresgruppen H im Norden und G im Süden. Bis zum 2. April waren Models Truppen, die der Zahl nach noch stark waren, aber nur noch über wenige schwere Waffen verfügten, im Ruhrgebiet abgeschnitten und mussten aus der Luft versorgt werden. Zwei Tage später begann die amerikanische 9. Armee ihren Angriff auf die eingekesselten deutschen Streitkräfte. Sie traf auf erbitterten Widerstand, doch wie dieser Angriff ausgehen würde, stand nie infrage. Mit Rückendeckung führender Industrieller, unterstützt von Sozialdemokraten, Kommunisten und anderen regimefeindlichen Gruppen, die nach Jahren der Unterdrückung wieder auftauchten, boten die Bürgermeister verschiedener grösserer Städte die Kapitulation an. So fielen Duisburg, Es-

sen, Solingen, Bochum und Mülheim an den Feind ohne weiteres überflüssiges Leid für die Bevölkerung, die in Kellern, Bunkern und ausgebombten Häusern kauerte und so schon die schlimmsten Entbehrungen zu tragen hatte. Um Hamm dagegen wurde vier Tage schwer gekämpft, bevor die Stadt fiel; Dortmund wurde zunächst völlig eingeschlossen und fiel erst, nachdem am 13. April starke amerikanische Kräfte die Stadt stürmten.<sup>8</sup> Inzwischen hatte Model bekannt gegeben, zwei Drittel seiner Armee seien ohne Waffen. In hellen Scharen liefen die Soldaten von der Fahne, verschwanden in den Wäldern oder den zerbombten Städten; einige Kommandeure ergaben sich mit ihren Einheiten.

Damit standen die Amerikaner tief in Mitteldeutschland, erreichten Mitte April Thüringen, besetzten die Städte Erfurt, Weimar und Jena, rückten von dort weiter Richtung Coburg und Bayreuth sowie nach Halle, Chemnitz und Leipzig vor und nahmen im Nordwesten Hannover und Braunschweig. Am 11. April erreichten amerikanische Angriffsspitzen die Elbe. Von einer deutschen Front konnte eigentlich keine Rede mehr sein. Hier und da trafen die Amerikaner auf zähe Widerstandsnester, es kam auch immer wieder zu schweren Gefechten. Aber wie im Ruhrgebiet ergaben sich viele Städte lieber, als weitere Zerstörungen hinzunehmen. Gotha, Göttingen und Weimar wurden kampfflos übergeben. In Magdeburg dagegen hatte die Weigerung des Stadtkommandanten, der Kapitulation zuzustimmen, zur Folge, dass am 17. April nachmittags 350 Kampfflugzeuge einen verheerenden Angriff flogen, bis am nächsten Tag der letzte Widerstand erlosch.

Langsamer kamen die Briten und Kanadier voran, gegen die im Norden die noch relativ starken Einheiten von Blaskowitz' Heeresgruppe H standen. Am 10. April erreichten die Briten Celle und südlich von Bremen die Weser, während sich die Kanadier durch die Niederlande bis fast zur Küste nach Norden vor kämpften. Die großen Nordseehäfen – und damit die Verbindungen nach Dänemark und Norwegen – blieben jedoch in deutscher Hand. Die Wehrmacht im Nordwesten war eine letzte, noch relativ intakte Machtbasis des NS-Regimes.

In Süddeutschland war die Lage noch unheilvoller. Am 2. April entliess Hitler SS-Oberstgruppenführer Paul Hausser, den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G – er hatte sich nach Süden und Südosten zurückzie-





hen wollen. Sein Nachfolger General Friedrich Schulz versuchte, Hitlers Befehl Folge zu leisten und weitere zwei, drei Wochen durchzuhalten; dpmn nämlich, so hiess es, wären Düsenjäger einsatzbereit, was die militärische Situation verändern werde. So warf Schulz alle verfügbaren Kräfte in den Raum Aschaffenburg, wo sie fanatischen Widerstand leisteten. Bis Mitte April konnten sie den amerikanischen Vormarsch aufhalten, dann wurden Schulz' Truppen von der 3. US-Armee von Thüringen her an der Flanke angegriffen, und der Rückzug der Heeresgruppe G verwandelte sich in wilde Flucht. In der Zwischenzeit stiessen amerikanische und französische Einheiten auf Stuttgart vor. Heilbronn, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt am Ostufer des Neckars, konnte erst nach intensiven Kämpfen gesichert werden; ein relativ grosses Truppenkontingent von Wehrmachts- und Volkssturmeinheiten hatte die Stadt verteidigt. Ihre Bürger, von einer fanatischen NS-Führung terrorisiert, waren, wie an anderen Orten auch, nicht in der Lage, Schritte zur kampflosen Übergabe in die Wege zu leiten. So zogen sich die erbitterten Kämpfe eine Woche lang hin – vergeblich, denn die Kapitulation kam unvermeidlich. Heilbronn allerdings war eine Ausnahme. In den meisten Fällen gelang es, eine Übergabe zu erwirken, bevor die Stadt im sinnlosen Versuch, die Stellung zu halten, in Schutt und Asche gelegt wurde.

Die Franzosen konnten Karlsruhe und andere badische Städte ohne Schwierigkeiten erobern; aus bis heute ungeklärten Gründen aber zerstörten sie Freudenstadt im Schwarzwald fast völlig. Mitte des Monats griffen sie Feilburg an, das am 21. April nach geringfügigen Kämpfen fiel. Einen Tag später wurde Stuttgart kampflos übergeben, nachdem die NS-Führer geflüchtet waren, obwohl der Gauleiter zunächst darauf bestanden hatte, bis zum Letzten zu kämpfen. Doch prominente NS-Gegner konnten den Bürgermeister, ein langjähriges Mitglied der Partei, überreden, der Stadt sinnlose Zerstörungen zu ersparen. Die Franzosen übernahmen schnell die Kontrolle über Stuttgart und Umgebung. Die Einwohner übertrugen ihre Angst vor den Nationalsozialisten – die zumeist getürmt waren – auf die französischen Eroberer. Im Unterschied zu den Amerikanern, deren Besatzungstruppen sich im Grossen und Ganzen diszipliniert verhielten,

kam es, wenn französische Soldaten in deutsche Dörfer und Kleinstädte einzogen, und wie es scheint, insbesondere durch eine Minderheit der gefürchteten Kolonialsoldaten aus Nordafrika, zu ausgiebigen Plünderungen und zahlreichen Vergewaltigungen; das geht aus Berichten von Dorfpfarrern und anderen eindeutig hervor. in Freudenstadt, dem schlimmsten Fall, zogen sich die Plünderungen und Vergewaltigungen über drei Tage hin.<sup>9</sup>

Auf ihrem Vormarsch durch Franken nach Süden trafen amerikanische Einheiten auf bisweilen heftigen Widerstand, besetzten aber eine Stadt nach der anderen – die meisten ergaben sich widerstandslos – und erreichten am 16. April Nürnberg, das Heiligtum der Nationalsozialisten. Hitler befahl, die «Stadt der Reichsparteitage» bis zum Äussersten zu verteidigen. Die fanatische Parteiführung, die nichts zu verlieren hatte, lehnte in ungebrochener Götterdämmerungsmentalität die Kapitulation ab – und schob das Unvermeidliche nur hinaus. Schliesslich, nach vier Tagen heftiger Kämpfe mit weiterem unnötigen Blutvergiessen sowie umfangreichen Zerstörungen, fiel die frühere Parteihochburg, das Symbol der NS-Macht. Das geschah am 20. April, Hitlers Geburtstag.<sup>10</sup>

Am 15. April legten die Westalliierten ihre Ziele für die nächste Zeit fest: im Norden Vorstoss auf Lübeck, Sicherung der Stellungen an der Elbe und in Mitteldeutschland, im Süden Vorstoss zur Donau und nach Österreich hinein. Für den Fall, dass das Reich aufgrund des feindlichen Vormarschs durch Mitteldeutschland in zwei Teile zerfallen sollte, bestimmte Hitler noch am gleichen Tag, dass Grossadmiral Dönitz im Norden und Feldmarschall Kesselring im Süden als seine Stellvertreter den Oberbefehl übernehmen sollten, sofern er sich nicht selbst im jeweiligen Landesteil aufhielt.<sup>11</sup>

Im Westen befand sich die Wehrmacht also in einer aussichtslosen Lage. Und im Osten wurde der längst erwartete sowjetische Grossangriff auf Berlin festgesetzt: Am frühen Morgen des nächsten Tages, am 16. April also, sollte es losgehen.

In Ostpreussen hatten die Sowjets zuvor die Belagerung der einst so schönen und nun verwüsteten Stadt Königsberg beendet. Am 9. April – die Stadt war fast gänzlich zerstört und ein Flammenmeer – ergab sich

Stadtkommandant General Otto Lasch, allerdings erst, als Rotarmisten bereits vor seinem Bunker standen. Die Verteidigung Königsbergs forderte das Leben von 42'000 deutschen Soldaten und 25'000 Zivilisten. Etwa 27'000 Soldaten, die die Garnison nun noch zählte, gerieten in sowjetische Kriegsgefangenschaft.<sup>12</sup> In einem Wutanfall verurteilte Hitler den Kommandanten Lasch in Abwesenheit zum Tod durch den Strang – ein Urteil, das nicht ausgeführt werden konnte – und liess seine Familie verhaften.<sup>13</sup> Auch General Friedrich-Wilhelm Müller wurde abgesetzt, der letzte Befehlshaber der 4. Armee, die bis auf Reste, die sich noch im Samland hielten, praktisch nicht mehr bestand. Als am 25. April dann noch der Hafen von Pillau fiel, waren von einer Armee, die einstmals eine halbe Million Soldaten gezählt hatte, nur noch 3'100 Mann übrig. Der klägliche Rest verschanzte sich bis zum Kriegsende an der Frischen Nehrung.<sup>14</sup>

Zuvor hatte im Südosten ein weiteres Desaster stattgefunden: Am 13. April, nach fast zweiwöchiger Belagerung, nach tagelangen heftigen Strassenkämpfen, die sich unter schweren Verlusten beider Seiten bis ins Stadtzentrum zogen, fiel Wien, die österreichische Hauptstadt und nun ein Trümmerfeld, an die Rote Armee. Die Sowjets konnten nun beiderseits der Donau weiter nach Westen vorstossen. Deutsche Soldaten waren zum Rückzug in ein schrumpfendes Reich gezwungen, und es werden nicht viele gewesen sein, die den hohlen Worten, die Hitler zwei Tage später von sich gab, nun noch Glauben schenkten: «Berlin bleibt deutsch. Wien wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch.»<sup>15</sup>

Zu diesem Zeitpunkt warteten an der Oder, nur 70 Kilometer vor Berlin, die von Schukow zusammengezogenen Einheiten auf das Signal zum Angriff, der, wie sie glaubten, Hitlers Regime vernichten und ihnen den Sieg bringen werde. Eine gewaltige Heeresmacht war für die Schlacht um Berlin aufgestellt worden. Schukows Erste und Rokossowskis Zweite Weissrussische Front, die sich weiter nördlich in Pommern zum Angriff formierten, zählten zusammen 1,4 Millionen Soldaten, über 4'000 Panzer und 23'000 schwere Geschütze. Konjews Erste Ukrainische Front, die im Süden an der Neisse stand, bereit zum Losschlagen, verfügte über weitere 1,1 Millionen Soldaten und 2'150 Panzer. Alle Fronten wurden aus der

Luft von insgesamt 7'500 Kampfflugzeugen unterstützt. Ihnen gegenüber stand Heinrichs Armeegruppe Weichsel (ein überholter Name, weil sie sich nun auf die Kämpfe westlich der Oder einrichtete). Zu dieser gehörte die 3. Panzerarmee unter Manteuffel im Norden und die 9. Armee unter General Theodor Busse, die die Zufahrtstrassen nach Berlin sichern sollte, sowie ein Teil von Schörners Heeresgruppe Mitte (die 4. Panzerarmee unter General Fritz-Hubert Gräser), die den Angriff von der Neisse her abwehren und Berlins Süden schützen sollte. Die deutschen Streitkräfte zählten insgesamt eine Million Soldaten, 1'500 Panzer und Panzerfahrzeuge sowie 10'400 Geschütze und 3'300 Kampfflugzeuge. Die Kräfte waren auch insofern ungleich verteilt, als ein grosser Teil der deutschen Soldaten junge, kaum kampferfahrene Rekruten waren und ausserdem viele Flugzeuge mangels Treibstoff am Boden bleiben mussten. Nur die tief, in drei konzentrischen Kreisen gestaffelten Verteidigungsanlagen, die den Zugang zur Hauptstadt versperrten, verschafften den Verteidigern einen gewissen Vorteil.

Schukows Angriff begann am 16. April morgens um halb 4 Uhr mit einem gewaltigen Artilleriegeschoss, abgefeuert aus einer Batterie von Suchscheinwerfern heraus, die den Feind blenden und die Angriffswege erleuchten sollten. Zwei Tage hielten die deutschen Stellungen stand, dann, nach erbitterten Kämpfen und hohen Verlusten beider Seiten, fielen die schwer befestigten Seelower Höhen an Schukows Truppen, eine bis zu 90 Meter über das Odertal steil ansteigende Hügelkette zwischen Seelow und Wriezen, die letzte grosse natürliche Barriere vor Berlin. In den Gefechten wurde Busses 9. Armee in drei Teile versprengt und musste sich in den Norden, die Mitte und den Süden der Front zurückziehen. Konjew mit seinem Angriff von der Neisse her hatte den Durchbruch leichter geschafft, trieb die Verteidiger in Richtung Dresden vor sich her und stiess, was noch bedrohlicher war, auch rasch nach Norden auf Berlin vor, befand sich also im Rücken von Busses Armee. Am 20. April hatte die Erste Weissrussische Front sich durch den äusseren Verteidigungsring um Berlin vorgekämpft, und ihre rechte Flanke machte sich zum Angriff auf die nördlichen Stadtteile bereit. Damit war Berlin fast vollständig einge-

schlossen. Im Süden der Stadt hatten Konjews Panzer Jüterbog, das grosse Munitionslager der deutschen Armee, und Zossen erreicht, Generalstab und Verbindungszentrum der Wehrmacht. Am Morgen nahmen Schukows Truppen Bernau im Norden der Hauptstadt. Ein paar Stunden später eröffneten seine Geschütze das direkte Feuer auf Berlin.<sup>16</sup>

### III

In den letzten verzweifelten Wochen, in denen es immer schwieriger wurde zu erklären, welchen Sinn es noch haben sollte, den Kampf fortzusetzen, waren Hitlers Frontkommandeure wie gelähmt. Sie liessen weiterkämpfen, gleichgültig wie viele Menschen dabei umkamen, und welche materiellen Werte zerstört wurden. Schon in den Monaten zuvor hatten sie nichts unternommen, um den zunehmend selbsterstörerischen Kräften Einhalt zu gebieten – warum also sollten sie jetzt, da das Ende so nahe war, etwas tun? Im Gegenteil: Durch eine fast darwinistische Auslese, bewirkt durch die Entlassung so vieler Generäle, waren die wichtigen Posten nur noch mit Hardlinern besetzt, die bereit waren, die Kämpfe um jeden Preis fortzusetzen.

Feldmarschall Kesselring, der Oberbefehlshaber West (von der Westfront allerdings war inzwischen kaum noch etwas übrig), war in den dreissiger Jahren eine Zeit lang Stabschef der Luftwaffe gewesen, befehligte in den ersten Kriegsjahren eine Luftflotte und besiegelte seinen Ruf als zäher Oberbefehlshaber in Italien; er war ein militärischer Führer von hoher professioneller Kompetenz, der sich aus der Politik heraushielt.<sup>17</sup> Zugleich erzloyal, verbreitete er, gleichgültig wie bitter die militärische Lage war, unerschütterlich wirklichen oder vorgetäuschten Optimismus und beeindruckte Hitler mit seinem Durchhaltewillen. Insofern ist es wenig erstaunlich, dass es Speer nicht vermochte, ihn zu überreden, sich über Hitlers «Nero-Befehl», beim Rückzug Deutschlands wirtschaftliche Infrastruktur zu zerstören, hinwegzusetzen.<sup>18</sup> Ein zweites Mal wurde Speer von Kesselring enttäuscht, als dieser nämlich Anfang April im Führerbunker erschien, um Hitler die Hoffnungslosigkeit der Lage klarzumachen. Hitler unterbrach ihn aber schon nach wenigen Sätzen und setzte

ihm des Längeren auseinander, wie er bei den Amerikanern den Spieß umdrehen werde. Ob sich Kesselring wirklich überzeugen liess, oder, was wahrscheinlicher ist, sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen wollte – Tatsache ist, dass er «Hitlers Phantastereien» ohne Widerrede beipflichtete.<sup>19</sup>

Nach dem Krieg breitete Kesselring in seinen Erinnerungen aus, was er dachte, als das Ruhrgebiet verloren ging und Mitteldeutschland umkämpft war. Er fand es sinnvoll, im Harz weiterzukämpfen und den Feind aufzuhalten, «bis eine stärkere, organisch gewachsene Kampftruppe die für eine erfolversprechende Kampfführung unentbehrliche Hilfe bringen konnte». Dabei dachte er an die 12. Armee, die Ende März zusammengekratzt und östlich der Elbe im Raum Dessau, Bitterfeld und Wittenberg aufgestellt wurde. «Nur mit deren Hilfe konnte eine gewisse Sicherheit für einen vom Westen her nicht gestörten Ablauf der Ereignisse im Osten gegeben und ein Zerreißen Deutschlands in zwei Hälften vermieden werden.» Darin sei er der gleichen Ansicht wie das Oberkommando der Wehrmacht gewesen: «Ich habe in diesem Augenblick nicht die Frage geprüft, ob der Kriegsausgang dadurch beeinflusst werden konnte. Hierüber brauchte ich mir keine Gedanken zu machen. Ich versuchte lediglich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, den Kampf vorwärts des Harzes solange in die Länge zu ziehen, bis die Ost-Operationen ausreifen konnten.» Selbst wenn sich die Russen und die westlichen Verbündeten an der Elbe oder in Berlin trafen, habe «die Weiterführung des Krieges [...] nur darin ihre innere Rechtfertigung finden, aber auch ihre zwingende Notwendigkeit haben [können], durch Zeitgewinn das Zurückkämpfen der im Osten eingesetzten deutschen Divisionen in die britisch-amerikanische Zone zu ermöglichen».<sup>20</sup>

Feldmarschall Model, Oberbefehlshaber der im Ruhrgebiet eingeschlossenen Heeresgruppe B, galt lange als einer der Generäle, denen Hitler am meisten traute. Ende April bezeichnete er ihn als seinen «besten Feldmarschall».<sup>21</sup> Wie Kesselring hat auch Model, der Hitler immer nach Kräften zu dienen bestrebt war, von sich behauptet, er sei unpolitisch gewesen, was natürlich nicht der Wahrheit entsprach. In Wirklichkeit hatte er wie seine Kollegen auch zumindest einige Gemeinsamkeiten mit den

Nationalsozialisten – unter anderem teilte er mit ihnen eine tiefe Verachtung für den Bolschewismus sowie einen starken Glauben an die Überlegenheit deutscher Kultur und an Deutschlands Recht auf eine Führungsrolle in Europa. Als sich der Krieg unumkehrbar zu Deutschlands Ungunsten entwickelte, zeigte sich sein fanatischer Wille, die Niederlage abzuwehren und den Sieg der Feinde des Reichs zu verhindern, in seinen unerschütterlich hoffnungsvollen Tagesbefehlen an seine Soldaten ebenso wie in seinen Anweisungen, «minderwertige Elemente in der Zivilbevölkerung», die sich defätistisch oder feindselig verhielten, schonungslos zu bestrafen.<sup>22</sup> Auch der Forderung des Regimes, um jeden Preis «durchzuhalten», schloss er sich an und nutzte sogar das Vokabular der NS-Propaganda. Ende März erklärte er seinen Unterbefehlshabern, Offiziere hätten die Pflicht, ihren Männern ein Beispiel zu sein, wenn es sein müsse, mit ihrem eigenen Tod, und suchte sie von der Notwendigkeit zu überzeugen, «noch mehr als bisher [...] bis zur Aufopferung [zu] kämpfen». Unverzüglich sei gegen jene Teile der Zivilbevölkerung vorzugehen, die «vom jüdischen und demokratischen Gift der materialistischen Denkweise verseucht sind» und den Schutz ihrer eigenen Habseligkeiten über «die bedingungslose Unterstützung der kämpfenden Truppe» keilten.<sup>23</sup>

Model stand auch dann noch in Treue und Gehorsam zu Hitler, als die deutschen Hoffnungen zerbrachen. Das hatte sich auch nicht geändert, als seine strategischen Empfehlungen für die Ardennenoffensive übergangen wurden und seine Auseinandersetzung mit Kesselring über einen möglichen Ausbruch aus dem Ruhrkessel zu seiner vehementen Denunziation durch Keitel und Jodl im OKW geführt hatte.<sup>24</sup> Als das Ende nahte, geriet sein Sinn für soldatische Pflichterfüllung in immer heftigere Konflikte mit seinen Treuevorstellungen. Anders als Kesselring verschloss er sich Speers inständiger Bitte, keine lebenswichtigen wirtschaftlichen Infrastrukturanlagen zu zerstören, nicht völlig. Alle Versuche jedoch, ihn zu überreden, mit seiner eingeschlossenen Armee zu kapitulieren, wies er zurück. (Sondierungen für eine mögliche Kapitulation hatte zunächst Walter Rohland, Speers Panzerexperte, bei Generaloberst Josef Harpe, jetzt Befehlshaber der 5. Panzerarmee im Westen, unternommen. Harpe,



der während des Rückzugs im Osten im Januar von seinem Posten abberufen worden war, lehnte es ab, etwas zu unternehmen, weil ein Handeln gegen den Willen Model oder der fünf westlichen Gauleiter mit Sicherheit die Todesstrafe zur Folge gehabt hätte.)<sup>25</sup> Hitlers nach dem Fall von Königsberg erlassener Befehl, im Fall einer Kapitulation oder einer Befehlsverweigerung die Familienangehörigen in Haft zu nehmen, hatte auf Model anscheinend einen starken Eindruck gemacht.

Am 17. April waren die Kämpfe um das Ruhrgebiet beendet. Als die Lage seiner Truppen hoffnungslos geworden war, löste Model seine Heeresgruppe auf, eine förmliche Kapitulation unterzeichnete er aber nicht. 317'000 deutsche Soldaten und 30 Generäle gerieten in Kriegsgefangenschaft. Schon seit Langem hatte Model den Selbstmord als einzig ehrenvollen Ausweg für einen Feldmarschall betrachtet und seit einigen Wochen auch angedeutet, er werde sich bei einer Niederlage das Leben nehmen. Tatsächlich hat er sich am 21. April in einem Wald in der Nähe von Duisburg erschossen.<sup>26</sup>

Feldmarschall Schörner, Hitlers Lieblingskommandeur und der Letzte, dem er – nämlich am 5. April – den Stab eines Feldmarschalls überreichte, war, wie wir schon in früheren Kapiteln festgestellt haben, berüchtigt wegen seiner gnadenlosen Härte, und das selbst unter seinen Kollegen, gestandenen Generälen, die ihrerseits auf Disziplin setzten. Für ihn gab es nur eines: Man musste die Soldaten antreiben, den Krieg gegen den «asiatischen» Feind fortzusetzen. Schörner war eine im Heer einzigartige Figur, was aber nicht heisst, dass er der Einzige war, der mit aller Härte gegen seine Soldaten vorging. Auch General Schulz, als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G in Süddeutschland Nachfolger von SS-General Hausser, befahl die Anwendung «schärfster Mittel», um Soldaten daran zu hindern, die Flucht zu ergreifen, sobald sie feindliche Panzer sahen. Jedem Soldaten, der seine Kampfposition ohne Befehl aufgab, sollte bewusst sein, was ihn erwartete. Da schwere Waffen knapp waren, verlangte er, die Soldaten stattdessen mit Handfeuerwaffen und Panzerfäusten auszurüsten.<sup>27</sup>

Das Weiterkämpfen war zum Selbstzweck geworden. Wie die gerade zitierte Überlegung Kesselrings zeigt, hielten es die Generäle für nicht der Mühe wert, sich Gedanken darüber zu machen, welchen Einfluss ihr Han-

deln auf das Ende des Krieges hatte. Allesamt wären sie in der Lage gewesen, die Situation rational und nüchtern zu beurteilen. Sie aber zogen es vor, über ihre eigenen Einschätzungen bezüglich des Mangels an Waffen und Soldaten und über die angesichts der überwältigenden Übermacht der Oegner minimalen Aussichten hinwegzusehen. Stattdessen hielten sie es für wichtig und notwendig, alles zu tun, um «den vorwärtstreibenden Willen des Führers nicht zu enttäuschen».<sup>28</sup>

Das stimmte hervorragend mit Haltung und Handeln der Militärs in Hitlers unmittelbarer Umgebung überein. Dort hatte es nie ein unabhängiges Urteil gegeben. Bei früheren Gelegenheiten hatte General Jodl gegenüber Hitler durchaus offene Worte riskiert, insgesamt jedoch war er ein mehr als loyaler Gefolgsmann, der sich noch immer vom «Genie» des «Führers» blenden liess. Feldmarschall Keitel, der während seiner gesamten Laufbahn niemals auch nur ansatzweise bereit gewesen war, sich gegen Hitler zu wenden, tat dies natürlich auch jetzt nicht. Als Encke März Guderian seines Postens als Generalstabschef enthoben wurde, erlosch auch der letzte Funke mutiger Entschlossenheit, verhängnisvollen Entscheidungen entgegenzutreten. Sein Nachfolger General Hans Krebs war ein fähiger Stabsoffizier, aber gewiss nicht wegen seiner Bereitschaft ausgesucht worden, übergeordnete Autoritäten infrage zu stellen. Er war viel verbindlicher als Guderian und wurde rasch in die Bunkergemeinschaft integriert, in der er nicht viel mehr als eine Nummer war. Die zwischen den Oberkommandos von Wehrmacht und Heer geteilte Verantwortung war stets eine strukturelle Schwäche der operativen Führung gewesen, jetzt, da der Krieg fast zu Ende war, spielte diese Teilung keine Rolle mehr. Aber diese neue Einigkeit, die kollektive Bereitschaft zum Kotau vor Hitler in allen Fragen, hatte verheerendere Folgen als die frühere Spaltung der Zuständigkeiten. Von Göring und Dönitz, den Oberbefehlshabern von Luftwaffe und Marine, war schon gar nicht zu erwarten, dass sie irgendetwas unternahmen, um Hitler von seinen Entscheidungen abzubringen. Göring war bereits seit Längerem in Ungnade gefallen, und wenn er bei militärischen Besprechungen überhaupt anwesend war, schien ihn die Demütigung noch in seiner Entschlossenheit zu bestärken, Eifer zu zeigen und Hitler rückhaltlos zu unterstützen.

Dönitz wiederum war in diesen letzten Wochen derjenige unter Hitlers Militärführern, der am fanatischsten auf Weiterkämpfen bestand.

Ganz in Hitlers Sinn erklärte er am 7. April: «Wir Soldaten der Kriegsmarine wissen, wie wir zu handeln haben. Unsere militärische Pflicht, die wir unbeirrbar erfüllen, was auch links und rechts und um uns herum geschehen mag, lässt uns wie ein Fels des Widerstandes kühn, hart und treu stehen. Ein Hundsfott wer nicht so handelt, man muss ihn aufhängen und ihm ein Schild umbinden: ‚Hier hängt ein Verräter, der aus niedriger Feigheit dazu beigetragen hat, dass deutsche Frauen und Kinder sterben, statt als Mann sie zu schützen!« Am 19. April lobte er das Beispiel eines Kriegsgefangenen, der in einem Lager im fernen Australien Kommunisten hatte «unauffällig umlegen lassen»: Dieser Unteroffizier werde nach seiner Rückkehr in eine führende Position befördert werden. «Solche Männer», fügte er hinzu, «gibt es mehr in der Marine. Sie zeigen sich bei der Meisterung schwieriger Lagen [...] [und] beweisen damit ihren inneren Wert.» Genau eine Woche zuvor hatte Dönitz zum Besten gegeben, was er davon hielt, dass der Feind tief im Innern Deutschlands stand: Eine Kapitulation bedeute die Vernichtung Deutschlands durch den Bolschewismus. So verteidigte er den Nationalsozialismus und Hitlers Politik, sie seien notwendig; nur sie könnten verhindern, dass die Russen Deutschland überrannten. Murren und Klagen führten zu nichts, seien vielmehr nur ein Zeichen von Schwäche: «Feigheit und Schwäche machen dumm und blind.» Die Führung sei sich aller Möglichkeiten bewusst. Allein der «Führer» habe schon vor Jahren die Bedrohung durch den Bolschewismus erkannt: «Spätestens in einem, vielleicht noch in diesem Jahr wird Europa erkennen, dass Adolf Hitler in Europa der einzige Staatsmann von Format ist.» Europas Blindheit werde sich eines Tages geben, und dann öffneten sich Deutschland neue politische Möglichkeiten. Dönitz forderte ein Verhalten, das auf Pflichterfüllung, Ehre, Gehorsam, Härte und Loyalität beruhe. Mit aller Härte sollten seine Kommandeure gegen jeden Offizier vorgehen, der es an soldatischer Pflichterfüllung fehlen lasse. Eine Besatzung gehe lieber ehrenvoll mit ihrem Schiff unter, als es dem Feind zu übergeben. Kein anderer Grundsatz gelte für den Krieg zu Lande. Jeder

Marinestützpunkt werde gemäss den Befehlen des Führers» bis zum Letzten verteidigt; Sieg oder Tod sei die Parole. Und die Marine werde bis zum Ende kämpfen. Das werde ihr für die Zukunft grosses Ansehen eintragen. Sie müsse den Willen des Volkes zu seiner Selbsterhaltung repräsentieren. Es gebe einfach keine Situation, die sich nicht durch heldenhaftes Verhalten zum Besseren wenden lasse. Alles andere führe zu «Chaos und unauslöschlicher Schande».<sup>29</sup>

Dönitz' bedingungsloser Gehorsam gegenüber Hitler und dessen Überzeugung, die Kämpfe müssten fortgesetzt werden, kam auch in einem Treffen mit einer Reihe von Gauleitern und anderen hohen Parteifunktionären zum Ausdruck, das am 25. April in Norddeutschland stattfand. Interessanterweise wurde während der Besprechung die Frage aufgeworfen – von Wem, ist nicht bekannt –, ob es nicht besser wäre, «im Interesse der Erhaltung der Substanz des deutschen Volkes den Kampf vorzeitig aufzugeben». In diesem Zusammenhang «äussert sich der Ob. d. M. [Oberbefehlshaber der Marine] dahin, dass die Beurteilung dieser Frage ausschliesslich Sache der durch den Führer verkörperten Staatsführung sei; niemand habe das Recht, von der von ihm festgelegten Linie abzuweichen. Das Handeln des Führers werde ausschliesslich durch die Sorge um das deutsche Volk bestimmt» – dabei hatte, wie wir wissen, Hitler bei mehr als einer Gelegenheit kundgetan, dieses Volk verdiene es nicht zu überleben. «Da die Kapitulation ohnehin die Vernichtung der Substanz des deutschen Volkes bedeuten muss, ist es auch aus diesem Gesichtspunkt richtig, weiter zu kämpfen. Der Ob. d. M. gibt seiner Entschlossenheit Ausdruck, ausschliesslich das zur Durchführung zu bringen, was vom Führer befohlen wird.»<sup>30</sup>

Zu den wenigen Frontgenerälen, die sich zumindest eine gewisse Selbstständigkeit des Denkens bewahrt und in den letzten Wochen versucht haben, sich gegen Hitler zu behaupten, zählte Generaloberst Gotthard Heinrici, dem die nicht beneidenswerte Aufgabe zugefallen war, den von der Oder aus bevorstehenden Angriff auf Berlin gegen die massiv überlegenen sowjetischen Streitkräfte abzuwehren. Mit Ausnahme von Model war kein General besser als er für einen Abwehrkampf geeignet. Aber Heinrici wusste auch, dass seine Truppen über nicht genügend Panzerfahrzeuge und schwere Artillerie verfügten und grossenteils aus jun-

gen, kaum ausgebildeten Soldaten bestanden. Entsprechend entsetzt war er, als er Anfang April erfuhr, dass Hitler mehrere seiner Reservedivisionen (darunter zwei Panzerdivisionen) abziehen und der Heeresgruppe Mitte unterstellen werde, die auf die Verteidigung der Überreste des Protektorats Böhmen und Mähren zurückgeworfen war.

Am 6. April wurde Heinrici nach Berlin zitiert, um zu erläutern, wie er sich auf den bevorstehenden Angriff vorbereitet hatte. Bei der Besprechung im Führerbunker sah sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, der nur von seinem Ersten Generalstabsoffizier Oberst Hans-Georg Eismann begleitet wurde, nicht nur Hitler, sondern auch dessen gesamter militärischer Entourage gegenüber: Keitel, Jodl, Dönitz, Göring, Krebs und Himmler. Er fasste kühl die Lage seiner Heeresgruppe zusammen und bezeichnete die Front bei Frankfurt an der Oder, wo die Verteidigung weitgehend vom Volkssturm abhängige, als besonderen Schwachpunkt. Heinrici forderte, den «Festungs»-Status von Frankfurt aufzuheben und die 18 Bataillone, die die Stadt hielten, seinen Verteidigungskräften zuzuschlagen. Hitler, der den Vorschlag zuerst gutzuheissen schien, warf seinen Generälen und Beratern dann aber voller Wut vor, niemand verstehe ihn. Seine Wut verbrauchte bald, aber Heinrici bekam nur sechs der 18 verlangten Bataillone. Der General betonte, dass seine Infanteriereserven schwach seien; er brauche mindestens drei Divisionen Verstärkung. Für eine so wichtige Schlacht, meinte er, sei die Lage unannehmbar. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Dann rückte Göring freiwillig 100'000 Mann von der Luftwaffe heraus, und Dönitz und Himmler erklärten sich bereit, zusammen 30'000 bis 40'000 Mann aus Marine und SS zur Verfügung zu stellen. Heinricis Einwand, dass es sich bei diesen Soldaten um junge, nicht ausgebildete und in einem harten Infanteriedefensivkampf unerfahrene Rekruten handele, wurde überhört. Waffen für sie konnten nur beschafft werden, wenn man sie Einheiten ausländischer Soldaten, die für Deutschland kämpften, wegnahm.

Als Heinrici darauf hinwies, dass nicht nur seine Infanterie schwach sei, sondern ihm auch Panzerformationen fehlten, nachdem er wichtige Einheiten an Schörner habe abgeben müssen, erklärte Hitler, die Rote Ar-

mee werde nicht zuerst Berlin, sondern Dresden und Prag angreifen. Heinrici blickte erstaunt zu General Krebs, aber der Generalstabschef stellte sich hinter Hitler und sagte, diese Möglichkeit sei nicht auszuschliessen. Während der gesamten Besprechung ging Hitler, von seiner Entourage unterstützt, über die ernstesten Probleme, die Heinrici zur Sprache brachte, hinweg und erging sich in beschönigenden Kommentaren. Gegen Ende der Audienz warf Heinrici die Frage auf, ob die Kampfkraft der Truppen das eröffnende Trommelfeuer des Angriffs überstehen und wo er Ersatz für die unvermeidlichen Verluste finden werde – der Verlauf der Schlacht hänge davon ab. Hitler erinnerte ihn an die von Luftwaffe, Marine und SS versprochenen Verstärkungen und fügte, auf die erste targe bezogen, hinzu: Heinrici müsse «Glauben und Zuversicht an die Truppe ausstrahlen. Wenn jeder diesen Glauben besitzt, wird diese Schlacht zur blutigsten Niederlage für den Feind und zum grössten Abwehrerfolg dieses Krieges werden.» Nachdem der Fliegeralarm vorüber war und Heinrici und Eismann nach längerem Warten die Reichskanzlei verlassen konnten, sassen sie schweigend im Auto, bis der General nur sagte: «So weit ist es mit uns gekommen.»<sup>31</sup>

Später, als die Schlacht um Berlin ihren Höhepunkt erreichte, sollte Heinrici in schwere Konflikte mit Hitlers militärischen Beratern im OKW geraten. Doch bereits sein Vortrag beim Diktator und seine Reaktion vom 6. April hatten gezeigt, wie ambivalent seine im Übrigen unveränderte Einstellung war. Er hielt Hitlers Entscheidungen für falsch und den Diktator für starrsinnig, fühlte sich aber gleichwohl verpflichtet, dessen Entscheidungen, sb gut er konnte, auszuführen. So wie er nach dem Krieg die Dinge sah (wobei man natürlich berücksichtigen muss, dass die Erinnerungen dem Zweck dienten, seine Handlungen zu rechtfertigen), hatte er eine patriotische Pflicht: Er hatte Deutschland zu verteidigen und nicht Hitler und den Nationalsozialismus. So führte er aus, was Gewissen und Erziehung ihm geboten, und trug ebendamit dazu bei, das Regime am Leben zu erhalten. Anders als Kesselring folgte er jedoch Speers Bitte, Hitlers Befehl der «verbrannten Erde» nicht in die Tat umzusetzen. Weiter jedoch ging sein Widerstand nicht. Das zeigte sich Mitte April, als Speer Heinrici in dessen Hauptquartier bei Prenzlau aufsuchte und ihn fragte,

ob er bereit sei, an der Ermordung Hitlers mitzuwirken. (Diese Frage war rein rhetorischer Art, weil Speer keinerlei tatsächliche Vorbereitungen für ein Attentat auf Hitler traf. Möglicherweise dachte er bei dem Thema schon an seine Verteidigung, sollte er demnächst beschuldigt werden, an den Verbrechen des Regimes mitgewirkt zu haben.) Heinrichs Antwort kam schnell und direkt. Persönlich, sagte er, fühle er sich Hitler und dessen Umgebung nicht verbunden, aber als Soldat habe er einen Treueid geschworen, und als Christ habe er gelernt: «Du sollst nicht töten». (Das Töten im Krieg war offenbar etwas anderes.) Er könne sich vorstellen, unter extremen Bedingungen den Gehorsam zu verweigern, zu dem er sich mit seinem Eid verpflichtet habe. «Aber als Soldat vor dem Feind, der angreift, den obersten Befehlshaber, dem ich Treue schwur, ermorden, das kann ich nicht!» Ausserdem glaube er, ein Attentat werde eine neue Dolchstosslegende heraufbeschwören. Speer stimmte dem zu. Es sah ein, dass sie in der Falle sassen und nur weitermachen konnten.<sup>32</sup>

Welche Einstellung die Generäle zu Hitler und dem Nationalsozialismus auch hatten, ob sie ihm fanatisch ergeben waren oder ihn verachteten, keiner von ihnen – und das galt auch für die meisten Soldaten, die unter ihrem Kommando standen – wollte, dass Deutschland den Krieg verlor, geschweige denn unter die Herrschaft der «Bolschewisten» geraten. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand, um eine solche Entwicklung zu verhindern, und das hatte zur Folge, dass sich der Krieg in die Länge zog und dass das Regime mit allem Leid, das es über die Menschen brachte, erhalten blieb. Die Hoffnung, dass aus dem Krieg doch noch etwas zu holen und Deutschland noch zu «retten» sei, überwog den Wunsch nach einem Ende nationalsozialistischer Herrschaft. Einige verspürten noch nicht einmal eine Entfremdung vom Nationalsozialismus und träumten weiterhin von einem Wunder, das geschehen könne. So zum Beispiel fragte Generaloberst Reinhardt, der wegen «Versagens» in Ostpreussen entlassen worden war und nun untätig in der Nähe von Würzburg sass, klaglich: «Wann, wie kommt die Rettung, an die wir immer noch glauben?» Eine Woche später, am 12. April, meinte er, wie übrigens Hitler und Goebbels auch, in Präsident Roosevelts Tod einen «Hoffnungsstrahl» zu sehen.<sup>33</sup>

Inzwischen blieb die tödliche Kriegsmaschinerie in Gang. Die Reserven waren erschöpft und Verluste an der Front nicht mehr aufzufüllen.<sup>34</sup> Es wurden weiterhin Befehle zur Ergreifung von «Versprengten» erteilt, um sie an die Front zurückzuschicken,<sup>35</sup> aber so gnadenlos Partei und Wehrmacht auch vorgingen, die Zahlen, auf die sie kamen, waren kaum ein Tropfen auf den heißen Stein. Ende Februar genehmigte Hitler, 6'000 kaum 16 Jahre alte Jungen des Jahrgangs 1929 einzuziehen, um die rückwärtigen Verteidigungslinien zu stärken; auch ein «Frauenbataillon» wurde aufgestellt.<sup>36</sup> Im April wurden die Jungen dann aber nicht hinter die Verteidigungslinien geschickt, sondern an die Front. Reichsjugendführer Artur Axmann erklärte sich Ende März bereit, aus der Hitlerjugend «Panzernahkampfteinheiten» zu rekrutieren. Anfang April wurde das erste Bataillon von 700 Hitler jungen mit Lastwagen in den Raum Gotha gebracht, wo sie als Nahkampfsoldaten russische Panzer abschiessen sollten.<sup>37</sup> Als die sowjetische Offensive begann, mussten sich 15- und 16-Jährige russischen Angriffen entgegenstellen. Noch als die Rote Armee bereits mitten in Berlin stand, versuchte die Waffen-SS, junge Deutsche anzuwerben.<sup>38</sup> Doch beileibe nicht alle jungen Deutschen mussten in die selbstmörderischen Kämpfe gepresst werden. Ob aufgrund der Indoktrination in der Hitlerjugend, aus Idealismus oder Abenteuerlust – jedenfalls gingen viele Jugendliche freiwillig an die Front, und manche waren selbst in diesem verzweifelten Stadium des Krieges zum letzten Opfer für ihr Land bereit.<sup>39</sup> Kaum einer wird auf das vorbereitet gewesen sein, -was auf ihn zukam. Die meisten Rekruten aus der Hitlerjugend waren keine zum Sterben fürs Vaterland bereiten Fanatiker, sondern verängstigte, desorientierte Jungen, die zum Kampf aufgerufen und oft sträflich für ein hoffnungslos gewordenes Vorhaben geopfert wurden.<sup>40</sup>

Inzwischen war Improvisation an der Tagesordnung. in Süddeutschland wurde der Volkssturm zu Strassen- und Schienenarbeiten herangezogen, damit die Truppen beweglich blieben. Die meisten Strassenarbeiter, so wurde erklärt, dienten inzwischen im Volkssturm. Die schnellstmögliche Errichtung von Panzersperren wurde angeordnet: durch «rückichtslosen und umfassenden Einsatz der gesamten Zivilbevölkerung». Die dürftige Bewaffnung der kämpfenden Truppe wurde teilweise ausge-



glichen durch die Auflösung und Verteilung der Wehrmachtsbestände, die sich in Depots am Weg des vorrückenden Feindes befanden. So quittierte die Heeresgruppe G in Württemberg dankend den Erhalt von grossen Beständen an Lederbekleidung und von 100'000 Paar Schuhen, um ausgetretenes Schuhwerk der Soldaten zu ersetzen.<sup>41</sup>

Erstaunlicherweise musste Hitler in der letzten Woche seines Lebens selbst den Befehl geben, Waggons mit Waffen- und Ausrüstungsbeständen, die seit über einer Woche auf Bahnhöfen standen, zu entladen und den Truppen zu übergeben.<sup>42</sup> Natürlich reichte das allenfalls, um Risse zu kitten. Aber es trug dazu bei, dass eine irgendwo kämpfende Einheit unter immer verzweifelteren Bedingungen doch weiter aktionsfähig blieb; zumindest der Schein musste gewahrt werden. Noch Mitte April wurde, in einem verlorenen Krieg und trotz des ausserordentlichen Mangels an Männern und Material, im Hof der Reichskanzlei eine Ausstellung der neuesten Waffenmodelle vorbereitet, Anlass war die an Hitlers Geburtstag am 20. April übliche Inspektion.<sup>43</sup>

Generalisierende Aussagen über die Mentalität einfacher Soldaten sind riskant. So unterschiedlich die politischen Einstellungen der Soldaten, Matrosen und Flieger im Einzelnen sein mochten, die grosse Mehrheit hat vermutlich einfach akzeptiert, dass ihnen nichts anderes blieb, als zu tun, was ihnen befohlen wurde: weiterkämpfen. Auch Besonderheiten der jeweiligen Front werden ihre Einstellungen beeinflusst haben. Mit ziemlicher Sicherheit waren die Soldaten, die im Osten der Roten Armee direkt gegenüberstanden – dort, wo der ideologische Konflikt am schärfsten ausgeprägt war – entschlossener weiterzukämpfen. Sie werden auch vielleicht noch eher an Hitler geglaubt haben als die Soldaten der sich auflösenden Truppenverbände an der Westfront. Wie repräsentativ der Heimatbrief ist, den ein Unteroffizier der in Kurland abgeschnittenen 12. Panzerdivision Anfang April verfasst hat, wissen wir nicht, aber er zeigt, dass nationalsozialistische Ideen in seiner Einheit noch immer aktuell waren: «Mancher wird in diesen kritischen Tagen den Krieg für verloren halten. Verloren aber ist der Krieg erst dann, wenn wir uns selbst aufgeben. Selbst wenn Deutschland kapitulieren würde, wäre damit der Krieg für uns been-

det? Nein, das Grauen würde erst richtig seinen Anfang nehmen, und wir hätten nicht einmal Waffen, um uns zu wehren. So lange wir aber noch Waffen und den festen Glauben an unsere gute Sache haben, ist nichts verloren. Ich glaube ganz fest an eine entscheidende Wendung. Die Vor-schung, die uns den Führer geschickt hat, wird nicht zulassen, dass all die furchtbaren Opfer umsonst waren und wird die Welt nie dem vernichtenden Terrof des Bolschewismus überlassen.»<sup>44</sup>

Es gab jedoch auch die entgegengesetzte Einstellung, selbst unter Soldaten im Osten. Von Mitte April stammende, nachdenkliche Tagebuch-eintragungen eines in Prag stationierten Unteroffiziers, der offensichtlich kein Nationalsozialist war, offenbaren eine kritische Distanz zum Re-gime, eine realistische Sicht auf die hoffnungslose Lage und ein Gespür dafür, dass das gegenwärtige Schicksal des Reichs eine Folge der Verbre-chen war, die Deutsche im Osten begangen hatten. Noch 10 Prozent der Soldaten, so schätzt der Tagebuchschreiber, glaubten an ein «technisches Wunder» und bezögen sich dabei auf Äusserungen von Hitler und Go-ebbels. Man spekuliere über die Kernspaltung und darüber, dass Deutsch-land eine Waffe solcher Gewalt besitze, dass sie England vom Antlitz der Erde tilgen könnte. Schlimmer als solches Gerede fand der Tagebuch-schreiber das Bedauern eines grossen Teils der Deutschen, dass Deutsch-land keine Waffe habe, mit der es alle seine Feinde auf einen Schlag ver-nichten könnte: «Wir ständen als die Sieger da!» An solchen Formulie-rungen sehe man, welches Ausmass an Brutalisierung und moralischem Verfall die NS-Erziehung produziert habe: «Dies Volk wird sich, was sein eigenes Schicksal anbelangt, über nichts zu beklagen haben.» Mehrfach habe er in den letzten Tagen gehört, dass ältere Soldaten, die die ersten zwei Jahre des Feldzugs in der Sowjetunion mitgemacht hatten, sagten, dass sich alle Schuld auf Erden räche. Sie betrachteten Berichte – die der Tagebuchschreiber zum Teil für übertrieben hielt – über Grausamkeiten, die Bolschewisten im Osten Deutschlands begangen hätten, als Beweis. «Viele denken mit Schaudern an die Dinge, die sie selbst sahen oder aus-führen mussten und die dem, was heute angeblich geschieht, zur Seite zu stellen sind – ‚Wir sind selbst schuld, wir haben es verdient‘ – das ist die bittere Erkenntnis, zu der manche sich durchringen.»<sup>45</sup>

Zwei Tage später äusserte sich der gleiche Soldat zu den Kämpfen in Mitteldeutschland und, anlässlich der Kapitulation Königsbergs, auch dazu, dass der deutsche Stadtkommandant in Abwesenheit zum Tode verurteilt und seine Familie verhaftet worden sei. Die Forderung der NS-Führung, jede Stadt und jedes Dorf bis zum letzten Mann zu verteidigen, lasse «keine Zweifel mehr über den fanatischen Willen und die Methode, mit denen man dem unmittelbar drohenden Zusammenbruch zu entgegen sucht. Jeder, der sich an der Verteidigung nicht beteiligt oder den verfügbaren Massnahmen entgegenhandelt, wird mit dem Tode bedroht.» Er jedoch glaube, die Zahl der Befürworter einer bedingungslosen Kapitulation werde steigen, und in den nächsten Tagen werde es zu Massendesertionen und Unruhen kommen. Die Zeichen wachsender Wut seien deutlich. Offen sagten die Leute, was sie früher für sich behalten hätten: «Die Einsicht in die wirkliche Lage und die Absichten unserer Führung wächst. [...] in diesen Tagen werden auch dem hartnäckigsten Optimisten die letzten Argumente aus der Hand geschlagen. Bald wird sich die Fortsetzung des Widerstands von niemandem und durch nichts mehr begründen lassen. Die Parole des heroischen Untergangs wird dann in ihrem nackten Wahnsinn der Gesamtheit des Volkes vor Augen treten.»<sup>46</sup>

So unterschiedlich Soldaten, die die Oderoffensive der Roten Armee erwarteten, politisch dachten, ein verbreitetes Motiv für die Fortsetzung des Kampfes war zweifellos die Verteidigung der Heimat gegen den verhassten Feind. Und was in der Hitze der Gefechte noch mehr zählte, war der Kameradschaftsgeist in der kämpfenden Truppe. Am wichtigsten aber wird der Überlebenswille gewesen sein. Den deutschen Soldaten war durchaus bewusst, dass sie von der Roten Armee nichts zu erwarten hatten, wenn sie in Kriegsgefangenschaft gerieten. Häufig wussten sie, manchmal aus erster Hand, welche Grausamkeiten die Deutschen im Osten begangen hatten. Womit sie zu rechnen hatten, war der Tod; bestenfalls endlose Zwangsarbeit irgendwo weit weg in der Sowjetunion.

Die Propaganda, die den Feind verunglimpft und die schreckliche Behandlung ausmalte, die jeder zu gewärtigen habe, wenn «die Bolschewisten» die Oberhand gewannen, wurde den Soldaten von nationalsozialisti-

schen Führungsoffizieren in anfeuernden Reden eingebläut, und besonders im Osten fiel das auf fruchtbaren Boden. Für die Soldaten, die in Nordwest-, Mittel- und Süddeutschland erbarmungslos zurückgetrieben wurden, gab es keinen so klaren Interessensstandpunkt. Die Furcht vor dem Feind war viel weniger ausgeprägt. Doch auch diesen Soldaten war die Vorstellung widerwärtig, dass ausländische Feinde deutschen Boden besetzten. Die Motive einer Gruppe von 14- und 15-jährigen Jungen, die aus dem Ruhrgebiet evakuiert worden waren und die sich Anfang April 1945 in Unterfranken freiwillig zur SS meldeten, waren gemischt. Die einen waren glühende Nationalsozialisten, andere suchten Kameradschaft und Abenteuer. Aber alle wollten sie «das Vaterland retten».<sup>47</sup> Auch in der Wehrmacht gab es noch immer glühende Nationalsozialisten, vor allem unter jüngeren Soldaten, auch wenn sie in der Minderheit waren. In einem Brief, der den Briten im April in die Hände fiel, schrieb ein in Niedersachsen stationierter Leutnant an seine Eltern in Westfalen: «Ich kann einfach nicht glauben, dass der Fjhrer uns zwecklos opfern wird. Niemand wird es gelingen, mir meinen Glauben an ‚Ihn‘ zu nehmen. Er ist mein Alles. [...] Wer weiss, welche Erfahrungen ich machen werde, bevor wir uns wiedersehen, docfi ich bin Offizier und werde freudig für mein Vaterland tun, was ich kann, mehr – sehr viel mehr – als die Pflicht verlangt.»<sup>48</sup> An Freiwilligen für den Einsatz als Selbstmordpiloten, die mit ihren Kampfflugzeugen alliierte Bomber rammen sollten, mangelte es nicht. Über 2'000 Männer meldeten sich sofort. Sie hatten ihre Heimat im Osten oder ihre Familien – durch Luftangriffe – verloren oder waren fanatische Nationalsozialisten. Die Kamikaze-Taktik blieb wirkungslos, die Selbstopfer waren sinnlos: Nur acht Bomber wurden auf diese Weise ausser Gefecht gesetzt, die Deutschen aber verloren 133 Flugzeuge und 77 Piloten.<sup>49</sup> Verbände der Waffen-SS waren noch immer erstaunlich motiviert, kämpften, dem Regime ergeben, mit vollem Einsatz und schreckten nicht davor zurück, Häuser, an denen die weisse Flagge wehte, in die Luft zu sprengen und die Menschen, die sie gehisst hatten, schweren Vergeltungsmassnahmen auszusetzen. In von Mensch zu Mensch unterschiedlichem Mass, je nach ideologischem Engagement, dem Sinn für kamerad-

schaftliche Pflichterfüllung, der Angst vor den Folgen eines unzureichenden Einsatzes und weil es einfach keine Alternative gab, fühlten sich die Deutschen zum Weiterkämpfen getrieben.<sup>50</sup>

Bis auf die vage Vorstellung, irgendwie trügen ihre Aktionen zur «Retung» Deutschlands bei, hatten die Soldaten im Westen wohl keine klaren Gründe, weswegen sie immer noch kämpften. Auch im Westen war Selbsterhaltung das stärkste Motiv, wie aus einer Untersuchung von 12'000 im März geschriebenen Briefen hervorgeht. In fast allen kam der Wunsch zum Ausdruck, nun auch noch die letzte Phase des Krieges überstehen und zur Familie zurückkehren zu können.<sup>51</sup>

Ein Eindruck von den Zerfallserscheinungen im Heer lässt sich aus den bereits zitierten Tagebuchnotizen von Leutnant Julius Dufner gewinnen. Im April war er bei Wermelskirchen im Bergischen Land stationiert, anschliessend bei Solingen, wo ihn Modells Befehl zur Auflösung der Heeresgruppe B erreichte. Am 13. April hörte er gerüchteweise, Soldaten hätten ihre Waffen weggeworfen; der Krieg im Westen sei vorbei. Truppen auf dem Rückzug würden von der Bevölkerung aufgefordert, die Waffen niederzulegen, man habe ihnen Unterkunft und Zivilkleidung angeboten. Zwei Tage später hiess es, Hitler, Göring und Goebbels seien erschossen worden oder hätten sich das Leben genommen. In Solingen hätten Einwohner Panzersperren niedergerissen; Wehrmachtsbestände seien unter der Bevölkerung verteilt worden. Kinder liefen mit Stahlhelmen umher, die Soldaten weggeworfen hätten. Und der Hass auf die Partei mache sich nun laut Luft: «Man betrachtet alles, was nach Partei riecht, als Freiwild.» Am 16. April hätten fast alle Soldaten Zivilkleidung getragen und so getan, als seien sie aus der Wehrmacht entlassen worden, obwohl noch gar kein entsprechender Befehl ergangen war. Ihr ranghöchster Offizier, ein Major in schlecht sitzendem Anzug und mit Sportmütze, habe keinerlei Gebrauch mehr von seiner Befehlsgewalt gemacht. Das letzte Munitionslager sei gesprengt worden. Einen Tag später, am 17. April, wurden in der zerstörten Innenstadt Solingens deutsche Kriegsgefangene auf Lastwagen verladen, Camel rauchende und Kaugummi kauende amerikanische GIs besetzten die Stadt, und der Offizier, weiterhin in Zivil, habe sich auf einem Fahrrad, das er gegen sein Motorrad und 100 Reichsmark einge-

tauscht hatte, in seine badische Heimat aufgemacht (wo er fast zwei Wochen später ankam).<sup>52</sup> Für ihn war der Krieg zu Ende. Andere Soldaten, vpr allem die, die nervös auf die Schlacht an der Oder warteten, hatten weniger Glück.

## IV

Im Westen befand sich das Regime nun im Stadium fortgeschrittener Auflösung. Propagandaberichte übermittelten Goebbels ein «alarmierendes» Bild der Demoralisierung. Die Menschen scheuten sich nicht länger, selbst Hitler schärf zu kritisieren, hätten auch keine Angst vor den Amerikanern. Wenn diese anrückten, wurden weisse Fahnen herausgehängt, sie wurden begeistert begrüßt und als Beschützer vor den Sowjets betrachtet. Oft wandte sich die Bevölkerung direkt gegen die deutschen Truppen, die weiterkämpfen wollten, was diese entsprechend deprimierte! Häufig kam es zu Plünderungen. Nicht nur «Defätismus» und Fatalismus waren weit verbreitet; viele sprachen auch von Selbstmord als festem Ausweg. Noch ganz im Stil des Nationalsozialismus verlangten die Menschen drastische Massnahmen gegen alle, die nun für Deutschlands Not verantwortlich gemacht wurden. Dabei verwiesen sie auf die harte Bestrafung der Soldaten, die bei der Sprengung der Brücke von Remagen versagt und den Amerikanern ermöglicht hätten, den Rhein zu überqueren. Diejenigen, die für den «katastrophalen Luftkrieg» verantwortlich waren, sollten nun ebenso behandelt werden. Manche forderten sogar die Todesstrafe für Göring. Allerdings gab es auch Menschen, die – wie Hitler selbst – glaubten, die Westfront sei wegen Verrats zusammengebrochen.<sup>53</sup>

Die Berichte, die Bormann erreichten, waren so negativ, dass er sich bei Ernst Kaltenbrunner, dem Chef der Sicherheitspolizei, in einem längeren Schreiben über den Ton eines «typischen SD-Berichts» beschwerte, der von wenigen Einzelfällen ausgehend diese verallgemeinere und ein trostloses Bild entwerfe. Er wolle nicht bestreiten, dass Teile der Bevölkerung – aber doch nicht *die* Bevölkerung – die Ankunft der Amerikaner begrüßt hätten, doch sei das der Unfähigkeit, dem Propagandaeffekt der

Feindsender zu begegnen und auch dem Glauben der Leute zuzuschreiben, dass der Krieg bald vorbei sei und sie endlich von den ständigen Luftangriffen erlöst wären. Bormann gab sich überzeugt, dass «in verhältnismässig kurzer Zeit – genau wie nach 1918 – eine sehr starke Ernüchterung um sich greifen» werde.<sup>54</sup>

Nach Ansicht von General Schulz, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G, hatten, wie er in einem Fernschreiben vom 8. April an Karl Wahl, den Gauleiter von Schwaben, schrieb, «die Kämpfe der letzten Tage [...] einwandfrei erwiesen, dass die Bevölkerung in der frontnahen Zone alle Mittel aufwendet, um die Soldaten von irgendwelchen Kampfhandlungen und Widerstand abzuhalten, um ihr Eigentum vor der Zerstörung zu schützen.» Als Gegenmassnahme forderte er die Evakuierung der Bevölkerung in kampfnahen Gebieten. Wahl war der Ansicht, dies treffe auf die Bevölkerung seines Gaus nicht zu.<sup>55</sup> Einige Tage später allerdings fügte er sich und befahl, beiderseits der Donau einen Streifen zu räumen, als vorbeugende Massnahme für den Fall, dass dieses Gebiet zur Kampfzone würde. Frauen und Kinder wurden angewiesen, ihre Wohnungen innerhalb von zwei Stunden zu verlassen und sich zu Fuss oder mit dem Fahrrad auf den Weg zu machen; andere Transportmittel stünden nicht zur Verfügung. Sie sollten Nebenstrassen benutzen, um die Hauptstrassen für Truppenbewegungen freizuhalten.<sup>56</sup> in vielen Teilen des Westens waren Räumungen, wie Goebbels erkannte, unmöglich: «Wir geben hier in Berlin Befehle, die unten praktisch überhaupt nicht mehr ankommen, geschweige denn, dass sie durchgeführt werden können. Ich sehe darin die Gefahr eines ausserordentlichen Autoritätsschwundes.»<sup>57</sup> Eine grosse unwillige Bevölkerung lässt sich nicht evakuieren, zudem fehlten Transportmittel. Zudem: Wohin sollte man die Menschen denn schicken? Die Räumungsbefehle des «Führers» liessen sich einfach nicht mehr durchführen und wurden stillschweigend übergangen.<sup>58</sup>

Nach dem Zusammenbruch in Ungarn und Österreich führte die Flucht Zehntausender vor den Sowjets zu einem Chaos im Süden. August Eigruher, Gauleiter von Oberdonau, beklagte sich bitter, dass sich die Gaue Bayreuth und München-Oberbayern weigerten, 15 Eisenbahnzüge mit etwa 100'000 Flüchtlingen aus Wien, der Unterdonau und Ungarn aufzu-

nehmen, und diese dem Gau Oberdonau, dessen Vorräte verbraucht seien, trotz Befehls das dringend benötigte Getreide nicht schickten. Die Züge mit den Flüchtlingen hätten einige Tage auf Nebengleisen gestanden. Der Gau München erklärte sich schliesslich bereit, seinen Anteil aufzunehmen. Auch der Gau Tirol wurde gezwungen, Flüchtlinge aufzunehmen, wobei Gauleiter Franz Hofer erklärte, für Deutsche werde er tun, was in seiner Macht stehe, für Ungarn, Kroaten und Slowenen aber könne er nichts tun. Die Ungarn wolle sowieso niemand aufnehmen. Gauleiter Fritz Wächtler in Bayreuth blieb stur bei Seiner Weigerung, in dieser Sache zu kooperieren. Vergeblich versuchte die Parteikanzlei, ihn zu einer Reaktion auf ihre Forderungen zu bewegen, und schickte schliesslich sogar einen Kurier, um eine Antwort zu bekommen. Wächtler hatte es auch unterlassen, die täglichen Lageberichte zu liefern, auf die der «Führer» angeblich so grossen Wert legte.<sup>59</sup> Seine mangelnde Bereitschaft oder Unfähigkeit – Bayreuth erlitt zu dieser Zeit heftige Luftangriffe –, sich den Befehlen aus Berlin zu fügen, war ein weiteres Zeichen für die fortschreitende Auflösung des Regimes.

Auch der Zusammenbruch des Nachrichtenwesens trug zur Schwächung der Zentralmacht bei. Ab Anfang April war es fast unmöglich, die Verbindung zwischen Berlin und den süddeutschen und österreichischen Gauen aufrechtzuerhalten. Zur Beförderung dringender Nachrichten wurde vorgeschlagen, einen Kurierdienst per Motorrad einzurichten. So gross war die «Nachrichtenkalamität» noch nie gewesen.<sup>60</sup> Wo die Nachrichtenwege noch funktionierten, lieferten sie eine endlose Flut neuer Erlasse und Weisungen aus der Feder Bormanns, die Goebbels als «durchaus nutzloses Zeug» bezeichnete; die Gauleiter, die kaum Zeit hatten, sie alle zu lesen, ignorierten sie zumeist. Der Propagandaminister tat Bormanns Bemühungen verächtlich ab: Der mache aus der Parteikanzlei eine «Papierkanzlei».<sup>61</sup>

Einen Eindruck, wie gross der Realitätsverlust bei den unteren Chargen der Partei gegen Ende war, vermittelt eine Anweisung des Kreisleiters von Freiberg in Sachsen vom 28. April: «Nachdem jetzt eine gewisse Stabilisierung der Lage eingetreten ist», schrieb er (zwei Tage vor Hitlers Selbstmord), «ist es notwendig, sich wieder intensiv der Parteiarbeit zu-



zuwenden.» Es folgte eine umfangreiche Liste von zu erledigenden Aufgaben und Pflichten.<sup>62</sup>

Schon bevor Wien an die Rote Armee fiel, befand sich die Partei dort in desolatem Zustand. Es gab Berichte über die rebellische Stimmung in der Arbeiterschaft (die sich darin zeigte, dass im Untergrund operierende kommunistische Gruppen versuchten, den Einmarsch der Sowjettruppen zu unterstützen) und über die starke Feindseligkeit gegen die Partei. Funktionäre wurden beleidigt, man spuckte sie an, und nach Bombenangriffen trauten sie sich nur bewaffnet auf die Strasse. Gegen Gauleiter Baldur von Schirach (den ehemaligen Führer der Hitlerjugend) und Hitler hagelte es heftige Kritik. Besonders Frauen sollen sich in diesem Zusammenhang hervor getan und Soldaten sogar zur Meuterei aufgestachelt haben.<sup>63</sup>

Goebbels konnte noch immer (nicht zuletzt Hitler zuliebe) behaupten, die Aktivitäten des «Werwolf» zeigten eine Rückkehr des revolutionären Geists der «Kampfzeit» vor der «Machtergreifung» von 1933.<sup>64</sup> Er forderte weiterhin radikale Massnahmen und handelte selbst ohne Zögern und mit aller Härte. Als im Berliner Vorort Rahnsdorf 200 Männer und Frauen Bäckereien stürmten, um Brot zu beschaffen, hielt er den Vorfall für ein Symptom innerer Schwäche und beginnenden Defätismus. Derlei musste erstickt werden, mit härtesten Mitteln. Ein Mann und zwei Frauen wurden als Rädelsführer herausgegriffen und am Nachmittag desselben Tages vom «Volksgerichtshof» zum Tode verurteilt. Eine Frau wurde von Goebbels begnadigt, die beiden anderen Rädelsführer noch in der Nacht enthauptet. Plakate, Radiosendungen und eine vom Kreisleiter einberufene Versammlung veröffentlichten Urteil und Hinrichtung und sollten verhindern, dass sich der Vorfall wiederholte. «So muss man vorgehen, wenn man in einer Millionenstadt Ordnung halten will.»<sup>65</sup>

Doch Goebbels wusste, dass kein noch so schonungsloses Vorgehen die Tatsache verbergen konnte, dass die Partei zerfiel. Die ständigen Propagandaparolen, «bis zum Letzten durchzuhalten» und Städte und Dörfer zu verteidigen, standen in Widerspruch zum Verhalten vieler Parteifunktionäre, die sich beim Nahen des Feindes aus dem Staub machten. Ständig schickte die Parteikanzlei Mahnungen an die Parteifunktionäre, der Be-

völkerung mit gutem Beispiel voranzugehen. Der «Führer» erwarte, dass sie die Lage in ihren Gauen schnell und mit äusserster Strenge meisterten, schrieb Bormann Mitte April. Auch die Bezirksleiter seien anzuhalten, entsprechend zu verfahren. «Die Führernaturen haben alle hemmenden Brücken abgebrochen und sind von äusserster Einsatzbereitschaft», fügte er hinzu, «die Ehre jedes Einzelnen ist so viel wert wie seine Standhaftigkeit, seine Einsatzbereitschaft und seine Taten.»<sup>66</sup> Der Appell stiess zu meist auf taube Ohren: «Die schlechten Beispiele, die seitens der Partei geliefert werden, haben auf die Bevölkerung ausserordentlich abstossend gewirkt», notierte Goebbels Anfang April, ihr Kredit sei weitgehend verspielt.<sup>67</sup> Einige Tage später räumte er einj das Verhalten der Gau- und Kreisleiter im Westen habe zum massiven Vertrauensverlust gegenüber der Partei geführt. «Die Bevölkerung glaubte erwarten zu können, dass unsere Gauleiter in ihrem Gau kämpfen und, wenn nötig, in ihm fallen. Das ist in keinem Falle der Fall gewesen. Infolgedessen hat die Partei im Westen ziemlich ausgespielt.»<sup>68</sup>

Verschiedene Gauleiter (und ebenso viele Kreisleiter und untergeordnete Parteifunktionäre) liessen die Menschen in ihren Gebieten einfach im Stich und setzten sich ab.<sup>69</sup> Sehr zu Goebbels' Ärger hatte Josef Grohé, der Gauleiter von Köln-Aachen, im März, bei der Verteidigung seines Gaus gegen die voifrückenden Amerikaner, versagt und, noch bevor es Fluchtbewegungen in der Bevölkerung gab, mit seinem Stab in einem Motorboot das Weite gesucht. Einige wenige Mitarbeiter liess er in Bensberg, löste am 8. April seine Gauverwaltung auf, begab sich ins Hauptquartier von Feldmarschall Model und hängte eine Woche später seine Uniform an den Nagel, um sich auf die vergebliche Suche nach seiner Familie in Mitteldeutschland zu machen.<sup>70</sup> Gauleiter Albert Hoffmann bereitete Anfang April seinen Rückzug vor, dabei hatte er noch in den Wochen zuvor in seinem Gau Westfalen-Süd versucht, jedes Anzeichen von zusammenbrechender Moral und «Defätismus» mit «äusserster Strenge» zu bekämpfen und hatte persönlich die Sprengung mehrerer Brücken befohlen, obwohl Speer der Meinung gewesen war, er werde dessen Appell zur Vermeidung unnötiger Zerstörungen unterstützen. Hoffmann fuhr ins Hauptquartier von Models Heeresgruppe B und wurde danach in den Bü-

ros seines Gaus selten gesehen. Ohne Absprache mit Hitler oder Bormann kündigte er auf einer Besprechung mit seinem Kreisleiter am 13. April die Auflösung der NSDAP im Gau Westfalen-Süd an, floh am gleichen Abend und verschwand; Mitte Mai schliesslich tauchte er als Landarbeiter verkleidet bei seiner Familie wieder auf.<sup>71</sup> Gauleiter Koch, der Ostpreussen jahrelang mit eiserner Faust regiert hatte und wegen seiner verspäteten, zudem schlecht organisierten Evakuierung der Bevölkerung im Januar verhasst war, gab noch im April in seiner belagerten Provinzhauptstadt Parolen aus wie «Der Sieg ist unser – Königsberg wird das Grab der Bolschewisten».<sup>72</sup> Gleichzeitig aber traf er Vorbereitungen, sich und seine Familie samt Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Am 25. April verliess er Ostpreussen im Flugzeug – endgültig und kurz bevor die Rote Armee den Pillauer Hafen besetzte und das Schicksal der 100'000 im Samland gestrandeten Flüchtlinge besiegelt war. Von der Halbinsel Hela aus begab er sich auf den Eisbrecher *Ostpreussen*, anscheinend mit seinem Mercedes, und setzte nach Dänemark über, um weiterzureisen nach Flensburg, wo er vergeblich ein U-Boot verlangte, das ihn nach Südamerika bringen sollte.<sup>73</sup>

Dies mögen die krassesten Fälle flüchtiger «Goldfasane» der Partei gewesen sein, doch nur wenige Gauleiter waren bereit, in den «heldenhaften» Tod zu gehen, wie es das Bild des führenden nationalsozialistischen «Kämpfers» forderte. Nur zwei von 43 amtierenden Gauleitern, Karl Gerland von Kurhessen und der wegen seiner Brutalität berüchtigte Karl Holz in Franken, starben kämpfend auf ihrem Posten.<sup>74</sup> Holz' letzter, am späten Abend des 17. April abgeschickter Bericht aus Nürnberg lieferte ein düsteres Bild der Lage in der Stadt (die negativsten Abschnitte waren durchgestrichen, vielleicht vom Münchener Büro der Parteikanzlei). Den Truppen, aufgrund der Überlegenheit des Feindes völlig erschöpft, fehlte es an allem; unübersehbar die Moral der «Versprengten». Eine Gruppe von etwa 30 Mann war mit weissen Fahnen auf den Feind zugegangen und starb im Maschinengewehrfeuer ihrer eigenen Leute. Derweil hockte die Bevölkerung, in ihr Schicksal ergeben, abwartend in Kellern und Bunkern. Stolz berichtete Holz, er habe einige Mitarbeiter losgeschickt, um

Werwolf-Einheiten zu organisieren; sein Gau habe es geschafft, innerhalb weniger Wochen aus der Hitlerjugend panzerbrechende Soldaten zu machen, die tapfer gekämpft hätten, wenn auch mit hohen Verlusten, sodass ein Bataillon fast vollständig «aufgerieben» worden sei. Er und der Nürnberger Bürgermeister Willi Liebel hätten sich entschlossen, in Nürnberg zu bleiben, wollten lieber kämpfen als die Stadt verlassen.<sup>75</sup> Am nächsten Tag wurde Nürnberg unter Beschuss genommen.

Für sein Telegramm an Hitler, in dem er erklärte, dass sein Herz in diesen Stunden mehr denn je «in Liebe und Treue zu Ihnen und dem wundervollen Deutschen Reich und Volk» schlage und dass die Idee des Nationalsozialismus siegen werde, wurde Holz das Goldene Kreuz des Deutschen Ordens verliehen, die höchste Auszeichnung von Partei und Staat. Am 19. April, kurz vor Mitternacht, telegraphierte Holz erneut an Hitler – zum letzten Mal: «Unsere Treue, unsere Liebe gehören Ihnen, mein Führer.» Und er sandte seine Glückwünsche zu Hitlers Geburtstag (am folgenden Tag). Er weigerte sich, an Kapitulation zu denken, und drohte auch jetzt noch, jeden erschiessen zu lassen, der eine weisse Fahne herabhängt. Am 20. April ergab sich die «Stadt der Reichsparteitage». Holz hatte gerade den örtlichen SA-Führer losgeschickt, der Hitler berichten solle, man habe die Stadt «bis zum letzten Mann» verteidigt, und seine allerletzte Amtshandlung war schliesslich der Befehl an einige SS-Männer in seiner Begleitung, das Feuer auf Polizisten zu eröffnen, die zu den Amerikanern überlaufen wollten. Bis zum Schluss Fanatiker durch und durch, kämpfte Holz mit einigen Getreuer! in den Ruinen des Polizeipräsidiums weiter, bis er getötet wurde.<sup>76</sup>

Beispielhaft, als fürwahr nationalsozialistischer «Held» verhielt sich Gauleiter Karl Hanke im belagerten Breslau. Die Lage dort hatte sich von Tag zu Tag verschlechtert, und seit Anfang April war der Flugplatz Gandau verloren – die Stadt konnte also nicht einmal mehr aus der Luft versorgt werden. Mit Planierdraht wurden ganze Strassenzüge abgeräumt, um eine Notlandebahn zu schaffen. Die Lebensbedingungen der noch immer über 200'000 Menschen zählenden Bevölkerung waren unbeschreiblich und schier unerträglich. Am Ostermontag, dem 2. April, löschten ununterbrochene Luftangriffe praktisch die gesamte Innenstadt

aus,<sup>77</sup> der fürchterliche Preis für Hanks Entscheidung vom Januar, die «Festung Breslau» bis zum Letzten zu verteidigen.

Nach «heroischem» NS-Muster war er ein unbezähmbarer Geist, der es ablehnte, sich zu ergeben. Zu dessen grösster Freude ehrte Hitler auch diesen Gauleiter wegen seiner persönlichen Führung der Verteidigung Breslaus mit dem Goldenen Kreuz des Deutschen Ordens.<sup>78</sup> Mitte April schrieb auch Albert Speer an ihn, um ihm überschwänglich zu danken «für alles, was Du für mich getan» hast, und ihn zu loben für seine «Leistungen als Verteidiger von Breslau», mit denen «Du Deutschland heute schon viel gegeben hast. [...] Dein Beispiel», fuhr Speer fort, «jetzt in seiner Grösse noch nicht erkannt, wird später genau so unschätzbar hohen Wert für das Volk haben, wie nicht viele Helden der deutschen Geschichte.» Er bedauere ihn nicht, schloss Speer, denn: «Du gehst einem schönen und würdigen Abschluss Deines Lebens entgegen.»<sup>79</sup> Der «Held» hatte jedoch nicht vor, mit der Stadt unterzugehen, die er zur nahezu vollständigen Zerstörung verurteilt hatte. Am 5. Mai, einige Stunden bevor Breslau kapitulierte, flüchtete Hanke in einer Fieseler Storch, wahrscheinlich dem einzigen Flugzeug, das von der improvisierten Landebahn in der Stadt abhob.<sup>80</sup>

## V

Die widerwärtige Botschaft, die Bormann am 1. April in Hitlers Namen an die Parteimitglieder schickte, war mit ihrem Aufruf zum Kampf bis zum letzten Mann und dessen rücksichtsloser Durchsetzung ein deutliches Zeichen für die zunehmende Verzweiflung der Parteiführung:

«Nach dem Zusammenbruch von 1918 verschrieben wir uns mit Leib und Leben dem Kampfe um die Daseinsberechtigung unseres Volkes. Jetzt ist die höchste Stunde der Bewährung gekommen: die Gefahr erneuter Versklavung, vor der unser Volk steht, erfordert unseren letzten und höchsten Einsatz. Von jetzt an gilt: Der Kampf gegen den ins Reich eingedrungenen Gegner ist überall mit aller Unnachgiebigkeit und Unerbittlichkeit zu führen. Gauleiter und Kreisleiter, sonstige politische Leiter und

Gliederungsführer kämpfen in ihrem Gau und Kreis, siegen oder fallen. Ein Hundsfott, wer seinen vom Feind angegriffenen Gau ohne ausdrücklichen Befehl des Führers verlässt, wer nicht bis zum letzten Aterfzuge kämpft. Er wird als Fahnenflüchtiger geächtet und behandelt. Reisst hoch die Herzen und überwindet alle Schwächen. Jetzt gilt nur noch eine Parole: Siegen oder fallen. Es lebe Deutschland. Es lebe Adpfl Hitler.»<sup>81</sup>

Es war ein kaltschnäuziger Versuch, das Ruder in der letzten Stunde herumzureissen. Ausrichten konnte er nichts, mit der militärischen Niederlage rückte der Zusammenbruch jeden Tag unerbittlich näher. Aber als die Macht des Regimes zerfiel, setzte Bormann den Ton für die steigende Welle ungezügelter Gewalt gegen dessen erklärte Feinde.

Selbst hochrangige Vertreter des Regimes waren gegen das Gift dieser Gewalt nicht gefeit. Gauleiter Fritz Wächtler – schon bald nach seinem Parteieintritt 1926 ein prominenter NSDAP-Funktionär in Thüringen, 1933 Innenminister in Thüringen, seit 1935 Gauleiter der Bayerischen Ostmark und 1944 zum SS-Obergruppenführer befördert – hatte, wie wir sahen, gegen Ende der ersten Aprilwoche auf Schreiben der Parteikanzlei nicht reagiert. Vielleicht deshalb glaubten Bormann und Hitler der bösarigen Nachricht seines Stellvertreters, Wächtler habe seinen Gau im Stich gelassen. Ob technische Kommunikationsprobleme Wächtler daran hinderten, das Führerhauptquartier über seinen Aufenthaltsort zu informieren, wissen wir nicht; sicher steckte er zu diesem Zeitpunkt in grossen Schwierigkeiten. Bayreuth, der Sitz seiner Gauverwaltung, war Anfang April dreimal schwer bombardiert worden und glich Mitte des Monats einer Geisterstadt. Die meisten Volkssturmeleute, die zur Verteidigung der Stadt mobilisiert worden waren, ebenso der Kreisleiter und seine Mitarbeiter, flohen, bevor in der Nacht des 13. April amerikanische Panzer am Stadtrand auftauchten. Damit hatte die Partei ihre Macht in der Stadt aufgegeben, die nur noch von 200 Soldaten unter der Führung eines «Kampfkommendanten» verteidigt wurde.

Auch Wächtler setzte sich samt seinen Mitarbeitern zu dieser Zeit heimlich aus Bayreuth ab und quartierte sich in einem Hotel im oberpfälzischen Herzogau, einem Stadtteil der kleinen Stadt Waldmünchen nahe

der tschechischen Grenze, ein. Wahrscheinlich hatte er seinen Kommandoposten nur verlegt, war gar nicht desertiert. Doch sein Stellvertreter und langjähriger Rivale Ludwig Ruckdeschel, der seinen Standort ebenfalls gewechselt hatte und jetzt in Regensburg sass, sah die Sache anders. Er muss mit dem Führerhauptquartier in Berlin Kontakt aufgenommen und Wächtler der Fahnenflucht beschuldigt haben. Früh am Morgen des 19. April fuhren Ruckdeschel und eine Abteilung von 35 SS-Männern vor Wächtlers Hotel vor. Ruckdeschel ignorierte Wächtlers Aussage, er habe seinen Amtssitz nach Waldmünchen verlegt, um den Widerstand von dort aus zu organisieren, und verkündete ohne zu zögern das Todesurteil. Wächtler schrie: «Hundsgemeiner Verrat», wurde abgeführt, an den nächsten Baum gestellt und schliesslich von einem Erschiessungskommando hingerichtet. Ruckdeschel gab bekannt, Wächtler sei aus der NSDAP ausgestossen und wegen Feigheit im Angesicht des Feindes hingerichtet worden; jedem «Schuft und Verräter», der sich ebenso verhalte, drohe das gleiche Schicksal.<sup>82</sup>

Wenn gewöhnliche Bürger dem Regime folgten, war das eine rationale, aus berechtigter Angst vor sofortigen willkürlichen Vergeltungsmassnahmen erklärliche Verhaltensweise. Wer nur das geringste Anzeichen des Widerstands gegen den Todeswunsch des Regimes, das sinnlose «Durchhalten» um jeden Preis, erkennen liess, begab sich in grosse Gefahr. «Aus einem Haus, aus dem eine weisse Fahne erscheint», so ein Befehl Himmlers vom 3. April, «sind alle männlichen Personen zu erschiessen.» Damit reagierte er auf eine über das OKW an ihn weitergeleitete Empfehlung der Partei, Häuser, aus denen weisse Fahnen hingen, niederbrennen zu lassen.<sup>83</sup> Am 12. April gab das Oberkommando der Wehrmacht einen von Keitel, Himmler und Bormann unterzeichneten Befehl heraus, dass jede Stadt bis zum letzten Mann zu verteidigen sei. Alle Angebote oder Versprechen, die der Feind für den Fall einer Kapitulation mache, seien zurückzuweisen. Der jeweils ernannte «Kampfkommandant» sei für die Verteidigung persönlich verantwortlich. Auf Nichtbefolgung dieses Befehls stehe die Todesstrafe. in Nürnberg hat Karl Holz, Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar für Franken, diesen Befehl in einer eigenen Version veröffentlicht: «Jeder Verräter oder jede Verräterin, die weis-

se Fahnen hissen, verfallen unweigerlich dem Tode und werden aufgehängt. Jedes Haus, an dem weiße Fahnen hängen, wird gesprengt oder niedergebrannt. Dörfer, die gemeinsam weiße Fahnen hissen, werden niedergebrannt »<sup>84</sup>

Trotz derart kompromissloser Befehle, die durch gnadenlosen Terror unterstützt wurden (auch wenn die Drohung, ganze Dörfer niederzubrennen, anscheinend nie wahr gemacht wurde), regte sich Widerstand. Nur wenige hatten die Absicht, ihr Leben in sinnlosem «Heldentum» zu beenden oder zuzusehen, wie ihre Häuser und Arbeitsplätze in die Luft gesprengt wurden. Ob sie die schlimmsten Zerstörungen verhüten konnten, hing an örtlichen Bedingungen und am Verhalten der jeweiligen Machthaber. Nicht alle Vertreter des untergehenden Regimes in bedrohten Gebieten – Staatsbeamte, Parteifunktionäre, Stadtkommandanten, die die militärische Hoheit über einen Ort hatten – verhielten sich gleich. In den westlichen Gebieten entschieden häufig lokale Machtkämpfe darüber, ob eine Stadt kampflos übergeben wurde oder unterging.<sup>85</sup> Viele Bürgermeister und auch lokale Parteiführer verhielten sich verantwortlich und lehnten Forderungen nach Fortsetzung der Kanjipfhandlungen ab. Wenn allerdings Desperados – gewöhnlich Parteifanatiker oder SS-Leute – an einem Ort die Oberhand gewannen, konnte das brutale Vergeltungsmassnahmen nach sich ziehen. Andernorts hielten regimetreue Eiferer die Hebel der Macht noch in der Hand und verurteilten die Bewohner der jeweiligen Stadt in den letzten Stunden vor deren Eroberung – und bevor sie selbst sich in letzter Minute absetzten – zu Tod und Vernichtung. Ein klares Muster gab es nicht.

In vielen östlichen Gebieten, wo ein derart gefürchteter Feind im Anmarsch war, stellte sich die Frage nicht, ob eine Stadt kampflos übergeben werden sollte; sobald der Feind sich näherte, brach Panik aus und wilde Flucht – meistens nachdem die Vertreter der Partei, die wussten, was sie erwartete, wenn sie den Sowjets in die Hände fielen, sich bereits abgesetzt hatten. Ein Beispiel für viele bietet Cottbus in Brandenburg. Fast die ganze Stadtbevölkerung floh in den Tagen vor Beginn des sowjetischen Angriffs am 21. April nach Westen. In den frühen Morgenstunden des



nächsten Tages zogen alle regulären Truppen, einschliesslich einer SS-Panzereinheit, ab und zerstörten auf ihrem Rückzug die Brücken. Nur der Volkssturm und ein paar «Versprengte» blieben übrig, um die Stadt zu verteidigen. Die letzten 200 Volkssturmlaute flohen noch am gleichen Tag. Das sei das Letzte gewesen, was er von der deutschen Wehrmacht zu Gesicht bekommen habe, so ein Augenzeuge. Auch der Kreisleiter der Partei verschwand. Der «Festungskommandant» in Cottbus sah ein, dass die Stadt ohne reguläre Truppen nicht zu verteidigen war. Diese Einsicht und die Geschwindigkeit, mit der die Rote Armee vorrückte, hatten zur Folge, dass der letzte Akt schnell und ohne weitere Kämpfe und zusätzliche Zerstörungen vonstattenging. (Allerdings steckten sowjetische Soldaten Häuser in Brand, in denen sie NS-Symbole fanden.)<sup>86</sup>

Das Schicksal eines Dorfes oder einer Stadt hing sehr von der Einstellung des «Kampfkommandanten» und vom Verhalten prominenter Bürger ab. Die hübsche Universitätsstadt Greifswald hinter der Pommerschen Küste hatte Glück und blieb unversehrt. Der Rektor der im 15. Jahrhundert gegründeten Universität und eine kleine Gruppe von Professoren und prominenten Bürgern konnten den «Kampfkommandanten» zur kampflosen Übergabe der Stadt an die Sowjets bewegen, obwohl der Kreisleiter auf Verteidigung bestand, selbst wenn die Rote Armee damit nur eine Stunde lang aufgehalten würde. Doch ohne die Unterstützung des Kampfkommandanten (der die Bürger aufforderte, weisse Fahnen aus ihren Wohnungen herauszuhängen) waren die örtlichen Parteifunktionäre machtlos.<sup>87</sup>

Mehr Möglichkeiten als in den östlichen Gebieten des Regimes bot der Machtzerfall Bürgern in Westdeutschland. Gruppen, an denen oft Frauen führend beteiligt waren, die manchmal auch von lokalen Honoratioren wie Pfarrern oder Ärzten angeführt wurden, ergriffen trotz des Terrors Initiativen, um die Zerstörung ihrer Heimatstadt zu verhindern. Wenn sie Glück hatten, unterstützte sie der Bürgermeister oder andere Beamte, vielleicht auch der Kampfkommandant.<sup>88</sup> Es kam sehr auf die betreffenden Persönlichkeiten an, auf ihre Handlungsbereitschaft sowie die Haltung örtlicher Parteifunktionäre, auf Präsenz oder Nichtpräsenz von SS-Mannschaften oder Wehrmachtseinheiten, die auf Terror gegen vermeintliche «Defätisten» bestanden. In Stuttgart liess sich Bürgermeister Karl Strölin,

selbst Nationalsozialist, von Honoratioren, die mit den Nationalsozialisten nie gemeinsame Sache gemacht hatten, dazu überreden, die Forderungen von Württembergs fanatischem Gauleiter Wilhelm Murr zu übergehen, der entschlossen war, weiterzukämpfen und jeden zu bestrafen, der ihm in den Weg trat. Strölin gewann die Unterstützung des Vorgesetzten des neuen Kampfkommandanten und durch diesen den regionalen Wehrmachtskommandeur und nahm geheime Verhandlungen mit den Alliierten auf. Am 22. April wurde Stuttgart kampfflos übergeben.<sup>89</sup>

Gelegentlich konnte das Schlimmste durch direkte Aktionen verhindert werden. Im malerischen Bad Windsheim in Unterfranken protestierten Anfang April 200 bis 300 Frauen, viele mit ihren Kindern, gegen die Entscheidung des Wehrmachtskommandanten, den Ort gegen die heranrückenden starken amerikanischen Streitkräfte zu verteidigen – es war eine der spektakulärsten Demonstrationen gegen die Zerstörung der Städte, die von Frauen angeführt wurden.<sup>90</sup> Nach einer spannungsgeladenen Konfrontation fiel Bad Windsheim schliesslich ohne totale Zerstörung und hohe Verluste an Menschenleben an den Feind. Solche mutigen Proteste hatten jedoch nicht immer Erfolg. Im südbadischen Lahr überredete eine grosse, rebellisch gestimmte Gruppe von Frauen, die Hitler und die Partei beschimpften, eine Delegation städtischer Beamter, den örtlichen Wehrmachtskommandanten aufzusuchen und ihm eine kampflose Übergabe der Stadt abzuverlangen. Die auf die Rückkehr der Delegation wartenden Frauen hissten in der ganzen Stadt weisse Fahnen und läuteten die Glocken zum Zeichen der Kapitulation. Ihre Hoffnungen waren verfrüht. Die Delegation kam mit leeren Händen zurück. Der SS-Kommandant bestand auf der Verteidigung von Lahr und warnte die Frauen: Wenn die weissen Fahnen nicht bis zum Abend beseitigt seien, werde er seinen Männern befehlen, das Feuer auf die Bevölkerung zu eröffnen. Die Stadt wurde nicht übergeben; die ganze Nacht tobten die Kämpfe, bis sie an die Franzosen fiel, die Häuser und Läden plünderten. Die SS, sagten sie, habe sich in Frankreich schlimmer verhalten.<sup>91</sup>

Aktionen mit dem Ziel, (wenigstens nutzlose Zerstörungen zu verhindern, wenn schon alles verloren war, konnten drastische Reaktionen pro-

vozieren. Hunderte deutsche Bürger fielen in diesen letzten Wochen der unkontrollierten Gewalt des NS-Regimes zum Opfer; ohne Weiteres lassen sich zahlreiche Beispiele anführen.<sup>92</sup> Im Gefolge der Frauendemonstration in Bad Windsheim etwa wurde eine Frau fälschlicherweise (vielleicht weil sie eine bekannte Gegnerin der NSDAP war) von einem Einsatzkommando der Gestapo in Nürnberg als Rädelsführerin beschuldigt und vor Mann und Tochter kaltblütig erschossen. Der Leiche wurde ein Schild umgehängt, das sie als Verräterin denunzierte.<sup>93</sup> in Schwäbisch Gmünd liessen Kreisleiter und Kampfkommandant am 19. April kurz vor Mitternacht zwei Männer hinrichten, nur wenige Stunden bevor die Amerikaner, ohne einen Schuss abzugeben, in die Stadt einrückten. Der eine war ein bekannter NS-Gegner – schon 1933 war er wegen der Verteilung von Flugblättern verhaftet und ins KZ eingewiesen worden, von wo er auffällig verändert und psychisch gestört zurückkam. Der andere war früher Soldat und nach einer schweren Verwundung nicht mehr «fronttauglich». in einem hitzigen Streit über die Frage, ob die schöne Stadt mit ihrem mittelalterlichen Münster kampflös übergeben oder weitergekämpft werden sollte, sollen die beiden, vielleicht unter dem Einfluss von Alkohol, geschrien haben: «Nieder mit Hitler [...] es lebe Stauffenberg.» Sie wurden spätabends aus ihren Polizeizellen herausgeholt, in einen Wald am Stadtrand gebracht und erschossen. Die Parteiführer im Ort versicherten, solange sie die Macht hätten, würden ihre alten Gegner ihren Untergang nicht erleben. Während die Morde ausgeführt wurden, trafen der Kreisleiter und seine Getreuen Vorbereitungen für ihre Flucht.<sup>94</sup>

Ein extremer Fall war die willkürliche Erschiessung von vier Zivilisten, darunter auch ein Pastor, in einem Vorort von Heilbronn am 6. April. Kreisleiter Richard Drauz und eine Gruppe von Fanatikern (drei von ihnen waren beim Volkssturm) fuhren auf ihrer Flucht vor den anrückenden Amerikanern eine Strasse entlang, in der aus mehreren Häusern weisse Fahnen hingen. Wutentbrannt liess Drauz den Wagen halten und befahl seinen Männern: «Raus, erschiessen, alles erschiessen!» in minutenlangem Rausch schossen seine Komplizen ihre Opfer, Männer und Frauen, ohne Ansehen der Person nieder, andere entgingen ihnen nur um Haaresbreite. Dann fuhren sie davon.<sup>95</sup>

Nicht alle fielen willkürlichen Erschiessungen oder Einsatzkommandos zum Opfer, auch die scheussliche summarische Justiz der «fliegenden Standgerichte» forderte ihren Tribut. Ein solcher mobiler Gerichtshof fuhr in einem grauen Mercedes unter der Leitung von Major Erwin Helm – einem «Berserker eigener Qualität», der stolz war auf eine frühere Kopfverletzung, durch die man sein Gehirn pulsieren sah – in Süddeutschland umher. Ende März kamen sie durch das Dorf Zellingen in Unterfranken, wo der Befehlshaber des örtlichen Volkssturmbataillons, ein Arzt, Helms Trupp auf Karl Weiglein aufmerksam machte. Weiglein war ein 60 Jahre alter Bauer, der eine Rede, die das Bataillon zu vermehrten Anstrengungen anzufeuern suchte, sarkastisch kommentiert und später bemerkt haben sollte, die für die Sprengung der nahen Mainbrücke Verantwortlichen gehörten aufgehängt. Helms reagierte augenblicklich: Noch bevor er Genaueres über die Vorfälle gehört hatte, war er entschlossen, Weiglein hinzurichten. Als ihm die Beratungen des eilends zusammengestellten Standgerichts – in dem es keinen Verteidiger gab – zu lange dauerten, drohte Helm, die Strafe selbst zu verkünden, und traf, während das «Gericht» tagte, Vorbereitungen für die Hinrichtung. Sobald die unvermeidliche Todesstrafe verkündet war, hängte er Weiglein einen Zettel um den Hals, mit der Aufschrift: «Wegen Sabotage der Wehrmacht und Meuterei zum Tode verurteilt». in einem Anfall von Sadismus wurde Weiglein am Ast eines Birnbaums direkt unter dem Fenster seines Bauernhauses erhängt, während seine von Entsetzen gepackte Frau mit Schmähungen überhäuft wurde.<sup>96</sup>

Walter Fernau, nationalsozialistischer Führungsoffizier und Mitglied von Helms Einsatzgruppe, die Weiglein angeklagt und die Todesstrafe verlangt hatte, rechtfertigte sein Verhalten noch Jahre später: «[...] ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, dass ich damals gedacht habe, das ist zu hart», sagte er in einem Interview. Seiner Meinung nach sei Weiglein schuldig gewesen, auch wenn es keinen Beweis dafür gab. Die Situation habe harte Massnahmen erfordert; es sei auch um Abschreckung gegangen. Helm, glaubte sich Fernau zu erinnern, habe gesagt: «Der [...] [muss] hier hängenbleiben, damit die Zeilinger Volkssturmlaute sehen, halt, wenn wir aus der Reihe springen, geht es uns so wie dem.» Es sei auch

richtig gewesen, dass das Gericht gar keine Vollmacht gehabt habe, Gefängnisstrafen zu verhängen: Ein paar Monate Gefängnis, während andere starben, das wäre ungerecht gewesen. Vom ersten bis zum letzten Tag seiner Zugehörigkeit zu Helms Bataillon, sagte Fernau, habe er «niemals den Eindruck gehabt, dass ich mich schuldig gemacht habe».<sup>97</sup>

Obwohl jetzt jeder, der dem Regime im Weg stand, Gefahr lief, summarisch verurteilt und hingerichtet zu werden, waren die Opfer dieser «Verbrechen der Endphase» im Allgemeinen nicht zufällig und willkürlich ausgewählt, sondern tatsächliche oder angebliche Gegner des Regimes, Defätisten, «Subversive», «Drückeberger», mutmassliche Fahnenflüchtige oder «Feiglinge» – alle, die das Ende des Nationalsozialismus oder das Eintreffen des Feindes begrüßten. In diesem Sinn unterschied sich die Art der Gewaltanwendung von den früheren wilden und willkürlichen Vergeltungsmassnahmen gegen die Bevölkerung in den Ländern unter nationalsozialistischer Besatzung. Die in den letzten Wochen von Deutschen gegen Deutsche verübte Gewalt folgte einem anderen Muster: Alte Rechnungen wurden beglichen; persönliche Animositäten, die mit ideologischen Fragen nichts zu tun hatten, auch Rachegefühle spielten eine Rolle. Alte Feinde wurden erledigt, damit sie ihren Triumph nicht erlebten.

Aber auch die ideologische Indoktrination hatte nicht an Bedeutung verloren. Wie eh und je richtete sich die schlimmste Mordlust gegen die angeblichen rassistischen oder politischen Feinde des Regimes, gegen Fremdarbeiter und vor allem gegen die Häftlinge in den Konzentrationslagern. Von 288 «Verbrechen der Endphase», die in Prozessen nach dem Krieg in Westdeutschland zu Verurteilungen führten, hatten 114 (mit 39,6 Prozent die grösste Fallgruppe) mit Erschiessungen von Häftlingen und Fremdarbeitern zu tun. Neben Angehörigen von Gestapo und Polizei wurden vor allem Volkssturmlaute und Gefängniswärter verurteilt.<sup>98</sup>

Wer als Hitler-Gegner bekannt war, sollte dessen Untergang nicht erleben. Hans von Dohnanyi zum Beispiel, der früher zum Widerstand innerhalb der «Abwehr» (der militärischen Gegenspionage) gehört und seit 1938 gegen Hitler gearbeitet hatte, wurde nach einem «Prozess» vor ei-

nem Kriegsgericht der SS – einer reinen Farce – am 9. April im Konzentrationslager Sachsenhausen erhängt; ein ähnliches Ende fanden noch am gleichen Tag Admiral Wilhelm Canaris, der ehemalige Chef der Abwehr, in Flossenbürg sowie Oberst Hans Oster, der bei einem Anschlagversuch auf Hitler im Jahr 1938 mitgewirkt und 1940 deutsche Invasionspläne an die Holländer weitergegeben hatte, ebenso Dietrich Bonhoeffer, der evangelische Theologe, dessen mutige Versuche, die Westalliierten zur Unterstützung des Widerstands in Deutschland zu bewegen, nichts genutzt hatten. in Dachau wurde Georg Elser ermordet, der schwäbische Schreiner, der Hitler 1939 hatte in die Luft sprengen wollen.<sup>99</sup> Diese Morde waren aber nur die Spitze des Eisbergs. Als dem Regime die Macht sichtlich zu entgleiten begann, war das Leben der Häftlinge in Konzentrationslagern oder staatlichen Haftanstalten den Launen ihrer Aufseher oder Gefängniswärter völlig unterworfen. Gewalt gegen Häftlinge, die schon zuvor kräftig eskaliert war, wurde nun gang und gäbe –<sup>100</sup> in einigen Fällen auch von der militärischen Führung veranlasst. Als Feldmarschall Model's Truppen im Ruhrkessel festsassen, befahl er am 7. April, Gefängnisinsassen, auch diejenigen, die wegen politischer Vergehen in Untersuchungshaft sassen, der Polizei zur «Überprüfung» zu übergeben. Daraufhin erfolgte die Hinrichtung von 200 Gefangenen. Viele weitere Häftlinge wurden in den letzten Stunden erschossen, kurz bevor die Gefängnisse geräumt wurden oder die Alliierten eintrafen. Konnte kein offizieller Vollstreckungsbeamter rechtzeitig zu einem Gefängnis kommen, vollzogen Gefängnisbeamte – die mit Geld und Zigaretten belohnt wurden – die Hinrichtungen. in einem der Emslandlager trat ein junger Schornsteinfegerlehrling in Hauptmannsuniform auf und befahl die Hinrichtung einiger Dutzend Häftlinge. Erstaunlicherweise wurden seine Befehle befolgt, ein Zeichen für das zunehmende Chaos im zerfallenden Regime. in den folgenden Tagen wurden über hundert Häftlinge ermordet.<sup>101</sup>

## VI

Im zunehmenden Durcheinander, im mörderischen Wahnsinn, der in den letzten Wochen des Regimes tobte, stellte die tödliche Gewalt gegen die auf Todesmärsche getriebenen Häftlinge der Konzentrationslager ein eigenes, unheiliges Kapitel dar.

Die überhasteten, oft chaotischen Räumungen, die anschliessenden schrecklichen Todesmärsche von Häftlingen aus Auschwitz, Gross-Rosen, Stutthof und anderen Lagern im Osten (von denen in Kapitel 6 die Rede war), hatten, aus der Sicht des Regimes, wenigstens einen Rest von Sinn. Die Häftlinge sollten dem Feind nicht in die Hände fallen, sondern ins Innere des Reichs gebracht werden, wo sie – theoretisch, was aber praktisch bei diesen ausgemergelten, erschöpften, erfrorenen, verhungerten, geschlagenen oder auf andere Weise misshandelten Menschen kaum infrage kam – als Arbeitskräfte oder, wie Himmler es sah, als Pfand für etwaige Verhandlungen mit den Alliierten dienen konnten. Wer unterwegs nicht umgebracht wurde, nicht vor Erschöpfung oder wegen der bitteren Kälte ums Leben kam, gelangte schliesslich in Lager innerhalb Deutschlands, auch nach Bergen-Belsen.

Am 15. April, nach zwei Verhandlungstagen und Himmlers überraschender Einwilligung, das Lager zu übergeben und nicht zu räumen, entdeckten britische Soldaten das KZ Bergen-Belsen. Davon, dass sich die an sich schon unerträglichen Bedingungen im Lager in den letzten Wochen noch einmal rasant verschlechtert hatten, wird er nichts gewusst haben, womit ihm wohl auch nicht klar war, welches Schreckensszenario er den Alliierten damit preisgab – er hoffte wohl, diese «humanitäre» Geste in den Verhandlungen mit Bernadotte nutzen zu können. Die meisten SS-Aufseher hatten sich bereits abgesetzt. 50'000 Häftlinge, die meisten mehr tot als lebendig, wurden befreit. Tausende von verwesenden Leichen lagen überall herum, viele Häftlinge waren an der Typhusepidemie gestorben, die in den vergangenen Wochen im Lager gewütet und die Räumung unmöglich gemacht hatte. Seit Februar waren 37'000 Menschen gestorben, über 9'000 in den zwei Wochen vor Befreiung des Lagers. Weitere 14'000 starben in den kommenden Wochen an den Folgen der Leiden, die

sie im Lager zu erdulden hatten.<sup>102</sup> Dass Bergen-Belsen nicht geräumt, sondern vom Wachpersonal einfach verlassen wurde, war ein einmaliger Vorgang. Aufgrund der Typhusepidemie war eine Räumung ausgeschlossen.<sup>103</sup> In allen anderen Lagern wurde der Versuch gemacht, die Häftlinge wegzuschaffen, bevor feindliche Truppen eintrafen.

Im Hinblick auf die von ihm angestrebten Verhandlungen mit den Alliierten hatte Himmler seine Lagerkommandanten im März angewiesen, die Juden wie andere Häftlinge zu behandeln, sie nicht mehr zu töten und die Sterblichkeit in den Lagern mit allen Mitteln zu senken.<sup>104</sup> Am letzten Tag des Monats März rechnete der Kommandant von Buchenwald mit der Übergabe seines Lagers an die Alliierten. In weniger als einer Woche aber verkehrte sich die Situation ins genaue Gegenteil. Nun befahl Himmler, die Häftlinge, soweit möglich, nach Flossenbürg zu schicken.<sup>105</sup> Damit kehrte er, wie aus einem Befehl an den Kommandanten von Flossenbürg Mitte April hervorgeht, zu der Linie zurück, die Konzentrationslager auf keinen Fall zu übergeben; wieder sollte dem Feind kein Häftling lebend in die Hände fallen.<sup>106</sup> Hitlers Reaktion auf Berichte, wonach befreite Häftlinge aus Buchenwald im nahen Weimat geplündert und vergewaltigt hätten, war möglicherweise ein Grund für diesen Schritt.<sup>107</sup> Himmler drängte nun auch auf die schnelle Räumung von Mittelbau-Dora und Buchenwald. In der Nacht vom 4. auf den 5. April wurden die ersten Häftlinge aus Mittelbau weggeschafft, um sie in die Konzentrationslager Sachsenhausen, Ravensbrück und Mauthausen zu bringen; geräumt waren die Lager 48 Stunden später.<sup>108</sup>

Am 11. April erreichten amerikanische Einheiten den Lagerkomplex von Mittelbau-Dora, wo sie 700 kranke und ausgezehrt Häftlinge fanden und zu Zeugen weiterer schrecklicher Szenen wurden, als sie die Nebenlager befreiten. Am 13. April erreichten sie Buchenwald, das größte Lager in Deutschland, und trafen – ein unvorstellbar grauenvolles Erlebnis – auf rund 21'000 Häftlinge, zum Teil nur mehr umherwandelnde Skelette. Eine gute Woche zuvor waren dort noch 48'000 Häftlinge untergebracht gewesen. Die Übrigen hatten zwischen dem 7. und 10. April das Lager per Bahn oder zu Fuss in Richtung der einige Hundert Kilometer südlich gelegenen Lager Flossenbürg und Dachau verlassen, die ihrer-



seits völlig überbelegt waren.<sup>109</sup> Auch diese Lager sowie die noch bestehenden Lager Mauthausen (bei Linz in Österreich), Sachsenhausen (ausserhalb von Berlin), Neuengamme (bei Hamburg) und Ravensbrück (ein Frauenlager 80 Kilometer nördlich von Berlin) trieben in der zweiten Aprilhälfte ihre noch gefähigen Häftlinge unter katastrophalen Bedingungen auf ziellose Märsche.<sup>110</sup>

Diese Häftlinge aus Buchenwald und anderen Konzentrationslagern bildeten zahlreiche lange Kolonnen verdreckter, ausgemergelter und eingefallener Gestalten, die von erbarmungslosen Aufsehern unter Umständen, die jeder Beschreibung spotteten und jeder vernünftigen Grundlage entbehrten, Hunderte von Kilometern kreuz und quer durch Deutschland getrieben wurden. In diesem Stadium des Krieges waren sie (selbst wenn sie noch arbeiten konnten) als Zwangsarbeiter einfach nicht mehr zu gebrauchen. Und bei dem Tempo, mit dem die Alliierten vorankamen, würden sie, selbst wenn sie ihre Bestimmungsorte erreichten, diesen in aller nächster Zukunft ohnehin in die Hände fallen. Einen Plan, alle Häftlinge in den Lagern umzubringen, gab es offenbar nicht, was angesichts des Tempos des alliierten Vormarschs auch kaum durchführbar gewesen wäre. Doch wenn man sie forttrieb, um sie am Ende doch umzubringen, ist nicht zu verstehen, warum sie vorher so weit gehen mussten. Möglicherweise, weil Himmler die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben hatte, dass die Häftlinge – besonders die Juden unter ihnen – bei eventuellen Verhandlungen mit den Alliierten als Pfand zu gebrauchen waren. Solange sie lebten und sich in seiner Reichweite befanden, konnten sie für seine illusorischen Pläne nützlich sein.

Abgesehen von diesem vagen Grund hatten die Todesmärsche überhaupt keinen Sinn – waren aber ein Mittel, die verhassten inneren Feinde des Regimes weiter leiden zu lassen. Doch Kommandanten und Wachpersonen, die die Häftlinge auf den Märschen mit sadistischer Grausamkeit behandelten, werden nicht nach Gründen gefragt haben. Ihr System funktionierte noch – es hatte Methode. Selbst im Prozess seiner Auflösung blieben sie noch immer der Mentalität verhaftet, mit der sie die Häftlinge auch zuvor schon sinnlos gequält oder zu sinnloser knochenbrechender Arbeit gezwungen hatten.<sup>111</sup> Im April 1945 wusste das Regime einfach

nicht mehr, was es mit den Hunderttausenden Gefangenen tun sollte, die es noch in seiner Gewalt hatte. Im zunehmenden Chaos der letzten Wochen zeigten die Todesmärsche, dass das Regime, als es sich am Rand seiner Auflösung befand, nur noch wild um sich schlug, dabei aber seine mörderische Vernichtungskapazität bis zum Schluss behielt.

Im Zusammenbruch des Regimes blieb die Entscheidung, was mit den Häftlingen zu tun sei, zunehmend den KZ-Aufsehern überlassen. Von Himmler und der inzwischen nicht mehr voll funktionsfähigen zentralen Lagerverwaltung kamen nur unklare, verworrene Anweisungen, die der Eigeninitiative viel Spielraum liessen. Die Lagerkommandanten hüteten sich, vorzeitig zu handeln, gaben den Räumungsbefehl erst in letzter Minute. Max Pauly, Kommandant von Neuengamme, sagte in Verhören nach dem Krieg aus, er habe im April 1945 nicht gewusst, was er mit seinen Häftlingen machen solle.<sup>112</sup> Sobald die Märsche losgingen, waren die Häftlinge ihren Bewachern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert – und zu dieser Zeit waren das keineswegs mehr durchweg SS-Leute, viele waren auch vom Volkssturm als Aufseher abgestellt worden. Wie viele von ihnen fest an die NS-Ideologie glaubten, gar überzeugte Anhänger des Regimes waren, wissen wir nicht. Aber alle waren im Umgang mit «Volksfeinden» in irgendeiner Weise «geschult» worden. Es gab keine Kontrolle über das Verhalten des Wachpersonals, keine Sanktionen für ihre Taten. Sie entschieden, wer leben sollte und wer nicht, und sie taten das völlig willkürlich.

Die Häftlinge wurden tagtäglich von Aufsehern, denen sie völlig unbekannt waren und für die sie keine Identität besaßen, bedenkenlos gequält und getötet. Ein blonder, etwa 20-jähriger SS-Mann erschoss auf einem Marsch von Sachsenhausen einen 13-jährigen Jungen, weil dieser das hohe Tempo, das fast Laufgeschwindigkeit erreicht hatte, nicht halten konnte. In ihrer Wut und Verzweiflung sprangen der ältere Bruder des Jungen, ein Jesuit, und sein Vater auf den SS-Mann zu, der jedoch eine volle Garbe seiner Maschinenpistole auf sie feuerte. Unaufhörlich hätten die Maschinenwaffen «gerattert», massenweise seien Häftlinge in den ersten beiden Tagen niedergemäht worden. Als

sich abends in einer Scheune ein Häftling weigerte, den Marsch fortzusetzen, erschoss ihn derselbe junge SS-Mann und richtete ein paar Minuten später sein Gewehr auf den entsetzten Schwager, der zurückgeblieben war. Wahllos habe der blonde SS-Mann nun Häftlinge, von denen er annahm, dass sie nicht mehr laufen konnten, aus der Kolonne geholt und auf der Stelle erschossen.<sup>113</sup>

Die Aufseher dachten nur an sich und an den Auftrag, ihre Fracht am Bestimmungsort abzugeben. Solange die Häftlinge noch laufen konnten, den Anweisungen folgten und den Bedürfnissen ihrer Aufseher entgegenkamen – nicht zuletzt ihrem Wunsch, nicht noch an die Front zu müssen –, durften sie überleben. Wenn sie ihren Peinigern aber zur Last fielen, bedeutete das ihren sofortigen Tod.<sup>114</sup> Auf den Märschen wurden zwischen den Häftlingen offenbar keine Unterschiede mehr gemacht; alle, ob Juden oder nicht, waren der mörderischen Willkür gleichermassen ausgesetzt.<sup>115</sup>

In manchen Fällen wuchsen sich die Tötungen zu regelrechten Massakern aus. In Celle mussten fast 800 Häftlinge, Männer und Frauen, in der Nacht vom 8. auf den 9. April ihr Leben lassen. Die Eisenbahnwaggons, die sie – hauptsächlich Russen, Polen und Ukrainer, viele davon Juden, aber nicht alle – von zwei Neuengammer Nebenlagern bei Salzgitter ins nahe Bergen-Belsen bringen sollten, waren bei einem schweren Luftangriff getroffen worden, während sie im Bahnhof standen. Hunderte von Häftlingen verbrannten bei lebendigem Leib in den Waggons.<sup>116</sup> Wem es gelang, dem Inferno zu entkommen, konnte in die nahen Wälder flüchten. Sofort setzte eine Menschenjagd ein, um die Spur der Flüchtigen aufzunehmen, und daran waren nicht nur SS-Aufseher beteiligt, sondern auch Volkssturm- und SA-Leute, örtliche Polizeibeamte und Parteifunktionäre, in der Nähe stationierte Soldaten, Angehörige der Hitlerjugend und sogar Einwohner der Stadt, die spontan mitmachten. Als ein 13-jähriger Junge fragte, wer die Gefangenen seien, bekam er zur Antwort: «Das könnten wohl Juden sein.» Die Menge war schnell davon zu überzeugen, dass die Flüchtigen gefährliche Verbrecher und Kommunisten waren. Die Massenerschiessung von rund 200 Häftlingen wurde als Selbstschutzmassnahme hingestellt und offenbar auch so verstanden.<sup>117</sup>

Kurz darauf, zwischen dem 9. und 11. April, kamen 3'000 bis 4'000 Häftlinge, viele davon von Mittelbau-Dora unterwegs nach Bergen-Belsen, Sachsenhausen und Neuengamme, durch das Dorf Mieste bei Gardelegen, etwa 40 Kilometer nördlich von Magdeburg. Zerstörte Gleise hinderten den Zug am Weiterfahren, und so wurden die Häftlinge auf einen Zwangsmarsch nach Gardelegen getrieben. Gerhard Thiele, der örtliche Kreisleiter, der sich auf Gerüchte berief, entflozene Häftlinge hätten in einem nicht weit entfernten Dorf geplündert und vergewaltigt, erklärte, er werde alles tun, damit ein derartiger Vorfall sich in seinem Gebiet nicht wiederhole, und traf Vorbereitungen zur Ermordung der Häftlinge. Die Zeit drängte, die Amerikaner standen kurz vor der Stadt. Inzwischen bekamen die SS-Aufseher Unterstützung von Soldaten der Wehrmacht, von Hitler jungen, Volkssturmmännern, der örtlichen Feuerwehr und anderen Verbänden. Als bemängelt wurde, dass die von Thiele als Hinrichtungsort ausersehene Panzertruppenschule zu nahe am Stadtzentrum gelegen sei, erinnerte er sich an eine grosse, ausserhalb des Ortes allein auf einem Acker stehende Scheune. Am 13. April wurden über 1'000 Häftlinge, Juden und vor allem «Politische», in die Scheune getrieben, das Stroh mit Benzin übergossen, die grossen Tore geschlossen und die Scheune in Brand gesetzt. Häftlinge, die verzweifelt zu entkommen suchten, wurden von den Aufsehern niedergeschossen. Die Übrigen starben in den Flammen. Als am nächsten Tag die Amerikaner eintrafen, waren die Mörder noch dabei, die verkohlten Reste der Häftlinge zu vergraben.<sup>118</sup>

Im Unterschied zu den Todesmärschen, die zuvor von den Lagern im Osten ausgegangen waren, zogen nun Tausende in jeder nur denkbaren Weise gedemütigte, entmenschlichte Häftlinge in Deutschland selbst umher, unter den Augen der deutschen Bevölkerung. Wie in Gardelegen waren ihre Aufseher bunt zusammengewürfelte Haufen. Die meisten kamen von der SS, waren gut bewaffnet und führten oft auch Hunde bei sich, die sie ohne Zögern auf die Häftlinge losliessen. Ein Marsch von Ravensbrück allerdings wurde nur von leicht bewaffneten «älteren Männern», anscheinend Hilfspolizisten, bewacht. Andere wurden von Wachpersonal begleitet, das aus SA-Männern oder sogenannten Volksdeutschen aus verschiedenen Teilen Osteuropas bestand.<sup>119</sup>

Vor den Augen deutscher Zuschauer wurden die Häftlinge geschlagen oder erschossen, die Aufseher machten sich nicht die Mühe, ihr Verhalten zu verbergen. Die feindselige Haltung der deutschen Bevölkerung dominiert die Erinnerungen der Überlebenden, so dankbar diejenigen gewesen sein werden, die gelegentlich, für einen kurzen Augenblick, in den Genuss einer menschenfreundlichen Geste kamen. Nach dem Krieg freilich behaupteten viele Deutsche, sie hätten Mitleid mit den Häftlingen gehabt und die Verbrechen der SS-Aufseher verurteilt.

Zeichen von Solidarität, Freundlichkeit oder Hilfsbereitschaft aus der Bevölkerung waren anscheinend ziemlich selten. Die jahrelange Dämonisierung der Juden, rassistische Indoktrination in Verbindung mit kräftig geschürter Angst vor «Volksfeinden», dazu gespenstische Rundfunknachrichten über Häftlinge aus Buchenwald, die sengend und mordend durch Weimar zögen, und ähnliche Geschichten, die zur Rechtfertigung des Massakers von Gardelegen herangezogen wurden, blieben sicher nicht ohne Wirkung. So viele Deutsche sich mittlerweile als Opfer Hitlers und des NS-Regimes sehen mochten, ihre Sympathien erstreckten sich in der Regel nicht auf KZ-Häftlinge, schon gar nicht auf Juden; die wirklichen Opfer des Nationalsozialismus galten nicht als Teil der «Gemeinschaft». Die menschlichen Wracks, die diese Deutschen vorbeiziehen sahen, wirkten denn auch wie die ihnen unablässig vorgesetzten Propagandakarikaturen von «Untermenschen». Noch in ihrer Hinfälligkeit wurden sie von vielen als bedrohlich empfunden. «Was hatten sie für Verbrechen begangen», sagte jemand, «dass man mit ihnen so grausam verfuhr?» Ein anderer sagte, um die Erschiessung von 13 geflüchteten (und mithilfe der Bevölkerung wieder eingefangenen) Häftlingen zu rechtfertigen: «Sie waren politische Häftlinge und einfache Kriminelle.»<sup>120</sup> Überlebende der Märsche berichteten, wie oft sie beschimpft, verhöhnt, angespuckt und mit Steinen beworfen worden seien, höchst selten habe man ihnen etwas zu essen oder zu trinken gegeben. In manchen Fällen half die Bevölkerung wie in Celle mit, entkommene Häftlinge wieder einzufangen, und beteiligte sich offenbar auch an ihrer Ermordung.<sup>121</sup>

Doch gibt es neben den schrecklichen Ereignissen, bei denen sich die Bevölkerung an Mordaktionen beteiligt hat, auch Hinweise, dass Dorfbe-

wohner – sicher eher im Ausnahmefall – durchziehenden Häftlingen etwas zu essen zukommen liessen oder ihnen auf andere Weise helfen wollten. Ein britischer Bericht über das Massaker in Celle hielt fest, zahlreiche Bürger, die miterlebten, wie die Häftlinge bedroht und misshandelt wurden, hätten versucht, Erste Hilfe zu leisten oder Trost zu spenden.<sup>122</sup> Etwa 1'250 schwache und verhungerte Häftlinge, die Anfang April durch das württembergische Hütten kamen, sollen von einigen Familien des Ortes zu essen und zu trinken bekommen haben. Offenbar gelang es dem Bürgermeister, für die Häftlinge Lebensmittel heranzuschaffen und die Wehrmacht um Hilfe zu bitten. Ein Offizier und Veteran des Ersten Weltkriegs wurde zum Ort des Geschehens geschickt; daraufhin organisierte er Verpflegung für 200 kranke Häftlinge, die zurückblieben, nachdem die anderen weitermarschiert waren. Er ordnete auch an, dass die Toten ein angemessenes Begräbnis bekamen.<sup>123</sup>

In Altendorf, einem oberpfälzischen Dorf, in dem in der Nacht vom 21. auf den 22. April 650 Häftlinge auf ihrem Marsch von Buchenwald nach Dachau haltmachten, wurden 13 von ihnen, die sich in einer Scheune versteckt hatten, von SS-Aufsehern mit Hunden und Heugabeln gejagt. Zwölf wurden gefangen und sofort erschossen. Der dreizehnte, ein Pole, konnte fliehen, nachdem sich der örtliche Polizeichef entschlossen hatte, ihn nicht der SS zu übergeben, und ihm etwas zu essen gab, bevor er verschwand. Dann wurden die Toten von Volkssturmluten in einem Massengrab auf dem Friedhof beigesetzt. Das war nicht überall so, an vielen Orten hoben Bewohner improvisierte Gräber dort aus, wo die Häftlinge erschossen worden waren, oder sie warfen die Leichen einfach in den Strassengraben und bedeckten sie mit Erde.<sup>124</sup> Viele Beispiele liessen sich nennen, wo Menschen, die Zeugen von Prügeleien und Erschiessungen wurden, den Häftlingen erschrocken und voller Scham etwas zu essen und zu trinken zukommen liessen (nicht erst, wenn die Aufseher Lebensmittel für die Häftlinge und sich selber beschlagnahmten) oder, was seltener vorkam, Häftlingen auch zu fliehen halfen oder ihre Verstecke nicht verrieten.<sup>125</sup>

Dennoch verhielten sich die meisten Menschen, wie man annehmen muss, passiv. Sie beteiligten sich nicht, schritten aber auch nicht ein, wenn

sie Zeugen von Misshandlungen und Morden wurden. Eine nicht geringe Rolle spielte verständlicherweise die Angst. Die Menschen wussten nicht, wie das bewaffnete Wachpersonal reagieren würde, wenn sie Kontakt zu den Häftlingen aufnahmen und ihnen halfen. Der Krieg war nahezu vorbei, und niemand wollte Vergeltungsmassnahmen riskieren, schon gar nicht für Häftlinge, von denen die meisten Deutschen sowieso annahmen, dass sie irgendeine Schuld auf sich geladen hatten. Aber es gab Menschen, die es riskierten, bestraft zu werden, und die den Häftlingen ihr Mitgefühl zeigten. Angst kann also nicht die einzige Ursache für die Passivität der deutschen Bevölkerung gewesen sein. Man muss wahrscheinlich nicht unbedingt davon ausgehen, dass «das Töten breite gesellschaftliche Zustimmung fand».<sup>126</sup> Vielmehr wird es so gewesen sein, dass nur wenige bereit waren, ihr eigenes Wohlergehen aufs Spiel zu setzen; sie wollten sich nicht mit den Begleitmannschaften anlegen, die ihre Macht rücksichtslos gebrauchten – nicht wegen humanitärer Gesten, die ohnehin nichts bewirkten und die Menschen gepocht hätten, mit denen sie sich nicht identifizieren konnten. Aber auch mit ihrer passiven Haltung machten sich diese Menschen zu Komplizen der Mörder. Nur weil die Bevölkerung sich passiv verhielt, konnte das Morden weitergehen, bis die Aufseher beim Nahen des Feindes flohen. Dann wurden die Gefangenen nicht von den Deutschen selbst, sondern von deren Eroberern befreit.

## VII

Nachdem die NS-Größen am 20. April im Führerbunker in Berlin Hitler zum Geburtstag gratuliert, ewige Treue gelobt und Worte gesprochen hatten, die für die meisten von ihnen Abschiedsworte waren, hatten sie es eilig: Sie wollten weg, solange es noch freie Strassen stadtauswärts gab. Ausser Goebbels war keiner in der Gratulantenschar, dessen Plan es war, seinem «Führer» auf den Scheiterhaufen zu folgen. Wie unendlich oft hatten sie über die Alternative Kampf oder Tod gesprochen, nun aber, als es ernst wurde, dachten sie nur noch daran, die eigene Haut zu retten. Görings umfangreiches Gepäck war auf dem Weg nach Berchtesgaden. Er

hatte seine Familie schon Wochen zuvor dort in Sicherheit bringen lassen. Sein pompöses Anwesen Karinhall im Norden Berlins war geräumt und wartete darauf, gesprengt zu werden. Einige Wochen später sprach er in seinen Verhören davon, er habe bis zum letzten Moment geglaubt, Deutschland sei in der Lage, eine Pattsituation zu erkämpfen.<sup>127</sup> Er hatte sich davongemacht, einem ungewissen Ende entgegen; ein Selbstopfer in den Berliner Katakomben jedenfalls kam für ihn nicht infrage.

Speer fuhr nordwärts nach Hamburg, verfolgt vom Gefühl, sich von dem Mann, der sein Leben seit über einem Jahrzehnt beherrscht hatte und von dem er sich selbst jetzt nicht wirklich lösen konnte, nicht richtig verabschiedet zu haben. Darum kehrte er am 23. April noch einmal in den Bunker zurück, zu einem flüchtigen Besuch, der so anstrengend wie sinnlos war. Vielleicht hatte er auch jetzt noch gedacht, für ihn sei nicht alles verloren, hatte gehofft, Hitler werde ihn zu seinem Nachfolger ernennen.<sup>128</sup> Bestürzt musste er erleben, dass sein «Führer» sich zu mehr als einem unbewegt gleichgültigen Abschiedsgruss nicht aufrufen konnte.<sup>129</sup>

Himmler war nach Norden unterwegs und wollte seine Geheimverhandlungen mit Graf Befnadotte fortsetzen, denn noch immer hoffte er, am Ende aus dem Desaster doch etwas für sich herauszuschlagen zu können. In seiner Verzweiflung war er sogar bereit, einen prominenten Vertreter des Jüdischen Weltkongresses zu empfangen und in die Freilassung jüdischer Frauen aus Ravensbrück einzuwilligen. Er wollte sogar ein Versprechen geben, das er, selbst wenn er gewollt hätte, gar nicht hätte halten können – das Versprechen, keine Juden mehr zu töten. Er hatte der SS befohlen, bis zum Letzten zu kämpfen und auf keinen Fall zu kapitulieren.<sup>130</sup> Für sich jedoch hatte er die Absicht, genau das Gegenteil dessen zu tun, was er immer gefordert hatte.

Bormann, der grauen Eminenz des Regimes, wird inzwischen klar gewesen sein, dass «Leiter der Partei-Kanzlei» zum leeren Titel geworden war. Nur wenige Gauleiter waren überhaupt auch nur erreichbar. Heraus aus dem Bunker konnte er nicht, das war klar. Doch er war fest entschlos-



sen, sobald Hitler tot war, was nicht mehr lange dauern konnte, sowohl seinem Untergang als auch den Fängen der Russen zu entkommen.

Goebbels, der letzte im Quadrumvirat, das unter Hitler die Innenpolitik der letzten Monate bestimmt und dafür gesorgt hatte, dass das Regime bis zum Ende arbeitsfähig blieb, sah trotz seiner rhetorischen Auftritte in der Öffentlichkeit und trotz seiner privaten Fantasien mit voller Klarheit, was auf ihn zukam. Er tat weiterhin, was er konnte, um mitzuhelfen, die Sowjets abzuwehren. Sogar an Hitlers Geburtstag organisierte er Fahrzeuge, um Soldaten zur Front an die Oder bringen zu lassen.<sup>131</sup> Dabei wusste er, dass dies nicht wirklich etwas nutzte. Seine persönlichen Dinge hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits vernichtet. Er sorgte auch dafür, dass die Tagebücher, die er über zwanzig Jahre sorgfältig geführt hatte – tägliche Aufzeichnungen, als Vermächtnis an die kommenden Generationen gedacht, über die Rolle, die er neben Hitler in Deutschlands zwar verlorenem, aber «heldenhaften» Kampf gespielt hatte –, der Nachwelt erhalten blieben, indem er drei Kopien an Verstecke schickte.<sup>132</sup> Dann bereiteten er und seine Frau Magda den Umzug in Hitlers Führerbunker vor. Beide wussten, dass sie sich damit für den Tod entschieden hatten. Auch ihr Entschluss, ihre sechs Kinder umzubringen, stand bereits fest.<sup>133</sup>

Am nächsten Morgen, dem 21. April, wurde das Regierungsviertel unter Beschuss genommen. Aus der Ferne war eine Art Donnerrollen zu hören.<sup>134</sup> Die Rote Armee war jetzt nur noch zwölf Kilometer entfernt. Als sich der Ring um die Stadt schloss, befreite eine Einheit der Roten Armee etwa 3'000 Häftlinge – hauptsächlich kranke Frauen und Kinder –, die am 20. April im Konzentrationslager Sachsenhausen zurückgelassen worden waren, als die meisten anderen Gefangenen auf einen Marsch getrieben wurden.<sup>135</sup> Am 24. April steckte Busses 9. Armee in einem sich schliessenden Zangengriff der Roten Armee. Generaloberst Heinrici hatte das vorausgesehen, Hitler und seine militärischen Berater hatten seine Warnungen in den Wind geschlagen.<sup>136</sup> in der Nacht vom 28. auf den 29. April schliesslich wurde Heinrici die zweifelhafte Ehre zuteil, zum letzten der Generäle Hitlers zu werden, die entlassen wurden, denn er weigerte sich,

einen völlig undurchführbaren Befehl Keitels und Jodls auszuführen.<sup>137</sup> Seine Armee löste sich zu diesem Zeitpunkt bereits auf, in Massen flohen seine Soldaten nach Westen; um nichts in der Welt wollten sie den Sowjets in die Hände fallen. Die ständigen Einmischungen in sein Kommando mit unrealistischen Befehlen waren schliesslich auch Heinrici zu viel geworden, zugleich fühlte er sich auch persönlich betroffen: Die Art, in der Keitel und Jodl über ihn, den Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, fand er «unwürdig» und «unerträglich» für einen Offizier, der seit vierzig Jahren im Dienst stand.<sup>138</sup>

Doch noch in diesen letzten Tagen war Heinricis Haltung, ebenso wie die von Feldmarschall Keitel und General Jodl, bezeichnend für Hitlers Generalität insgesamt. Als Heinrici Einwände gegen Keitel und Jodl erhob, weil er nicht die geringste Chance sah, mit seiner Heeresgruppe Weichsel zu leisten, was man von ihm erwartete, bekam er zu hören, es sei seine Pflicht, den «Führer» zu retten. Er sah, dass Hitlers wichtigste Berater nicht begreifen konnten oder wollten, dass die Schlacht um Berlin verloren war. Und doch kam er nicht auf den Gedanken, seinen Rücktritt anzubieten, berief sich stattdessen, einen Monat später etwa in einer Darstellung der Schlacht um Berlin, auf «die Bindung an meine Gehorsamspflicht als Soldat, die Unmöglichkeit, Befehle abzulehnen, die zur Rettung des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht gegeben waren und denen ich mich, ohne Verrat zu üben, nicht entziehen konnte [...] Nachdem [...] das OKW ‚die Rettung des Führers‘ an den Anfang aller Befehle gestellt hatte, gab dieses Moment den Ausschlag gegenüber anderen militärischen Erwägungen.» Für Keitel hat nicht einmal Hitlers Tod den Krieg beenden können. Wenn Berlin nicht zu retten sei, erklärte er Heinrici, solle die Heeresgruppe in Norddeutschland weiterkämpfen. Heinrici erwiderte, dies sei weder wirtschaftlich noch militärisch möglich. «Der bereits stark im Absinken befindliche Kampfwille der Soldaten würde beim Bekanntwerden des Todes des Führers ganz zerbrechen.» Deshalb, so Keitels Antwort, sollte die Nachricht auch so lange wie möglich zurückgehalten werden. Weiterer Widerstand sei nötig, um mit den westlichen Feinden Verhandlungen aufnehmen zu können. Deutschland habe noch einige Trümpfe in der Hand, Dänemark, Norwegen und Böhmen, die man

in die Verhandlungen einbringen könne. Heinrici hätte denken müssen, Keitel habe jeden Sinn für Realität verloren. Da er aber wusste, dass Dönitz in Plön, Hitlers Befehl entsprechend, Vorbereitungen traf, um den Kampf in der nördlichen Landeshälfte so lange wie möglich fortzusetzen, nahm er Keitels Bemerkung ernst.<sup>139</sup>

Am 25. April, als sich amerikanische und sowjetische Einheiten in Torgau an der Elbe trafen, war das Reich in zwei Hälften zerschnitten. Zudem schloss sich um die Mittagszeit der Ring um Berlin. Jetzt geriet die Stadtmitte unter heftigen Artilleriebeschuss. Berlin, zur Festung erklärt, sollte bis zum Letzten verteidigt werden. Die Kräfte, die dafür zur Verfügung standen, waren verglichen mit dem Koloss der Roten Armee äusserst schwach. Aber Dönitz gehörte zu den führenden Militärs, die die Schlacht um Berlin ungeachtet der hohen Opfer der Bevölkerung für nötig hielten, andernfalls würden die Menschen ja nach Russland verschleppt.<sup>140</sup> Also mussten die Berliner Elend, Leiden und Tod auf sich nehmen und miterleben, wie ihre Stadt erbarmungslos zerstört wurde. In heftigen Strassenkämpfen, praktisch von Haus zu Haus, kämpften sich die Rotarmisten zur Reichskanzlei voran, dem Zentrum der NS-Herrschaft.<sup>141</sup> Sie wussten, dass sich Hitler dort aufhielt.

Im Bunker herrschte zu diesem Zeitpunkt eine Mischung aus Hysterie und regelrechtem Fatalismus. Hitler setzte illusionäre Hoffnungen in die Welt, zu denen Keitel und Jodl, die es besser wussten, schwiegen; noch immer trauten sie sich nicht, ihm schlechte Nachrichten zu überbringen.<sup>142</sup> Aber die in aller Eile aufgestellte 12. Armee unter General Walther Wenck, die an der Elbe kämpfte, erfüllte die in sie gesetzten Hoffnungen nicht, auch nicht die Gegenoffensive unter der Führung des Panzerkorps von SS-Obergruppenführer Felix Steiner im Norden Berlins. Als Hitler am 22. April erfuhr, dass Steiners Angriff ausgeblieben war,<sup>143</sup> liess er seinen aufgestauten Gefühlen in einem Ausbruch elementarer Wut freien Lauf. Zum ersten Mal gab er offen zu, dass der Krieg verloren sei. Zum Entsetzen seiner Umgebung verkündete er seinen Entschluss, in Berlin zu bleiben und sich im letzten Augenblick das Leben zu nehmen. Es schien, als lege er die Verantwortung nieder, denn er habe, so sagte er, keine weiteren Befehle an die Wehrmacht; es könnte, so liess er durchblicken, sogar

nötig sein, dass Göring mit dem Feind Verhandlungen aufnehme.<sup>144</sup> Erstaunlicherweise erlangte er die Fassung wieder, weigerte sich, auch nur einen Zipfel seiner Autorität abzugeben, und versprühte in der Lagebesprechung wie immer ungetrübten Optimismus – nachdem er zuvor privat über seinen bevorstehenden Tod gesprochen und gesagt hatte, seine Leiche solle verbrannt werden.<sup>145</sup> Die Pose, die ihm einen Augenblick lang entglitten war, war wieder da.

Keitel wurde in Wencks Hauptquartier geschickt, mit dem völlig undurchführbaren, aber Hitler vorübergehend noch einmal aufmunternden Befehl, Wenck solle gegen Berlin marschieren. Das Oberkommando der Wehrmacht war inzwischen zweigeteilt: zwischen Krampnitz bei Potsdam (später unter Dönitz in Plön) und Berchtesgaden. Trotz seines vorübergehenden Zusammenbruchs war Hitler noch nicht in der Stimmung, die Macht abzugeben. Das bekam Göring zu spüren. Er handelte im Glauben, Hitlers Ausbruch bedeute, dass er nicht mehr in der Lage oder willens sei, die Führung auszuüben, und dass diese nach einer seit Langem bestehenden Nachfolgeregelung an ihn übergehen werde. Er sah sich aber nun plötzlich und vorsorglich aller seiner Ämter enthoben und auf dem Berg-hof unter Hausarrest gestellt. Bormann, von jeher Erzfeind des Reichsmarschalls, konnte einen letzten Triumph auskosten.

Selbst jetzt dachten die Generäle, die mit der Verteidigung Berlins beauftragt waren, nicht an Kapitulation. Am 27. April traf General Kurt von Tippelskirch ein, um die aus allen möglichen Einheiten eilig zusammengestellte 21. Armee zu übernehmen und führte mit Heinrici, mit dem er zusammen in Russland gewesen war, eine lange Besprechung zur Lage der Heeresgruppe Weichsel. Beide erkannten, dass jeder Tag weitere immense Zerstörungen mit sich bringen würde. Nur eine Kapitulation könne das verhindern. Doch komme, sagte Tippelskirch, eine solche Entscheidung noch immer nicht infrage, denn das hiesse, gegen den Willen des Führers zu handeln. (Jodl hatte kurz zuvor betont, Verhandlungen seien ausgeschlossen, solange Hitler lebe.)<sup>146</sup> Ausserdem bringe ein Kapitulationsversuch nichts. Die grosse Mehrheit der Soldaten werde sich den Russen nicht ergeben und «den Weg nach Sibirien» antreten, sondern versuchen, sich nach Hause durchzuschlagen. Dann könnte der Feind behaupten,

ten, die Kapitulationsvereinbarungen würden nicht eingehalten, und der Krieg ginge weiter – und mit ihm die Zerstörung des Landes. Die Soldaten kämen so oder so in Gefangenschaft. Kapitulation also habe keinen Sinn, gleichwohl aber nehme «die Heeresgruppe die Schande der Kapitulation und des Verlassens des Führers auf sich. Es muss also weitergekämpft werden mit dem Ziel, die Armeen allmählich soweit nach Westen zu bringen, dass sie letzten Endes nicht in russische, sondern in anglo-amerikanische Gefangenschaft fallen.»<sup>147</sup> in dieser Argumentationskette standen die Interessen der Armee offensichtlich an erster Stelle.

Weit weg vom Irrenhaus im Bunker gingen die Überreste der Regierung ihrer völligen Auflösung entgegen. Die meisten Ministerien (mit der grossen Ausnahme des Propagandaministeriums) waren samt Mitarbeitern seit Anfang März nach Süddeutschland verlegt worden. Verbliebene Minister waren mit ihren Mitarbeitern im April gefolgt, froh, die Hauptstadt noch verlassen zu können. Berlin war nun Regierungshauptstadt ohne Regierungsapparat. Hans-Heinrich Lammers, der Chef der Reichskanzlei, war Ende März nach Berchtesgaden abgereist. Er ging in Urlaub und begründete dies mit hohem Blutdruck. in Wirklichkeit erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Eine Aufgabe hatte er schon lange nicht mehr. Seit Sommer 1944 spielte die Reichskanzlei eine immer geringere Rolle, ihre Machtbefugnisse zog Bormann in die Parteikanzlei. in ihren letzten Tagen stand die Reichskanzlei unter der Leitung von Staatssekretär Friedrich Wilhelm Kritzinger, dem die inzwischen eher theoretische Aufgabe zufiel, die anderen Ministerien und die restlichen Beamten der Reichskanzlei von Berlin aus zu koordinieren. Als er nach dem Krieg gefragt wurde, warum er nicht seinen Rücktritt eingereicht habe, schien er die Frage kaum zu verstehen. «Ich war als alter Beamter zur Treue gegen den Staat verpflichtet», antwortete er, wobei er seine Scham über dessen Politik gegenüber Juden und Polen zum Ausdruck brachte. (Selbst am Morgen des 21. April, als sowjetische Raketen im Berliner Regierungsviertel einschlugen, «arbeiteten» die Beamten an ihren Schreibtischen, ohne allerdings wirklich etwas zu tun zu haben).<sup>148</sup> Auf die Nachfrage, warum sich Lammers mit allen Kräften für eine Fortsetzung des Krieges einge-

setzt habe, gab Kritzinger zur Antwort: «Nun ja, es musste irgendein Apparat da sein. Denken Sie allein an die Ernährung des Volkes. Die hat doch funktioniert bis zum Schluss.» – «Wäre es nicht besser gewesen, sie hätte nicht funktioniert bis zum Schluss?» – «Der Krieg war nun einmal da», entgegnete Kritzinger mit einem Achselzucken.<sup>149</sup>

Am Abend des 20. April wies Kritzinger seine Berliner Mitarbeiter an, sich so schnell wie möglich mit dem Auto nach Süden abzusetzen. Das war nicht mehr möglich. Daraufhin wurde angeordnet, Berlin am nächsten Tag mit dem Flugzeug zu verlassen. Doch es gab nicht genügend Flugzeuge. Also kam der Vorschlag, stattdessen nach Norden zu fahren. Der mittlerweile verärgerte Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk, der in den Wochen zuvor Goebbels und Speer gedrängt hatte, etwas zu unternehmen und den Weg zu Vereinbarungen mit dem Westen frei zu machen,<sup>150</sup> verlangte einen klaren Führerbefehl: Er habe keine Lust, unterwegs von der SS wegen Fahnenflucht gehängt zu werden. Als es Kritzinger nach vielen Anläufen durch Bormanns Vermittlung gelang, von Hitler eine «Empfehlung» für die Minister zu bekommen, sich nach Norden zu begeben, war dies Krosigk nicht genug; er bestand auf einem schriftlichen Führerbefehl. Schliesslich gelang es Kritzinger, Bormann zu überreden, Hitler, für den solche Dinge kaum höchste Dringlichkeit hatten, einen schriftlichen Befehl unterschreiben zu lassen, wonach die Minister nach Eutin, weit im Norden Schleswig-Holsteins, abreisen sollten. Improvisiert und in Panik flohen die Minister eines Reiches mit einer langen und stolzen Tradition des Beamtentums aus der Hauptstadt und vor einem Staatsoberhaupt, das sich zur Selbstvernichtung bereit machte.

Hitlers frühere Anweisung, das Reich in einen nördlichen und einen südlichen Abschnitt aufzuteilen, trat nun in Kraft. Damit gab es sechs Regierungszentren in Deutschland: Hitler in seinem Berliner Bunker mit ungeschmälerter Macht – so weit diese eben reichte; das Oberkommando der Wehrmacht, das nun seinerseits zwischen Krampnitz und Berchtesgaden aufgeteilt war; Teile des Reichskabinetts, die in Süddeutschland sass, der Rest unter Dönitz im Norden; sowie (bis er am 23. April von Hitler entlassen wurde) Göring mit seinem Luftwaffenkommando in Berchtesgaden; schliesslich Himmler, der seine restliche SS- und Polizei-

machtbasis in der Lübecker Gegend hatte.<sup>151</sup> Nicht einmal dem Anschein nach gab es noch eine zentrale Reichsregierung.

Auch in den Provinzen, so weit sie noch unter deutscher Kontrolle standen, stürzte das Regime zusammen – nicht ohne auch jetzt noch masslose Gewalt anzuwenden. Am 20. April wurde der Gauverwaltung in Augsburg mitgeteilt, die Banken hätten in einer Woche kein Geld mehr; dann könnten Löhne und Gehälter nicht mehr ausgezahlt werden. Von der Reichsbank seien seit einer Woche keine Banknoten mehr gekommen. Das bayerische Finanzministerium könne zwar Geld drucken, das aber wäre frühestens in acht bis zehn Tagen verfügbar. Ausserdem warte man auch dort auf einen Transport von 300 Millionen Reichsmark aus Berlin, von dem Schwaben seinen Anteil bekommen werde, sobald er eingetroffen sei.<sup>152</sup> Ob es dazu noch gekommen ist, wissen wir nicht; lange jedenfalls musste sich Schwaben nicht mehr durchwursteln, weil sich Augsburg am 28. April den Amerikanern ergab.

Nach Berichten des Kreisleiters von Ende April muss es auch in Lindau am Bodensee zu chaotischen Zuständen gekommen sein. Betrunkene zogen deutsche Soldaten durch die Strassen und plünderten. Die Stadt war voller Flüchtlinge und Deserteure. Der Kreisleiter bat um Genehmigung, die erstbesten hundert Randalierer festnehmen und erschiessen zu lassen. Zum Glück scheint die Genehmigung nicht erteilt worden zu sein. Lindau hielt sich noch ein paar Tage, bevor es sich am 2. Mai ergab.<sup>153</sup>

Auch der kampflosen Übergabe von Regensburg, der Hauptstadt der Oberpfalz, gingen Gewaltakte voraus. Den Ton bestimmte Gauleiter Ruckdeschel, der die Hinrichtung seines Vorgängers Wächtler eingefädelt hatte. Ruckdeschel und die Regensburger NS-Führung waren entschlossen, den Kampf fortzusetzen. In einer vom Kreisleiter einberufenen spannungsgeladenen Versammlung im Velodrom am Abend des 25. April erklärte dieser, die Stadt werde bis zum «letzten Stein» verteidigt. Seine Rede, vom lokalen Rundfunksender übertragen, löste bei der Bevölkerung Angst und Verzweiflung aus. Die Amerikaner waren nicht mehr weit weg, und niemand wollte im letzten Moment in einer brennenden Stadt sein

Leben lassen. Am nächsten Morgen verbreiteten einige Frauen die Nachricht in Läden und Geschäften der Stadt, am Abend werde eine Versammlung auf dem Moltkeplatz im Zentrum. Dort werde man verlangen, den Amerikanern die Stadt kampflos zu übergeben. Fast 1'000 Menschen, darunter viele Frauen mit Kindern, kamen zusammen. Als die Menge unruhig wurde, ergriff ein prominentes Mitglied des Domkapitels, Domprediger Johann Maier, das Wort, wurde aber mit einigen anderen sofort verhaftet.

Als Ruckdeschel erfuhr, was vorgefallen war, befahl er, Maier und die anderen «Rädelsführer» zu hängen. Ein eilig herbeizitiertes Standgericht verurteilte, ohne viel Zeit zu verlieren, Maier und den 70-jährigen Lagerarbeiter Joseph Zirkl zum Tod. Sie wurden in den frühen Morgenstunden des 24. April auf dem Moltkeplatz gehängt. Der Terrorapparat funktionierte noch. Aber die Amerikaner standen vor der Stadt, und plötzlich waren Stadtkommandant, Regierungspräsident, Kreisleiter und Polizeichef in die Nacht verschwunden. Auch Gauleiter Ruckdeschel suchte das Weite. Damit war der Weg zu Verhandlungen nun doch frei, und am 27. April wurde die Stadt übergeben, die bis dahin kaum Kriegszerstörungen erlitten hatte.<sup>154</sup>

Auch in anderen Teilen Bayerns verabschiedeten sich Vertreter des Regimes vom Schauplatz ihres Wirkens mit ebenso sinnlosen wie brutalen Gewaltakten. Sie wussten, dass sie verloren hatten, waren aber immer noch in der Lage, an ihren politischen Gegnern blutig Rache zu nehmen. Über 40 Menschen wurden in verschiedenen Landesteilen ermordet, und die Amerikaner waren teilweise nur noch wenige Stunden vom Ort des Geschehens entfernt. Ausgelöst wurden diese Morde, weil am Morgen des 28. April von einem am Münchner Stadtrand gekaperten Radiosender aus die «Freiheitsaktion Bayern» ausgerufen worden war; eine mutige, aber letztlich kontraproduktive lokale Erhebung gegen das in letzten Zügen liegende NS-Regime. Die «Aktion» wurde von drei in lokalen Wehrmachtseinheiten stationierten Offizieren angeführt, von Hauptmann Rupprecht Gerngross, Major Alois Braun und Leutnant Ottoheinz Leiling. Mit ihrer Aktion wollten sie den Alliierten zeigen, dass das NS-Regime zumindest in Bayern nicht das einzige Gesicht Deutschlands reprä-



sentierte; die «Aktion» trat für die Restauration traditioneller bayerischer Werte beim Wiederaufbau des Landes ein. Doch der Aufstand erwies sich als ein, wenn auch mutiger Fehler. Man hatte alte Regimegegner in einer Reihe von bayerischen Städten und Dörfern namentlich aufgerufen, sich öffentlich zu äussern, und damit, ohne es zu wollen, deren Todesurteil unterschrieben. Militärisch und politisch war mit diesem Aufstand kaum etwas zu erreichen. In den meisten Fällen wurden Dörfer und Städte im geeigneten Moment durch oft beherzte Manöver der Menschen vor Ort übergeben. Dass ein amateurhaft geplanter und durchgeführter Aufstandsversuch die Kämpfe in Bayern sofort hätte beenden können, war kaum vorstellbar. Stattdessen provozierte er bloss die Nationalsozialisten, die noch immer am Hebel der Macht sassen, zu mörderischen Vergeltungsmassnahmen und zur Abrechnung mit alten Feinden.

Hinter den schlimmsten Gewalttaten stand Paul Giesler, Gauleiter von München-Oberbayern und jetzt in die Enge getriebener Fanatiker. Auf seinen Befehl wurden in München fünf Männer abgeholt und erschossen. In Altötting, einem katholischen Wallfahrtsort, liess ein Kreisleiter nach einer vom ihm in aller Eile zusammengestellten Liste fünf Personen – seit Jahren bekannte Regimegegner – von der SS unter seiner Führung erschiessen. Als sein Einsatzkommando die Hinrichtung dreier weiterer Personen im nahen Burghausen meldete, schrie er: «Was, nur drei?» Zur schlimmsten Gräueltat kam es in der kleinen Bergarbeiterstadt Penzberg zwischen München und Garmisch-Partenkirchen. Die führenden Nationalsozialisten des Ortes wollten das Kohlebergwerk, das Herz des wirtschaftlichen Lebens der Kleinstadt, sprengen, ebenso Wasserwerke und Brücken in der Umgebung. Um die Zerstörung zu verhindern, versuchten frühere Sozialdemokraten und Kommunisten, das Kohlebergwerk zu übernehmen und die NS-Führung zu entmachten. Der Offizier einer Wehrmachteinheit jedoch liess die Anführer der Revolte verhaften, unter ihnen der frühere SPD-Bürgermeister. Dann fuhr er gemeinsam mit dem NS-Bürgermeister nach München und erhielt dort von Gauleiter Giesler den Befehl, alle Aufständischen ohne Prozess sofort zu erschiessen. Um 6 Uhr abends, kaum waren sie zurück in Penzberg, wurden die Urteile wegen Verrats verlesen und die Hinrichtung der sieben Gefangenen sofort

vollzogen. Inzwischen hatte Giesler einem rund 100 Mann starken Werwolf-Kommando den Auftrag gegeben, sich die «politisch Unzuverlässigen» vorzunehmen. Die Männer waren in aller Eile ebenfalls nach Penzberg gefahren und erhängten noch am gleichen Abend acht weitere Personen, darunter zwei Frauen, an verschiedenen Plätzen der Stadt. Mit Schildern um den Hals wurden sie als Verräter denunziert, die für den Feind gearbeitet hätten. Einen Tag später trafen die Amerikaner ein.<sup>155</sup>

Vom Drama im unterirdischen Bunker ahnte kaum jemand in Berlin etwas. Die Berliner hatten an Wichtigeres zu denken. Sie wollten Frieden um jeden Preis – «besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende», wie die abgedroschene Phrase lautete. Nicht minder verzweifelt wünschten sie, dass die Amerikaner vor den Russen in Berlin ankämen.<sup>156</sup> Auch diese Hoffnung war inzwischen zerstoßen, so blieben nur die Angst vor dem, was kommen würde, und der Wunsch zu überleben. Abgesehen von den Schlangen vor Lebensmittelläden waren die Strassen leer; wer konnte, suchte sich für eine lange Belagerung einzudecken.<sup>157</sup> Die meisten Berliner lebten in Kellern wie Kellerasseln», die sich «in den hintersten Ecken verkrochen,<sup>158</sup> stets hatten sie Hunger, weil die Zuteilungen immer geringer wurden, und waren wegen Kohlemangels ohne Heizung, mit wenig, oft ganz ohne Gas und Strom. Viele mussten Wasser an Hydranten und Pumpen holen, wo sich lange Schlangen bildeten. Die Menschen hatten nicht das Gefühl, dass es noch eine Regierung gab: «Überhaupt kein Befehl mehr, keine Nachrichten, nichts. Es kümmert sich kein Schwein mehr um uns», wie dies eine Frau formulierte.<sup>159</sup> Da es so gut wie nie Strom gab, konnten auch nur noch wenige Radio hören. Als dann auch noch die zwei grossformatigen Seiten verschwanden, die bislang als Zeitung gedient hatten, musste man sich aufs Hörensagen verlassen, konnte allenfalls Bruchstücke oft ungenauer Nachrichten erhaschen.<sup>160</sup> Wenigstens blieben den Berlinern die Überschriften des *Völkischen Beobachters* erspart, der in München noch bis zum 28. April erschien und verkündete: «Deutschland steht standhaft und treu zum Führer», «Der Führer – Verteidiger Berlins» oder «Der Führer entflammt Berlins Kampfgeist».<sup>161</sup> Wer etwas Ähnliches auf den Strassen Berlins gesagt hätte, den hätte man

für verrückt erklärt. Aber überall hingen Leichen mit Schildern um den Hals, auf denen «Verräter» stand – eine beständige Warnung, nichts Unbedachtes zu sagen und sich vor Leuten in Acht zu nehmen, die noch immer hinter dem tödlich verwundeten Regime standen.<sup>162</sup>

Solange noch Strassen offen waren, die aus Berlin herausführten, suchten Tausende – darunter viele blasse, ausgezehnte Frauen mit ihren erschöpften Kindern – zu Fuss, mit Pferdewagen, Schubkarren und Kinderwagen, auf die sie die wenigen noch verbliebenen Habseligkeiten gepackt hatten, in den Westen zu fliehen.<sup>163</sup> Schliesslich aber waren auch die letzten Fluchtwege versperrt, und den Menschen blieb nichts anderes, als in den Kellern auf das Ende zu warten, das sie herbeisehnten und zugleich fürchteten. In der letzten Aprilwoche wurden die schlimmsten Befürchtungen wahr – die ersten Rotarmisten tauchten in Berlin auf.<sup>164</sup>

Auch im Bunker nahte das Ende, der letzte Akt des Dramas hatte begonnen. Die Schonungslosigkeit, die das Regime in seinem Todeskampf zeigte, schlug auf die kleine Gruppe im Bunker selbst zurück, als Eva Brauns Schwager, der undisziplinierte und brutale Hermann Fegelein, ein Himmler nahestehender SS-Führer, zu fliehen versuchte und, nachdem er zurückgeholt worden war, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Fegelein musste als Stellvertreter für Himmler herhalten, den Hitler für einen Erzverräter hielt. Anscheinend hatte der Reichsführer-SS (so wie Göring auch) die Nachricht von Hitlers Gefühlsausbruch vom 22. April als dessen Abdankung verstanden. Also liess er alle Vorsicht fahren, die ihn in seinen Verhandlungen mit Bernadotte noch bestimmt hatte, und bot die Kapitulation im Westen (nicht im Osten) an. Für Hitler war das der allergrösste Verrat. In einem letzten elementaren Wutausbruch stiess er auch Himmler aus der Partei aus und befahl seine Festnahme.<sup>165</sup> Aber seine Macht reichte nicht mehr weit genug, um den Reichsführer-SS, der sich in Norddeutschland aufhielt, nach Berlin zurückholen und in Schande hinrichten zu lassen.

Mit Himmlers Verrat schien nun der Kampfgeist aus Hitler gewichen. Im letzten Akt des Dramas heiratete er Eva Braun, seine langjährige Lebensgefährtin, die sich entschlossen hatte, mit ihm aus dem Leben zu gehen.

hen, und schrieb sein Testament. In dessen politischem Teil führte er die Namen der Minister für die nächste Regierung auf. Dönitz, seine fanatische Stütze, den er stets als solche anerkannt hatte – hatte nicht Dönitz Matrosen in Berlins letzte Schlacht geschickt? –, sollte Reichspräsident werden. Goebbels, Bormann, Hanke, Saur, Giesler und Schörner, alle hartgesottene Nationalsozialisten, wurden für Treue und fanatischen Eifer belohnt; Kein Wort zu Speer. Als alles erledigt war und die Sowjets buchstäblich vor der Tür standen, blieb Hitler und Eva Braun nur noch, sich zu verabschieden und sich dann zurückzuziehen. Am Nachmittag des 30. April erschoss sich Hitler, Eva Braun schluckte Gift. Dönitz, im weit entfernten Plön in Schleswig-Holstein, erfuhr erst am nächsten Morgen von Hitlers Tod – kurz zuvor noch hatte er ihm im Glauben, er lebe noch, eine Nachricht geschickt und seine fortgesetzte, bedingungslose Treue bekundet. Die Wehrmacht und das deutsche Volk wurden erst am späten Abend des 1. Mai informiert, auch jetzt noch in Form einer Propagandalüge: Hitler, so liess Dönitz formulieren, sei «an der Spitze der heldenmütigen Verteidiger der Reichshauptstadt [...] gefallen». An diesem Tag nahmen sich, nachdem sie ihre sechs Kinder vergiftet hatten, auch Joseph und Magda Goebbels das Leben. Am 3. Mai dann erhielten die deutschen Truppen in Berlin den Befehl, die Kämpfe einzustellen. Auf dem Reichstag flatterte die rote Fahne mit Hammer und Sichel.

Der Krieg aber war noch nicht vorbei. Ausserhalb Berlins wurde weitergekämpft. Allerdings war mit Hitlers Tod ein unüberwindliches Hindernis für eine Kapitulation beseitigt. Was zu seinen Lebzeiten unmöglich war, liess sich, als er tot war, sofort in die Tat umsetzen. Nichts zeigt deutlicher, wie sehr er das Regime mit seiner Person zusammengehalten hatte. Die Bindungen zwischen ihm und seiner «charismatischen Gemeinschaft» und die fragmentierten Herrschaftsstrukturen hatten das ganze Dritte Reich hindurch bestanden, seine eigene unangreifbare Macht gesichert und es ermöglicht, dass dieses Reich, mit furchtbaren Kosten für das deutsche Volk, funktionieren konnte, bis die Russen vor den Toren der Reichskanzlei standen.

## KAPITEL NEUN

# Liquidation

Da Westgegner Unterstützung [der] Sowjets fortsetzen, geht Kampf auch gegen Anglo-Amerikaner gem. Befehl Grossadm. weiter.

Chef Seekriegsleitung, 4. Mai 1945

## I

Zwei oder drei Jahre zuvor hätte Hitlers Tod das Land in einen Betäubungszustand versetzt. Bevor sich Deutschland mit dem Überfall auf die Sowjetunion in einen langen und aussichtslosen Zermürbungskrieg stürzte, hätte dieser Verlust für das ganze Land unermessliche Folgen gehabt. Noch die Reaktionen auf das Attentat vom 20. Juli 1944 zeigen, wie enorm die Schockwellen erst gewesen wären, wenn Stauffenberg erfolgreich gewesen wäre. Als jedoch am Abend des 1. Mai 1945 die Nachricht von Hitlers Tod im Radio bekanntgegeben wurde, wurden nicht viele Tränen vergossen.

Natürlich gab es Ausnahmen. Die Besatzung eines Minensuchboots soll den Tränen nahe gewesen sein, als sie die Meldung hörte; für die Marinesoldaten waren es die «letzten heroischen Töne» eines langen Krieges.<sup>1</sup> Auch ein bei Prag stationierter Unteroffizier erinnerte sich später an das lange Schweigen und die Bestürzung, mit der die Nachricht in seiner Einheit aufgenommen wurde; die Soldaten hätten den Tod des Führers als «heroische Geste» betrachtet – «wenigstens die Mehrzahl», fügte er hinzu.<sup>2</sup> Ob diese Feststellung zutrifft, wissen wir nicht; auch nicht, wie die Soldaten der überwiegend in Böhmen liegenden Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall Schörner, dem von allen Generälen fanatischsten Nationalsozialisten, reagierten, als dieser am 3. Mai den Tod Hitlers bekannt gab. Hitler, so liess Schörner die Soldaten wissen, sei «als Märtyrer seiner Idee und seines Glaubens und als Soldat der europäischen Sendung [...] bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, im Kampf gefallen».<sup>3</sup> Wahrscheinlich kümmerten sich die meisten Soldaten, wo immer sie sich befanden, weniger um den Tod des «Führers» als darum, nicht in die Fänge der Roten Armee zu geraten.

Tatsächlich gab es in jeder militärischen Einheit bis zum Ende fanatische Hitleranhänger, selbst wenn sie inzwischen in der Minderheit waren. Ein Offizier erinnerte sich, wie ein junger Soldat auf die Füße sprang, den Arm hob und «Heil Hitler» rief, als er die Nachricht hörte, der Führer sei «gefallen», die anderen hätten weiter ihre Suppe gelöffelt, als sei nichts geschehen.<sup>4</sup> Die Generäle reagierten unterschiedlich auf die Nachricht, manche erleichtert, andere fügten sich bekümmert ins Unausweichliche. «Der Führer gefallen! Entsetzlich, und doch zu erwarten gewesen», schrieb der frühere Frontkommandeur Generaloberst Hans-Georg Reinhardt in sein Tagebuch.<sup>5</sup> Als hohe Offiziere, die in der Befehlszentrale der 3. Panzerarmee in Mecklenburg zusammenstanden, die Nachricht hörten, waren keine Anzeichen von Betroffenheit zu bemerken.<sup>6</sup> Hohe Offiziere, die sich in britischer Gefangenschaft befanden, waren, als sie von dessen Tod erfuhren, geteilter Meinung über Hitler. Äusserungen wie: «Es ist eine [...] tragische Persönlichkeit, umrahmt von unzulänglicher verbrecherischer Umgebung.» Oder: «Eine geschichtliche Persönlichkeit; dem wird erst die spätere Geschichte ganz gerecht werden können [...]», sind bezeichnend für ihre Ansichten. Und sie debattierten darüber, ob sie, da sie Hitler ja einen persönlichen Treueid geschworen hatten, nun davon entbunden seien.<sup>7</sup>

Die deutsche Bevölkerung war viel zu sehr damit beschäftigt, gegen ihren Hunger zu kämpfen, das kärgliche Leben in ihren zerstörten Wohnungen zu meistern, marodierenden Sowjetsoldaten aus dem Weg zu gehen oder ihr zerbrochenes Leben nun unter feindlicher Besatzung wieder zusammenszusetzen, als dass sie dem Ableben des «Führers» allzuviel Beachtung hätten schenken können.<sup>8</sup> Eine Mutter in Celle hatte ein praktisches Problem: ob ihre Kinder nun noch immer mit «Heil Hitler» grüssen sollten, da er doch tot sei, und kam zu dem Schluss: «Ich hab' ihnen gesagt, sie könnten auch weiter ‚Heil Hitler‘ sagen, da Hitler bis zuletzt der Führer geblieben sei. Aber wenn ihnen das merkwürdig vorkäme, sollten sie guten Tag oder guten Morgen sagen.»<sup>9</sup> In Göttingen, das seit drei Wochen von den Alliierten besetzt war, fiel einer Frau auf, dass diejenigen, die Hitler ein paar Jahre zuvor zugejubelt hatten, nun sein Ende kaum zur Kenntnis nähmen. Niemand trauere über

ihn.<sup>10</sup> «Hitler ist tot! Und wir – wir tun, als ginge uns das nichts an, als handele es sich um den gleichgültigsten Menschen von der Welt. Was hat sich denn geändert? Nichts! Nur, dass wir über dem Inferno der letzten Tage Herrn Hitler vergessen haben», schrieb eine Frau in Berlin, eine alte Gegnerin des Nationalsozialismus.<sup>11</sup>

Immer mehr Menschen waren in den letzten Kriegsmonaten zur Auffassung gelangt, vor allem Hitler sei an ihrem Elend schuld. Eine Frau aus Hamburg schrieb: «Schade, dass Hitler nicht nach Sibirien gekommen ist. Aber der Schweinehund war so feige und schießt sich lieber selbst eine Kugel durch den Kopf.»<sup>12</sup> Eine junge Frau in Berlin, die nun abhängig war von Gnade und Freundlichkeiten der Rotarmisten und die von Hitlers Tod noch nichts gehört hatte, meinte: «Verbrecher und Hasardeure haben uns geführt, und wir haben uns führen lassen wie die Schafe zur Schlachtbank. Nun loht Hass in dem elenden Haufen. ‚Kein Baum ist hoch genug für den‘, so hiess es heute früh an der Pumpe über Adolf.»<sup>13</sup> Das begann rasch: Die Person, die man gepriesen und vergöttert hatte für alles, was einst im Dritten Reich positiv und erfolgreich erschien, das frühere Idol wurde zum Dämon gemacht, zu dem Mann, dem man für alles die Schuld geben konnte, was schiefgelaufen war.

Für gewöhnliche Menschen, die nur daran dachten, wie sie mit ihrer elenden Lage fertig werden konnten, änderte sich durch Hitlers Tod zunächst gar nichts. Dasselbe galt für die Soldaten in ihren Quartieren oder an der Front, für Marine- und Luftwaffenbesatzungen, die für den immer verzweifelteren Kampf auf dem Land eingesetzt wurden. Als Grossadmiral Dönitz das Amt des Reichspräsidenten antrat, schien die Parole tatsächlich eher Kontinuität zu lauten als Bruch mit der jüngsten Vergangenheit. Eine grundsätzliche Veränderung allerdings hatte stattgefunden. Es war, als sei eine bankrotte Organisation, nachdem ein geschäftsführender Direktor gegangen war, der sich rundheraus geweigert hatte, die Realitäten zur Kenntnis zu nehmen, unter Verwaltung gestellt worden, als würden jetzt nur mehr alte Aufträge und der Prozess der Liquidation abgewickelt.

Mit Hitlers Tod war auch die uneinnehmbare Bastion des fanatischen Widerstands gegen Verhandlungen mit den Alliierten verschwunden. Als



Bormanns Telegramm mit der Nachricht, Hitler habe Dönitz zu seinem Nachfolger bestimmt, diesen am 30. April um 18 Uhr 35 erreichte, gab es noch kein Anzeichen, dass der Diktator tot war. Doch Dönitz hatte jetzt die Vollmacht, alle in dieser Situation notwendigen Schritte zu unternehmen.<sup>14</sup> Er fühlte sich sehr erleichtert, etwas tun zu können, und liess sofort Keitel, Jodl und Himmler zu einer Lagebesprechung kommen.<sup>15</sup> Zugleich blieb er unsicher. In den frühen Morgenstunden des 1. Mai schickte er ein Telegramm, über das er in seinen Erinnerungen nichts sagt, nach Berlin, und versicherte dem «Führer», den er noch lebend wähnte, seiner bedingungslosen Treue. Alles wolle er tun, was in seiner Macht stehe (wobei er wusste, dass es sinnlos war),<sup>16</sup> um seinen «Führer» aus Berlin herauszuholen, und er werde, so fügte er zweideutig hinzu, den Krieg so zu Ende führen, wie dies der «heroische Kampf des deutschen Volkes» verlange.<sup>17</sup> Bormanns Nachricht, Hitlers Testament sei in Kraft, erreichte Dönitz erst danach, später an diesem Morgen. Damit war klar, dass Hitler tot war, und Dönitz wusste, dass er nun freie Hand hatte.<sup>18</sup>

Solange Hitler lebte, sah sich Dönitz durch seinen Soldateneid an ihn als Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Streitkräfte gebunden; dieser Eid war für Dönitz, wie für die meisten seiner Generation, die zum Offizier erzogen worden waren, eine heilige Verpflichtung. Darüber hinaus stand er – diese Einstellung teilte er mit den meisten Militärführern – voll und ganz hinter dem »Führerprinzip«; es war die Basis sowohl von Hitlers Macht in Partei und Staat als auch seiner militärischen Stellung als Oberbefehlshaber.<sup>19</sup> Konsequenter und im Einklang mit seinen unerschütterlichen Grundsätzen hatte Dönitz, solange Hitler lebte, alle Erwägungen einer Kapitulation verworfen, und war für die fanatische Fortsetzung der Kämpfe eingetreten. Kaum wusste er, dass Hitler tot war, konnte er sich gestatten, über einen Verhandlungsfrieden nachzudenken.<sup>20</sup> Ein besserer Beleg für die zentrale Bedeutung, die nicht nur der Person des »Führers« zukam, sondern auch den Herrschaftsstrukturen und Mentalitäten, die seiner Macht zugrunde lagen, lässt sich nicht finden.

Auch jetzt war die Beendigung des Krieges ein Prozess, kein direkt zu erreichendes Ziel. Dönitz' am 1. Mai erklärte Absicht, «deutsche Men-

schen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten», diente dem Versuch, den im Osten fortgesetzten Kämpfen einen Sinn zu geben und zugleich auf einen Verhandlungsfrieden im Westen hinzuarbeiten.<sup>21</sup> Ganz überraschend stellte sich nun tatsächlich die Frage der Kapitulation – nicht für den Osten jedoch –, und sie stellte sich mit grosser Dringlichkeit. Liess sich die allgemeine Kapitulation jetzt noch umgehen? Liessen sich die Westmächte auch in diesem Stadium noch überreden, gemeinsam mit der Wehrmacht den Bolschewismus zu bekämpfen? Liessen sich Bedingungen erreichen, unter denen das Reich als politische Einheit weiterbestehen könnte? War es möglich, Vereinbarungen zu treffen, die die deutschen Soldaten an der Ostfront vor sowjetischer Gefangenschaft bewahrten? Das Ende stand unmittelbar bevor. Hitler hatte jede Kapitulation von vornherein ausgeschlossen, war willens gewesen, alles mit sich in den Abgrund zu reissen; die neue Regierung Dönitz dagegen beschäftigte sich von Anfang an mit einer Kapitulation, die durch Verhandlungen zustande kommen und das Schlimmste verhindern sollte – die Unterwerfung unter den Bolschewismus. Und während sich Hitler, zumindest bis in den Tagen vor seinem Tod alles zusammenbrach, noch auf Reste von Loyalität verlassen und sich dabei noch immer auf ein Höchstmass an Terror und Repression stützen konnte, um das zerfallende Regime zusammenzuhalten, fehlten Dönitz sowohl das persönliche Ansehen als auch die Unterstützung einer Massenpartei und eines riesigen Polizeiapparats. Ausserhalb des kleiner werdenden Rahmens der militärischen Führung standen ihm nur Relikte der Geheimdienste und der Ministerialbürokratien zur Verfügung. «Wer ist der Herr Dönitz?», fragte Obergruppenführer Felix Steiner, General der Waffen-SS, verächtlich, als er hörte, der Grossadmiral solle das neue Staatsoberhaupt werden. «Ich und meine Verbände sind nicht durch Eid an ihn gebunden. Ich werde selbständig mit den Engländern hinter mir verhandeln.»<sup>22</sup>

Aus dem Quadrumvirat direkt unter Hitler, in dessen Hand seit Juli 1944 die Führung des Reiches (vom Militär abgesehen) gelegen hatte, wurde nur Speer in die Regierung Dönitz übernommen, obwohl er von Hitler zugunsten seines Erzrivalen Saur aus der Ministerliste gestrichen worden war. Als Wirtschaftsminister jedoch war er nur noch für eine

Wirtschaft in Trümmern verantwortlich. Goebbels, in Hitlers Ministerliste der designierte Reichskanzler, war der einzige des Quartetts, der in Übereinstimmung mit dem Gebot des «Führers» handelt, in einem «heldenhaften» Ende unterzugehen. Selbst er jedoch hatte über die Aussichten einer Teilkapitulation in Berlin nach Hitlers nachgedacht und sich umgebracht, nachdem sein und Bormanns Versuch, Verhandlungen mit Marschall Schukow aufzunehmen, gescheitert war. Bormann, der als Parteiminister nominiert worden war, hatte – wie die meisten in Hitlers Urgebung – nicht die Absicht, sein Leben in einer Berliner Katakombe zu beschliessen, und floh aus dem Bunker, sobald er konnte – angeblich, um sich Dönitz in Plön anzuschliessen. Er schaffte es nur ein kurzes Stück aus den Ruinen der Reichskanzlei heraus, schluckte in den frühen Morgenstunden des 2. Mai eine Giftkapsel und beendete sein Leben, um den Sowjets nicht in die Hände zu fallen. Himmler, bei Hitler in Ungnade gefallen und wegen seines «Verrats» aller Ämter enthoben, hoffte anfangs, eine Stellung unter Dönitz zu finden und im bevorstehenden gemeinsamen Kampf mit den Westalliierten gegen den Bolschewismus noch einmal eine bedeutende Rolle spielen zu können. Dönitz hatte aber keine Verwendung für ihn.

So entschieden, wie er hinter Hitlers Entschlossenheit stand, bis zum Letzten zu kämpfen, gehörte Dönitz, wie wir sahen, zu den fanatischsten Wehrmachtskommandeuren. «Ich weiss, dass Sie mir nicht glauben», sagte er im März zu einem Kollegen, «aber ich muss es nochmal als meine innerste Überzeugung sagen, der Führer hat immer recht.»<sup>23</sup> Seine unbeirrbare Loyalität zu Hitler hatte ihm den Spitznamen «Hitlerjunge Quex» eingetragen – nach dem «Helden» eines bekannten Propagandafilms.<sup>24</sup> Ein Zeichen seiner rückhaltlosen Unterstützung Hitlers waren die über 10'000 Matrosen, die er, mit leichten Waffen ausgestattet, am 25. April nach Berlin entsandte, um die dortigen Truppen in ihren nutzlosen Kämpfen um die Reichshauptstadt zu verstärken.<sup>25</sup> Zu diesem Zeitpunkt fungierte Dönitz in Norddeutschland bereits als Hitlers Vertreter, mit allen Vollmachten über Partei und Staat (allerdings nicht über die gesamte Wehrmacht). Anlässlich von Himmlers «Verrat» Ende April erwartete Hitler von ihm, «blitzschnell und stahlhart durchzugreifen gegen alle Verräter im

Norddeutschen Raum. Ohne Unterschied.»<sup>26</sup> Hitler hatte für die meisten Generäle seit Langem nur Verachtung übrig, Dönitz aber schätzte er sehr und zeigte sich in seinem Testament für dessen unentwegte Unterstützung erkenntlich, indem er die Marine ausdrücklich lobte: für ihren Ehrenstandpunkt, ihre Weigerung zu kapitulieren und ihre Pflichterfüllung bis in den Tod.<sup>27</sup> Dass Hitler Dönitz zu seinem Nachfolger im Amt des Staatsoberhauptes gemacht hat – allerdings mit dem seit 1934 nicht mehr verwendeten, jetzt wieder in Kraft gesetzten Titel «Reichspräsident» und nicht als «Führer» –, war für ranghohe Vertreter des Regimes keine so grosse Überraschung wie für andere, die sich nicht so nahe am Zentrum der Macht befanden; es war auch damals weniger überraschend, als es im Rückblick erscheinen mag.<sup>28</sup>

Allerdings hatte Hitler auch keine grosse Auswahl. Göring, seit über zehn Jahren designierter Nachfolger und, bis er in Ungnade fiel, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, war nach seinem «Verrat» am 23. April aller seiner Ämter enthoben worden und stand in Berchtesgaden unter Hausarrest. Ob er zu diesem Zeitpunkt die nötige Autorität gehabt hätte, den Oberbefehl über alle Waffengattungen zu führen, ist höchst fraglich. Himmlers einzige Erfahrung als militärischer Befehlshaber war sein Kommando über das Ersatzheer, das er seit Juli 1944 innehatte, sowie das kurze, aber erfolglose Kommando über die Heeresgruppen Oberrhein, dann Weichsel. Auch ihn hatte Hitler in seinem berühmten Wutanfall Ende April aller seiner Ämter enthoben. Keitel war nichts weiter als der unterwürfige Vollstrecker von Hitlers Befehlen und wurde von vielen in der Wehrmacht nicht anerkannt. Der einzige General des Heeres, dem Hitler am Schluss vertraute, war Feldmarschall Schörner. Dieser aber war noch Frontkommandeur, der die unter Druck stehende Heeresgruppe Mitte in der früheren Tschechoslowakei führte. Er wurde von Hitler sehr bewundert, bei vielen Generälen aber war er unbeliebt und wäre, selbst wenn er zur Verfügung gestanden hätte, als Staatsoberhaupt nicht infrage gekommen. Insofern blieb nur Dönitz.

Der Grossadmiral, der auch nach dem Krieg kein Geheimnis aus dem wechselseitigen Respekt machte, der ihn und Hitler verband, sagte kurz nach Kriegsende in einem Verhör, die Wahl sei auf ihn gefallen, weil er

als ranghöchster Angehöriger der Streitkräfte die nötige Autorität besessen habe, «die Kapitulation zu vollziehen». Da Hitler den Krieg nicht habe beenden können, habe das jemand anderer tun müssen. «Dieser Krieg konnte nur von einem Soldaten beendet werden,

der in der Wehrmacht über genügend Autorität verfügte. Der Punkt war sicherzustellen, dass die Armee gehorchen würde, wenn sie die Aufforderung zur Kapitulation erhielt. [...] Der Führer wusste, dass ich über diese Autorität verfügte.«<sup>29</sup> Jahre später erklärte Dönitz: »Ich vermutete, daß Hitler mich für diese Aufgabe bestimmt hatte, weil er den Weg zu einer Beendigung des Krieges durch einen Soldaten frei machen wollte. Daß diese Annahme falsch war, erfuhr ich erst im Winter 1945/46, als mir in Nürnberg Hitlers Testament bekannt wurde, in dem er die Fortsetzung des Kampfes forderte.«<sup>30</sup> Ob Dönitz wirklich glaubte, er sei ernannt worden, um die Voraussetzungen zu schaffen, die Kapitulation herbeizuführen, ist sehr zu bezweifeln. Nichts in Hitlers Einstellung in den letzten Tagen, nichts in seinen Besprechungen mit Dönitz deutet darauf hin, dass er die Macht übergeben wollte, um eine Kapitulation zu ermöglichen, die er selbst nicht herbeiführen konnte.<sup>31</sup> Das würde überhaupt nicht zu Hitler passen, der seine ganze »Karriere« auf der Forderung aufgebaut hatte, eine »feige« Kapitulation wie 1918 dürfe sich nie wiederholen. Außerdem hatte er bei mehr als einer Gelegenheit geäußert, das deutsche Volk verdiene nicht, ihn zu überleben. Im Gegenteil: Hitler sah in Dönitz genau den Militärführer, dessen Fanatismus nötig war, um den Kampf bis zum bitteren Ende zu führen.<sup>32</sup>

Doch Dönitz wich sofort von Hitlers ausdrücklichem Wunsch ab, den Kampf unter keinen Umständen aufzugeben.<sup>33</sup> Zwar begann er sofort nach Möglichkeiten zu suchen, den Krieg durch Verhandlungen zu beenden, aber dies sollte keineswegs auf eine vollständige und bedingungslose Kapitulation an allen Fronten hinauslaufen. Und er begann diese Suche gewiss nicht, weil er die Gründe missverstanden hätte, aus denen er zum Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Wehrmacht bestimmt worden war. Er hatte einfach keine andere Wahl. Nun, da Hitler tot war, musste man der militärischen und politischen Realität ins Auge blicken. Das Ende war nahe; der größte Teil des Reichs stand unter

feindlicher Besatzung; die Bevölkerung war äusserst kriegsmüde; die Loyalitäten zerfielen; die Wehrmacht war grösstenteils vernichtet, und dem, was von ihr noch übrig war, stand die totale Niederlage bevor.<sup>34</sup> Nun, da die Verantwortung nicht mehr alleine für die Marine, sondern für das ganze Reich auf Dönitz lastete, konnte er aus seiner Sicht nichts anderes tun: Er musste auch in diesem späten Stadium versuchen, ein Ende auszuhandeln, das kein völliges Desaster war.

Einige Monate später erklärte Feldmarschall Keitel in einem Verhör: «Sobald Hitler tot war, ging es in der Hauptsache eigentlich nur darum: Wenn irgendjemand anderer die Verantwortung trägt, dann gab es nur eines zu tun, man musste einen sofortigen Waffenstillstand suchen und zu retten versuchen, was zu retten war.»<sup>35</sup> Das war unaufrichtig. Die Verantwortlichen haben nicht sofort um einen Waffenstillstand nachgesucht. Dönitz, der später versicherte, sein Regierungsprogramm sei klar gewesen, er habe den Krieg so schnell wie möglich beenden, dabei aber vor allem so viele Menschenleben wie möglich retten wollen,<sup>36</sup> tat das Gegenteil: Er liess an beiden Fronten weiterkämpfen, denn er wollte Zeit gewinnen, um die Truppen aus dem Osten zurückzuziehen. Noch immer hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, die Koalition spalten und die Westmächte für eine Fortsetzung des Krieges gegen den Bolschewismus gewinnen zu können. Mit dieser Linie ermöglichte er Hunderttausenden von Soldaten und einer deutlich kleineren Zahl von Zivilisten, der sowjetischen Gefangenschaft zu entgehen. Aber er verlängerte das immense menschliche Leiden und Sterben um eine weitere Woche Krieg.

## II

Für den Teil der Zivilbevölkerung, die in der täglichen Erwartung des Einmarschs sowjetischer Besatzer lebte, hatten sich Todesangst und Schrecken durch Hitlers Tod in keiner Weise verändert. Viele hatten weder Radio noch Zeitung oder Post; sie erreichte die Nachricht erst mit Tagen Verspätung.<sup>37</sup> Eine makabre Art, in der sich diese Angst manifestierte, war die Selbstmordepidemie in den letzten Wochen, die bis in den Mai andauerte.<sup>38</sup>

Die Mächtigen des NS-Regimes betrachteten den Selbstmord als heldenhaftes Selbstopfer, das der «Feigheit» einer Kapitulation vorzuziehen sei. So wurde denn auch Hitlers Tod bekannt gemacht.<sup>39</sup> Auch viele führende Militärs sahen den Tod durch die eigene Hand als männlichen Ausweg, besser jedenfalls, als sich zu fügen und zu ergeben. In extremen Fällen herrschte, wie bei Goebbels, die Überlegung vor, dass es nach Deutschlands Niederlage für ihn, seine Frau und seine Kinder nichts mehr gab, wofür zu leben sich lohne. Mein Leben, stellte Goebbels am Ende fest, hat «für mich persönlich keinen Wert mehr [...], wenn ich es nicht im Dienst für den Führer und an seiner Seite zum Einsatz bringen kann». Nicht anders dachte seine Frau Magda und rechtfertigte den Schritt, sich und ihren Kindern das Leben zu nehmen, damit, dass «die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, [...] nicht mehr wert [ist], darin zu leben [...]».<sup>40</sup>

Ein prosaischeres Motiv, für viele NS-Führer wohl das erstrangige, war zweifellos die Angst vor der Vergeltung durch die Sieger, vor allem die Russen. Ich «will [...] nicht Feinden in die Hände fallen, die zur Belustigung ihrer verhetzten Massen ein neues, von Juden inszeniertes Schauspiel benötigen» – So, auf seine unnachahmliche Art, brachte Hitler diese Angst zum Ausdruck.<sup>41</sup> Während die meisten die Gelegenheit ergriffen, um in einem Versteck zu verschwinden, oder einfach blieben, wo sie waren, und auf ihre Verhaftung warteten, hielten viele führende Nationalsozialisten den Selbstmord für die einzige Wahl. Bormann, der aus Berlin zu fliehen versuchte, sowie Himmler, Ley und Göring in alliierterem Gewahrsam gehörten zu denen, die sich das Leben nahmen, ebenso acht von 41 Gauleitern und sieben von 47 Höheren SS- und Polizeiführern, 53 der 554 Generäle des Heers, 14 von 98 Fliegergenerälen und elf von 53 Admirälen.<sup>42</sup>

Auch viele einfache Bürger dachten an Selbstmord, besonders in Berlin und den östlichen Teilen Deutschlands, wo Verzweiflung und Angst auf eine Weise zusammenwirkten, die viele auf diesen Gedanken brachte. «Viele gewöhnen sich an den Gedanken, Schluss zu machen. Die Nachfrage nach Gift, nach einer Pistole und sonstigen Mitteln, dem Leben ein Ende zu bereiten, ist überall gross», hiess es schon Ende März in einem

Bericht des SD.<sup>43</sup> «Alle Berliner wissen, dass die Russen in Kürze in Berlin eindringen werden – und nun sehen sie keine andere Möglichkeit, als sich Zyankali zu verschaffen», bemerkte ein Pastor um die gleiche Zeit. Für den Anstieg suizidaler Tendenzen machte er die Horrorgeschichten über das Verhalten der Sowjets verantwortlich, die Goebbels' Propaganda verbreitete.<sup>44</sup> Ohne Zweifel haben diese Geschichten zur Selbstmordwelle beigetragen. Wie wir gesehen haben, hatte die Propaganda jedoch eine reale Grundlage: Geschichten über schreckliche Erlebnisse mit Sowjetsoldaten, vor allem von Vergewaltigungen deutscher Frauen, gingen unabhängig von Goebbels' Machenschaften von Mund zu Mund. Viele Frauen nahmen sich lieber das Leben, als sich vergewaltigen zu lassen. Andere brachten sich anschliessend um. Und es hätten dies sicher sehr viel mehr getan, wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten.<sup>45</sup>

An der Stadt Berlin, für die Selbstmordstatistiken, wenn auch unvollständig, vorhanden sind, ist der Trend gut zu beobachten. Auf dem Höhepunkt im April und Mai, während der Schlacht um Berlin, nahmen sich 3'881 Personen das Leben. Insgesamt begingen im Jahr 1945 in der Stadt 7'057 Menschen Selbstmord, darunter 3'996 Frauen; im Jahr 1938 waren es 2'108 gewesen, im Jahr 1946 dann 1'884 Menschen. In Hamburg dagegen wurden im April 1945 nur 56 Selbstmorde registriert.<sup>46</sup> Im völlig zerbombten Bremen stieg die Zahl der Selbstmorde im Jahr 1945 stark an, aber das Niveau lag unter dem von 1939.<sup>47</sup> Auch in Bayern wurden in der Endphase des Krieges mehr Selbstmorde verübt, obwohl die Zahl von 42 Selbstmorden im April und Mai 1945 kaum mit der von Berlin zu vergleichen ist, was mit der dortigen unverhältnismässig hohen Zahl von NS-Funktionären zu tun hat, die sich das Leben nahmen. In anderen Teilen Westdeutschlands stiegen 1945 die Selbstmordraten ebenfalls an, aber auch dort nicht entfernt so stark wie in Berlin.<sup>48</sup> Es ist deutlich zu sehen, dass die Selbstmordwelle in erster Linie in den Teilen Deutschlands um sich griff, wo die grösste Angst vor sowjetischer Besatzung herrschte.

Die Menschen im Osten wurden von Panik ergriffen, als die Sowjets näherrückten; entlang der Front kam es in vielen Orten Pommerns, Mecklenburgs, Schlesiens und Brandenburgs zu Hunderten von Selbstmorden.



Eine Gesamtzahl lässt sich nicht angeben, aber es wird vermutet, dass es Tausende, wenn nicht Zehntausende waren.<sup>49</sup> in Demmin, einer Stadt in Westpommern, die vor dem Krieg 15'000 Einwohner zählte und wo sich jetzt viele Flüchtlinge aufhielten, nahmen sich an den drei Tagen nach Ankunft der Roten Armee am 1. Mai 900 Personen das Leben, die meisten davon Frauen.

In Demmin herrschte in den Tagen, bevor die Russen kamen, grosse Angst; ihren Höhepunkt erreichte sie, als das beängstigende Gerassel der sowjetischen Panzer zu hören war, die in die Stadt einrollten. An diesem Morgen flohen die deutschen Soldaten und sprengten auf dem Rückzug die Brücken über zwei Flüsse. Weisse Betttücher flatterten aus den Fenstern, doch eine Gruppe von Hitlerjungen gab Schüsse auf die Sowjets ab. Sowjets ab. Ein Mann erschoss seine Frau und drei Kinder, bevor er noch eine Panzerfaust abfeuerte und sich dann selbst erhängte. Viele Familien verbarrikadierten sich in ihren Wohnungen, indem sie ihre Türen mit Möbeln zustellten. Dann hörten sie laute, ausländische Stimmen, Rotarmisten, viele davon sehr jung. Sie schlugen und traten gegen die Türen, brachen ein und verlangten Uhren und Schmuck. Oder es hiess: «Frau, komm!» Betrunkene Soldaten streiften plündernd durch die Strassen. Die Repräsentanten der Stadt wurden erschossen und die Häuser vermuteter Mitglieder der NSDAP in Brand gesteckt. Das Feuer griff um sich, sprang auf benachbarte Häuser über, und schliesslich stand die ganze Innenstadt in Flammen.

In diesem Horror waren die Frauen wie gelähmt vor Angst, vergewaltigt zu werden. Sie versuchten sich zu verstecken oder zogen sich Männerkleidung an, wurden aber dennoch allzu oft entdeckt. Viele wurden vergewaltigt, oft mehrmals. in diesem Sodom und Gomorra (wie es einem Augenzeugeh vorkam) entschlossen sich viele, sich – und manchmal auch ihre Familien – zu töten; mit Mitteln, die gerade zur Hand waren – Gift, Pistole, dem Strick oder einem Sprung in die Peene oder die Tollense. in einetn Fall waren es 13 Familienmitglieder, die zusammen in den Tod gingen. Eine andere Mutter lief mit ihren beiden kleinen Kindern im Kinderwagen los, ihr sechsjähriger Sohn kam auf dem Fahrrad hinterher. Uüter einer grossen Eiche am Stadtrand vergiftete sie ihre Kinder und versuchte sich zu erhängen, wurde aber von sowjetischen Soldaten entdeckt.

Sie habe, erklärte sie, Propagandaplakate gesehen, auf denen gestanden habe, die Russen erschlugen die Kinder mit der Axt. So etwas wie Massenhysterie bemächtigte sich der Einwohnerschaft, ganze Familien liefen zum Fluss, banden sich zusammen und sprangen ins kalte Wasser. Vor allem ältere Menschen nahmen sich auf diese Weise das Leben. Noch wochenlang trieben aufgedunsene Leichen in den Flüssen. In einigen Fällen nahmen in ihrer Panik fast wahnsinnige Frauen ihre Kinder bei der Hand und sprangen ins Wasser. Ein elfjähriges Mädchen, das aus der brennenden Wohnung flüchten wollte, wurde von ihrer Grossmutter zurückgezogen; dann aber habe ihre Mutter sie plötzlich gepackt, sei zum Flussufer gelaufen: «[...] wir haben ja alle gedacht, wir müssen verbrennen», erinnerte sie sich viele Jahre später. «Und wir haben überhaupt keine, keine Hoffnung auf Leben und in mir das Gefühl, dass das jetzt wie ein Weltuntergang, dass jetzt das der Schluss des Lebens war. Alle Menschen hier in Demmin [hatten das gleiche Gefühl], ja.»<sup>50</sup>

Nach der Kapitulation gelang es den Oberen nur allmählich, das Wüten der Rotarmisten und die groben Misshandlungen der eroberten deutschen Bevölkerung einzudämmen. Aber in den ersten Tagen des Mai 1945 herrschte Krieg. Und das Leiden ging weiter.

### III

Bis zum 5. Mai hat Dönitz sein Kabinett gebildet, es deckte sich nur teilweise mit den ursprünglichen Vorstellungen Hitlers. Von Bormann hatte Dönitz nur drei Namen erfahren, die Hitler in seinem Testament als Minister genannt hatte: Bormann, Goebbels und, als Ersatz für Aussenminister Ribbentrop, Arthur Seyss-Inquart, der Reichskommissar in den Niederlanden.<sup>51</sup> Als er seine Regierung bildete, die nach einem wegen der heranrückenden britischen Truppen notwendig gewordenen eiligen Aufbruch aus Plön im äussersten Norden des Reichs, in der Marineakademie von Flensburg-Mürwik untergebracht wurde, musste Dönitz annehmen, dass Bormann und Goebbels tot oder verhaftet waren; Seyss-Inquart, der mit den Alliierten über eine Teilkapitulation verhandelte, konnte auch

darum seinen neuen Posten nicht antreten. Jedenfalls war Dönitz entschlossen, sein eigenes Kabinett zu bilden und nicht einfach das von Hitler vorgeschriebene zu übernehmen.<sup>52</sup>

Dennoch zeichnete sich die neue Regierung vor allem durch Kontinuität aus. Das Kabinett wurde später als «unpolitisch» bezeichnet, tatsächlich jedoch gehörten ihm mehrere hochrangige SS-Offiziere und ein Gauleiter (Paul Wegener vom Gau Weser-Ems) an. Innenminister Wilhelm Stuckart, der SS-Obergruppenführer, der in den letzten Kriegsmonaten als Himmlers Staatssekretär der eigentliche Leiter des Ministeriums war, hatte an der berüchtigten Wannseekonferenz vom Januar 1942 teilgenommen, auf der die Richtlinien zur «Endlösung der Judenfrage» bestimmt wurden. Landwirtschaftsminister Herbert Backe, ebenfalls im Rang eines SS-Gruppenführers, hatte an der Konzeption der Aushungerungspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten mitgewirkt. Otto Ohlendorf, stellvertretender Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium, SS-Gruppenführer, war im Reichssicherheitshauptamt Chef des SD-Inland und als Befehlshaber der Einsatzgruppe D an der Ermordung einiger Hunderttausend Juden beteiligt. Noch am 16. Mai sprach Ohlendorf mit Dönitz über einen Wiederaufbau des Sicherheitsdienstes, der auch von den Besatzungsmächten genutzt werden könnte.<sup>53</sup> (Insgesamt 230 der ungefähr 350 Mitarbeiter in Dönitz' Verwaltungspersonal waren zuvor Mitarbeiter der Sicherheitsdienste gewesen.)<sup>54</sup>

Für Himmler war kein Platz auf der Kabinettsliste, er galt als Belastung für etwaige Verhandlungen mit den Westalliierten. Aber es ist leicht zu sehen, warum er selbst glaubte, eine Rolle spielen zu können, und nach dem 2. Mai versuchte, in die Regierung Dönitz aufgenommen zu werden. Er bot seine Dienste an, in jeder Funktion, die Dönitz ihm zuweise, wird aber ein Auge auf das Kriegsministerium geworfen haben: Er erkundigte sich nämlich, wie man in der Wehrmacht über ihn denke.<sup>55</sup> Zur Begründung führte er an, er könne im Kampf gegen den Bolschewismus eine Richtige Funktion übernehmen; eine kurze Unterredung mit General Eisenhower oder Feldmarschall Montgomery würde genügen, um das unter Beweis zu stellen. Mit unmissverständlichen Worten wurde ihm jedoch mitgeteilt, «dass jeder Engländer oder Amerikaner, der auch nur eine hal-

be Sekunde daran dächte, sich mit ihm zu unterhalten, in der nächsten halben Sekunde von der öffentlichen Meinung in England und USA hinweggefegt würde».<sup>56</sup> Angeblich soll auch sein «Verrat» während Hitlers letzter Tage ein Grund gewesen sein, warum Dönitz seine Kabinettszugehörigkeit ablehnte.<sup>57</sup> Schliesslich brach dieser am 6. Mai alle Kontakte zu Himmler ab. Danach, so ein prominentes Mitglied der Regierung später, verwandelte sich «der entmachtete Himmler [...] in einen armseligen Bittsteller und verschwand in der Versenkung».<sup>58</sup> Er floh verkleidet, bis er von den Briten in Norddeutschland aufgegriffen wurde. Seinem Prozess und der sicheren Todesstrafe entzog er sich, indem er in der Untersuchungshaft eine Giftkapsel schluckte.

Zu den Überlebenden aus Regierungen vor Hitler, die das Dritte Reich über im Amt geblieben waren, zählten Arbeitsminister Franz Seldte und Lutz Graf Schwerin von Krosigk, der frühere Finanzminister, der jetzt zum Leitenden Reichsminister erhoben wurde und auch das Aussenministerium übernahm. Auch Julius Dorpmüller, Reichsverkehrsminister seit 1937 und Reichsbahndirektor seit 1939, blieb im Amt. Speer wurde dazugeholt und sollte sich um den optimistisch so genannten «Wiederaufbau» kümmern. Kontinuität blieb nicht zuletzt auch in der Militärspitze gewahrt. Zu Dönitz' Nachfolger als Oberbefehlshaber der Marine wurde Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg. Aber die wichtigen Positionen des Chefs des OKW und des Chefs des Wehrmachtsführungsstabs im OKW behielten Feldmarschall Keitel und Generaloberst Jodl, die Berlin kurz nach Hitlers Tod Richtung Norden verlassen hatten.<sup>59</sup> in den nächsten Tagen spielten Keitel und Jodl neben Dönitz und Krosigk die Hauptrollen,<sup>60</sup> den Übrigen blieben Nebenrollen.

Als er die Regierung übernahm, gab Dönitz der Kabinettsbildung nicht die höchste Priorität; allerdings lag ihm daran, schnell einen Aussenminister zu ernennen. Er wollte Konstantin von Neurath berufen, Hitlers ersten Aussenminister, erreichte ihn aber nicht. Stattdessen übertrug er den Posten Krosigk, den er zwar nicht gut kannte, von dem er aber bei einer Besprechung Ende April in Plön einen guten Eindruck gewonnen hatte.<sup>61</sup> Viel sprach für diesen Mann nicht, aber er hatte in den vergangenen Wo-

chen besonders Goebbels mit (völlig unrealistischen) Vorschlägen für einen Verhandlungsfrieden bombardiert. Für Dönitz kam praktisch nur er infrage, nicht zuletzt, weil er sich in den Jahren unter Hitler nicht allzu sehr belastet hatte.

Nicht nur in Personalfragen wurde kein klarer Bruch mit der unmittelbaren Vergangenheit vollzogen, auch die alten Formen und Strukturen wurden beibehalten. Die Organisation des OKW funktionierte weiterhin reibungslos. Die NSDAP wurde weder verboten noch aufgelöst. In den Regierungsbüros hingen noch immer Hitlerbilder, in der Wehrmacht grüßte man mit «Heil Hitler». Nicht einmal die Schnellgerichte mit ihren grässlichen Urteilen wurden abgeschafft.<sup>62</sup> Noch nach Unterzeichnung der Kapitulation wurden Matrosen von Kriegsgerichten verurteilt und hingerichtet.<sup>63</sup> Auch die Mentalitäten änderten sich nicht. Ein zentrales Ziel war, die Existenz des Reichs zu erhalten: Man wollte retten, was zu retten war. Ribbentrop repräsentierte das unannehmbare Gesicht des alten Regimes, kam darum als Regierungsmitglied nicht infrage. Aber ein Brief Ribbentrops an das neue Staatsoberhaupt, den er am 2. Mai aufgesetzt (aber, wie es scheint, nicht abgeschickt) hatte, entworfen vermutlich in der Hoffnung, man werde ihn auffordern, der neuen Regierung beizutreten, war in der klaren Absicht geschrieben, Einfluss auf die politische Richtung zu nehmen.

Ziel, so formulierte es Ribbentrop, müsse sein, der Reichsregierung unter Dönitz' Leitung die Möglichkeit zu verschaffen, von freiem deutschem Gebiet aus zu regieren. Wegen der problematischen Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» solle man versuchen, Eisenhower und Montgomery davon zu überzeugen, dass die Einnahme Schleswig-Holsteins einen hohen Preis an Menschenleben kosten würde, und durchblicken lassen, dass die britische Armee die Deutschen eines Tages brauchen werde, um an ihrer Seite gegen die Sowjetunion zu kämpfen\* Man solle, so Ribbentrops Vorschlag, den allmählichen Rückzug deutscher Truppen aus Skandinavien anbieten, wenn im Gegenzug eine Reichsregierung in Schleswig-Holstein bleiben könne. Dieser erste Schritt solle langsam erweitert werden, bis die Formel der bedingungslosen Kapitulation kein Hindernis mehr sei, um mit den Westalliierten Verhandlungen

aufnehmen zu können; dann nämlich könnten diese den Russen ein annehmbares «Alibi» präsentieren. Die Aussenpolitik müsse zum Ziel haben, alle Deutschen in Europa zusammenzubringen, ohne andere Völker zu unterwerfen, man müsse allen Ländern Europas die Freiheit gewähren und Zusammenarbeit zur Erhaltung des Friedens anbieten. in der Heimat müsse eine «Evolution in weltanschaulichen Fragen» stattfinden, wo diese den Frieden gefährden könnten. Er sehe nur zwei Möglichkeiten für die Zukunft. Entweder komme es zur vollständigen Besatzung, der Internierung der Reichsregierung, der Verwaltung des Landes durch die Alliierten und, in absehbarer Zukunft, zu einer Rückkehr zu einer begrenzten Form der Demokratie unter der Vormundschaft der Alliierten und unter Einschluss von Demokraten, Kommunisten und Katholiken. Der Nationalsozialismus würde ausgerottet, die Wehrmacht abgeschafft und das deutsche Volk auf Jahrzehnte zur Sklaverei verurteilt. Oder aber Deutschland könnte in einer Politik der Zusammenarbeit mit allen Ländern – zumindest oberflächlich auch mit Russland – und unter Anerkennung einer Reichsregierung unter Dönitz' Führung und ihres Programms vielleicht als Nation erhalten bleiben, damit auch das nationalsozialistische System und eine verkleinerte Wehrmacht, womit der Weg für eine Wiedergenehung des deutschen Volkes geebnet wäre.<sup>64</sup> Sollte sich Ribbentrop Hoffnungen auf eine Fortsetzung seiner Karriere gemacht haben, so wurde er, wie zuvor Himmler, rasch eines Besseren belehrt. Doch Vorstellungen, wie sie Ribbentrop in seinem Briefentwurf entwickelt hat, werden auch den führenden Mitgliedern der neuen Regierung nicht fremd gewesen sein.

Schon am 2. Mai gab Dönitz seine Ziele bekannt. Die einzige politische Möglichkeit sei, im Westen eine Reihe von Teilkapitulationen auszuhandeln und im Osten weiterzukämpfen, zumindest so lange, bis so viele Deutsche wie möglich, Soldaten und Zivilisten, den Fängen der Sowjets entrissen werden könnten. «Die militärische Lage ist hoffnungslos», heisst es im Protokoll seiner ersten Kabinettsitzung. «Im gegenwärtigen Stadium muss es Hauptziel der Regierung sein, möglichst viele deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten. Soweit die Angelsachsen diesem Ziel entgegenstehen, muss auch gegen sie

weitergekämpft werden.» Im Osten sei daher die «Fortsetzung des Kampfes mit allen Mitteln» erforderlich, die Beendigung des Krieges gegen die «Angelsachsen» dagegen sei «erwünscht», um weitere Opfer zu vermeiden. Dieser Weg sei jedoch nicht gangbar, da die Alliierten die bedingungslose Kapitulation forderten. Das aber würde verlangen, auf einen Schlag Millionen deutscher Soldaten und Zivilisten den Russen zu überlassen. Das Ziel, so Dönitz, müsse also die Kapitulation allein im Westen sein. Wenn diese aber aufgrund der politischen Bedingungen nicht möglich sei, müsse man es mit «Teilaktionen» auf der Ebene der Heeresgruppen unter Verwendung bereits bestehender Kontakte versuchen.<sup>65</sup>

## IV

Die Entwicklung in den Niederlanden schien einige Hoffnungen zu rechtfertigen. Noch Mitte April waren die deutschen Führungsstellen in den Niederlanden fest entschlossen, die Alliierten abzuwehren. Die größte Gefahr für die Niederlande war die mutwillige Überflutung des Landes. Bereits im Juli 1944 hatte die Wehrmacht in Küstenregionen über 16'000 Hektar geflutet, um den Vormarsch der Alliierten zu behindern.<sup>66</sup> Jetzt stand zu erwarten, dass sie diese harte Taktik ausdehnte. Tatsächlich hatte Reichskommissar Seyss-Inquart bei einem Treffen mit Führern der holländischen Untergrundbewegung mit der Zerstörung von Schleusen und Deichen in Westholland gedroht, die das Land für eine Reihe von Jahren «für einige Millionen Menschen unbewohnbar» gemacht hätten; ausserdem hätte dies, einmal verwirklicht, die Hungersnot des Winters 1944 erheblich verschärft. In diesem Fall, so die Antwort der Alliierten, würden Seyss-Inquart und Generaloberst Johannes Blaskowitz, der Oberbefehlshaber in den Niederlanden, als Kriegsverbrecher behandelt.<sup>67</sup>

Da die Niederlage nicht abzuwenden war, vielmehr unmittelbar bevorstand, bewirkte diese Reaktion, dass die Deutschen ihren Verstand zusammennahmen. Kaum war Hitler tot, änderte sich ihre Einstellung. Seyss-Inquart suchte nun, wie Dönitz und seine Kollegen bemerkten, das

Gespräch mit Eisenhowers Stabschef General Walter Bedell Smith über die Linderung der Lebensmittelkrise in den Niederlanden. Dennoch, so berichtete Seyss-Inquart am 3. Mai, werde es schwer sein, eine Teilkapitulation zu erreichen. Smith hatte Gespräche über mögliche Waffenstillstandsverhandlungen angeboten, aber Seyss-Inquart lehnte auf Anordnung von Blaskowitz ab und wartete auf Anweisungen von Dönitz. Inzwischen sollte der Kampf um die «Festung Holland» fortgesetzt werden. «Für unsere Haltung im niederländischen Raum gilt: Kampfauftrag erfüllen, aber Land nicht überschwemmen. Eine honorige Überleitung» – sprich Kapitulation – «räumt uns einen kleinen Kredit ein.»<sup>68</sup>

Am Morgen des 2. Mai erreichte Dönitz die unerwartete Nachricht von der Kapitulation der Heeresgruppe C in Italien.<sup>69</sup> Entsprechende Schritte waren in Italien schon im März unternommen worden, im Zusammenhang der in Kapitel 7 erwähnten geheimen Treffen zwischen Himmlers früherer rechter Hand SS-Obergruppenführer Karl Wolff und Allen Dulles, dem Chef des amerikanischen Geheimdienstes OSS in Mitteleuropa, in der Schweiz. Die zunächst vorsichtigen Sondierungsgespräche wurden im April intensiviert, als sich die Lage in Italien weiter verschlechterte. Der deutsche Oberbefehlshaber Generaloberst Heinrich von Vietinghoff-Scheel war sehr darauf bedacht, dass die Gespräche zwischen Wolff und Dulles nicht bekannt wurden. Noch in diesem Stadium befürchteten die deutschen Generäle harte Konsequenzen, wenn sie in den Verdacht gerieten, an verräterischen Aktivitäten beteiligt zu sein. Vietinghoff erklärte sein – Ende April in der Tat schwer verständliches – Zögern unter anderem damit, dass Goebbels, wäre ihm zu Ohren gekommen, dass er Möglichkeiten zur Kapitulation sondieren liesse, daraus eine neue «Dolchstosslegende» gemacht und die Verantwortung von der Führung des Reiches auf «Verräter» in Italien abgewälzt hätte, die einen bis zur letzten Minute möglichen Umschwung der militärischen Lage verhindert hätten.<sup>70</sup>

Es gab noch andere Schwierigkeiten. Die Möglichkeit, dass Hitler aus Berlin ausgeflogen würde, um im Raum Berchtesgaden eine «Alpenfestung» aufzubauen, liess den Tiroler Gauleiter Franz Hofer befürchten, in einen Konflikt zwischen seiner Loyalität zum «Führer» und seinem



Wunsch zu geraten zu verhindern, dass seine Provinz zum Schlachtfeld würdet Hofers anhaltende Treue zu Hitler war ein Problem für Vietinghoff und andere, die an einem Abkommen mit den Alliierten interessiert waren; jedenfalls war nicht sicher, ob der Gauleiter Waffenstillstandsverhandlungen begrüssen würde. Ein weiteres Problem war Feldmarschall Kesselring, der sein Hauptquartier Ende April nach Obefbayern verlegt hatte und die militärischen Operationen im südlichen Reichsteil leitete (seit dem 28. April hatte er das Kommando über die gesamte Südfront, das heisst über Italien, den Balkan und Süddeutschland, inne). Noch am 27. April zögerte Kesselring. Bei einer Besprechung mit Vietinghoff, dem Gauleiter und dem deutschen Botschafter in Italien, Rudolf Rahn, in Hofers Haus sagte Kesselring seine Unterstützung für die zu unternehmenden Schritte zu – schränkte aber ein, es sei anzunehmen, «dass der Führer seinen Aufruf ‚Berlin werje deutsch bleiben, der Kampf um Berlin die grosse Kriegswende bringen auf sachliche Unterlagen stütze.» Solange er diesen Glauben habe, fügte Kesselring hinzu, «könne er nicht auf eigene Faust handeln». Er gestattete «schliesslich, bei den weiteren Verhandlungen auch seinen Namen zu verwenden», machte aber den «ausdrücklichen Zusatz, dass ein Abschluss für ihn nur in Frage käme, wenn der Führer nicht mehr am Leben sei».<sup>71</sup> Für Kesselring war die Bindung an Hitler noch in den Tagen, als dessen Macht offensichtlich ihrem Ende entgegenging, von entscheidender Bedeutung. Meldungen ausländischer Radiosender vom 28. April, Hitler sei tot, erwiesen sich als falsch. Kesselring wollte abwarten, obwohl sich die militärische Lage stündlich verschlechterte. Ein entsprechender Bericht, den Kaltenbrunner – der vom Selbstmord im Bunker noch nichts wusste – am frühen Morgen des 1. Mai an Hitler geschickt hatte, wurde aber, da es keine Nachrichtenverbindungen mit Berlin mehr gab, an Dönitz weitergeleitet. Kaltenbrunner, der von Gauleiter Hofer informiert worden war, erwähnte die Forderung nach Kapitulation am 29. April und auch den Tod Mussolinis durch die Hand von Partisanen.<sup>72</sup>

Inzwischen war eine deutsche Delegation nach Caserta geflogen, um sich mit Vertretern der Alliierten zu treffen. Diese stellten die Deutschen vor die Alternative, entweder der bedingungslosen Kapitulation in Italien

Europa am Tag der Gesamtkapitulation



zuzustimmen oder die Verhandlungen als beendet zu betrachten. Die Lage der deutschen Verbände war hoffnungslos. Der letzte alliierte Angriff hatte am 9. April begonnen. Die deutschen Streitkräfte in Italien, etwa 600'000 Mann (davon 160'000 Italiener), waren den 1,5 Millionen alliierten Soldaten (einschliesslich 70'000 Italienern) total unterlegen.<sup>73</sup> Am 25. April stiessen alliierte Verbände über den Po vor und zwangen die Deutschen zum überstürzten Rückzug ins Alpengebiet. Kapitulation war die einzig mögliche Handlungsoption. Sie wurde am 29. April um 14 Uhr unterschrieben und sollte am 2. Mai in Kraft treten.<sup>74</sup> Es war die einzige Kapitulation vor Hitlers Tod – es war Zufall, dass sie erst in Kraft trat, als er nicht mehr lebte. Selbst jetzt noch, allerdings zu spät, distanzierte sich Kesselring von den Ereignissen, entliess Vietinghoff und dessen Stabschef Hans Röttiger, drohte, die Angelegenheit dem «Führer» zu unterbreiten und für ihren Verrat die notwendigen Konsequenzen zu fordern. Nur die eigene Beteiligung wird ihn davon abgehalten haben, diese Drohung wahr zu machen, und der Feldmarschall beruhigte sich mit der Vorstellung, Vietinghoff und Röttiger würden von sich aus zurücktreten. Ob die unterzeichnete Kapitulation auch wirklich in Kraft treten würde, blieb zweifelhaft, bis die – dieses Mal zuverlässige – Nachricht von Hitlers Tod eintraf und Kesselring am 2. Mai um 4 Uhr morgens endlich seine Zustimmung erteilte. Dönitz und Keitel erklärte er an diesem Tag, die Waffenstillstandsverhandlungen hätten ohne sein Wissen und ohne seine Billigung stattgefunden, doch habe er sich gezwungen gesehen, den bereits geschlossenen Waffenstillstand zu unterstützen, um eine offene Revolte zu verhindern.<sup>75</sup> Endlich, um 14 Uhr, schwiegen die Waffen in Italien.<sup>76</sup> General Winter, stellvertretender Chef des Wehrmachtsführungsstabs im OKW, schickte seinem Vorgesetzten Jodl ein Fernschreiben folgenden Inhalts: «Perfides Verhalten dortigen Oberkommandos mir für alle Zeit unverständlich [...]»<sup>77</sup> Noch zu diesem späten Zeitpunkt hielt die oberste militärische Führung an ihrem pervertierten Loyalitätsverständnis fest.

Weiterhin unter deutscher Besatzung befanden sich Dänemark und Norwegen, von den Alliierten noch nicht besetzt waren Ostfriesland und Schleswig-Holstein. Am 2. Mai befahl Jodl Feldmarschall Ernst Busch,

dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nordwest, weiterzukämpfen, um «Zeit zu gewinnen» für Verhandlungen. Die Ereignisse aber überholten diesen Befehl, sie entwickelten sich viel zu schnell, als dass Dönitz die Kontrolle über sie hätte behalten können. Der britische Vormarsch auf Lüneburg und der amerikanische Vorstoss über Schwerin nach Wismar hatten zur Folge, dass Deutsche, die aus Pommern und Mecklenburg nach Westen entkommen wollten, das letzte Schlupfloch versperrt fanden. Die Heeresgruppe Weichsel, die 12. Armee und die Reste der 9. Armee mussten sich, so gut es ging, auf westliche Linien zurückziehen. An diesem Punkt wurde klar, dass es keinen Sinn mehr hatte, in Norddeutschland gegen die Truppen der Westalliierten weiterzukämpfen. Es wurde beschlossen, so schnell wie möglich Gespräche mit Montgomery aufzunehmen.<sup>78</sup>

Am 3. Mai, nachdem die Briten gedroht hatten, ihre Luftangriffe wieder aufzunehmen, kapitulierte Hamburg.<sup>79</sup> Nun wurde Generaladmiral von Friedeburg ermächtigt, mit dem britischen Oberbefehlshaber Verhandlungen über einen Waffenstillstand aufzunehmen. Montgomery lehnte ab, wenn nicht auch die deutschen Truppen in Holland, Dänemark, Friesland und Schleswig die Kämpfe einstellten, bot allerdings an, die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten als Kriegsgefangene zu behandeln und sie nicht den Sowjets zu übergeben. Durch die zunehmende Auflösung im Westen waren Dönitz inzwischen die Hände gebunden. Ungeordnet fluteten deutsche Truppen durch Mecklenburg nach Westen zurück, solange sie noch eine Möglichkeit sahen, der Roten Armee zu entkommen. Es mehrten sich die Anzeichen, dass sich die Verbände auflösten, die sich bereits im Westen befanden, wo sich die Zivilbevölkerung angeblich jeder Fortsetzung des Krieges gegen die Westalliierten widersetzte; zudem stand zu befürchten, dass sie die Dinge selbst in die Hand nehmen und sich weigern würden weiterzukämpfen.<sup>80</sup>

Nachdem Dönitz das Dilemma mit Krosigk, Speer, Keitel, Jodl und Gauleiter Wegener besprochen hatte, sah er keine andere Wahl, als auf Montgomerys Forderungen einzugehen. Am 4. Mai gab er seine Einwilligung zur Unterzeichnung einer Teilkapitulation zu den gesetzten Bedingungen. Zugleich befahl er, den U-Bootkrieg einzustellen.

(Der Befehl erreichte allerdings nicht alle U-Boote. Es kam noch zu vier weiteren Angriffen auf alliierte Schiffe. Am 7. Mai noch, beim letzten U-Bootangriff des Krieges, kurz vor der totalen Kapitulation der Wehrmacht, wurden vor dem Firth of Forth zwei Frachter versenkt.) Am 5. Mai wurden die Feindseligkeiten in den Niederlanden,

Dänemark und Nordwestdeutschland offiziell eingestellt. Entgegen früherer Absichten, Kriegsschiffe zu versenken, damit diese dem Feind nicht in die Hand fielen, erklärten sich die Deutschen bereit, davon abzusehen. Montgomery liess offen, ob die Schiffe weiterhin für Flüchtlingstransporte benutzt werden durften.<sup>81</sup> Norwegen dagegen, wo Oberbefehlshaber Generaloberst Georg Lindemann der Ansicht war, seine Truppen (immerhin noch 400'000 Mann)<sup>82</sup> seien bereit weiterzukämpfen, und (vergeblich) verlangte, weiterhin mit «Heil Hitler» zu grüssen, blieb unter deutscher Besatzung. Noch bis zum 3. Mai glaubte Dönitz, Dänemark und Norwegen könnten für Verhandlungen mit den Westmächten von Nutzen sein. Erst dann begann er, mit noch vorhandenen Elementen des Hitlerregimes aufzuräumen. Aktionen des Werwolfs – freilich nicht im Westen – wurden als unvereinbar mit den Gesetzen der Kriegsführung verboten, ebenso der Hitlergruss in der Wehrmacht; auf Befehl der Briten mussten Hitlerbilder aus staatlichen Dienststellen entfernt werden.<sup>83</sup> Erst am 6. Mai unterband Dönitz endlich die Zerstörung beziehungsweise die vorübergehende Stilllegung von Fabriken, Kanälen, des Eisenbahnnetzes und anderer Verkehrsverbindungen: Hitlers Befehl der «verbrannten Erde» vom März war damit aufgehoben.<sup>84</sup>

Auch in Bayern und Österreich mehrten sich die Anzeichen für einen Zerfall der Truppen, das Verhalten der Bevölkerung gegenüber der Wehrmacht wurde offenbar feindseliger. Kesselring hatte sich zu der Einsicht durchgerungen, dass der Krieg vorbei war, und bat Dönitz am 3. Mai um Erlaubnis, mit den westlichen Verbündeten zu verhandeln.<sup>85</sup> Am 5. Mai erfolgte die Kapitulation der Heeresgruppe G (Nordalpen), die sich in Bayern und Österreich in einer hoffnungslosen Lage befand, sowie der 19. Armee in der österreichischen Alpenregion; zuvor bereits hatten sich rund 200'000 Mann von General Walther Wencks 12. Armee den Amerikanern ergeben – eigentlich sollten sie Hitler aus Berlin herausholen,

mussten sich aber kämpfend zur Elbe zurückziehen –, auch Teile von General Theodor Busses 9. Armee streckten die Waffen.<sup>86</sup> Dass sich die Amerikaner auf Teilkapitulationen einliessen, weckte bei Dönitz die kurzlebige Hoffnung, er könne mit Eisenhower zu einer Einigung gelangen, die nicht auf totale Kapitulation hinausliefe. Noch hielt er eine Abmachung für möglich, die verhindern würde, dass Soldaten, die der Roten Armee gegenüberstanden, in grosser Zahl in sowjetische Gefangenschaft gerieten. Als Keitel die Kapitulation im Westen bekanntgab, «weil der Kampf gegen die Westmächte seinen Sinn verloren hat», erklärte er, im Osten jedoch gehe «der Kampf weiter, um möglichst viele deutsche Menschen vor der Bolschewisierung und Versklavung zu retten.»<sup>87</sup> Noch am 4. Mai erklärte die Marineführung, es sei «Ziel [des] Grossadmirals, möglichst viele deutsche Menschen [dem] Zugriff [des] Bolschewismus zu entziehen. Da Westgegner Unterstützung [der] Sowjets fortsetzen, geht Kampf auch gegen Anglo-Amerikaner gern. Befehl Grossadm. weiter. Zweck dieses Kampfes [ist es], der Staatsführung Raum und Zeit für Massnahmen auf politischem Gebiet zu erhalten.»<sup>88</sup>

Nun drohten fast zwei Millionen Wehrmachtssoldaten den Sowjets in die Hände zu fallen.<sup>89</sup> Gegen die Rote Armee kämpften noch: die ehemalige Heeresgruppe Süd, die am 30. April in Heeresgruppe Ostmark umbenannt wurde, sie vereinigte rund 450'000 Mann unter dem Befehl von Generaloberst Lothar Rendulic und war nun nach Niederösterreich zurückgedrängt worden; des Weiteren die Heeresgruppe E mit etwa 180'000 Mann, die unter Generaloberst Alexander Löhr in Kroatien Rückzugsgefechte führte, und die Heeresgruppe Mitte, deren 600'000 Mann unter Feldmarschall Ferdinand Schörner im «Protektorat Böhmen und Mähren» festsassen.<sup>90</sup> Dazu kamen die 150'000 deutschen Soldaten, die Ostpreussen geräumt hatten und auf der Halbinsel Hela gestrandet waren, sowie 180'000 Mann, die in Kurland abgeschnitten waren und noch kämpften.<sup>91</sup> Die Truppen dort waren nicht bereit aufzugeben. In einer Nachricht an Dönitz vom 5. Mai schrieb der Oberbefehlshaber Kurland, das lettische Volk sei bereit, sich «im gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus Schulter an Schulter mit deutscher Wehrmacht bis zum Letzten einzuset-

zen», und bat um Weisung, ob die Heeresgruppe als Freikorpsseinheit weiterkämpfen könne, falls ein lettischer Staat seine Unabhängigkeit ausrufen sollte.<sup>92</sup>

Unmittelbar nach seinen Verhandlungen mit Montgomery, in der Hoffnung, doch noch um eine totale Kapitulation herumzukommen, wurde Admiral von Friedeburg am 4. Mai beauftragt, wegen einer weiteren Teilkapitulation im Westen Kontakt mit Eisenhower aufzunehmen und ihm zu erklären, «weshalb eine Gesamtkapitulation an allen Fronten für uns unmöglich» sei.<sup>93</sup> Am nächsten Tag bot Kesselring Eisenhower die Kapitulation der Heeresgruppen Ostmark, E und Mitte an, was dieser jedoch ablehnte, wenn sich nicht alle Verbände zugleich auch der Roten Armee ergäben. Rendulic, der keine Verbindung mehr zum Hauptquartier des OKW herstellen konnte, suchte prompt eine Teilkapitulation seiner Truppen gegenüber General Patton einzuleiten. Auch jetzt noch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, die Amerikaner überreden zu können, (zusammen mit ihm die Rote Armee zurückzuschlagen; er ging sogar so weit, die Westalliierten darum zu bitten, im Westen stationierte deutsche Truppen zur Unterstützung seiner Ostfront durch ihre Linien zu lassen. Am 7. Mai schliesslich, nachdem er selbst zu den Amerikanern geflohen war, wollte er einseitig kapitulieren. Die Amerikaner wiesen das Angebot zurück, sagten jedoch zu, seine Soldaten könnten alliierte Linien Richtung Westen überschreiten und würden als Kriegsgefangene behandelt.<sup>94</sup> Am 5. Mai ermächtigte Dönitz Generaloberst Löhr – da es seiner Meinung nach nicht zu verhindern sei, jedenfalls aber mit den politischen Zielen seiner Regierung in Einklang stehe –, Kapitulationsverhandlungen mit Feldmarschall Sir Harold Alexander aufzunehmen, dem alliierten Oberbefehlshaber im Mittelmeerraum: mit dem Ziel, Österreich vor dem Bolschewismus zu bewahren, wofür die deutsche Regierung die Abtrennung Österreichs vom Reich akzeptieren würde.<sup>95</sup> Eisenhower jedoch nahm die Kapitulation nicht an, solange sie nicht auch gegenüber der Roten Armee erfolgte.<sup>96</sup> Die Hauptsorge blieb Schörners Armee. Schon am 3. Mai hatte Dönitz festgestellt: «Die Gesamtlage erfordert an sich Kapitulation, sie ist aber unmöglich, weil dann Schörner mit seiner Armee voll den Russen in die Hand fallen würde.»<sup>97</sup>

Am 2. Mai meldete Schörner, er könne sich nicht mehr lange halten. Zwei Wochen, so sein Stabschef Generalleutnant Oldwig von Natzmer, seien das Maximum, aber er bestand weiterhin auf einem geordneten Rückzug. Während die politischen Optionen beraten wurden, begannen Vorbereitungen auf einen plötzlichen Befehl zum Rückzug.<sup>98</sup> Die Möglichkeit, die Heeresgruppe Mitte zu retten, hing an der politischen und militärischen Lage in Böhmen. Am 2. Mai erzog Dönitz zusammen mit Keitel, Krosigk, Wegener und Himmler, ob sich Böhmen als Verhandlungsmasse halten liesse.<sup>99</sup> Auf lange Sicht wäre das Protektorat Böhmen und Mähren, das, wie man wusste, kurz vor einer Revolution stand, weder politisch noch militärisch zu halten; daran war nicht zu zweifeln. Um die Deutschen dort zu retten, dachte man daran, Prag zur offenen Stadt zu erklären und Unterhändler zu Eisenhower zu schicken, um die politischen Optionen zu sondieren. Himmler und das OKW hatten für kurze Zeit überlegt, die deutsche Regierung oder das, was davon übrig war, nach Böhmen zu verlegen, Dönitz aber schloss sich diesem Vorschlag nicht an, weil das Gebiet nicht zu Deutschland gehöre und die politische Lage zu unsicher sei.<sup>100</sup>

Wie sich rasch zeigte, hatte Dönitz recht. Die Hoffnungen, die auf Böhmen gesetzt wurden, lösten sich in Nichts auf, als die Nachricht eintraf, in Prag sei am 5. Mai ein Volksaufstand ausgebrochen. Sofort erging der Befehl, den Rückzug nach Westen anzutreten, um so viele deutsche Soldaten wie möglich vor den Sowjets zu bewahren.<sup>101</sup> Schörners Männer hatten gehofft, die Amerikaner würden vor der Roten Armee in Böhmen einmarschieren. Eisenhower stand jedoch zu seiner Abmachung mit der sowjetischen Führung, nicht weiter vorzurücken als bis zu einer Linie nahe Pilsen westlich von Prag; General Patton erhielt keine Genehmigung, auf Prag vorzustossen. Die Rote Armee hatte den Befehl, Prag einzunehmen; als der Aufstand losbrach, wurde er umgesetzt. Am 6. Mai begann der sowjetische Vorstoss nach Böhmen, doch erst in den frühen Morgenstunden des 9. Mai – nach Unterzeichnung der allgemeinen Kapitulation – rückten Panzer der Roten Armee in Prag ein und lösten die Reste des deutschen Widerstands in der Stadt auf. In diesen vier Tagen versuchten die Deutschen, den Aufstand brutal zu unterdrücken; Tausende von Tschechen wurden getötet.



Und die nahmen nun blutig Rache an den Deutschen. Die Forderung des SS-Befehlshabers in Böhmen und Mähren, SS-Gruppenführer Carl Graf von Pückler-Burghaus, Brandbomben auf Prag zu werfen, scheiterte nur am Mangel an Flugbenzin.<sup>102</sup>

Mittlerweile wurde die Lage für Schörners Truppen kritisch, nicht nur wegen des Aufstandes in Prag, der die Sowjets veranlasste, von Norden her anzugreifen und damit mögliche Rückzugswege nach Westen zu verlegen, sondern auch wegen neuer Entwicklungen in Norddeutschland. Am Morgen des 6. Mai teilte von Friedeburg Dönitz mit, Eisenhower bestehe «auf sofortiger, gleichzeitiger, bedingungsloser Übergabe an allen Fronten».

Die deutschen Verbände sollten in ihren Stellungen bleiben. Keine Schiffe sollten versenkt, keine Flugzeuge fluguntauglich gemacht werden. Für den Fall, dass seifige Forderungen nicht erfüllt würden, drohte Eisenhower mit Wiederaufnahme der Luftangriffe und Schliessung der Grenzen für Flüchtlinge aus dem Osten. «Diese Bedingungen sind unannehmbar», so die Stellungnahme von Dönitz, Keitel, Jodl und Gauleiter Wegener, «weil wir die Armeen im Osten nicht den Russen ausliefern können. Sie sind undurchführbar, weil kein Soldat der Ostfront sich an den Befehl, die Waffen niederzulegen und stehenzubleiben, halten wird. Auf der anderen Seite zwingt die hoffnungslose militärische Lage, die Gefahr weiterer Verluste im Westen durch Bombenangriffe und Kriegshandlungen und die Gewissheit des unvermeidlichen militärischen Zusammenbruchs in kurzer Zeit auch der noch intakten Armeen zu einer Lösung.» Weil es keinen Ausweg aus dem Dilemma gab, wurde beschlossen, Jodl zu schicken und Eisenhower mit allem Nachdruck zu erklären, «weshalb eine Gesamtkapitulation unmöglich ist, eine Kapitulation nur nach Westen aber sofort angenommen werden würde».<sup>103</sup>

In den frühen Morgensunden des 7. Mai traf ein Telegramm Jodls aus Eisenhowers Hauptquartier ein. Die Nachricht war bedrückend: Der alliierte Oberbefehlshaber bestehe darauf, dass die totale Kapitulation noch an diesem Tag unterschrieben werde, anderenfalls würden die Verhandlungen abgebrochen. Eisenhowers Forderung wurde in Dönitz' Hauptquartier als «absolute Erpressung» betrachtet. Würde man sich nicht dar-

auf einlassen, blieben alle Deutschen jenseits der amerikanischen Linien den Russen überlassen. Würde dagegen eine Kapitulation am 8./9. Mai um Mitternacht in Kraft treten, hätte man immerhin 48 Stunden Zeit, um wenigstens den grössten Teil der noch im Osten kämpfenden Soldaten herauszuholen. Daher beauftragte Dönitz Jodl schweren Herzens, die Kapitulation zu unterschreiben.<sup>104</sup> Am 7. Mai um 2 Uhr 41 unterzeichnete Jodl, begleitet von Admiral von Friedeburg, in Eisenhowers Hauptquartier in Reims die Kapitulationsurkunde, General Walter Bedell Smith und der sowjetische General Iwan Susloparow zeichneten gegen. Alle militärischen Operationen mussten bis zum 8. Mai 23 Uhr 01 mitteleuropäischer beziehungsweise 24 Uhr 01 westeuropäischer Zeit eingestellt werden.<sup>105</sup>

Damit aber war der Prozess der Kapitulation noch nicht abgeschlossen. Nach sowjetischer Auffassung wich der Text der Urkunde vom vereinbarten Text ab; ausserdem hätte Susloparow keine Genehmigung zur Unterschrift erhalten. Aber das war nur ein Vorwand. Aus Prestige Gründen – immerhin hatte die Rote Armee in vier langen Jahren den Löwenanteil der Kämpfe zu tragen gehabt –, aber auch aus seinem tiefen Misstrauen gegenüber dem Westen heraus, wollte Stalin eine weitere, ausführlichere Version der Kapitulationsurkunde unterzeichnet haben, und dieses Mal sollten dies die höchsten Repräsentanten aller drei Wehrmachtsteile vor den führenden Vertretern der Alliierten tun. Diese zweite Unterzeichnung fand in Berlin-Karlshorst statt, im ehemaligen Offizierskasino der Pionierschule 1, die nun zu Schukows Hauptquartier geworden war. Die deutschen Vertreter, die in einem amerikanischen Flugzeug von Flensburg nach Berlin geflogen wurden, mussten den ganzen Tag über warten, bis, zwischen 22 und 23 Uhr, die alliierte Delegation eintraf. Zuletzt schritten Keitel, Generaloberst Hans-Jürgen Stumpff (für die Luftwaffe) und Admiral von Friedeburg (für die Marine) langsam durch den Raum, in dem die Kapitulationszeremonie stattfinden sollte. Keitel erhob seinen Marschallstab zum Gruss. Die Vertreter der Alliierten – Marschall Georgi Schukow, der britische Marschall der Luftstreitkräfte Arthur W. Tedder (als Vertreter Eisenhowers), der französische General Jean de Lattre de Tassigny und der US-General Carl Spaatz – erwiderten den Gruss nicht.

Dann wurde die deutsche Delegation von Schukow aufgefordert, die bedingungslose Kapitulation zu unterzeichnen. Keitel, rote Flecken im Gesicht, setzte sein Monokel, das heruntergefallen war und an einer Schnur baumelte, wieder auf, unterschrieb dann mit zitternder Hand fünf Ausfertigungen der Kapitulationsurkunde und zog darauf seinen rechten Handschuh wieder an. Inzwischen war der 9. Mai angebrochen, die Uhr zeigte fast Viertel vor ein Uhr nachts – daher wurde die Kapitulation einen Tag zurückdatiert, damit sie mit den Vereinbarungen von Reims übereinstimmte. Sobald Keitel und die deutsche Delegation mit steifen Verbeugungen und hängenden Köpfen abgetreten waren, begannen die sowjetischen Offiziere zu singen und zu tanzen; dies ging die ganze Nacht hindurch.<sup>106</sup> Mochte der deutschen Delegation der Appetit auch vergangen sein – auch ihre Mitglieder wurden festlich bewirtet mit Kaviar und Champagner. Etwas überraschend in diesem für ihr Land katastrophalen Moment stiessen Keitel und seine Offizierskollegen mit den Siegern an.<sup>107</sup> Keitel wurde gefragt, ob Hitler wirklich tot sei. Seine Leiche war bislang nicht gefunden worden, woraus die Sowjets schlossen, dass er hinter den Kulissen vielleicht doch noch weiterregierte.<sup>108</sup>

Sofort nachdem Dönitz seine Zustimmung zur Kapitulation in Reims gegeben hatte, starteten verzweifelte Versuche, Soldaten von der Ostfront nach Westen zu bringen, in grösster Eile, noch bevor die Kapitulation in Kraft trat. Dönitz befahl den Heeresgruppen Südost, Ostmark und Mitte, sich auf Eisenhowers Gebiet durchzuschlagen und sich den Amerikanern zu ergeben.<sup>109</sup> Eine kleine Flotte deutscher Schiffe fuhr im Pendelverkehr über die Ostsee, um vor allem Soldaten, aber auch Flüchtlinge nach Westen zu bringen. Auf dem Land flohen Soldaten und Zivilisten über die Elbe und strömten aus Böhmen nach Bayern. Viele Soldaten der Heeresgruppe Ostmark, die nach Rendulic' Kapitulation ohne Führung waren, flohen jetzt Hals über Kopf zu den amerikanischen Linien, die bis zu 150 Kilometer entfernt waren.<sup>110</sup> Wilde Gerüchte kursierten unter den Soldaten im Osten; die Amerikaner, hiess es, würden ihre deutschen Kriegsgefangenen freilassen und wieder bewaffnen, «um die Bolschewisten aus Deutschland hinauszuwerfen». Auch wenn die meisten Soldaten auf ein

Ende des Krieges hofften, so seien, wie einer in seinem Tagebuch vermerkte, doch alle bereit weiterzukämpfen, wenn sie an der Seite der Amerikaner die Russen angreifen könnten, «denn die Heimat muss doch einmal wieder befreit sein».<sup>111</sup>

Schörner bemühte sich wie immer, seine Armee mit strenger Disziplin und harschen Ermahnungen zusammenzuhalten. Am 5. Mai erliess er einen letzten Tagesbefehl an die Soldaten der Heeresgruppe Mitte: «Allein die Front der südlichen Heeresgruppen der Ostfront steht noch ungebrochen.» Gemäss dem Befehl, den ihm Grossadmiral Dönitz erteilt habe, das vom «Führer» ernannte Staatsoberhaupt und der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, sei es Aufgabe seiner Soldaten weiterzukämpfen, «bis wertvollste deutsche Menschen geborgen sind». Er selbst versprach, «Euch, meine Soldaten, geschlossen und in stolzer Haltung in die Heimat zurückzuführen». Keinesfalls sollte in dieser Endphase ein Bild des Zerfalls vermittelt werden. Jeder Versuch, die Reihen zu verlassen und auf eigene Faust einen Weg in die Heimat zu suchen, «ist ehrloser Verrat am Kameraden, an unserem Volk und muss entsprechend geahndet werden. Unsere Disziplin und unsere Waffen in der Hand sind für uns das Unterpfeiler, anständig und tapfer aus diesem Kriege zu gehen.»<sup>112</sup>

Die Lage, in der sich die Heeresgruppe Mitte befand, als Dönitz zur Kapitulation in Reims gezwungen wurde, war alles andere als beneidenswert. Schörners Verbände zurückzubringen wurde am 6. Mai als dringlichste Aufgabe erkannt, die aber wegen der Kapitulation nicht mehr durchführbar war.<sup>113</sup> Der Befehl zum Rückzug erging zu spät. Durch den sowjetischen Angriff, der von Norden, von Sachsen her nach Prag geführt wurde, war den Deutschen der Weg versperrt.<sup>114</sup> Am 7. Mai flog Oberst Wilhelm Meyer-Detring, ein deutscher Generalstabsoffizier, mit einer britischen Maschine von Flensburg ab, um Schörner zu treffen und ihm die Unvermeidlichkeit der Kapitulation in Reims zu erklären; jetzt müsse er, Schörner, seinen Männern unverzüglich befehlen, sich nach Westen durchzuschlagen. Von Pilsen aus begleitete eine Eskorte aus 40 amerikanischen Soldaten Meyer-Detring zu Schörners Hauptquartier im Feld, wo sie sich am nächsten Tag trafen.<sup>115</sup> Er setzte Schörner auseinander, warum

man in die totale Kapitulation habe einwilligen müssen. An einen geordneten Rückzug, so der Oberst, habe man nicht mehr denken können, da die Kapitulation so schnell zum Abschluss kommen musste. Der Generalstähler erteilte Schörner den Befehl, alle schwere Ausrüstung zurückzulassen und seine Divisionen so schnell wie möglich nach Südwesten zu führen. Schörner gab den Befehl Reiter, um die Kapitulationsbedingungen zu erfüllen, bezweifelte aber, dass die Soldaten gehorchten, wenn sie ihre Kameraden, die kämpfend, um der sowjetischen Gefangenschaft zu entgehen, im Stich lassen oder selbst fürchten müssten, den Russen in die Hände zu fallen. Der tschechische Aufstand habe die Nachrichtenverbindungen lahmgelegt. Es bestünden, so betonte er, «kaum noch Führungsmöglichkeiten [...] er sehe keine Möglichkeit, eine völlige Desorganisation und ein Nichteinhalten der Bestimmungen überall zu verhindern». Vielmehr sei damit zu rechnen, dass einzelne Truppenteile oder untergeordnete (Kommandeure die Dinge selbst in die Hand nehmen und die Befehle missachten würden, um sich auf eigene Faust in den Westen durchzukämpfen.<sup>116</sup>

In seinem Aufruf vom 5. Mai hatte Schörner seinen Soldaten versprochen: «Ihr könnt das Vertrauen zu mir haben, dass ich Euch aus dieser Krise herausführe [...]»<sup>117</sup> Nach seiner Rückkehr aus jahrelanger sowjetischer Kriegsgefangenschaft erwartete Schörner in Westdeutschland ein Verfahren wegen der brutalen Behandlung seiner Soldaten,<sup>118</sup> und er musste sich gegen Beschuldigungen seines früheren Stabschefs Generalleutnant Natzmer verteidigen: Am Ende habe er, der glühendste Anhänger Hitlers und entschiedenste Befürworter des Kampfes bis zum letzten Mann, seine Truppen im Stich gelassen. Schörner soll am 8. Mai in Zivilkleidung mit einem Flugzeug in die österreichischen Alpen geflogen sein und sich dort einige Tage in einer Hütte versteckt haben, bis er sich den Amerikanern stellte, die ihn einige Wochen später den Russen übergaben.<sup>119</sup> Nach eigener Darstellung verließ Schörner die Heeresgruppe Mitte erst am Morgen des 9. Mai, als seine Befehlsgewalt infolge der Kapitulation erloschen war. Er habe, behauptete er, Fknsburg so verstanden, dass die Kapitulation bis zum 12. Mai aufgeschoben werden könne und er bis dahin seine Soldaten nach Hause bringen müsse. Die plötzliche

Nachricht über die Kapitulation in Reims, die ihn mit einigen kostbaren Stunden Verspätung erreicht habe, habe ihn völlig überrascht, darum habe er sein am 5. Mai gegebenes Versprechen, seine Truppen in geordnetem Rückzug zurückzuführen, nicht einhalten können und stattdessen am 7. Mai den Befehl zur organisierten Flucht gegeben.<sup>120</sup> Bis an sein Lebensende behauptete er, seine Flucht nach Österreich sei in der Absicht geschehen, Hitlers Befehl auszuführen, eine Front in den Alpen aufzubauen und den Kampf fortzusetzen.<sup>121</sup> Selbst wenn Schörner seine Soldaten, wie er behauptete, am 9. Mai verliess, weil seine Befehlsgewalt aufgrund der Kapitulation erloschen war, so bleibt auch wahr, dass er die Männer, deren Disziplin er mit eiserner Hand geformt hatte, plötzlich ihrem Schicksal überlassen hat.<sup>122</sup> Ob er zutrifft oder nicht, der Grund, den er für seine Flucht nach Österreich angab, zeigt, dass er selbst noch zu diesem Zeitpunkt einem Befehl Hitlers zu folgen bereit war.

Die Heeresgruppe Mitte war der letzte mehr oder weniger intakte Truppenverband der Wehrmacht an der Front. Die grosse Mehrheit ihrer Soldaten geriet in sowjetische Gefangenschaft, ebenso wie die meisten anderen deutschen Soldaten, die sich zum Zeitpunkt der Kapitulation an der Ostfront befanden. Zwischen dem 1. und 8. Mai wurden 220'000 Soldaten von den Sowjets gefangen genommen, nach der Kapitulation noch einmal 1,6 Millionen.<sup>123</sup> Rund 450'000 Soldaten gelang es – allerdings nicht nur während der letzten Kriegswoche –, die relative Sicherheit der westlichen Linien zu erreichen.<sup>124</sup> Eisenhowers Weigerung, einen Bruch der Koalition mit der Sowjetunion in Erwägung zu ziehen, sein Beharren auf einem Treffen mit Jodl am 6. Mai, um die bedingungslose Kapitulation an allen Fronten durchzusetzen, und das Tempo, mit dem die letzten Schritte zur Unterzeichnung der Kapitulation vollzogen wurden, hatten Dönitz' Absicht durchkreuzt, die Soldaten im Osten in den Westen zurückzubringen und sie nicht den Sowjets auszuliefern. Um den Preis einer einwöchigen Verlängerung des Krieges über Hitlers Tod hinaus erzielte Dönitz immerhin einen Teilerfolg. Alles in allem kamen nur etwa 30 Prozent der 10 Millionen deutschen Soldaten in sowjetische Gefangenschaft; dabei hatten an der Ostfront weitaus mehr Soldaten gekämpft als im Westen.<sup>125</sup> Trotz der massiven Flucht in den Westen in der ersten Maiwoche stand

die grosse Mehrheit der Soldaten, die sich bei Dönitz' Amtsantritt an der Ostfront befand, auch bei Deutschlands Kapitulation noch dort. Sie mussten nach Osten marschieren und eine jahrelange Kriegsgefangenschaft erdulden. Sehr viele kehrten nicht zurück. Nach den günstigsten Schätzungen starb in sowjetischen Lagern etwa eine Million Soldaten, ein Drittel all derer, die im Osten in Gefangenschaft gerieten.<sup>126</sup>

Dönitz hatte sich, wie wir sahen, bemüht, die unausweichliche Niederlage so lange wie möglich hinauszuschieben und durch eine Reihe von Teilkapitulationen Zeit zu gewinnen, um Soldaten – und auch Zivilisten – aus dem Osten herauszuholen. Ausserdem hoffte er immer noch, dass die Koalition zwischen den Westmächten und der Sowjetunion zerbrechen würde. Diese Strategie war im Grossen und Ganzen fehlgeschlagen und forderte einen hohen Preis. Doch hatte er eine andere Wahl? Erst als Eisenhowers «Erpressung» (wie Dönitz es sah), innerhalb von Stunden vollständig zu kapitulieren, nicht abzuwenden war, wurden die Gruppen, die sich im Osten noch im Einsatz befanden, angewiesen, sich nach Westen durchzuschlagen. Der Befehl kam, wie das Schicksal der Heeresgruppe Mitte zeigt, für die meisten von ihnen zu spät. Anstatt auf Teilkapitulationen im Westen zu setzen – nach dem Modell, das sich in Italien bewährt hatte –, hätte Dönitz die Westfront komplett öffnen und den Truppen, die den Alliierten gegenüberstanden, befehlen müssen, die Kämpfe einzustellen und die Waffen niederzulegen. Dann hätten die Westmächte schneller nach Osten vorstossen und den Abstand zwischen den deutschen Einheiten, die dort festsassen, und ihren eigenen Linien verringern können. Gleichzeitige Befehle an die noch im Osten operierenden Heeresgruppen, sich direkt zu den Westmächten durchzukämpfen, hätten vielleicht weit mehr Soldaten gerettet, als es tatsächlich der Fall war, auch wenn die Flucht aus dem Osten chaotisch verlaufen wäre, nicht als geplanter, geordneter Rückzug, von dem die militärische Führung träumte.<sup>127</sup> Spekulationen dieser Art sind natürlich sinnlos. In den höheren Rängen der deutschen Führung dachte man nicht so. Sogar Offiziere in britischer Gefangenschaft hielten die Vorstellung, deutsche Offiziere könnten den westlichen Alliierten gestatten, durch ihre Linien nach Osten vorzustoßen, noch im Frühjahr 1945 für unvereinbar mit der militäri-

schen Ehre.<sup>128</sup> Für einen Mann wie Dönitz, dessen gesteigertes militärisches Ehrgefühl sich so leicht mit dem Glauben an die nationalsozialistische Ideologie vereinbaren liess, wäre unvorstellbar gewesen, den Truppen im Westen zu befehlen, die Kämpfe einseitig und ohne förmliche Kapitulation einzustellen. Darum konnte der Krieg, selbst nach Hitlers Tod, nicht sofort beendet werden, sondern musste sich so lange hinziehen, bis Deutschlands Armeen vernichtet waren oder kurz davorstanden, während sich die Zivilbevölkerung völlig demoralisiert in ihr Schicksal ergab. Anders als 1918 konnte dieses Mal niemand behaupten, die deutsche Armee sei nicht auf dem Schlachtfeld, sondern durch Widerstands- und Umsturzbestrebungen in der Heimat geschlagen worden.

Am 9. Mai gab die Wehrmacht ihren letzten Lagebericht heraus: «Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen. Auf Befehl des Grossadmirals hat die Wehrmacht den aussichtslos gewordenen Kampf eingestellt, damit ist das fast sechsjährige Ringen zu Ende. [...] Die einmalige Leistung von Front und Heimat wird in einem späteren gerechten Urteil der Geschichte ihre endgültige Würdigung finden.»<sup>129</sup> Der Krieg, der in erster Linie durch Deutschlands expansionistische Bestrebungen verursacht worden war und sich schliesslich fast auf die ganze Welt ausdehnte, hatte allein in Europa (ohne die Opfer im Fernen Osten) über 40 Millionen Tote gekostet – mehr als viermal so viele Menschenleben wie der Erste Weltkrieg, der einmal als der Krieg betrachtet worden war, mit dem alle weiteren beendet würden.

## V

Merkwürdigerweise bedeutete die Kapitulation nicht zugleich das völlige Ende des Dritten Reichs. Die Regierung Dönitz, die zur immer sinnloseren Kuriosität wurde, durfte noch weitere 14 Tage im Amt bleiben, wobei ihre Souveränität allerdings auf eine kleine Enklave um Flensburg beschränkt war. Die SS-Uniformen wurden umgehend ausrangiert, man trug Zivil. Die Minister Backe und Dorpmüller wurden beauftragt, zu Eisenhower Hauptquartier zu fliegen und um Anweisungen für die ersten Wie-



deraufbauschritte zu bitten.<sup>130</sup> Keitel, immer noch Chef des OKW, wurde am 13. Mai verhaftet; Jodl übernahm die Leitung des im Grossen und Ganzen beschäftigungslosen OKW; drei Tage nachdem er die Kapitulation in Reims unterschrieben hatte, wurden ihm etwas spät und ohne rechten Sinn die Eichenblätter für sein Ritterkreuz verliehen. Die Regierungsgeschäfte liefen weiter, allerdings auf surreale Weise. Nachdem die Alliierten das Hakenkreuz verboten hatten, diskutierten Dönitz und seine verbliebenen Kollegen über die Frage, wie die Nationalflagge aussehen solle. Hitlers Reich brauchte ein anderes Symbol. Da von den alliierten Streitkräften verschiedentlich Führerbilder entfernt oder unkenntlich gemacht worden waren, stellte sich die Frage, ob vorbeugend nicht alle Führerbilder abgehängt werden sollten. Dönitz war dagegen, weil es sich bis zu diesem Zeitpunkt nur um Einzelfälle handelte. Drei Tage später lenkte er ein und gestattete ihre Entfernung in Räumen, in denen Besprechungen mit Angehörigen der Besatzungstruppen stattfanden.<sup>131</sup>

Das Kabinett hatte seine Befehlsgewalt komplett eingebüsst, doch glaubten die Minister, die Regierung habe «dem deutschen Volke gegenüber die Verantwortung, zu helfen, soweit sie irgend kann».<sup>132</sup> Faktisch konnte sie fast nichts mehr tun. Jeden Morgen um 10 Uhr fanden im Raum einer ehemaligen Schule Kabinettsitzungen statt. Speer hatte den Eindruck, Krosigk, der amtierende Regierungschef, wollte all die Jahre unter Hitler aufholen, in denen nicht eine einzige Kabinettsitzung stattgefunden hatte. Die Regierungsmitglieder mussten aus ihren Büros eigene Gläser und Tassen mitbringen. Unter anderem sprachen sie über eine Kabinettsreform und debattierten die Frage, ob sie einen Kirchenminister brauchten. Dönitz, der immer noch mit «Herr Grossadmiral» angesprochen wurde, liess sich in Hitlers grossem Mercedes, der irgendwie seinen Weg nach Flensburg gefunden hatte, von seiner 500 Meter entfernten Wohnung abholen und wieder dorthin zurückfahren.<sup>133</sup> Das war nicht das einzige Element der Kontinuität mit Hitlers Regime, an dem der Grossadmiral festhielt. Auf einer Besprechung mit Admiral von Friedeburg am 15. Mai forderte Dönitz, «diffamierende Befehle», die Orden abzulegen, sollten nicht befolgt werden, der Soldat solle stolz sein auf seinen Dienst

im Krieg für Wehrmacht und Volk und «die wahre Volksgemeinschaft, die durch [den] Nationalsozialismus geschaffen [worden sei] muss erhalten werden; Wahnsinn der Parteien wie vor 1933 darf nicht wieder Platz greifen [...]»<sup>134</sup>

Am 15. Mai bat Speer in einem Schreiben an Schwerin-Krosigk, vom Amt des Reichsministers für Wirtschaft und Produktion entbunden zu werden, da eine neue Reichsregierung gebraucht werde, die in keinerlei Verbindung zum Hitlerregime stehe. Für sich hoffte er immer noch, den Amerikanern nützlich erscheinen zu können.<sup>135</sup> Er bekam keine Antwort und nahm zwei Tage später als «Minister Speer» weiterhin an der Regierungsarbeit teil.<sup>136</sup> Das Kabinett erwog einen geschlossenen Rücktritt, liess diesen Gedanken aber wieder fallen. Sein wichtigstes Thema waren die «Reichsidee» und die Frage der Souveränität. Staatssekretär Stuckart, jetzt, Innenminister, setzte ein Memorandum auf, wonach die Existenz des Reichs als eines Staats nach internationalem Recht von der bedingungslosen Kapitulation nicht berührt sei. Deutschland habe nicht aufgehört, als Staat zu bestehen. Dönitz sei vom «Führer» rechtsgültig zum Staatsoberhaupt und damit zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Streitkräfte ernannt worden; deren Eid auf Hitler sei automatisch auf ihn übergegangen. Er könne nur zurücktreten, wenn er einen Nachfolger bestimme. Rechtstheoretisch gesehen bestehe das Reich weiterhin.<sup>137</sup>

Lange währte die Posse der Regierung Dönitz nicht. Am 23. Mai wurden Dönitz, von Friedeburg und Jodl zum provisorischen Hauptquartier des Alliierten Kontrollrats beordert; es war dies die *Patria*, ein deutsches Passagierschiff der Hamburg-Amerika-Linie, das jetzt im Flensburger Hafen vor Anker lag. Die kurze Strecke liessen sie sich in drei Limousinen der Wehrmacht fahren. Dönitz trug volle Uniform und seinen Admiralsstab mit goldener Spitze. Als sie ankamen, wurden sie die Gangway hinaufgeleitet und in eine Lounge gebeten, wo sie auf die Vertreter der Alliierten warten mussten, die einige Minuten später eintrafen. Daraufhin verlas US-Generalmajor Lowell W. Rooks, Chef der alliierten Mission, einen vorbereiteten Text: «Ich habe den Auftrag [...] Ihnen mitzuteilen, dass der Oberbefehlshaber, General Eisenhower, in Übereinstimmung mit dem Sowjetischen Oberkommando, entschieden hat, dass die amtierende deut-

sche Regierung und das deutsche Oberkommando mit dem heutigen Tag mit seinen Mitgliedern als Kriegsgefangene in Haft genommen werden. Damit ist die amtierende deutsche Regierung aufgelöst.»<sup>138</sup>

Das Dritte Reich existierte nicht mehr und wurde wie ein bankrotter Konzern liquidiert. Jetzt konnte der lange Prozess des Abrechnens beginnen. Doch Schulden für Verbrechen gegen die Menschheit in dieser Größenordnung sind wohl niemals zu begleichen.

## VI

Deutschland hatte – abgesehen von dem unbeschreiblichen Leiden und den zahllosen Kriegsoptionen in anderen Ländern – für die Fortsetzung des Krieges bis zum bitteren Ende einen ungeheuren Preis gezahlt. In den zehn Monaten zwischen Juli 1944 und Mai 1945 starben weit mehr deutsche Zivilisten als in den vorangegangenen Kriegsjahren, die meisten durch Luftangriffe und unter den katastrophalen Bedingungen, die seit Januar 1945 in den Ostgebieten herrschten. Insgesamt kamen durch Luftangriffe und Flächenbombardements der Alliierten über 400'000 Menschen ums Leben, 800'000 wurden verwundet und über 1,8 Millionen Wohnungen zerstört. Fast 5 Millionen Menschen wurden evakuiert. Die meisten Zerstörungen ereigneten sich in den letzten Kriegsmonaten.<sup>139</sup> Der sowjetische Einmarsch in die Ostgebiete und die ab Januar 1945 erfolgende Besetzung forderte in der Zivilbevölkerung rund eine halbe Million Menschenleben, abgesehen von dem unermesslichen Leid, das die Deportation vieler deutscher Bürger in ein ungewisses Schicksal in der Sowjetunion verursachte.<sup>140</sup>

Die militärischen Verluste der Deutschen in den letzten zehn Kriegsmonaten waren so hoch wie die in den ersten vier Jahren. Wäre das Attentat auf Hitler im Juli 1944 geglückt und der Krieg sofort beendet worden, hätten nur halb so viele deutsche Soldaten ihr Leben auf dem Schlachtfeld lassen müssen. 18,2 Millionen haben im gesamten Kriegsverlauf in Heer, Luftwaffe, Marine und Waffen-SS gedient, 5,3 Millionen davon haben ihr Leben verloren: bis Juli 1944 waren es 2,7 Millionen To-

te. in den letzten zehn Monaten dann starben 2,6 Millionen deutsche Soldaten (davon über 1,5 Millionen an der Ostfront): 49 Prozent aller im Krieg Gefallenen. Gegen Kriegsende kamen jeden Monat 300'000 bis 400'000 Soldaten ums Leben.<sup>141</sup>

Die Menschen in ihren Ruinen konnten nur trübe und mit dunklen Vorahnungen in eine unsichere Zukunft blicken. In die ungeheure Erleichterung darüber, dass der Krieg endlich vorüber war, mischten sich Verzweiflung über die Katastrophe, die Deutschland erfasst hatte, und Angst vor einem Leben unter feindlicher Herrschaft. Die grosse Mehrheit der Deutschen betrachtete den Sieg der Alliierten wohl nicht als Befreiung. Und für die Deutschen in Mittel- und Ostdeutschland war die sowjetische Herrschaft eine schreckliche Aussicht. Die Machtübernahme der Sieger quittierte die unterworfenen deutsche Bevölkerung mit Passivität und Gefügigkeit. Nach den Schlägen, die die Deutschen in den vergangenen Monaten erhalten hatte, war ihnen der Appetit auf rebellische Guerillaaktivitäten vergangen, mit denen es Besatzungsmächte so häufig zu tun bekommen.<sup>142</sup> Wahrscheinlich spielte auch eine über Generationen anerzogene Gehorsamsbereitschaft eine Rolle. Vor allem aber änderten sich die existenziellen Anforderungen des täglichen Lebens mit der Kapitulation überhaupt nicht. Die Menschen konnten gar nichts anderes tun, als ihr Überleben in den Ruinen zu organisieren, hatten persönliche Verluste zu beklagen, mussten irgendwie mit den chaotischen Zuständen sowie damit zurechtkommen, dass Familien und Heimstätten in Stücke gegangen waren, und mussten Verwandte, Freunde und Nachbarn wiederfinden. Die Energie, die die hungernden Menschen für all das aufwenden mussten, war enorm.

Als sich die harte Hand der Besatzungsmächte bemerkbar machte, wurden schwere Anschuldigungen erhoben; Zehntausende NS-Funktionäre und andere, die ins Hitlerregime verwickelt waren, wurden verhaftet.<sup>143</sup> Deutsche, ob in ehemals hohen oder in untergeordneten Stellungen, schufen sich unterdessen die Grundlagen für ihre Verteidigung und suchten sich von den Verbrechen der Nationalsozialisten zu distanzieren. In Flensburg wurde am Anspruch auf Entlastung der Wehrmacht gearbeitet. Keitel hatte unmittelbar vor seiner Verhaftung behauptet, die Wehrmacht habe (abgesehen von der Waffen-SS) mit der SS oder dem SD nichts zu tun ge-

habt und trage für diese Verbände keine Verantwortung. Und als sich die Nachricht beziehungsweise das, was man in Flensburg die «ständig sich steigernde Feindpropaganda über Zustände in deutschen KZ-Lagern» nannte, verbreitete, hielten Dönitz und Jodl «eine öffentliche Klarstellung» für nötig, «dass weder die deutsche Wehrmacht noch das deutsche Volk von diesen Dingen Kenntnis hatten [...]»<sup>144</sup> Damals bereits wurde der Mythos von der sauberen Wehrmacht geschmiedet, der sich in Nachkriegsdeutschland jahrzehntelang halten sollte.

Ein ganz ähnlicher, allerdings anders akzentuierter Prozess der Loslösung vom Nationalsozialismus vollzog sich an der gesellschaftlichen Basis. Rasch wurden überall Symbole des Nationalsozialismus beseitigt. Niemand gab freiwillig zu, begeisterter Anhänger des Regimes gewesen zu sein. Zunächst noch wurden zahlreiche Funktionäre denunziert, die noch ein, zwei Jahre zuvor arrogant in ihren NS-Uniformen umherstolzieren waren und sich wie «kleine Hitler» aufgeführt hatten.<sup>145</sup> Als aber die «grossen Tiere» allmählich alle gefasst und als «Hauptkriegsverbrecher» vor Gericht gestellt wurden und sich die Aufmerksamkeit der Alliierten dem Entnazifizierungsprozess auf den unteren Ebenen zuwandte, konnte man zunehmend den Eindruck gewinnen, als habe niemand wirklich hinter dem Regime gestanden, als habe man bestenfalls gezwungenermassen die Politik mitgemacht, die den Deutschen vom tyrannischen Regime Hitlers und seiner Schergen aufgezwungen worden sei.

«Jeder rückt jetzt von Adolf ab, und keiner ist dabei gewesen. Jeder wurde verfolgt, und keiner hat denunziert» – das geht einer jungen Frau aus Berlin im Mai 1945 durch den Sinn, wenn sie Leute reden hörte, die um Gemüse oder Wasser Schlange standen.<sup>146</sup> Ein im Juni 1946 verfasster Bericht eines lutherischen Pastors in Berchtesgaden, dem überwiegend katholischen Ort unterhalb des Obersalzbergs, des für NS-Deutschland «heiligen Berges», auf dem Hitler seine Alpenresidenz errichten liess, ist typisch für die Monate nach dem Untergang des Dritten Reichs. Der Pastor sprach von «all den Enttäuschungen unter dem nationalsozialistischen Regime und dem Zusammenbruch der Hoffnungen, die gerade viele Idealisten darauf gesetzt hatten», nahm Bezug auf die «Grausamkeiten dieses

Regimes» und kam dann auf die Loslösung vom Nationalsozialismus zu sprechen. «Unser Volk», sagte er bedauernd, «wird als Ganzes jedoch nach wie vor verantwortlich gemacht für die Untaten des Nationalsozialismus, während es doch in seiner Mehrheit in all den Jahren nur den einen Wunsch hatte [,] von diesem Gewaltregime befreit zu werden, weil es auch seine heiligsten Güter wie Familie, Kirche, persönliche Freiheit zerstört bzw. bedroht sah [...]» Sein Nachbar, der katholische Pfarrer von St. Andreas in Berchtesgaden, betonte, «dass unsere wirklich gläubige Bevölkerung, unsere guten Bürger- und Bauernfamilien den Nationalsozialismus grundsätzlich ablehnten [...]» Achtzig Prozent der Bevölkerung am Ort seien Parteigegner gewesen und zutiefst erschrocken über die Geschichten, die sie nun über die «brutale Art» der Parteiführer auf dem Obersalzberg hörten, der zuvor «hermetisch von Berchtesgaden abgeschlossen» gewesen sei.<sup>147</sup>

In einem Kriegsgefangenenlager im Winter 1945/46 begann Generalmajor Erich Dethleffsen, zuletzt Chef der Führungsgruppe im Generalstab des Heeres, seine Erinnerungen an die letzten Kriegswochen aufzuschreiben. An den Anfang setzte er eigene Reflexionen, in denen er hervorhob, er habe von den barbarischen Taten nichts gewusst und sei das schuldlose Opfer eines schonungslosen Regimes. Daran anschliessend fragte er sich, wie die Deutschen mit dem Trauma fertig werden könnten, das sie noch fest im Griff habe:

«Noch liegen erst wenige Monate seit dem Zusammenbruch hinter uns. Wir haben noch nicht den zeitlichen, wohl auch nicht den geistigen Abstand genommen, um auch nur einigermaßen objektiv beurteilen zu können, was Irrtum, was Schuld und Verbrechen, was unentrinnbares Schicksal war. Noch sind wir Deutschen zu sehr in Voreingenommenheit verstrickt. Erst langsam, erschreckend und widerstrebend erwachen wir aus der Agonie der letzten Jahre und erkennen wir uns selbst und unsere Situation. Wir suchen nach Entlastung, um uns der Verantwortung an all dem, was zu dem hinter uns liegenden Krieg, seinen grausigen Opfern und furchtbaren Folgen geführt hat, zu entziehen. Wir glauben uns genarrt, verführt, missbraucht. Wir berufen uns darauf, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und von all den scheusslichen Verbrechen wenig

oder nicht gewusst zu haben. Und es haben auch Millionen davon nicht gewusst; besonders diejenigen nicht, die jahrelang an der Front für Heimat, Haus, Hof und Familie gekämpft haben und glaubten, nur ihre Pflicht zu tun. Aber wir schämen uns auch, dass wir uns haben verführen und missbrauchen lassen und dass wir nichts gewusst haben. Scham findet im menschlichen Leben ihre Ausdrucksform zunächst meist in Trotz oder in würdeloser Selbstbesudelung; erst allmählich und langsam in Reue. So ist es auch bei Völkern. Wir erleben das jetzt in unserem Volk. [...]»<sup>148</sup>

Solche Worte und viele ähnliche Stellungnahmen aus den ersten Monaten nach Deutschlands totaler Niederlage lassen – auch wenn sie es selbst kaum direkt zum Ausdruck bringen können – etwas davon erkennen, wie traumatisch es für die Menschen gewesen sein muss, die gerade die letzte verzweifelte Phase des Krieges überstanden hatten, als sie nun mit dem wahren Ausmass der Verbrechen konfrontiert wurden, die Mitbürger begangen hatten. Für die Generation, die den apokalyptischen Zusammenbruch des Dritten Reichs erlebt hat, ist dieses Trauma nie ganz vergangen. Kein Wunder, dass die Zusammenbruchsphase von 1944/45 alles andere überschattete, was die Deutschen vom Dritten Reich erinnerten. Der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft, verbunden mit der fast völligen Ablehnung der liberalen Demokratie, und Hitlers Aufstieg, die ersten triumphalen Jahre des Regimes, der allgemeine Jubel über die wieder auferstandene Nation und die wiederbelebte Wirtschaft, die erste Phase des Krieges, in der die deutsche Militärmacht die Voraussetzungen für Eroberung und rücksichtslose Ausbeutung des gesamten europäischen Kontinents schuf, das alles lag nun ferner – entsprechend unscharf waren die Erinnerungen. Die Begleiterscheinungen der «guten Zeiten» – die Verfolgung unerwünschter Minderheiten, vor allem der Juden, und die brutale Unterdrückung politischer Gegner, der systematische Terror für den Aufbau der «Volksgemeinschaft» – wurden seinerzeit toleriert, wenn nicht sogar begrüsst, später dann als «Exzesse» allein des Regimes hingestellt. «Wenn der Nationalsozialismus nur nicht so entartet wäre! An sich war er für das deutsche Volk das Richtige», sagte ein deutscher Offizier in britischer Gefangenschaft unmittelbar nach der Kapitulation, und

mit dieser Ansicht stand er nicht allein.<sup>149</sup> Nach alliierten Meinungsumfragen in den ersten Nachkriegsjahren hielten noch 50 Prozent der Deutschen den Nationalsozialismus grundsätzlich für eine gute Idee, die nur leider schlecht ausgeführt worden sei.<sup>150</sup>

Wirklich im Gedächtnis blieb die für so viele Deutsche verheerende Erfahrung der furchtbaren letzten Monate. Kein Wunder, dass sie sich als ohnmächtige Opfer eines Krieges sahen, den sie nicht gewollt hätten und der ihnen von einem tyrannischen Regime aufgehalst worden sei, das dem Land nur Elend gebracht und es in eine Katastrophe geführt habe.<sup>151</sup> Ein Mann aus einer Stadt im Osten, dessen Mutter sich aus Angst vor den Russen umgebracht hatte, beklagte sich viele Jahre später: «Für alle gab es Gedenken: KZ-Häftlinge, jüdische Opfer, die gefallenen Russen. Aber um die andere Seite kümmerte sich kein Mensch.»<sup>152</sup> in der Generation, die das erlebt hat, ist das Gefühl, zum Opfer gemacht worden zu sein, geblieben und kaum schwächer geworden. Deutsche fühlten sich ausgenutzt, irregeführt und missbraucht von der unbezwinglichen Tyrannei Hitlers und seiner Schergen, die in ihrem Namen furchtbare Verbrechen begangen haben (wenn auch, wie häufig hinzugesetzt wurde, nicht in einem solchen Ausmass wie Stalin).

Das war nicht ganz falsch. Auch die Deutschen waren in der letzten Kriegsphase unbestreitbar Opfer von Ereignissen, über die sie keinerlei Macht hatten. Natürlich war, wer sein Heim im Bombenhagel verlor, ein Opfer – Opfer eines schonungslosen Bombenkriegs, Opfer aber auch der expansionistischen Politik seiner Regierung, die den Horror ausgelöst hatte. Die Frauen, Kinder und alten Leute, die in Ostdeutschland aus ihren Häusern und von ihren Höfen fliehen und sich den Millionen anschliessen mussten, die durch Eis und Schnee nach Westen zogen, waren ebenfalls Opfer – in diesem Fall des Molochs der Roten Armee und der allein an sich selbst denkenden NS-Führer in ihren Gebieten, Opfer aber auch des Angriffskriegs, den ihre Regierung gegen die Sowjetunion geführt und der so furchtbare Vergeltungsaktionen herausgefordert hatte. Sogar die Soldaten, die in diesen schrecklichen letzten Monaten zu Tausenden an den Fronten umkamen, waren in einem gewissen Sinn Opfer – einer Militärführung nämlich, die drakonische Mittel einsetzte, um sich Gehorsam



zu verschaffen, aber auch eines eingeschliffenen Pflichtgefühls, das ihnen die Überzeugung gab, für eine gute Sache zu kämpfen; Opfer schliesslich einer politischen Führung, die aufgrund ihrer egoistischen Ziele das Land eher untergehen liess als aufzugeben.

Da die Menschen sich als Opfer sahen, fragten sich nur wenige, warum sie all das zugelassen hatten, warum sie sich hatten irreführen und ausnutzen lassen. Von denen, die im Ruhrgebiet ausgebombt wurden, haben nur wenige an das Waffenarsenal gedacht, das sie für das Regime produziert und es damit in die Lage versetzt hatten, andere Länder anzugreifen und Städte wie Warschau, Rotterdam, Coventry, London, Belgrad und andere zu bombardieren, womit es die Auslöschung der eigenen Städte herausforderte. Solange die Bomben sonstwo und auf andere fielen, beschwerten sie sich nicht. Wie viele derjenigen, die Anfang 1945 unter entsetzlichen Bedingungen aus Ostpreussen vertrieben wurden, werden sich daran erinnern haben, dass Ostpreussen die Region war, in der die Nationalsozialisten den stärksten Rückhalt hatten? Dass seine Bewohner vor 1933 weit über dem gesamtdeutschen Durchschnitt für Hitler stimmten? Dass sie in den dreissiger Jahren, als sie von der Politik der Nationalsozialisten profitierten, alle Hurra geschrien haben? Die meisten Deutschen wollten ihre frühere Begeisterung für Hitler nicht mehr wahrhaben, wollten sich nicht erinnern, wie sie über seine «Erfolge» gejubelt und wie viel Hoffnung sie auf eine schöne neue Welt für sich und ihre Kinder gesetzt haben, die durch deutsche Eroberungszüge und die Ausplünderung Europas aufgebaut werden sollte. Niemand wollte sich den Horror vor Augen führen, den ihre eigenen Väter, Söhne oder Brüder über die Völker Osteuropas gebracht hatten, geschweige denn den Nachrichten (oder an Tatsachen grenzenden Gerüchten) nachgehen, die ihnen über die Ermordung der Juden zu Ohren gekommen waren. Die abscheuliche Unmenschlichkeit, für die Deutschland verantwortlich war, wurde verdrängt und dem Bewusstsein entzogen. Was blieb und in der Erinnerung brodelte, war das Ende, das Elend im Untergang des Dritten Reichs.

Und selbst in diesen letzten furchtbaren Kriegsmonaten, als alle von existenziellen Anforderungen vollauf in Anspruch genommen waren, scheint kaum jemand an die wirklichen Opfer der Geschehnisse gedacht

zu haben – nicht an die Armeen von Fremdarbeitern, die gegen ihren Willen nach Deutschland verschleppt und zur Arbeit gezwungen wurden; nicht an die Hunderttausenden eher toten als lebendigen Häftlingen in Konzentrationslagern und Gefängnissen, nicht an die von Schmutz starrenden, schwer misshandelten Häftlinge, meistens Juden, auf den Todesmärschen quer durch Deutschland. Dass sie befangen waren in einem Rassenvorurteil, das sich die Nationalsozialisten so leicht zunutze machen konnten, wollten später nur wenige zugeben. Alte Anschauungen sind zählebig. Nach amerikanischen Meinungsumfragen vom Oktober 1945 waren 20 Prozent der Befragten «mit Hitler und seiner Behandlung der Juden» einverstanden gewesen; weitere 19 Prozent waren generell einverstanden und fanden nur, Hitler sei zu weit gegangen.<sup>153</sup>

Eine bleibende partielle Affinität zu nationalsozialistischen Einstellungen war nicht das Einzige. Als das Dritte Reich zusammenbrach, hallte es im Bewusstsein der meisten Deutschen mit unvermeidlicher Ambivalenz nach.<sup>154</sup> Alle wünschten sich einerseits nichts sehnlicher, als dass der Krieg endlich aufhören und das NS-Regime, das ihnen so viel Schrecken und Leid gebracht hatte, verschwinden möge. Aber eine der grossen Stärken des Nationalsozialismus der frühen Jahre war dessen Fähigkeit gewesen, patriotische Gefühle zu besetzen, sie für sich zu nutzen und in eine gefährliche, aggressive Form des Hypernationalismus zu verwandeln, aus der leicht rassistischer Imperialismus werden konnte. Der Zusammenbruch des Regimes hatte auch bei denen, die den Nationalsozialismus inzwischen zu verachten gelernt hatten, nicht zugleich die Entschlossenheit getilgt, für ihr Land zu kämpfen, ihre Heimat gegen Eindringlinge von aussen zu verteidigen und – nach Jahren heftigster antibolschewistischer Propaganda und den bitteren Erfahrungen in den eroberten Ostgebieten – vor allem einen Schutzwall gegen einen fremdartigen, abstossenden und unmenschlichen Feind im Osten zu errichten. Die Menschen wollten den Nationalsozialismus nicht mehr, sie wollten aber auch nicht, dass das Deutsche Reich unterging. Da der Kampf zur Rettung Deutschlands jedoch von denen geführt wurde, deren Politik das Land ruiniert hatte, konnte das NS-Regime immer noch auf Unterstützung sowohl der Solda-

ten wie der Zivilbevölkerung rechnen, und das bis zum bitteren Ende. In den westlichen Teilen Deutschlands dagegen führte die relativ milde Behandlung durch die amerikanischen und britischen Eroberer (nicht aber durch die Franzosen) rascher als im Osten zur Aushöhlung des Regimes und rascher zum Zerfallsprozess in Zivilgesellschaft und Armee. Dort hatten die Menschen, mochten sie die NSDAP und ihre Vertreter inzwischen fast alle unerträglich finden, keine andere Wahl, mussten der Wehrmacht vertrauen und hoffen, dass sie die Rote Armee abwehren würde.

Noch deutlicher als unter gewöhnlichen Deutschen, unter Zivilisten und einfachen Soldaten, zeigten sich in den letzten furchtbaren Kriegsmonaten die ambivalenten Einstellungen im höheren Offizierskorps der Wehrmacht. Wir mussten nicht eigens auf Fanatiker wie Dönitz oder Schörner eingehen, die sich Hitler eng und direkt verbunden fühlten, sondern konnten auch an einer Reihe von Generälen beispielhaft erkennen, welchen Überzeugungen, welcher Mentalität folgend sie sich verpflichtet fühlten, Befehle auszuführen, die sie für sinnlos hielten; wir haben gesehen, wie sie die Nationalsozialisten verachteten und es unbeirrbar dennoch für ihre Pflicht hielten, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die Eroberung Deutschlands durch die Feinde abzuwehren – vor allem im Osten. Die Verteidigung der Heimat, nicht ideologisches Engagement für den Nationalsozialismus hat das Verhalten der meisten hohen Offiziere bestimmt. Dabei aber reichten ihre nationalistischen und patriotischen Gefühle aus, um sie völlig in das Regime einzubinden, dem sie in besseren Zeiten durchaus gern gedient hatten. Nach dem Scheitern des Attentats vom Juli 1944 dachte kaum einer der Generäle über einen «Regimewechsel» nach, dabei hätten sie klarer als irgendwer sonst sehen können, auf welche vollständige Katastrophe Deutschland zusteuerte. Das war das Entscheidende. Deswegen blieb Hitler an der Macht, ging der Krieg weiter und gab es keinen weiteren Putschversuch. Erst als Hitler tot war, wurden Schritte in Richtung Kapitulation denkbar. Erst dann, unter den Bedingungen des völligen Zusammenbruchs und äusserster Machtlosigkeit, lösten sich die Bindungen der militärischen Führung an Hitler und sein Regime langsam und zögernd auf.

## SCHLUSS

# Anatomie der Selbstzerstörung

Zu Beginn des Buches habe ich darauf hingewiesen, wie selten es vorkommt, dass ein Land fähig und auch bereit ist, einen Krieg bis zu seiner totalen Zerstörung zu führen. Gleichermassen selten geschieht es, dass die Machteliten eines Landes, vor allem das Militär, unfähig oder nicht bereit sind, einen Führer zu beseitigen, der sie offensichtlich ins Verderben stürzen will. Jeder konnte sehen, dass es so war, allen erschien es immer unausweichlicher, was sich 1945 in Deutschland ereignete, und doch fand sie statt, diese Fahrt in die allumfassende nationale Katastrophe – in die militärische Niederlage, die physische Vernichtung, die feindliche Besatzung und nicht zuletzt den moralischen Bankrott. In den voranstehenden Kapiteln habe ich versucht zu erklären, wie das möglich war. Wir haben gesehen, wie sich der Prozess des unaufhaltsamen Zusammenbruchs von Europas mächtigstem Staat unter der Einwirkung von äusserem militärischem Druck im Einzelnen abspielte, und wie lange er dauerte. Ich habe die keineswegs auf Hitler beschränkte, sondern in den NS-Staat eingebaute, selbstzerstörerische Dynamik herausgestellt und zu zeigen versucht, dass die Gründe, aus denen sich Deutschland entschloss, bis zum bitteren Ende zu kämpfen und aus denen es dazu auch imstande war, komplex und nicht auf ein paar allgemeine Thesen zu reduzieren sind.

Die Forderung der Alliierten nach «bedingungsloser Kapitulation» wird zwar oft als Grund dafür betrachtet, dass den Deutschen nichts anderes übriggeblieben sei, als bis zum Ende zu kämpfen, zureichend ist diese Erklärung aber nicht. Natürlich hat die deutsche Propaganda in ihren unentwegten Bemühungen, den Durchhaltewillen zu stärken, auch diese Forderung genutzt und behauptet, der Feind, ob im Westen oder Osten, wolle das deutsche Volk vernichten. Doch in den letzten Monaten

glaubten das, wie wir sahen, immer weniger Menschen, zumindest was die Westmächte betrifft.

Deutlichere Wirkungen hatte die Forderung auf die Elite des Regimes. Sicher, «bedingungslose Kapitulation» war Wasser auf Hitlers Mühlen. Unbeirrbar lehnte er jeden Gedanken an Kapitulation ab. Wegen dieser Forderung konnte der Krieg im Westen nicht beendet werden – obwohl, von Hitler einmal abgesehen, die meisten führenden Politiker und Militärs zu Verhandlungen bereit gewesen wären –, ohne nicht auch im Osten die Waffen zu strecken. Selbst die nach Hitlers Tod eingesetzte Regierung Dönitz verwarf diese Möglichkeit, weil sie zwei Millionen Soldaten zu sowjetischer Kriegsgefangenschaft verurteilt hätte. So dauerte der Krieg noch weitere acht blutige und leidvolle Tage an, bis Eisenhower Dönitz keine andere Wahl mehr liess. Andererseits, die Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» konnte nicht bewirken, dass das Oberkommando der Wehrmacht die seit Anfang 1943 feststehende Strategie überprüft hätte – denn jenseits aller strategischen Überlegungen gab es den ideologisch verbrämten, selbstdestruktiven Drang des Durchhaltens bis zum vollständigen Untergang.<sup>1</sup> Die Gesamtstrategie lieferte eine nützliche Rechtfertigung für den Kampf bis zum Ende, sie war aber nicht der Grund für die Entschlossenheit, tatsächlich durchzuhalten.

Zu bezweifeln ist auch die Annahme, die Alliierten hätten mit ihrer Forderung die Möglichkeit einer breiteren Widerstandsbewegung geschmälert, der es vielleicht gelungen wäre, Hitler zu stürzen.<sup>2</sup> Jedenfalls hat die Forderung der «unbedingten Kapitulation» den Staatsstreichversuch nicht verhindert. Sie war Stauffenberg und seinen Mitverschwörern zur Zeit ihres Bombenanschlags vom Juli 1944 bekannt, und falls die Gruppe Erfolg gehabt hätte, hätte sie als Erstes über Friedensbedingungen verhandelt. Auch die meisten von Hitlers Paladinen und viele Generäle wären an einem bestimmten Punkt bereit gewesen, über eine Beendigung des Krieges auf dem Verhandlungsweg zu reden, wenn Hitler zugestimmt hätte; durch die kompromisslose Position der Alliierten liessen sie sich zumindest nicht abschrecken.

Obwohl also die «bedingungslose Kapitulation» zweifelsohne eine Rolle spielte – der entscheidende oder wichtigste Faktor, der die Deut-

schen zum Weiterkämpfen motivierte, war sie nicht.<sup>3</sup> Churchill selbst hat die Behauptung, die «bedingungslose Kapitulation» sei ein Fehler gewesen, der den Krieg verlängert habe, zurückgewiesen. Er erklärte, dass eine andere Formulierung der Friedensbedingungen, die die Alliierten mehrfach zu entwerfen suchten, auf alle deutschen Versuche, Friedensbedingungen zu verhandeln, sehr viel abstossender gewirkt hätten, denn sie «wirkten schwarz auf weiss so fürchterlich, und gingen so weit über das hinaus, was später in Wirklichkeit geschah, dass ihre Veröffentlichung den deutschen Kampfwillen nur geschürt hätte.»<sup>4</sup>

Bleiben die strategischen und taktischen Fehler der Alliierten, die ihre eigenen Bemühungen, den Krieg zu einem raschen Ende zu bringen, konterkarierten, sowie ein vorübergehend gestärktes Selbstvertrauen der deutschen Verteidiger; aber auch sie waren keine ausschlaggebenden Faktoren für die Verlängerung des Konflikts. Gewiss wurden gewichtige Fehler gemacht, die auch dazu beigetragen haben, dass es den Alliierten nach der Landung in der Normandie und nach dem Durchbruch der Roten Armee nach Polen nicht gelungen ist, Deutschland bis Weihnachten 1944 in die Knie zu zwingen, wie sie es in anfänglichem Optimismus für möglich gehalten hatten.

Wie wir in früheren Kapiteln gesehen haben, verhinderten strategische Meinungsverschiedenheiten zwischen Eisenhower und Montgomery, die durch ihre persönlichen Differenzen (die vor allem Montgomerys erdrückender Persönlichkeit und den tief sitzenden antiamerikanischen Vorurteilen der britischen Militärelite zuzuschreiben waren) noch verstärkt wurden, dass die Alliierten den Durchbruch, den sie im August 1944 in Frankreich erzielt haben und der die deutsche Westfront heftig erschüttert hat, voll nutzen konnten. Als es den Briten dann auch noch misslang, den Hafen von Antwerpen in ihre Gewalt zu bringen und sie zudem im Raum Arnhem scheiterten, konnte die Wehrmacht ihre westlichen Verteidigungsstellungen stärken und den Vormarsch der Alliierten über mehrere kostbare Wochen fast zum Stillstand bringen. Danach kamen die Alliierten bis in den März 1945 nicht mehr so richtig in Schwung und mussten mit der Ardennenoffensive sogar einen weiteren vorübergehenden Rückschlag einstecken. An der Ostfront verhinderten Fehler in der operativen

Planung der Roten Armee, dass der massive Angriff vom Sommer 1944, so verheerend er für die Wehrmacht war, ein schnelles Kriegsende herbeiführte. Ein von den deutschen Verteidigungsplanern befürchteter mutiger Vorstoss zur Pommerschen Küste hätte den Weg frei gemacht für einen viel früheren Angriff auf Berlin und damit womöglich schon lange vor Mai 1945 zum endgültigen Zusammenbruch geführt.

Darüber, was geschehen wäre, hätten Briten und Amerikaner im Westen und die Sowjets im Osten andere strategische Entscheidungen getroffen, lässt sich natürlich nur spekulieren. Vielleicht wäre der Krieg deutlich früher zu Ende gewesen. Aber ebenso hätten andere Fehler oder Verzögerungen – denn jeder Krieg hält Überraschungen bereit und verläuft selten nach vorgefassten Plänen – Wirkung haben und ein schnelles Kriegsende verhindern können.

Zu letztendlich ebenso unfruchtbaren Spekulationen führt die Frage, was geschehen wäre, wenn Hitler ermordet worden wäre und die Verschwörer des Juli 1944 die Macht im Staat hätten übernehmen können. Hätten sie Erfolg gehabt, wären Stauffenberg und die anderen am Attentat Beteiligten mit Sicherheit sofort in Friedensverhandlungen mit dem Westen eingetreten, höchstwahrscheinlich aber nicht mit dem Osten. Vermutlich hätte der Westen auch dann nichts anderes akzeptiert als die «bedingungslose Kapitulation» an allen Fronten, anderenfalls wäre die Koalition mit der Sowjetunion wahrscheinlich geplatzt, deren Ziel und Grundlage die völlige Vernichtung des deutschen Militarismus und des Nationalsozialismus war. Also hätten auch die Führer eines erfolgreichen Staatsstreichs wählen müssen, ob sie in eine vollständige Kapitulation einwilligen oder lieber weiterkämpfen sollten. Wahrscheinlich hätten sie, nach Lage der Dinge, einer totalen Kapitulation zustimmen müssen. Der Krieg hätte also im Juli 1944 zu Ende sein können, und es wäre das unermessliche Blutvergiessen vermieden worden, zu dem es in den folgenden Monaten kam. Aber hätte die militärische Führung, besonders die im Osten, ihr Einverständnis gegeben? Hätten die hartgesottenen Nationalsozialisten, vor allem in der SS, mitgemacht? Mithilfe einer neuerlichen «Dolchstosslegende», gesponnen um den toten heldenhaften «Führer», der, während er an der Spitze des Kampfs um Deutschlands nationale Exi-

stanz stand, von eigenen Offizieren umgebracht wurde – mit dieser Legende hätten mächtige innere Kräfte möglicherweise Widerstand gegen die neue Regierung geleistet, diese vielleicht sogar gestürzt. Ein Bürgerkrieg in der Heimat wäre nicht ausgeschlossen gewesen.

Aber so faszinierend Spekulationen nach dem Muster «Was wäre gewesen, wenn» sein mögen, Antworten liefern sie nicht. Mit diesem Buch habe ich versucht festzustellen, was tatsächlich geschehen ist, und nicht, was hätte geschehen können; und auf dieser Grundlage ist nun abzuwägen, warum Deutschland bis zum Ende gekämpft hat. Wir sind an den Punkt gelangt, an dem sich auf dem Hintergrund des in den vorhergehenden Kapiteln präsentierten Materials die Fäden zu einer Antwort zusammenziehen lassen.

Zuerst ist zu sagen, dass die Bevölkerung, anders als manchmal behauptet, nicht bis zum Ende hinter Hitler und dem NS-Regime gestanden hat. «Das Volk hat kein Vertrauen zur Führung mehr», hiess es in einem der vielen oben zitierten internen Berichte vom März 1945. «Der Führer ist für Millionen der letzte Halt und die letzte Hoffnung, aber auch der Führer wird täglich stärker in die Vertrauensfrage und in die Kritik hineingezogen.»<sup>5</sup> Nachdem Stauffenbergs Attentatsversuch gescheitert war, haben sich die Bindungen an Hitler an der Spitze der Gesellschaft ebenso wie an der Basis für kurze Zeit verstärkt. Hitlers bis dahin in der Zivilbevölkerung und, wie die Heimatbriefe zeigen, auch unter den Frontsoldaten sinkende Popularität erlebte, wie wir gesehen haben, noch einmal einen Aufschwung. Die meisten Generäle, selbst diejenigen, die alles andere als begeisterte Anhänger des Regimes waren, waren entsetzt über den Anschlag auf Hitlers Leben; das zeigen private, nicht für Dienstbelege und die Öffentlichkeit bestimmte Tagebucheintragen. Doch abgesehen von solchen Phasen des Wiederaufflackerns hatte Hitlers Beliebtheit seit dem Winter 1941 kontinuierlich abgenommen und befand sich 1944/45 im freien Fall. Seine Popularität in der Bevölkerung beschränkte sich auf eine schwindende Minderheit – eine Minderheit freilich, die noch immer die Macht hatte. Generell aber war Hitlers Rückhalt Anfang 1945 sehr gering.

Zudem war die NSDAP zu diesem Zeitpunkt weithin verhasst und hatte, nach Goebbels' Eingeständnis, im Grossen und Ganzen «ausge-



spielt», schon lange vor dem Ende. Sie wurde mit Vorwürfen überhäuft, als ihre Funktionäre in der Endphase einfach verschwanden und die Bevölkerung im Stich liessen. Die Berichte, die Goebbels erreichten, sprachen eine deutliche Sprache; daran änderte auch die verstärkte Propaganda nichts. Die eingespielte Apparatur war machtlos gegen das, was die Menschen mit ihren eigenen Augen sahen. Ihre wild entschlossenen Parolen stiessen bei der Bevölkerung, die sich nach dem Ende des Krieges sehnte und sich unversöhnlich gegen das Regime wandte, das so viel Elend über Deutschland gebracht hatte, auf Spott und Hohn. Wenig spricht für die Auffassung, die «Volksgemeinschaft» habe weiterhin Zusammenhalt stiftend und als integrative Kraft hinter den Kriegsanstrengungen gestanden. In Wahrheit hatte sich die hoch gepriesene «Volksgemeinschaft» schon lange aufgelöst; nun galt: «Es rette sich, wer kann.»

Allerdings gab es partielle Affinitäten, die über die Unterstützung für das Regime hinausgingen, dieses aber objektiv weiterhin stützten. Denn dessen Existenz war eng verflochten mit dem Wunsch, Land und Heimat zu verteidigen – hier gab es ein gemeinsames Ziel, für das die meisten Deutschen eintraten, selbst wenn sie Hitler und «die Nazis» verachteten. In ihrer grossen Mehrheit, das geht aus vielen Berichten hervor, sehnte sich die Bevölkerung nach dem Ende des Krieges – diese Sehnsucht aber war durchaus ambivalent. Kaum ein Deutscher wünschte sich die Besatzung seines Landes, und schon gar nicht, wenn die gefürchteten Russen zu Besatzern würden. Doch solange die Deutschen bereit waren, bis zum Äussersten zu kämpfen, um nicht vom Feind überrannt zu werden, halfen sie, ganz unabhän-

gig von ihren eigenen Motiven und Wünschen, dem Regime weiter zu funktionieren. So demoralisiert sie waren, die meisten Deutschen hatten einfach keine andere Wahl als weiterzumachen.

Die Rolle, die der Terror dabei spielte, lässt sich kaum überschätzen. Ohne Terror hätte es sehr gut zu einem Volksaufstand kommen können. Doch das Regime war eine schwere Gefahr für seine eigenen Bürger, besonders nachdem es den Terror nach innen im Februar 1945 noch einmal kräftig steigerte. Die Menschen waren eingeschüchtert, und das zu Recht. Während der Agonie des Regimes kehrte der zuvor nach aussen getrage-

ne Terror in die Heimat zurück und richtete sich gegen die ganze Bevölkerung, nicht nur gegen verfolgte Minderheiten. Unter einfachen Soldaten stieg die Zahl der Fahnenflüchtigen und «Versprengten» stark an. Die Militärgerichte reagierten, wie wir sahen, mit drakonischen Strafen. Die Mitte Februar eingerichteten Standgerichte erkannten ausschliesslich auf Todesstrafe, und als Anfang März die mobilen oder «fliegenden» Standgerichte eingeführt wurden, konnten sie in jedem Frontgebiet auftauchen und innerhalb von Minuten gegen vermeintliche Drückeberger, Defätisten oder Subversive Todesurteile verhängen und die Exekution bewirken. Selbst noch nach der Kapitulation verhängten die Militärgerichte Todesurteile. Auch Zivilisten, die in Verdacht gerieten, aus der Reihe zu tanzen, konnten bis zum Schluss hart bestraft werden. Die einschüchternde Wirkung des Terrors war ein Grund für die depressive und resignierte, kriegsmüde und pessimistische, aber eben nicht aufrührerische Stimmung, die in der Bevölkerung herrschte. Wer sich etwas gegen das Regime zu sagen traute, dem Reden gar Taten folgen liess, wurde mit aller Härte aus dem Verkehr gezogen. Die meisten Deutschen waren der Auffassung, dass sie nichts tun konnten – nichts anderes, als auf das Ende warten und hoffen, dass Amerikaner und Briten vor den Russen bei ihnen sein würden.

Auch der Terror erklärt nicht alles. Er lässt allenfalls verstehen, was an der Basis der Gesellschaft vor sich ging. Zehntausende von Soldaten desertierten, und viele von ihnen wurden in Schnellverfahren hingerichtet. Die grosse Mehrheit aber verliess auch hier ihren Posten nicht, jeder Einzelne wusste, welche Strafen auf diejenigen warteten, die sich weigerten zu kämpfen. Also kämpften sie weiter, oft fatalistisch oder gar widerstrebend, häufig aber auch, selbst in den verzweifeltsten letzten Wochen, mit hohem Einsatz, ja mit Begeisterung. Das lässt sich mit Terror nicht erklären.<sup>6</sup> Auf den höheren Ebenen der Wehrmacht, bei den Offizieren, die Entscheidungs- und Kommandogewalt innehatten, spielte der Terror eine eher geringe Rolle. Abgesehen von denen, die an den Vorbereitungen des Attentats beteiligt waren, wurden die Generäle nicht terrorisiert. Einige wurden entlassen, keiner jedoch hingerichtet.

Für das deutsche Volk, mehr noch für die rassischen und politischen Opfer des Nationalsozialismus, sollten verstärkter Terror und das furchtbare Leiden erst enden, wenn das Regime mit militärischer Gewalt vernichtet war. Das lag zu einem nicht geringen Teil daran, dass nun vielen Machthabern, vor allem in den höheren Rängen des Regimes, aber auch auf regionaler und lokaler Ebene, klar wurde, dass sie ihre Schiffe verbrannt und keine Zukunft mehr hatten. Partei- und SS-Führer waren an den schlimmsten Gräueltaten gegen Juden und andere beteiligt gewesen. Goebbels sah das durchaus positiv, als andauernde Stärkung des Fanatismus, der Ergebenheit dem Regime gegenüber (auch der gemeinsame Glaube an eine grausame «jüdische Rache» wirke verstärkend). Hitler dachte nicht anders. Als die Herrschaft der Nationalsozialisten zerfiel, lief das Regime Amok. in den Provinzen nahmen Polizei, SS sowie lokale und regionale Parteioffizielle die Dinge selbst in die Hand. in den letzten Wochen des Regimes fielen Hunderte deutscher Bürger der unkontrollierten Gewalt der NS-Desperados zum Opfer, oft aus keinem anderen Grund, als dass sie die sinnlose Zerstörung ihrer Städte oder Dörfer verhindern wollten und sich beim Nahen des Feindes für die Einstellung der Kämpfe einsetzten. Mehr als je zuvor waren Häftlinge und Fremdarbeiter ungezügelter Gewalt ausgesetzt. Und als der Feind schon im Land stand, wurden Tausende von KZ-Häftlingen, vor allem Juden, auf sinnlose Zwangsmärsche geschickt, die ungezählte Menschenleben forderten und die Überlebenden traumatisierten.

Die «Desperado-Aktionen» vieler Parteiaktivisten in den letzten Wochen zeigen, dass diejenigen, die ohne Regime keine Zukunft hatten, nur zu bereit waren, ihre Feinde mit sich in den Abgrund zu reissen, an alten Gegnern Rache zu üben, persönliche Rechnungen zu begleichen und dafür zu sorgen, dass kein Regimegegner über dessen Untergang triumphieren konnte. Diese Fanatiker waren keine sehr grosse Gruppe, aber noch hatten sie Macht über Leben und Tod. Ihr Drang zur Selbstzerstörung war der gleiche wie der Hitlers und anderer Führer des Regimes, mit ihrer Brutalität trugen sie dazu bei, dass die Macht der Nationalsozialisten erhalten blieb und Widerstandsäusserungen von unten bereits im Keim erstickt wurden.

Nach dem 20. Juli 1944 besetzten die Partei und die ihr angeschlossenen Organisationen den gesamten organisatorischen Raum jenseits der militärischen Sphäre; ihre Macht über Bürger und Verwaltung wuchs enorm. Martin Bormann nutzte seine Nähe zu Hitler und seine Befehlsgewalt über die Parteizentrale, um die Partei weiter zu stärken und die staatliche Verwaltung in allen politischen Entscheidungsprozessen an den Rand zu drängen. Noch einmal wurde die «Kampfzeit» vor der «Macht-ergreifung» von 1933 heraufbeschworen, wenn Parteiaktivisten radikale Schritte zur Vollendung der «nationalsozialistischen Revolution» forderten.

Den Gauleitern, Bormanns direkten Untergebenen, fiel eine Schlüsselrolle zu. Als Reichsverteidigungskommissare verantwortlich für die zivile Verteidigung ihrer Gaue, hatten sie gewaltigen Spielraum und konnten in praktisch alle Bereiche des täglichen Lebens eingreifen (und wo sie keine Unterstützung fanden, summarisch Vergeltung üben). Sie und ihre Untergebenen kontrollierten unter anderem die Sozialfürsorge und Zwangsevakuationen von Einwohnern bedrohter Gebiete, sie regelten, wer Zugang hatte zu Luftschutzbunkern, wer Bombenschäden beseitigen musste oder zum Bau von Verteidigungsanlagen zwangsverpflichtet wurde. Und sie waren Schlüsselfiguren, wenn es darum ging, im Sinn von Goebbels' Idee des totalen Krieges Büros und Arbeitsplätze zu durchkämmen und neue Männer für die Wehrmacht aufzutreiben. Der Machtzuwachs der Partei machte die Verwaltung nicht rationeller und effektiver, aber die Partei konnte ihren Zugriff auf Staat und Gesellschaft enorm verstärken. In den letzten Kriegsmonaten war Deutschland nahe daran, zu einer restlos mobilisierten und militarisierten Gesellschaft zu werden. Die Deutschen waren unterdrückt, eingeschüchtert und so folgsam wie nie zuvor. Kaum ein Lebensbereich blieb frei von Eingriffen der Partei und ihrer Organisationen.

Ein grosser Schritt zur völligen Militarisierung der Gesellschaft erfolgte im Herbst 1944 mit der Einführung des Volkssturms. Militärisch war er so gut wie nutzlos, man verspottete die Einheiten als die erwartete «Wunderwaffe». Und jedermann sah in diesem Aufgebot ein Zeichen dafür, wie verzweifelt die Lage sein musste. Wer vernünftig war, tat, was in seiner Macht stand, um nicht eingezogen zu werden, und begründeten das

mit den hohen Verlustraten, vor allem an der Ostfront. Als Kontrollinstrument des Regimes aber hatte der Volkssturm durchaus seinen Sinn. Seine Führung lag häufig in den Händen eifernder Nationalsozialisten, die sich immer zahlreicher an polizeilichen «Aktionen» beteiligten, auch an Gräueltaten gegen Personen, die zu Feiglingen oder Defätisten gestempelt wurden.

Immer weitere Machtbefugnisse wurden der staatlichen Bürokratie entzogen – die immer weitgehender zum ausführenden Verwaltungsorgan reduziert wurde – und von der Partei übernommen, dennoch blieb der gut organisierte, erfahrene bürokratische Apparat bis zuletzt eine Stütze des Regimes. Unzählige Schwierigkeiten wurden überwunden, um den Apparat am Laufen zu halten, auch wenn seine Effektivität stark nachliess, besonders in den letzten Monaten, als es kaum noch etwas zu verwalten gab. Ohne die organisatorischen Fähigkeiten gebildeter und gut ausgebildeter Beamter wäre die Verwaltung wahrscheinlich schon viel früher zusammengebrochen. Auch das Rechtssystem produzierte weiterhin harte Urteile, verhängte drakonische Strafen und trug, bis zum Ende funktionsfähig, massiv zum verschärften Terror gegen deutsche Bürger und verfolgte Minderheiten bei. In der Beamtenschaft herrschte eine geradezu gedankenlose Loyalität, nicht unbedingt zu Hitler, wohl aber gegenüber dem Abstraktum «Staat»; man hielt sich an das, was als «Pflicht» betrachtet wurde. Selbst bei Beamten, die Hitler und die NS-Bosse verachteten, blieb diese Loyalität wirksam, bis das System zusammenbrach. Wir sahen, wie verständnislos Friedrich Wilhelm Kritzinger, Staatssekretär in der Reichskanzlei, im Verhör nach dem Krieg auf die Frage reagierte, warum er so hart weitergearbeitet habe, als bereits alles verloren war, und sagte: «Ich war als alter Beamter zur Treue gegen den Staat verpflichtet.» Diese Einstellung fand sich mehr oder weniger in der gesamten Beamtenschaft.

Ein besonderes Motiv für die Fortsetzung des Krieges lieferten die Grausamkeiten der Kämpfe im Osten, sie liessen den Gedanken an Kapitulation erst gar nicht aufkommen. Dieser Krieg unterschied sich gewaltig von dem im Westen. Militärführer wie einfache Soldaten waren sich bewusst, dass sie für zahllose Grausamkeiten verantwortlich beziehungsweise daran beteiligt waren – in Brand gesteckte Dörfer, Massenhinrich-

tungen von Partisanen, Erschiessungen von Zehntausenden von Juden. Sie wussten, dass sie wegen ihrer barbarischen Kriegführung bei den Sowjets keine Gnade zu erwarten hatten, wenn sie diesen in die Hände fielen.

Was die Propaganda aus Nemmersdorf, dem Schauplatz besonders gewalttätiger Übergriffe der Sowjets im Oktober 1944, machte, war schlimmer als die Wirklichkeit – aber die war schon schlimm genug. Nemmersdorf repräsentierte die ganze Angst vor dem Bolschewismus, die die unablässige Propaganda den Menschen jahrelang eingehämmert hatte und die nun keine abstrakte Wirklichkeit mehr war. Die Soldaten, die im Osten kämpften oder deren Familien in den bedrohten Ostgebieten lebten, kämpften nicht allein aus ideologischen Gründen so bereitwillig weiter. Der ideologische Kampf gegen die «asiatischen Horden» und die «bolschewistischen Untiere», selbst die patriotische Bereitschaft zur Verteidigung des Volkes flossen unterschwellig ein in den verzweifelten Versuch, das Schicksal abzuwenden, das ihrer Heimat und ihren Familien drohte, und befeuerten den Wunsch, für Grausamkeiten der Roten Armee Rache zu nehmen. Abgesehen von solchen Motiven kämpften die Soldaten aus Solidarität mit ihren Kameraden und letztendlich auch für das eigene Überleben.

Dass das Regime den Krieg immer weitertreiben konnte, lag nicht zuletzt am Offizierskorps. Dies war kriegsbedingt gewaltig angeschwollen – Anfang 1944 einschliesslich der Reserveoffiziere auf fast 200'000 Offiziere –, und es bestand eine hohe Personalbewegung. Die Wehrmacht verlor 269'000 Offiziere im Krieg, 87'000 von ihnen kamen ums Leben. Im September 1944 wurden pro Tag durchschnittlich 317 Offiziere – meistens in niederen Rängen – getötet, verwundet oder gefangengenommen, dabei sind gerade Unteroffiziere und mittlere Offiziersränge unverzichtbare Zahnräder im Getriebe der Militärmaschinerie. Viele von ihnen waren durch ihre Zeit bei der Hitlerjugend oder spätere Lehrgänge mit dem nationalsozialistischen Gedankengut vertraut, zugleich in den Kämpfen abgestumpft und durch ihre Beteiligung an mörderischen «Befriedungs-» und Völkermordaktionen im Osten versteinert.<sup>7</sup> Wir haben gesehen, wie Nationalsozialisten nach dem gescheiterten Attentat in die Streitkräfte eindrangten, wie beispielsweise der Hitlergruss anstelle des üblichen mili-

tärischen Grusses eingeführt wurde, und verstärkt nationalsozialistische Führungsoffiziere in die Truppen geschickt wurden, um den Fanatismus der Soldaten anzustacheln und ihre Loyalität zu stärken. Die gnadenlosen Vergeltungsmassnahmen gegen die Verschwörer um Stauffenberg, die wiederholten Schmähungen von Wehrmachtsoffizieren durch NS-Führer, angefangen bei Hitler selbst, erzeugten einen eigenen Druck, nicht nur Konformität zu zeigen, sondern auch Begeisterung.

An der Spitze war das Verhalten der Generäle entscheidend. Die meisten waren zu alt, um nationalsozialistisch so geschult zu sein wie jüngere Offiziere. Aber ihre alten nationalistischen Einstellungen liessen sich leicht mit NS-Idealen versetzen, zudem hatten sie den ideologischen «Vernichtungskrieg» an der Ostfront erlebt und ihn oft auch unterstützt. Auf das gescheiterte Attentat folgte eine Säuberung, die nur die Loyalsten überstanden. Freilich hinderte ihre Loyalität zumindest einzelne Generäle nicht daran, sich mit Hitler ernsthaft über taktische Fragen zu streiten. Viele Generäle wurden zu Sündenböcken gemacht, weil sie Niederlagen einstecken mussten oder sich ausserstande sahen, absurde Befehle auszuführen. Doch weder ihrem Temperament nach noch organisatorisch waren sie in der Lage, Hitler anzugreifen oder einen weiteren Staatsstreich zu unternehmen. Die meisten Generäle nahmen ihren Treueid auf Hitler sehr ernst und fanden den Gedanken quälend, Befehle verweigern zu müssen. Selbst wenn der Eid nicht viel mehr war als ein Vorwand für Folgebereitschaft und es erlaubte, politische Verantwortung zu verweigern, weil man sich eben als Soldat sah, der seine Pflicht zu erfüllen hatte und sonst nichts, wurden die traditionellen militärischen Gebote der Ordnung und des Gehorsams im Dritten Reich zur äussersten Bereitschaft verdreht, den Befehlen des «Führers» zu folgen, mochten diese noch so irrational sein.<sup>8</sup> Letzten Endes lieferte eine tief sitzende, völlig verquere Pflichtauffassung den Militärführern des Dritten Reichs sowohl Motivation als auch Alibi.<sup>9</sup>

Zudem war die Generalität tief gespalten. Die in britischer Gefangenschaft abgehörten Gespräche deutscher Generäle, auf die wir in früheren Kapiteln mehrfach zurückgegriffen haben, zeigen, wie stark sie in ihren

Auffassungen voneinander abwichen.<sup>10</sup> Das war bei den Generälen nicht anders, die ihre Posten im Oberkommando in Deutschland und an seinen Grenzen noch versahen. Als glühende Nationalisten hielten sie es für einen unverrückbaren Grundsatz, dass die Verteidigung des Reichs Kampf bis zum Äussersten erfordere; daran hielten sie fest, selbst wenn sie innerlich mit Hitler längst gebrochen hatten oder die Partei und ihre Vertreter verachteten. Einige Fanatiker hielten Hitler bis zum Schluss eisern die Treue, so der knallharte Feldmarschall Ferdinand Schörner, dessen Rücksichtslosigkeit in Fragen der Disziplin selbst in den oberen Rängen der Wehrmacht berüchtigt war, oder Grossadmiral Karl Dönitz, der im April 1945 in Übereinstimmung mit den Befehlen des «Führers» verlangte, jedes Schiff und jeden Marinestützpunkt bis zum Letzten zu verteidigen, und der seine Männer damit vor die Wahl zwischen Sieg und Tod stellte. Wie Dönitz hielten die meisten hohen Offiziere an der Fiktion fest, sie seien «unpolitisch»; politische Entscheidungen hielten sie ausschliesslich für die Sache der Staatsführung. Doch ohne ihre Unterstützung, gleichgültig aus welchen Motiven, hätte die Staatsführung nicht weitermachen können, und auch der Krieg wäre nicht so lange weitergegangen.

Die Generäle mochten nicht einverstanden sein mit Hitlers taktischen Überlegungen; sein Recht, über solche Dinge zu befinden, bestritten sie nicht und liessen darum unverdrossen weiterkämpfen. Generaloberst Heinrici, den aus Berlin immer irrwitzigere Befehle erreichten, hielt es gleichwohl für Verrat, sie nicht zu befolgen. Ein weiteres bezeichnendes Beispiel liefert Feldmarschall Kesselring, der sich noch in den letzten Apriltagen weigerte, der Kapitulation in Italien zuzustimmen.

Wenn das Regime den Krieg immer weiterführen konnte, lag dies zu einem nicht unbedeutenden Teil auch an der Machtstruktur unterhalb Hitlers. Nach Stauffenbergs Attentatsversuch baute das Regime seine Macht zügig aus. Es wurden Veränderungen vorgenommen, die es stärkten und noch unangreifbarer machen, sodass es zu keinem Zusammenbruch von innen herauskommen konnte. Im Wesentlichen wurde die Macht unterhalb des «Führers» auf vier NS-Grössen verteilt. Bormann hat, wie wir sahen, die Mobilisierungs- und Kontrollfunktionen der Partei beträchtlich



erweitert, die nun auf fast alle Aspekte des täglichen Lebens Zugriff hatte. Goebbels vereinigte die Schlüsselbereiche Propaganda und Mobilisierung für den totalen Krieg. Ohne die eine Million Mann, die er Ende 1944 zusätzlich für den Militäreinsatz rekrutierte, wäre die Wehrmacht nicht in der Lage gewesen, ihre ausserordentlichen Verluste zu ersetzen. Himmler, der den Oberbefehl über das Ersatzheer (von dessen Hauptquartier aus Stauffenberg den Anschlag auf Hitler organisiert hatte) übernahm, dehnte seinen Terrorapparat damit auf die Wehrmacht selbst aus. Nur im Ersatzheer liess sich ein Staatsstreich wie der vom Juli 1944 planen. Mit Himmler als seinem Oberbefehlshaber war von dieser Seite nichts mehr zu befürchten. Lind Speer schliesslich wirkte Wunder in der Rüstungsproduktion, obwohl die alliierten Luftangriffe und die Gebietsverluste zunehmend Engpässe produzierten und es immer schwieriger wurde, die Truppen mit Waffen zu versorgen. Hätte Speer, der erst sehr spät einsah, dass der Krieg unrettbar verloren war, nur halb so viel Engagement gezeigt – Deutschland wäre nicht annähernd imstande gewesen, so lange durchzuhalten.

Das Quadrumvirat Bormann, Goebbels, Himmler und Speer – drei der rabiatesten und radikalsten Fanatiker, der Vierte ein ehrgeiziges, machthungriges Organisationsgenie – war entscheidend für die Fortsetzung des Krieges. Aber auch diese vier waren untereinander uneins und misstrauten sich wechselseitig – eine Eigenart des NS-Staats. Denn jeder NS-Führer wusste, dass seine Macht von einer höheren Autorität abhing – der Macht Hitlers.

Kommen wir schliesslich zu Hitler selbst. Von dem Leitmotiv seiner gesamten politischen Existenz, nämlich dass es nie wieder eine «feige» Kapitulation und eine Revolution wie 1918 geben dürfe, ist er niemals abgewichen. Konsequenterweise erteilte er allen auch noch so flehentlichen Bitten seiner Paladine eine Absage, einen Verhandlungsfrieden in Betracht zu ziehen. Einen Verhandlungsfrieden, das stand für ihn fest, konnte es nur nach einem Sieg, nicht nach einer Niederlage geben. Dazu aber konnte es ab Juni 1944 nicht mehr kommen; durch die Erfolge des Feindes im Westen wie im Osten wurde die Umklammerung des Dritten Reichs immer enger. Die alliierte Forderung der «bedingungslosen Kapi-

tulation» kam Hitler, seinen Einstellungen und Überzeugungen geradezu entgegen. Natürlich zog er einen «heldenhaften» Untergang der angeblich feigen Kapitulation vor. Die Misere des deutschen Volkes interessierte ihn nicht. Schliesslich hatten sich die Deutschen im Krieg als schwach erwiesen und verdienten folglich ihren Untergang. Nach dem Scheitern der Ardennenoffensive war er klarsichtig genug, zu erkennen, dass er seine letzte Karte ausgespielt hatte. Verzweifelt und ohnmächtig, das Ruder herumzureissen, ergriff er einen Strohalm nach dem anderen. Der offensichtliche und naheliegende Ausweg war Selbstmord. Tatsächlich wurde er zum einzigen Ausweg. Es war nur noch eine Frage der Zeit und des richtigen Zeitpunkts. Auf keinen Fall wollte er den Russen in die Hände fallen. Dieser Ausweg war auch insofern leicht für ihn, als er wusste, für ihn würde es nach dem Krieg keine Zukunft geben. Solange er lebte aber, war seine Macht – wenn auch über ein rasch schrumpfendes Reich – nicht angreifbar, was Göring und Himmler noch in Hitlers letzten Lebenstagen erfahren mussten.

Hitlers Person war natürlich für die Fortsetzung der Kämpfe von grösster Bedeutung. Mochten Generäle und politische Führer mit Vorschlägen für einen Kurswechsel kommen; sie stiessen bei ihm auf taube Ohren. Noch in den letzten Wochen verabschiedeten sich Besucher, die ihn zunächst demoralisiert und verzweifelt vorfanden, zum Schluss doch mit neuer Begeisterung und Entschlossenheit. Unter einem anderen Staatsoberhaupt, zum Beispiel unter Göring (bis zu seiner Kaltstellung am 23. April 1945 Hitlers designierter Nachfolger), hätte sich Deutschland sehr wahrscheinlich nicht erst im Mai 1945 um Frieden bemüht. Es stellt sich tatsächlich die Frage, ob im Falle eines früheren Todes Hitlers jemand wie Göring (oder Himmler, der einzige andere mögliche Kandidat für die Nachfolge) die Autorität über die Generalität gehabt hätte, den Krieg fortzusetzen. Ein solches – kontrafaktisches – Szenario zeigt einmal mehr, dass Hitlers Beharren, seine Halte- und Durchhalteparolen das grösste Hindernis für die Beendigung des Krieges waren. Das lag nicht nur an Hitlers dominierender Persönlichkeit – nicht nur an seiner Unnachgiebigkeit, seinem Realitätsverlust, seiner Bereitschaft, das Land samt deut-

schem Volk mit in seinen Untergang zu reissen. So wichtig dies alles war – es bleibt die Frage, warum sich die Machtelite an seine immer verheeren deren Befehle gehalten hat.

In seinen Erinnerungen grübelt Albert Speer unter vordergründigen Selbstvorwürfen der Frage nach, warum, als jeder sehen konnte, dass Deutschland wirtschaftlich und militärisch am Ende war, die Militärführer, die regelmässigen Kontakt zu ihm hatten, Hitler nicht in einer gemeinsamen Aktion aufgefordert haben zu erklären, wie er den Krieg zu beenden gedenke (und dabei angedeutet, dass sie ihn eventuell dazu zwingen müssten). Ein solcher Schritt, so Speers Überlegung, hätte von Göring, Keitel, Jodl, Dönitz, Guderian, aber auch von ihm selbst kommen können.<sup>11</sup> Natürlich wusste er, dass solche Überlegungen absurd waren.<sup>12</sup> Strukturell wie auch individuell war die von Speer genannte Gruppe viel zu uneins und erzloyal (nur seine und Guderians Entfremdung von Hitler nahmen zu), drei der Genannten stellten sich mit glühendem Eifer sogar hinter Hitlers Durchhaltebefehle.

Hitler in irgendeinem, ob politisch oder militärisch organisierten, Rahmen entgegenzutreten, war völlig ausgeschlossen. Denn alle Strukturen einer kollektiven Regierung hatten sich seit Beginn des Dritten Reichs und forciert während des Krieges aufgelöst. Mussolini wurde im Juli 1943 vom Grossen Faschistischen Rat, seiner eigenen Organisation, abgesetzt. Und über Mussolini stand, zumindest nominell, noch immer der italienische König. Solche Strukturen gab es in NS-Deutschland nicht. Hitler war Staatsoberhaupt, Oberbefehlshaber der Streitkräfte, Regierungs- und Parteichef in einer Person. Konsequenterweise setzte er sich allen Vorschlägen zur Wiedereinführung einer kollektiven Reichsregierung und zur Gründung eines Senats der NSDAP, der unter anderem für die Frage der Nachfolge hätte zuständig sein können. Die Gauleiter wurden regelmässig zu Besprechungen bestellt, aber nur um sich von Hitler aufmunternde Worte anzuhören. Auch in den Streitkräften bestand eine schädliche Spaltung zwischen dem Oberkommando der Wehrmacht (zuständig für alle Operationen ausserhalb der Ostfront) und dem Oberkommando des Heeres (das nur für die Ostfront verantwortlich war).

Das Problem wurde noch dadurch verschärft, dass Hitler nicht nur Oberbefehlshaber der Wehrmacht insgesamt war, sondern auch der Teilstreitmacht des Heeres. Die Personalisierung der Macht auf Hitler war extrem, selbst im Vergleich mit anderen autoritären Regimen. Alle Machtstrukturen waren von den ideologischen Werten des Nationalsozialismus mehr oder weniger durchdrungen, alle waren an Hitler gebunden und erhielten ihre Legitimation durch seine «charismatische Führung». Die andere Seite von Hitlers absoluter Macht war die Zersplitterung der politischen Führung, die allerdings in den letzten Wochen schwand. Obwohl Hitlers Anziehungskraft bei den Massen seit Mitte des Krieges rapide sank, blieb es bis zum Schluss bei der Zersplitterung der Macht unterhalb der Ebene des «Führers», die von Anfang an Kennzeichen seiner charismatischen Herrschaft gewesen ist. Das vor allem verhinderte einen früheren Zusammenbruch oder Schritte in Richtung auf Verhandlungslösungen, die den unerbittlichen Kurs der Selbsterstörung irgendwie beendet hätten.

Die Machtelite hatte sich auf das System der charismatischen Herrschaft eingestellt, und dieses Denken stützte die strukturellen Determinanten noch, die eine Kampfansage an Hitler verhinderten. Die persönlichen Bindungen der führenden Nationalsozialisten an Hitler, die in der Anfangszeit entstanden waren, erwiesen sich selbst dann noch als unverbrüchlich, als der in den Personenkult eingebaute Nimbus der Unfehlbarkeit verpufft war. Das Gleiche galt für Machtpositionen: Unabhängig von Hitler waren sie weder zu haben noch zu halten. Speer freilich ging auf Abstand, wenn auch recht spät, aber auch er spürte den inneren Drang, eine gefährliche (und vergebliche) letzte Reise zum Führerbunker zu unternehmen, um dem «Führer», den er einst vergöttert hatte, ein letztes Lebewohl zu sagen. Göring bekam wegen des Versagens der Luftwaffe den grössten Teil von Hitlers Wut ab, gleichwohl scheute er den Bruch mit Hitler. Dass er am 23. April aller seiner Ämter enthoben wurde, ging auf ein Missverständnis zurück, das Bormann, Erzfeind des Reichsmarschalls, weidlich ausschlachtete. Bormann selbst war die ihrem Meister treu ergebene rechte Hand und setzte Hitlers Schimpfkanonaden und Wutausbrüche in bürokratische Regelungen und Weisungen um. Himmler, der starke Arm der Repression, ging zwar insgeheim eigene Wege, um sich

eine Machtposition für die Zeit nach Hitler zu erhalten, seine Abhängigkeit von diesem aber erkannte er nach wie vor an. Der Bruch mit Hitler kam in letzter Minute und scheint, nicht anders als bei Göring, auf einem Missverständnis zu beruhen: Aufgrund der Berichte über den Zusammenbruch des Diktators nahm Himmler an, dieser habe abgedankt. Joseph Goebbels, Hitlers ergebenster und klarsichtigster Gefolgsmann, war als einer der ganz wenigen bereit, bis zum Ende auszuharren und sich selbst auf den grossen Scheiterhaufen des Dritten Reichs zu werfen.

Direkt unter der Riege der obersten Parteiführer bildeten die Gauleiter eine Phalanx aufrechter Getreuer. Was immer sie bei sich denken mochten – sie hatten sich seit Langem unrettbar an Hitler gebunden, waren in den letzten Wochen allerdings immer mehr auf sich gestellt, weil die Nachrichtenverbindungen mit Berlin nicht mehr funktionierten. Wie das letzte gemeinsame Treffen mit Hitler am 24. Februar 1945 zeigte, war dessen Autorität in dieser wichtigen Gruppe bis zum Schluss ungebrochen.

Was die Militärführer angeht, war die Einstellung des Grossadmirals Karl Dönitz, Oberbefehlshaber der Marine und von Hitler bestimmter Nachfolger als Staatsoberhaupt, bezeichnend für deren dauerhafte Bindungen an Hitler. Nach dem Krieg galt Dönitz als Berufssoldat, der nur seine Pflicht getan habe, tatsächlich aber hatte er sich so fanatisch wie kaum ein anderer für Hitlers Befehl eingesetzt, bis zum Letzten zu kämpfen, und er war seiner Einstellung nach durch und durch Nationalsozialist. Mit Hitlers Tod war das Haupthindernis für die Kapitulation beseitigt. Die Gesamtverantwortung lag bei Dönitz; an seinen Treueid musste er sich nicht mehr gebunden fühlen. Jetzt erst sah er die Notwendigkeit, sich der militärischen und politischen Realität zu beugen, und suchte sofort nach Möglichkeiten, den verlorenen Krieg auf dem Verhandlungsweg zu beenden. An Dönitz' plötzlichem Gesinnungswandel wird deutlich, wie sehr sich der Kampf bis zum absoluten Ende, bis zur totalen Niederlage und völligen Zerstörung des Landes, nicht nur der Person Hitler «verdankte», sondern auch dem Charakter seines Regimes und der Mentalität, auf die sich seine charismatische Herrschaft stützen konnte.

Die Strukturen nationalsozialistischer Herrschaft und die ihnen zugrunde liegenden Einstellungen sind die wichtigsten Gründe für Deutschlands Fähigkeit und Bereitschaft, bis zum absoluten Ende zu kämpfen. Alle anderen Faktoren – die bei einer Minderheit noch vorhandene Popularität Hitlers, der brutale Terrorapparat, die gestärkte Vorherrschaft der Partei, die wichtigen Rollen des Quadrumvirats Bormann/Goebbels/Himmler/Speer, die negative Integration, bewirkt durch die Furcht vor einer Bolschewisierung des Landes, zuletzt die andauernde Bereitschaft der hochrangigen Beamten und Militärführer, ihre Pflicht auch dann noch zu erfüllen, als offenbar alles verloren war – waren der Struktur des charismatischen Führerregimes, der Art und Weise, wie dieses bis in die Endphase funktionierte, untergeordnet. Paradoxe Weise war es inzwischen eine charismatische Herrschaft ohne Charisma. Hitlers Fähigkeit, die Massen zu begeistern, wirkte schon länger nicht mehr. Gleichwohl blieben Strukturen und Mentalitäten von Hitlers charismatischer Herrschaft bis zu seinem Tod im Bunker wirksam. So uneins wie die herrschenden Eliten waren, besaßen sie weder den gemeinsamen Willen, noch verfügten sie über die Mechanismen der Macht, um Hitler daran zu hindern, Deutschland ins Verderben zu stürzen.

*Das war das Entscheidende.*

## DANKSAGUNG

Wenn man ein Buch zum Abschluss bringt, dann besteht eine der angenehmsten Aufgaben darin, denjenigen zu danken, die auf unterschiedliche Weise zu seiner Entstehung beigetragen haben.

Zu allererst danke ich der British Academy für ein Stipendium, das mir dabei half, die ersten, einleitenden Recherchen durchzuführen. Dankbar bin ich auch den Archivaren und Beschäftigten der verschiedenen Verwahrungsorte von Dokumenten, an denen ich gearbeitet habe: das Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde, das Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg, die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, das Bayerische Hauptstaatsarchiv und das Staatsarchiv München, das Staatsarchiv Augsburg, der Internationale Suchdienst in Bad Arolsen, die National Archives in London, das Imperial War Museum in Duxford und das Liddell Hart Centre for Military Archives am King's College in London. An der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart hatte ich allen Grund zu bestem Dank für die Hilfe und den Rat des Bibliotheksdirektors, meines guten Freundes Professor Gerhard Hirschfeld, und der Leiterin ihrer Archivalsammlungen, Dr. Irina Renz. Dr. Susanne Urban war mir sehr behilflich dabei, mich durch die erst kürzlich der Forschung zugänglich gemachten umfangreichen Sammlungen von Quellen zu den Todesmärschen beim Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen zu geleiten, dessen Direktor Jean-Luc Blondel ich ebenfalls meinen Dank aussprechen möchte. In Duxford zog ich bei der Benutzung der wertvollen Sammlungen deutscher Dokumente grossen Nutzen aus der kundigen Unterstützung durch Dr. Stephen Walton. Die Recherchen zu diesem Buch begann und beendete ich am unvergleichlichen Institut für Zeitgeschichte in München, wo ich mich glücklich schätzen darf, seit vielen Jahren ein willkommener Gast zu sein, und ich möchte dem Institutsdirektor Professor Horst Möller und seinen Kollegen, insbesondere den Beschäftigten der Bibliothek und der Archive, die mir bei meinen zahlreichen Bitten wie immer mit uner-

schütterlicher Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit begegneten, meinen tief empfundenen Dank sagen.

Professor Otto Dov Kulka (Jerusalem), ein hochgeschätzter Kollege und Freund, mit dem ich seit vielen Jahren in ausführlicher und fruchtbarer Korrespondenz stehe, wies mich erstmals auf die Dokumente in Bad Arolsen hin. Abgesehen davon bin ich für sein Interesse an meiner Arbeit und für seine wertvollen Anregungen wie immer ausserordentlich dankbar. Laurence Rees, mein guter Freund und ausgezeichnete Produzent von Fernseh-Dokumentarfilmen, war so freundlich, mir Abschriften einschlägiger Interviews zugänglich zu machen, die in den Archiven der BBC in London liegen und die einer der Serien entstammen, an der wir zusammengearbeitet haben; er hatte stets gute, ausgezeichnete Ratschläge parat und war wie immer hilfreich, ermutigend und ein anregender Gesprächspartner.

Zahlreiche andere Freunde und Kollegen haben mir ebenfalls geholfen, wobei ihnen manchmal vielleicht gar nicht bewusst war, welche Hilfe sie mir geleistet hatten. Dank schulde ich unter anderem Professor Daniel Blatman (Jerusalem) für die Beantwortung einer Reihe von Fragen zu den Todesmärschen und für damit zusammenhängendes Material, das er mir freundlicherweise übersandte. Im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg gab mir Dr. Andreas Kunz bei meinem ersten Besuch im Zusammenhang mit diesem Projekt einige wertvolle Hinweise zu einschlägigen Archivbeständen. Dr. Heinrich Schwendemann von der Universität Freiburg machte sich in ausserordentlich grosszügiger Weise erhebliche Mühe, um mir Dokumente, die sich auf die französische Besetzung von Südwestdeutschland im Jahre 1945 bezogen, sowie anderes einschlägige Material zuzusenden, das nicht leicht zugänglich war. Weitere Kollegen, die mich ebenfalls mit Dokumenten, Aufsätzen oder anderen Materialien versorgten, die mir Fragen beantworteten oder mich dazu veranlassten, genauer über das nachzudenken, was ich beabsichtigte, waren unter anderen Professor John Breuilly, Dr. Michael Buddrus, Mr. George Burton, Dr. Simone Erpel, Dr. Wolfgang Holl, Dr. Holger Impekoven, Professor Tim Kirk, Dr. Michael Kloft, Dr. Alexander Korb, Mr. Michael D. Miller, Professor Bob Moore (der sich ausserordentlich grosse Mühe machte, mir einen Sta-



pel von Dokumenten zu schicken, in denen es um eine bestimmte Frage in Zusammenhang mit den Niederlanden, seinem Hauptarbeitsgebiet, ging), Professor Jonathan Steinberg, Dr. Klaus Wiegrefe und Dr. Benjamin Ziemann. Ich freue mich über die Gelegenheit, ihnen allen meinen wärmsten Dank aussprechen zu können, und entschuldige mich bei allen, die ich versehentlich nicht genannt habe.

Als ich dabei war, mich in das Projekt einzuarbeiten, profitierte ich wie immer enorm von ausführlichen Diskussionen mit meinen alten deutschen Freunden Professor Hans Mommsen (Feldafing), Professor Norbert Frei (Jena), Dr. Hermann Graml und Dr. Elke Fröhlich (München), die mir alle sehr dabei halfen, meinen Gedanken eine Form zu geben. Ich bin jedem Einzelnen von ihnen ausserordentlich dankbar.

Zwei Forschern und Freunden möchte ich ganz besonderen Dank sagen. Dr. Jürgen Förster, ein ausgezeichnete Historiker und angesehener Experte für die Wehrmacht im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg, beantwortete zahlreiche Fragen und wies mich auf wichtige Unterlagen hin, und nicht zuletzt las und kommentierte er das fertiggestellte Manuskript. Dr. Nick Stargardt vom Magdalen College in Oxford, der gegenwärtig an einer wichtigen Untersuchung zur deutschen Gesellschaft in der Zeit des Krieges arbeitet, hatte ständig wichtige Einsichten zu bieten. Er nahm sich auch die Zeit und machte sich die Mühe, das gesamte Manuskript zu lesen und zahlreiche wertvolle Vorschläge zu machen. Allen beiden bin ich ausserordentlich dankbar. Selbstverständlich muss wie immer hinzugefügt werden, dass die Verantwortung für etwaige verbleibende Fehler bei mir liegt.

Eine wichtige Dankesschuld habe ich auch gegenüber meinen grossartigen Lektoren bei Penguin, Simon Winder in London und Laura Stickney in New York, für ihre wertvollen Vorschläge zum Manuskript abzutragen. Andrew Wylie war wie schon bisher ein wunderbar hilfreicher Agent. Danken möchte ich auch allen Mitarbeitern von Penguin, die dazu beigetragen haben, das Buch herauszubringen, Elizabeth Stratford für ihre ausgezeichnete Manuskriptredaktion und Cecilia Mackay für die Beschaffung des Bildmaterials.

Für die ausgezeichnete Übersetzung ins Deutsche möchte ich Klaus Binder, Bernd Leineweber und Martin Pfeiffer und für das sorgfältige

Lektorat Jan Schleusener meinen herzlichen Dank aussprechen. Für die schöne Betreuung auch dieses Buches bedanke ich mich herzlichst bei Christiane Naumann, Heike Specht, Meike von Boehn und dem ganzen hervorragenden Team der DVA.

Schliesslich sind da die persönlichen Dankeschulden. Wie bei so vielen Gelegenheiten in der Vergangenheit waren Traude und Uli Spät äusserst grosszügig in ihrer Gastfreundschaft während meiner Aufenthalte in München, und sie haben über viele Jahre hinweg ausserordentliches Interesse an meiner Arbeit bezeugt. Meine Sekretärin Beverley Eaton, die seit vielen Jahren für mich tätig ist, hat mich auch jetzt, da ich die Universität Sheffield verlassen habe, während der gesamten Arbeit an diesem Projekt weiterhin ausgezeichnet unterstützt. Besonders dankbar bin ich ihr dafür, dass sie die mühsame Arbeit der Erstellung des Literaturverzeichnisses so effizient bewältigt hat. Zu allerletzt bleibt meine Familie das Fundament, auf dem alles ruht. Mein Dank und meine Liebe gelten Betty, David, Katie, Joe und Ella sowie Stephen, Becky, Sophie, Olivia und jetzt Henry – dem jüngsten wunderbaren Zugang zur Familie.

*Ian Kershaw  
Manchester, August 2011*

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

BAB	Bundesarchiv, Berlin
BA/MA	Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg
BDC	Berlin Document Center
BfZ	Bibliothek für Zeitgeschichte, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart
BHStA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München
DNB	Deutsches Nachrichtenbüro
<i>DRZW</i>	<i>Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg</i>
<i>DZW</i>	<i>Deutschland im Zweiten Weltkrieg</i>
HSSPF	Höhere(r) SS- und Polizeiführer
IfZ	Institut für Zeitgeschichte, München
IMT	International Military Tribunal (Internationaler Militärgerichtshof)
ITS	International Tracing Service (Internationaler Suchdienst), Bad Arolsen
IWM	Imperial War Museum, Duxford <i>Kriegstagebuch</i>
<i>KTB/OKW</i>	<i>des Oberkommandos der Wehrmacht</i>
<i>KTB/SKL</i>	<i>Kriegstagebuch der Seekriegsleitung</i>
LHC	Liddell Hart Centre for Military Archives, King's College, London
<i>MadR</i>	<i>Meldungen aus dem Reich</i>
NAL	National Archives London (ehemals Public Record Office)
Nbg.-Dok.	Nürnberg-Dokument (unveröffentlichtes Prozessdokument)
	Nachlass
NL NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSFO NSV	Nationalsozialistische(r) Führungsoffizier(e) Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

## Abkürzungsverzeichnis

OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
OT	Organisation Todt
PWE	Political Warfare Executive
RPÄ	Reichspropagandaämter
RPvNB/OP	Regierungspräsident von Niederbayern und der Oberpfalz
RPvOB	Regierungspräsident von Oberbayern
RPvOF/MF	Regierungspräsident von Oberfranken und Mittelfranken
RVK	Reichsverteidigungskommissar(e)
SD	Sicherheitsdienst
SHAEF	Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force
StAA	Staatsarchiv Augsburg
StAM	Staatsarchiv München
<i>TBJG</i>	<i>Die Tagebücher von Joseph Goebbels</i>
<i>VB</i>	<i>Völkischer Beobachter</i>
<i>VfZ</i>	<i>Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte</i>
<i>YVS</i>	<i>Yad Vashem Studies</i>

## ANMERKUNGEN

### Vorwort

- 1 Siehe beispielsweise Ralf Meindl, *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Osnabrück 2007.
- 2 Eine gute, kritische Studie über Dönitz, die schon längst überfällig war, erschien erst nach Abschluss des vorliegenden Buches: Dieter Hartwig, *Grossadmiral Karl Dönitz. Legende und Wirklichkeit*, Paderborn 2010.
- 3 In unterschiedlicher Weise beispielhaft sind Herfried Münkler, *Machtzerfall. Die letzten Tage des Dritten Reiches dargestellt am Beispiel der hessischen Kreisstadt Friedberg*, Berlin 1985, und Stephen G. Fritz, *Endkampf. Soldiers, Civilians, and the Death of the Third Reich*, Lexington, Ky., 2004.
- 4 Keines von ihnen ist besser als Antony Beevors glänzende Schilderung des Angriffs der Roten Armee auf die Reichshauptstadt: *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002.
- 5 *Deutschland im zweiten Weltkrieg*, Bd. 6: *Die Zerschlagung des Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes (Juni 1944 bis zum 8. Mai 1945)*, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Schumann und Olaf Groehler unter Mitarbeit von Wolfgang Bleyer, Berlin (Ost) 1985.
- 6 *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, für das Militärgeschichtliche Forschungsamt herausgegeben von verschiedenen Verfassern, Bd. 7-10, München 2004-08.
- 7 Aus einer Vielzahl von Arbeiten liessen sich zwei neuere Werke herausgreifen: Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, und John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009.
- 8 Dies gilt für die ausgezeichneten Arbeiten von Dieter Rebenisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989, und von Eleanor Hancock, *The National Socialist Leadership and Total War 1941-45*, New York 1991. Martin Broszats klassisches Werk *Der Staat Hitlers*, München 1969, behandelt in erster Linie den Anfang des Dritten Reiches und nicht sein Ende.
- 9 Beispielsweise widmet die ausführliche Studie von Dietrich Orlow, *The History of the Nazi Party*, Bd. 2: *1955-1945*, Newton Abbot 1973, dem Zeitraum nach Stauffenbergs Attentatsversuch kaum mehr als 20 von 538 Seiten, und die Monate Januar bis Mai

- 1945 werden auf nicht mehr als etwa acht Seiten behandelt, während das von zwei DDR-Historikern verfasste Werk von Kurt Pätzold und Manfred Weissbecker, *Geschichte der NSDAP 1920-1945*, Köln 1981, die im vorliegenden Buch behandelte Phase auf weniger als einem Dutzend von 429 Seiten abhandelt.
- 10 Marlis Steinerts grossartiges Buch *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, ist als Sozialgeschichte Deutschlands für die Zeit des Krieges bislang unübertroffen. Es beschränkt sich jedoch weitgehend auf die Auswertung von – überaus informativen – internen Berichten über die Moral und behandelt in erster Linie die Zivilgesellschaft, nicht jedoch das Militär. An einer neuen und vielversprechenden Untersuchung über die deutsche Gesellschaft während des Krieges arbeitet zur Zeit Nicholas Stargardt, Magdalen College, Oxford.
  - 11 Die herausragende Studie über die amerikanische Strategie und den militärischen Vormarsch nach Deutschland ist Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995. Die militärischen Erfahrungen, die Alliierte wie Deutsche an den Fronten machten, als Deutschland zerschlagen wurde, schildert anschaulich Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-1945*, London 2004.
  - 12 Siehe hierzu die ausgezeichnete Studie von Richard Bessel, *Germany 1945: From War to Peace*, London 2009, die der Frage gewidmet ist, wie die deutschen Erfahrungen in den letzten Kriegsmonaten einen Beitrag zu den Anfängen eines Neuaufbaus nach der Kapitulation leisteten.

### Einleitung: Untergang in Flammen

- 1 *Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966*, Bd. 1, hg. von Adelheid L. Rüter-Ehlermann und C. F. Rüter, Amsterdam 1968, Nrn. 010, 029, S. 115-29, 645-59; Elke Fröhlich, «Ein junger Märtyrer», in: Martin Broszat/Elke Fröhlich (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 6, München und Wien 1983, S. 228-57; Stephen G. Fritz, *Endkampf. Soldiers, Civilians, and the Death of the Third Reich*, Lexington, Ky., 2005, S. 153-58; Hans Woller, *Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone. Die Region Ansbach und Fürth*, München 1986, S.48-55. Dr. Meyer, der ehemalige Kampfkommandant der Stadt, wurde im Dezember 1946 vom Kreisgericht Ansbach zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.
- 2 Siehe die wertvolle Sammlung von Aufsätzen über den Terror der letzten Phase in Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.

- 3 Angehörige der Münchner Polizeiwache beispielsweise erhielten bis zum Mai 1945 fortlaufend ihre Bezüge. Die ausstehende Zahlung für eine Reinigungskraft, die im April nicht bezahlt worden war, wurde Ende Juni eingefordert. – BHStA, München, Minn 72417, Nr. 2415f27, Gehaltszahlung, 28.6.1945, 2415f28, Zahlung von Arbeitslöhnen, 28.6.1945. Am anderen Ende des Spektrums bezog der General der Waffen-SS Obergruppenführer Karl Wolff, der ehemalige Chef des persönlichen Stabes von Himmler und in der letzten Phase des Krieges Bevollmächtigter General der deutschen Wehrmacht in Italien, im April 1945 immer noch ein Gehalt von 2226,80 Reichsmark (1551,90 RM netto) – zu einer Zeit, in der er tatsächlich insgeheim die einseitige Kapitulation der deutschen Truppen in seiner Region plante. – BAB, BDC, SSO-Karl Wolff, Gehaltsabrechnung, April 1945, 31.3.1945. Horst Möller und Michael Buddrus danke ich für diese Information, und Jonathan Steinberg bin ich für die Anregung dankbar, nach ihr zu suchen.
- 4 Diese Informationen verdanke ich Wolfgang Holl, Alexander von Humboldt-Stiftung, Bad-Godesberg, und Holger Impekoven, der zur Zeit an einer Geschichte der Stiftung in den Jahren 1925 bis 1945 arbeitet und dem ich für ein Exposé seines Projekts zu danken habe.
- 5 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969, S. 467; BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 7 (1945-46).
- 6 Andreas Förchler, *Stuttgart 1945. Kriegsende und Neubeginn*, Gudensberg-Gleichen 2004, S. 10.
- 7 Christian Hartmann/Johannes Hürter, *Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkriegs*, München 2005, 78. Tag, 21. Februar 1945 (auch für das Folgende). Der Fussball war natürlich kaum mit den Massstäben heutiger Bundesligaspiele zu messen. Die Mannschaften mussten behelfsmässig aus den Spielern – häufig Fronturlaubern – zusammengestellt werden, die gerade verfügbar waren. Das letzte Endspiel für die deutschen Meisterschaften fand am 16. Juni 1944 vor 70'000 Zuschauern in Berlin statt, wo Dresden Hamburg mit 4:0 schlug. Danach beschränkten sich die Spiele wegen der reduzierten Beförderungskapazitäten und der sich ständig verschlechternden Kriegslage auf die einzelnen «Sportgaue».
- 8 Zu einem interessanten Vergleich des Potenzials für einen *coup d'état* in Italien und in Deutschland siehe Jerzy W. Borejsza, «Der 25. Juli 1943 \*n Italien und der 20. Juli 1944 in Deutschland: Zur Technik des Staatsstreichs im totalitären System», in: Jürgen Schmädke/Peter Steinbach (Hg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, München/Zürich 1986, S. 1079-85.
- 9 Michael Geyer, «Endkampf 1918 and 1945: German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction», in: Alf Lüdtke/Bernd Weisbrod (Hg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20<sup>th</sup> Century*, Göttingen 2006, S. 40.

- Eine nahezu identische Frage stellte Doris L. Bergen, «Death Throes and Killing Frenzies. A Response to Hans Mommsen's 'The Dissolution of the Third Reich'. Crisis Management and Collapse, 1943-1945», in: *German Historical Institute, Washington, D.C., Bulletin 27* (2000), S. 26f.: «Wir müssen fragen, was die Menschen dazu veranlasste, [das Regime Hitlers] nicht nur zu tolerieren, sondern bis zum bitteren Ende dafür zu kämpfen und zu töten.»
- 10 Alfred Vagts, «Unconditional Surrender – vor und nach 1943», in: *VfZ 7* (1959), S. 300. Die Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» entsprang der in den USA besonders stark ausgeprägten Wahrnehmung, dass es 1918 ein kostspieliger Fehler gewesen sei, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen, anstatt auf der deutschen Kapitulation zu bestehen, was dann der in der deutschen Rechten propagierten «Dolchstoßlegende» den Weg ebnete, wonach Deutschland im Ersten Weltkrieg militärisch überhaupt nicht besiegt worden sei. Diesmal würde es, darüber waren sich Amerikaner und Briten einig, keine Wiederholung dieses Fehlers und keinen Spielraum für Missverständnisse oder falsche Darstellungen geben. Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands wurde als die eigentliche Grundlage für einen dauerhaften künftigen Frieden angesehen. – Siehe Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S.475f.
- 11 Eine Reihe führender deutscher Generäle behauptete nach dem Krieg steif und fest, die alliierte Forderung sei ein Fehler gewesen und habe den Konflikt verlängert. – Anne Armstrong, *Bedingungslose Kapitulation. Die teuerste Fehlentscheidung der Neuzeit*, Wien und München 1965, S. 154–65. General Westphal bemerkte in seinen Memoiren, dass die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation «uns gewissermaßen an das Nazi-Regime geschmiedet hatte» und dass es unmöglich gewesen wäre, die Waffen niederzulegen und die Westfront den Alliierten zu öffnen, ohne für Deutschland irgendeine Art von Sicherheit zu erhalten. Er behauptete, die Nachricht vom Morgenthau-Plan, dem zufolge Deutschland zerschlagen und in ein vorindustrielles Land verwandelt werden sollte, und danach das Ergebnis der Jalta-Konferenz hätten «jede Initiative von uns vollends aussichtslos» gemacht, und es habe daher keine andere Möglichkeit bestanden, als den Kampf fortzusetzen. – Siegfried Westphal, *Erinnerungen*, Mainz 1975, S. 326, 341. Walter Lüdde-Neurath, der Adjutant von Grossadmiral Dönitz, behauptete ebenfalls, das sei für die Bereitschaft zur Fortsetzung des Kampfes um jeden Preis entscheidend gewesen. – Walter Lüdde-Neurath, *Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches*, Leoni am Starnberger See 1981, S. 22.
- 12 Reiner Pommerin, «The Wehrmacht: Eastern Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001, S. 46. Siehe auch den Kommentar von Klaus-Jürgen Müller, «The Wehrmacht: Wes-



- tern Front», in demselben Band, S. 56, wonach die «bedingungslose Kapitulation» bei höheren Militärführern die Befürchtung verstärkte, man könnte ihnen vorwerfen, dass sie erneut einen Dolchstoß begingen.
- 13 Bodo Scheurig, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991, S. 286, bemerkt, die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation habe General Jodl (und zweifellos auch anderen Militärführern) einen «fadenscheinige [n] Vorwand» geliefert.
  - 14 Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht*, Frankfurt am Main 1962, S. 333.
  - 15 Die klassischen Arbeiten waren Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt am Main 1955, sowie Carl Joachim Friedrich/Zbigniew Brzezinski, *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957.
  - 16 Eine Sammlung späterer Bewertungen und Anwendungen dieses Begriffs bietet Eckhard Jesse (Hg.), *Totalitarismus im 20. Jahrhundert*, Bonn 1999.
  - 17 Siehe beispielhaft für den neuen Forschungstrend Frank Bajohr/Michael Wildt (Hg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2009.
  - 18 Heinrich Jaenecke, «Mythos Hitler. Ein Nachruf», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005, S. 223.
  - 19 Dieser Gedanke lag in den 1970er Jahren dem bahnbrechenden «Bayern-Projekt» zugrunde. Die Aufsatzsammlungen, die aus diesem Projekt hervorgingen und die in der Reihe *Bayern in der NS-Zeit*, hg. von Martin Broszat, Elke Fröhlich et al., München 1977-83, veröffentlicht wurden, trugen den Untertitel «Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt».
  - 20 Robert Edwin Herzstein, *The War that Hitler Won*, London 1979.
  - 21 Siehe insbesondere Michael Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, Hamburg 2007 (diese Arbeit behandelt allerdings nur die Vorkriegszeit), und Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass., und London 2008.
  - 22 *DRZW*, Bd. 9/2 (Herf), S. 202.
  - 23 Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt am Main 2005.
  - 24 Siehe Fritzsche, S. 266-96.
  - 25 Zitate nach Fritzsche, S. 269-71.
  - 26 Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, München 2002, S. 9, 311.
  - 27 Zu einer durchdachten Analyse der Bedeutung des Erbes von 1918 nicht nur für Hitler, sondern für das gesamte NS-Regime siehe Timothy W. Mason, *Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft*, Opladen 1977, Kap. 1.

- 28 Die klarste Aussage dieser Art findet sich in Hans-Ulrich Wehler, *Der Nationalsozialismus. Bewegung, Führerherrschaft, Verbrechen*, München 2009, besonders in den Kapiteln 2, 7, 11 und 14; dabei handelt es sich um Auszüge aus seiner monumentalen *Deutschen Gesellschaftsgeschichte*, Bd.4: 1914-1949, München <sup>3</sup>2008. Der Begriff der «charismatischen Herrschaft» ist natürlich von Max Weber übernommen; siehe sein Werk *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen <sup>5</sup>1980, S. 140-47, 654-87. Ludolf Herbst, *Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias*, Frankfurt am Main 2010, kritisiert zwar Auffassungen, Hitler habe seine «Karriere» mit angeborenen persönlichen charismatischen Qualitäten begonnen – etwas, das nur wenige seriöse Historiker behauptet haben –, und betont die propagandistische Fabrikation seines Charismas in den 1920er Jahren (wobei seine Argumentation fast darauf hinausläuft, die Deutschen als Opfer von Techniken einer raffinierten Massenverführung hinzustellen), aber er scheint doch zu akzeptieren, dass das NS-Regime auf «charismatischer Herrschaft» beruhte.

### Kapitel eins: Schock für das System

- 1 Rudolf Semmler, *Goebbels – the Man Next to Hitler*, London 1947, S. 147 (23.7.1944). Semmler (der mit richtigem Namen Semler hiess) war ein Presseoffizier im Reichspropagandaministerium. Der ursprüngliche deutsche Text seiner Tagebucheinträge ist anscheinend verloren gegangen.
- 2 Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-1945*, London 2004, S. xi, 15, 17.
- 3 *MadR* 17, S. 6645-58, Berichte für den 14. und 22.7.1944.
- 4 Diese Skizze beruht auf: Jochen von Lang, *Der Sekretär. Martin Bormann. Der Mann, der Hitler beherrschte*, Frankfurt am Main 1980; Joachim C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München 1963, S. 175-89; und Martin Bormann, *The Bormann Letters*, hg. von H.R. Trevor-Roper, London 1954, S.vi-xxiii.
- 5 Zu einer umfassenden Studie über dieses widerwärtige Individuum siehe Ralf Meindl, *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Osnabrück 2007. Siehe auch Ralf Meindl, «Erich Koch – Gauleiter von Ostpreussen», in: Christian Ifferting (Hg.), *Vorposten des Reichs? Ostpreussen 1955-1945*, München 2006, S. 29-39.
- 6 BAB, R493II/684, Bl. 61, Kritzinger an Lammers, 13.7.1944. Siehe auch Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944-1945. The Darkest Hour*, Brighton und Portland, Ore., 2009, S. 82f.

- 7 BAB, R43II/39 3 a, Bl. 47, Vermerk für Lammers, 11.6.1944.
- 8 «Führer-Erlasse» 1939-1945, hg. von Martin Moll, Stuttgart 1997, S.432f.
- 9 Bernhard R. Kroener, «Der starke Mann im Heimatkriegsgebiet». *Generaloberst Friedrich Fromm. Eine Biographie*, Paderborn 2005, S. 670-73; Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 720 (und jetzt ganz allgemein die massgeblichste Darstellung von Himmlers Persönlichkeit und Karriere).
- 10 Eleanor Hancock, *The National Socialist Leadership and Total War 1941-45*, New York 1991, S. 127.
- 11 *TBJG*, II/12, S. 522 (22.6.1944).
- 12 *DRZW*, Bd. 5/2 (Müller), S.754.
- 13 Beispielsweise *MadR* 17, S. 6657f. (22.7.1944).
- 14 BAB, R3/1522, Bll.4-16, Denkschrift zum «Totalen Krieg», 12.7.1944. Siehe auch Wolfgang Bleyer, «Pläne der faschistischen Führung zum totalen Krieg im Sommer 1944», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 17 (1969), S. 1312-29; desgleichen Gregor Janssen, *Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg*, Berlin /Frankfurt am Main /Wien 1968, S. 271 f.
- 15 Peter Longerich, *Hitlers Stellvertreter. Führung der Partei und Kontrolle des Staatsapparates durch den Stab Hess und die Partei-Kanzlei Bormann*, München 1992, S. 195. Bei seinen Aussagen in Nürnberg behauptete Speer – wobei er vermutlich daran dachte, dass es ihm gelungen war, das geplante Treffen zuwege zu bringen –, sein Brief habe Hitler dazu veranlasst, Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz zu ernennen (IWM, FO 645/161, S. 10, 9.10.1945).
- 16 Dieter Rebentisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989, S. 514.
- 17 Peter Longerich, «Joseph Goebbels und der totale Krieg. Eine unbekannte Denkschrift des Propagandaministers vom 18. Juli 1944», in: *VfZ* 33 (1987), S. 289-314 (Text S. 305-14). Siehe auch Hancock, S. 133-36.
- 18 BAB, R3/1522, Bll. 23-45, Denkschrift über den «Totalen Krieg», 20.7.1944. Siehe auch Hancock, S. 129-33, sowie Janssen, S. 272f.
- 19 Kroener, S. 705.
- 20 An Hitler leitete Speer die Denkschrift erst am 29. Juli, einen Tag nachdem er Himmler eine Abschrift geschickt hatte, über dessen Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below weiter. – BAB, R3/1522, Bl.48, Speer an Himmler, 28.7.1944.
- 21 BA/MA, N24/39, NL Hossbach, Typoskript «Erinnerungen», Mai 1945.
- 22 *Lagebesprechungen im Führerhauptquartier. Protokollfragmente aus Hitlers militärischen Konferenzen 1942-1945*, hg. von Helmut Heiber, Berlin/Darmstadt/Wien 1963, S.219 (20.12.1943).

- 23 Zit. in Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 61.
- 24 Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 304.
- 25 Friedrich-Christian Stahl, »Generaloberst Kurt Zeitzler«, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998, S. 288.
- 26 General Heusinger war seit dem Frühjahr 1944, als er Hitlers Linie gefolgt war, im Osten auch nicht einen Meter zurückzuweichen und eine spätere Offensive vorzubereiten, um die Ukraine zurückzugewinnen, sofern die erwartete Landung der Alliierten abgewehrt werden konnte, offensichtlich zu einer anderen Auffassung gelangt. – Jürgen Förster, *Die Wehrmacht im NS-Staat. Eine strukturgeschichtliche Analyse*, München 2007, S. 189. Nach dem Krieg war Heusinger ein vehementer Kritiker der militärischen Führung Hitlers.
- 27 IWM, EDS, F.5, AL 1671, 1.8.1944; abgedruckt in: »*Spiegelbild einer Verschwörung. Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung*«, hg. von Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 1–2, Stuttgart 1984, Bd. 2, S. 654–58 (siehe auch Bd. 1, S. 125 f., 515).
- 28 So argumentiert Förster, S. 131 ff., und auch in seinem Beitrag zu DRZW, 9/1, S. 621; ebenso Heinemann in demselben Band, S. 883. Siehe auch Kunz, S. 105 ff.
- 29 Ardley Microfilms, Irving Collection, DI/Göring/1.
- 30 BA/MA, N24/39, NL Hoßbach, Typoskript, 19.5.1945.
- 31 Hans Mommsen, »Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes«, in: Hermann Graml et al., *Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien*, Köln 1966, S. 125 f.
- 32 Joachim Kramarz, *Claus Graf Stauffenberg. 15. Nov. 1907–20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers*, Frankfurt am Main 1967, S. 201.
- 33 Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, S. 476 ff.
- 34 *Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt*, hg. vom Archiv Peter, Stuttgart 1961, S. 1–11 (Berichte vom 21., 22. und 24.7.1944).
- 35 BAB, R55/601, Bl. 54–63, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Bericht des Chefs des Propagandastabs, 24.7.1944.
- 36 BAB, R55/601, Bl. 69–70, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Bericht des Chefs des Propagandastabs, 7.8.1944. Guderian machte in einem Gespräch mit General Balck Feldmarschall Kluges Beteiligung an der Verschwörung für den

- Zusammenbruch im Westen verantwortlich. – BA/MA, N647/12, NL Balck, Kriegstagebuch, Bd. 11, Bl. 89, Eintragung für den 10.9.1944.
- 37 Die Verschwörung lieferte Hitler sofort seine Erklärung für die Katastrophe an der Ostfront. Siehe hierzu die Bemerkungen, die er Ende Juli gegenüber Jodl machte. – *Lagebesprechungen im Führerhauptquartier*, S. 246-48 (31.7.1944). Diejenigen, die Hitler nahestanden, gaben diese Interpretation weiter. In einem Brief an Gauleiter Eggeling in Halle behauptete Bormann, der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte habe in Zusammenhang mit der Verschwörung gestanden, und er verwies auf die Rolle des Generalmajors Henning von Tresckow. – BAB, NS 6/153, Bll. 3-5, Bormann an Eggeling, 8.9.1944. Bormann sah sich schliesslich gezwungen, die pauschalen Attacken auf das Offizierskorps und insbesondere auf einige höhere Offiziere, die in Zusammenhang mit dem Bombenanschlag und dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte auf einigen Parteiversammlungen vorgetragen worden waren, zu zügeln. – BAB, NS 6/167, Bll. 69-71, Parteikanzlei, Bekanntgabe 254/44, Stellungnahme zu den Vorgängen im Mittelabschnitt der Ostfront und zu den Ereignissen des 20.7.1944, 20.9.1944; auch in BAB, NS 19/2606, Bll. 25-27.
- 38 BAB, R5 5/603, Bl. 508, Parteikanzlei, Abt. II B 4, Vertrauliche Informationen, 13.9.1944.
- 39 BAB, R5 5/603, Bl. 380, Hauptreferat Pro. Pol, Dr. Schäffer an Abteilung Rfk. Dr. Scharping, 18.8.1944.
- 40 BfZ, Sammlung Sterz, Gefr. Günter H., 2.8.1944.
- 41 Heinrich Breloer (Hg.), *Mein Tagebuch. Geschichten vom Überleben, 1939-1947*, Köln 1984, S. 334.
- 42 Steinert, S. 479.
- 43 Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hg.), *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1943*, München 1982, S. 21 f.
- 44 LHC, Nachlass Dempsey, Nr. 72, Anhang B, Brief (in englischer Übersetzung) an Hauptfeldwebel Ludwig E., 21.7.1944.
- 45 BA/MA, MSg2/5284, Bl. 603, Tagebuch von Major Max Rohwerder, Eintragungen für 20.-21.7.1944.
- 46 BA/MA, MSg2/2697, Tagebuch von Leutnant Julius Dufner, Bd. 2, Bl. 20, Eintragungen für 20.-21.7.1944. Die biografischen Informationen über den am 25. Januar 1902 geborenen Dr. Julius Dufner, auf dessen Tagebucheintragungen in den folgenden Kapiteln verwiesen werden wird, sind spärlich. In der ersten Eintragung – «Mein Kriegstagebuch», MSg2/z696, Bl. 1, 12.11.40 – heisst es, er sei zum 3. Inf.Ers.Bat. 14 in Konstanz einberufen worden. Zu einem späteren Zeitpunkt des Krieges, am 11.3.1944, wird er (Bl. 190) als Teilnehmer einer an diesem Tag abgehaltenen Versammlung genannt, und zwar als Leutnant und «O.Zahlm.d.R.» (Oberzahlmeister der Reserve) «Dr.

- Dufner, 1. Fest.Pi.Stab. 15, Stabsgruppe«. Jürgen Förster danke ich für seine Hilfe beim Aufspüren Dufners in der Kartei des BA/MA in Freiburg. Dufners Tagebucheintragungen (MSGz/2697, Bl. 182) wurden 1971 »nach dem laufend geführten Tagebuch« mit der Schreibmaschine abgeschrieben.
- 47 Manfred Messerschmidt, »Die Wehrmacht. Vom Realitätsverlust zum Selbstbetrug«, in: Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau*, München 1995, S. 240f.
- 48 Förster, S. 136.
- 49 DRZW, Bd. 8 (Frieser), S. 539 ff. zur Katastrophe der 3. Panzerarmee in Witebsk Ende Juni.
- 50 BA/MA, N245/3, NL Reinhardt, Persönliches Kriegstagebuch, Bl. 75, 20.-21.7.1944.
- 51 BA/MA, N245/2, NL Reinhardt, Auszugsweise Abschriften von Briefen an seine Frau, Brief an seine Frau, Bl. 39, 17.8.1944.
- 52 BA/MA, N647/12, NL Balck, Kriegstagebuch, Bd. 11, Bll. 77f., 83 f., Eintragungen für 21.7.1944, 5.8.1944. Balck beschrieb Hitler später als den »Kitt, der das Volk und die Wehrmacht unlöslich zusammenschloss«. – Zit. in: John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S. 2.
- 53 BA/MA, N24/39, NL Hoßbach, Typoskript, 19.5.1945 (vierseitiger Einschub nach S. 5).
- 54 »Führer-Erlasse«, S. 433.
- 55 Kroener, S. 710f., 730.
- 56 Förster, S. 134 und S. 138–45 zur Bedeutung der neuen Befugnisse Himmlers im Heer; siehe auch Longerich, *Himmler*, S. 717, 719–21. In den höheren Rängen der Wehrmacht herrschte anfangs verständlicherweise keine große Begeisterung über die Übernahme des Befehls durch Himmler (es hieß allerdings, er habe sie durch eine Rede für sich gewonnen, die er vor Generälen und anderen Offizieren bei einem Lehrgang in Sonthofen hielt). – BAB, NS19/3271, Bl. 31, Auszug aus der Meldung des SD-Leitabschnittes Danzig, SD-Bericht aus Danzig, 14.9.1944.
- 57 Kroener, S. 714; Longerich, *Himmler*, S. 722. In den oberen Rängen der SS gab es in Wirklichkeit eine Auseinandersetzung über die Verantwortlichkeiten bei der Rekrutierung für das Ersatzheer. Gottlob Berger, der Chef des SS-Hauptamtes (der für die Rekrutierung der Waffen-SS verantwortlich war), dehnte seine Befugnisse in diesem Bereich mit Erfolg nicht nur auf das Heer aus, sondern auch auf Jüttner, der in der Praxis den Interessen des Ersatzheers mehr entgegenkam als sein Rivale in der SS-Führung. – Kroener, S. 714f. Die Ambitionen Bergers, alle Angelegenheiten zu übernehmen, die

- sich auf Rekrutierung und Ausbildung für das Ersatzheer bezogen, gehen aus einem Brief hervor, den er am 1.8.1944 an Himmler schrieb; BAB, NS19/2409, Bl. 6.
- 58 BAB, NS19/4015, Bl. 13–32, Rede Himmlers vor Offizieren des Chefs der Heeresrüstung, 21.7.1944.
- 59 BAB, NS19/4015, Bl. 42–47, Rede Himmlers in Grafenwöhr, 25.7.1944; IWM, EDS, F.2, AL2708, Rede Himmlers in Bitsch, 26.7.1944 (abgedruckt in: Heinrich Himmler, *Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen*, hg. von Bradley F. Smith und Agnes F. Peterson, Frankfurt am Main 1974, S. 215–37). Himmler verhehlte seine Verachtung nicht, als er Anfang August, diesmal vor führenden Parteivertretern, die defätistische Stimmung geißelte, welche die Offiziere des Generalstabs seit Beginn des Krieges im Osten im Heer verbreitet hatten. – Theodor Eschenburg, »Die Rede Himmlers vor den Gauleitern am 3. August 1944«, in: *VfZ* 1 (1953), S. 362–78.
- 60 BAB, NS19/3910, Bl. 89, Himmler an Fegelein, 26.7.1944.
- 61 »Führer-Erlasse«, S. 438.
- 62 BAB, R3/1522, Bl. 48f., Speer an Himmler, 28.7.1944.
- 63 Hancock, S. 139.
- 64 Rebentisch, S. 515.
- 65 BAB, R43II/664a, »Totaler Kriegseinsatz«, Bl. 81–91, 117, 154 zur Freistellung für die Reichskanzlei, der Hitler zugestimmt hatte. Goebbels gibt eine zusammenfassende Darstellung des Treffens in *TBJG*, II/13, S. 134–37 (23.7.1944). Siehe auch Rebentisch, S. 515f.; Hancock, S. 137f.; und Elke Fröhlich, »Hitler und Goebbels im Krisenjahr 1944. Aus den Tagebüchern des Reichspropagandaministers«, in: *VfZ* 39 (1990), S. 205–07.
- 66 *TBJG*, II/13, S. 136f. (23.7.1944).
- 67 *TBJG*, II/13, S. 153–55 (24.7.1944).
- 68 BAB, R43II/664a, Bl. 119–21 (und Bl. 92–118 zu Entwürfen und vorbereitendem Material).
- 69 Wilfred von Oven, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950, S. 94 (25.7.1944).
- 70 *TBJG*, II/13, S. 135, 137 (23.7.1944).
- 71 BAB, R43II/664a, Bl. 153–54; Rebentisch, S. 516 ff; Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 195 ff.
- 72 Von Oven, *Mit Goebbels*, Bd. 2, S. 120f. (16.8.1944).
- 73 Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 197.
- 74 Hancock, S. 157, 287 Anm. 27.
- 75 Hans Mommsen, »The Indian Summer and the Collapse of the Third Reich. The Last Act«, in: Hans Mommsen (Hg.), *The Third Reich between Vision and Reality*, Oxford und New York 2001, S. 114.

- 76 BAB, NS6/167, Bl. 95-95v, Bormann an die Gauleiter zur neuen «Auskämmaktion», 19.7.1944; *TBJG*, II/13, S. 134 (23.7.1944); Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 196.
- 77 «Führer-Erlasse», S.428f. Die Rolle der Reichsverteidigungskommissare wurde dann am 19. September mit dem zweiten Erlass (S.455f.) «über die Zusammenarbeit von Partei und Wehrmacht in einem Operationsgebiet innerhalb des Reiches» ausgeweitet. Bormann übermittelte den Gauleitern die Richtlinien Keitels für die Zusammenarbeit vom 27. Juli (BAB, NS6/792, Bl. I-IV, Rundschreiben 163/44gRs., Zusammenarbeit zwischen militärischen und zivilen Dienststellen, 1.8.1944, auch in NS19/3911, Bl. 30-32). Siehe auch Förster, S. 133 und Anm.9; Kroener, S. 668.
- 78 Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 196. Eines von zahlreichen Beispielen für die ausgeweiteten Befugnisse der Partei bestand in der Übernahme der Kontrolle für den Luftschutz und die erforderlichen Anweisungen an die Bevölkerung durch die Parteikanzlei (die dann von Bormann an die RVK delegiert wurde). Siehe BAB, R43II/1648, Bl. 54, Lammers an Oberste Reichsbehörden, 27.7.1944, worin er den Führererlass vom 25.7. weitergibt.
- 79 Siehe Karl Teppe, «Der Reichsverteidigungskommissar. Organisation und Praxis in Westfalen», in: Dieter Rebenisch/Karl Teppe (Hg.), *Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers*, Göttingen 1986, S. 299, zu den erweiterten Befugnissen, die die RVK nach der Ernennung von Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz erlangten.
- 80 Dieser etwas unhandliche Terminus war die Erfindung von Dietrich Orlow, *The History of the Nazi Party*, Bd. 2: 1933-1945, Newton Abbot 1973, S.474.
- 81 Zur Zentralisierung der Kontrolle über die Partei durch Bormann siehe Orlow, S.465-68.
- 82 IfZ, ZS 988, Verhör Wilhelm Kritzinger, Staatssekretär in der Reichskanzlei, 5.3. 1947.
- 83 Siehe Hans Mommsen, «The Dissolution of the Third Reich», in: Frank Biess/Mark Roseman/Hann Schissler (Hg.), *Conflict, Catastrophe and Continuity. Essays on Modern German History*, Oxford und New York 2007, S. 110-13 (Nachdruck von «The Dissolution of the Third Reich. Crisis Management and Collapse, 1943-1945», in: *Bulletin of the German Historical Institute, Washington, DC.*, 27 [2000], S.9-23).
- 84 Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969, S. 401 f.; Joachim Fest, *Speer. Eine Biographie*, Berlin 1999, S. 306 h
- 85 Speer, *Erinnerungen*, S.405-07; und zu den Widersprüchen beim totalen Kriegseinsatz siehe Janssen, S. 274-82.
- 86 *TBJG*, II/13, S. 526 (20.9.1944).



- 87 Adam Tooze, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007, S. 730.
- 88 BAB, R3/1538, Bl. 7, handgeschriebener Brief Speers an Hitler, 29.3.1945.
- 89 Siehe *DRZW*, Bd. 5/2 (Müller), S. 755.
- 90 *TBJG*, II/13, S. 147 (23.7.1944).
- 91 Guderian, S. 351.
- 92 BA/MA, RW4/57, Bll. 27-31, Ansprache des Chefs WFSt Gen.Oberst Jodl, 24.7.1944. Zur Haltung Jodls nach dem Attentatsversuch siehe auch Bodo Scheurig, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991, S. 282-86.
- 93 BBC Archives, *The Nazis. A Warning from History* (1997), geschrieben und produziert für BBC 2 von Laurence Rees, Beta Tape 59, S. 102f.: Karl Boehm-Tettelbach, Luftwaffenoperationschef beim OKW-Führungsstab, Gespräch mit Laurence Rees, um 1995/96.
- 94 Orlow, S.465; Kunz, S. 115; *DRZW*, Bd.9/1 (Förster), S. 623. Keitel und Bormann waren sich einig, dass uniformierte Angehörige der Partei und der Wehrmacht verpflichtet seien, sich mit «Heil Hitler» zu grüssen, um die Einheit des politischen Willens und die gemeinsame unverbrüchliche Treue zum Führer zu demonstrieren. Lammer dehnte diese Verpflichtung auf Zivilangestellte aus. – BAB, R43II/1194 b, Bll.90-94, Text der Anordnung von Keitel und Bormann, Bl.93, 26.8.1944.
- 95 *TBJG*, II/13, S.146 (23.7.1944).
- 96 Manfred Messerschmidt, *Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination*, Hamburg 1969, S. 433-37 (Text des Befehls auf S.435); *DRZW*, Bd.9/1 (Förster), S. 625, (Meinemann), S. 884. Die Darstellung, die Guderian von seiner Ernennung zum Generalstabschef gibt, findet sich in seinen *Erinnerungen eines Soldaten*, S. 307-11; den Befehl erwähnt er allerdings nicht. Eine kurze, kritische Darstellung Guderians liefert Hans-Heinrich Wilhelm, «Heinz Guderian – ‚Panzerpapst‘ und Generalstabschef», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995, S. 187-208. in demselben Band beschreibt Peter Steinbach, «Hans Günther von Kluge – ein Zauderer im Zwielficht», S. 308, Guderian als «das Hitler bis wenige Wochen vor Kriegsende willig ergebene Instrument der ‚Selbstreinigung‘ der Wehrmacht von ‚Verrätern‘».
- 97 Messerschmidt, *Die Wehrmacht im NS-Staat*, S. 441. Zur Geschichte (und Vorgeschichte) der NSFO allgemein siehe Waldemar Besson, «Zur Geschichte des nationalsozialistischen Führungsoffiziers (NSFO)», in: *VfZ* 9 (1961), S. 76-116; Gerhard L. Weinberg, «Adolf Hitler und der NS-Führungsoffizier (NSFO)», in: *VfZ* 12 (1964), S.443-56; Volker R. Berghahn, «NSDAP und ‚geistige Führung‘ der Wehrmacht 1939-1943», in: *VfZ* 17 (1969), S. 17-71;

- Messerschmidt, *Die Wehrmacht im NS-Staat*, S. 441–80; und die umfassende Darstellung in *DRZW*, Bd. 9/1 (Förster), S. 590–620.
- 98 Siehe *DRZW*, Bd. 9/1 (Förster), S. 620 ff.
- 99 Kunz, S. 114.
- 100 Besson, S. 113; *DRZW*, Bd. 9/1 (Heinemann), S. 884.
- 101 Wolfram Wette, *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*, Frankfurt am Main 2002, S. 190. Auf S. 189 gibt Wette die Zahl der hauptamtlichen NSFO für Ende 1944 mit 623 an. Wie es zu der Diskrepanz zu der Zahl 1074 kommt, die Förster in *DRZW*, 9/1, nennt, ist nicht klar. Die Ausbildung der NSFO wurde von einem Stab durchgeführt, der in der Parteikanzlei angesiedelt war. Er hatte bis Ende 1944 dreizehn Lehrgänge abgehalten, die von 2435 Teilnehmern besucht wurden. Angehörigen der Wehrmacht wurden pro Woche etwa 1300 Vorträge über ideologische Fragen gehalten. – Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker, *Geschichte der NSDAP*, Köln 1981, S. 371.
- 102 BA/MA, RH19/IV/250, Bll. 41–42, Richtlinien für die NS-Führung, Nr. 6/44, Kommandeur der 242. Infanterie-Division, 22.7.1944.
- 103 Nach einer groben Schätzung – genaue Angaben sind nicht möglich – wurden wegen Beteiligung an dem Putschversuch etwa 700 Offiziere verhaftet und 110 hingerichtet. – *DRZW*, Bd. 9/1 (Heinemann), S. 882 f.
- 104 Walter Görlitz, *Model, Strategie der Defensive*, Wiesbaden 1975, S. 188. Kritischer als die Biografie von Görlitz behandeln Model die biografischen Skizzen in Smelser und Syring, S. 368–87 (Joachim Ludewig), in Ueberschär, S. 153–60 (Samuel W. Mitcham Jr. und Gene Mueller), sowie in Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990, S. 319–33 (Carlo d'Este).
- 105 Models »Tagesbefehl« vom 31.7.1944, zitiert in Manfred Messerschmidt, »Die Wehrmacht in der Endphase. Realität und Perception«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 32–33 (1989), S. 38 f.
- 106 Siehe Smelser/Syring, S. 497–509 (Klaus Schönherr), sowie Ueberschär, S. 236–44 (Peter Steinkamp). Ein weitgehend wohlwollendes Porträt Schörners liefert Roland Kaltenecker, *Schörner. Feldmarschall der letzten Stunde*, München/Berlin 1994.
- 107 *DRZW*, Bd. 9/1 (Förster), S. 596–600; Smelser und Syring (Schönherr), S. 504.
- 108 BA/MA, RH19/III/727, Bll. 2–3, Tagesbefehle der Heeresgruppe Nord, 25. u. 28.7.1944.
- 109 BA/MA, RH19/III/667, Bl. 7, Nachkriegserinnerungen von Hans Lederer (1955): »Kurland. Gedanken und Betrachtungen zum Schicksal einer Armee«.
- 110 Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht*, Frankfurt am Main 1962, S. 494.
- 111 Ebd., S. 492.

- 112 Zur Rede Leys siehe Ronald Smelser, *Robert Ley. Hitlers Mann an der Arbeitsfront. Eine Biographie*, Paderborn 1989, S. 278. Die Wirkung auf das Militär soll «einfach katastrophal» gewesen sein. – Wilfred von Oven, *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974, S. 505 (29.10.1944).
- 113 Orlow, S.462-65.
- 114 Siehe Förster, S. 132f.
- 115 *TBJG*, II/13, S. 134 (23.7.1944).
- 116 Förster, S. 131, 134, 139.
- 117 NAL, W0208/5622, Bl. 120A, nicht enthalten in der gedruckten Ausgabe dieser abgehörten Gespräche von Sönke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005.

### Kapitel zwei: Zusammenbruch im Westen

- 1 Das Oberkommando der Wehrmacht hatte erwartet, dass es gelingen werde, die Amerikaner durch einen Gegenangriff einzukesseln, und es wurde von dem Durchbruch nach Avranches überrascht. – NAL, W0219/1651, Bl. 144, SHAEF: Verhör General Jodl, 23.5.1945.
- 2 Das war der Tenor der Diskussionen, die er am späten Abend des 31. Juli 1944 mit Jodl führte. – BA/MA, 4/881. Bl. 1-46; abgedruckt in: *Lagebesprechungen im Führerhauptquartier. Protokollfragmente aus Hitlers militärischen Konferenzen 1942-1945*, hg. von Helmut Heiber, Berlin/Darmstadt/Wien 1963, S. 242-71. Siehe Nicolaus von Below, *Als Hitlers Adjutant 1937-45*, Mainz 1980, S. 386, zu Hitlers Ansichten über eine neue Offensive im Westen; und *DRZW*, 7 (Vogel), S. 576f., zu der Frage, was das für ein Ende auf dem Verhandlungswege bedeutete.
- 3 *DZW*, Bd. 6, S. 105.
- 4 *Ebd.*, S. 112.
- 5 Joseph Balkoski, «Patton's Third Army: The Lorraine Campaign, 19 September – 1. December 1944», in: Albert A. Nofi (Hg.), *The War against Hitler. Military Strategy in the West*, Conshohocken, Pa., 1995, S. 178-91. Aus BA/MA, N647/12, NL Balck, Kriegstagebuch, Bd. 11, Bl. 90, Tagebucheintrag für den 21.9.1944, geht hervor, welchen Eindruck ein «frisch[er] und zuversichtlich [er]» Hitler bei der Übertragung des Kommandos auf Balck machte und wie die Truppen, die er übernahm, auf ihn wirkten: für ihn waren sie «nur noch Schatten». *TBJG*, II/13, S. 528 (20.9.1944) bietet die Einschätzung von Balck durch Goebbels: ein «erstklassiger General von der Ostfront».
- 6 Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 98. Generalleutnant Siegfried Westphal, der Anfang September 1944 zum Stabs-

chef Rundstedts beim Oberkommando West ernannt worden war und dem nach der Übernahme seines Postens die schlechte Moral der auf dem Rückzug befindlichen Truppen und die aufgeblähte Etappenverwaltung auffielen, schätzte, dass ein entschlossenerer Vormarsch der Streitkräfte Eisenhowers den Aufbau einer neuen Front an den westlichen Reichsgrenzen verhindert und einen Angriff auf das Reich selbst ermöglicht hätte, der den Krieg im Westen beendet hätte. – Siegfried Westphal, *Erinnerungen*, Mainz 1975, S. 273, 279, 289.

- 7 Die Darstellung des Ablaufs der militärischen Ereignisse beruht auf: DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 550-80, 606-14; DZW, Bd. 6, S. 105-19; Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S. 789-815; Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1967, S. 295-306; R. A. C. Parker, *Struggle for Survival. The History of the Second World War*, Oxford 1990, S. 200-08; Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-1945*, London 2004, S. 1-83; John Man, *The Penguin Atlas of D-Day and the Normandy Campaign*, London 1994, Kap. 6-7; *The Oxford Companion to the Second World War*, hg. von I. C. B. Dear und M. R. D. Foot, Oxford 1995, S. 809-12; Antony Beevor, *D-Day. Die Schlacht um die Normandie*, München 2010, Kap. 19, 21-22, 24, 27.
- 8 Die Schuld an Deutschlands Elend gab man in der NS-Führung wie auch in grossen Teilen der Bevölkerung weitgehend der Luftwaffe und ihrem Oberbefehlshaber Hermann Göring. in einem Brief, den Gauleiter Joachim Albrecht Eggeling von Halle-Merseburg am 1. September an Himmler schrieb, verwies er auf das Bild absoluter Unfähigkeit bei der Luftabwehr, das die wiederholten Angriffe auf die Hydrierwerke in seinem Gau hinterlassen hätten, sowie auf die in der Bevölkerung verbreitete Ansicht, der Zusammenbruch der Front in Frankreich sei ausschliesslich auf das Versagen der Luftwaffe zurückzuführen. – BAB, NS19/3911, Bll. 71-72, 1.9.1944. Hitler selbst führte die Krise der Luftwaffe auf Görings «eigene[s] absolute[s] Versagen» zurück. – *TBJG*, II/12, S. 520 (22.6.1944). Speer und Himmler korrespondierten im September 1944 über die «Führermängel in der Luftwaffe und Luftfahrtindustrie». Himmler kritisierte unzureichende Planung, Produktionsfehler, lange Verzögerungen bei der Bereitstellung neuer Flugzeuge und Waffen sowie den Versuch, den Düsenjäger-Prototyp Me 2.62 als Bomber zu entwickeln (das war allerdings eine absurde Entscheidung, auf der Hitler selbst gegen den Rat Speers bestanden hatte). – BAB, NS19/3652, Bll. 1-8, 26-28, Himmler an Speer, 5.9.1944, und Speers Antwort, 8.10.1944.
- 9 Auch ohne Zugang zu Geheimberichten gab die regelmässige Sichtung der deutschen Presse wie auch der Berichte von Korrespondenten aus Schweden und anderen neutralen Staaten, die in Deutschland stationiert waren, den Briten

- genügend deutliche Hinweise darauf, in wie demoralisierter Verfassung sich die zurückflutende Wehrmacht befand und in wie chaotischer Desorganisation die Evakuierung der westlichen Regionen verlaufen war. – NAL, FO898/187, Bl. 489–90, 522–23, 540–42, 559–61, 577 (Berichte vom 11.9. bis 22.10.1944).
- 10 BAB, R55/601, Bl. 73–74, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Bericht der Propagandaämter, 14.8.1944.
- 11 *MadR*, Bd. 17, S. 6705–08, »Meldungen über die Entwicklungen in der öffentlichen Meinungsbildung«, 17.8.1944. Dies war der letzte Bericht seiner Art. Martin Bormann kassierte die regelmäßigen Zusammenfassungen von SD-Berichten wegen ihres defätistischen Tons.
- 12 BAB, R55/601, Bl. 102–06, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 4.9.1944. Das »ziemlich düstere Bild« der Moral, das sich den Propagandaberichten entnehmen ließ, registrierte Goebbels in seiner Tagebucheintragung vom 15.9.1944 (*TBJG*, II/13, S. 484f.).
- 13 BAB, R55/603, Bl. 411, 413, Stimmung durch Ereignisse im Westen, 5.9.1944.
- 14 BAB, R19/751, Bl. 4, Gebhardt an Himmler, 5.9.1944; Kopie in IfZ, Fa-93.
- 15 Diese Ausführungen folgen der ausgezeichneten, detaillierten Darstellung in Christoph Rass/René Rohrkamp/Peter M. Quadflieg, *General Graf von Schwerin und das Kriegsende in Aachen. Ereignis, Mythos, Analyse*, Aachen 2007, S. 29–64. Diese solide Forschungsarbeit ersetzt die früheren Versionen der dramatischen Ereignisse, in denen die Rolle hervorgehoben wird, die Schwerin beim Widerstand gegen die Evakuierungsbefehle spielte: Bernhard Poll (Hg.), *Das Schicksal Aachens im Herbst 1944. Authentische Berichte*, Aachen 1955, S. 213–56; Bernhard Poll (Hg.), *Das Schicksal Aachens im Herbst 1944. Authentische Berichte II*, Aachen 1962, S. 65–77, 80–97; Walter Görlitz, *Model. Strategie der Defensive*, Wiesbaden 1975, S. 211f.; *DZW*, Bd. 6, S. 113.
- 16 *TBJG*, II/13, S. 462f. (12.9.1944).
- 17 *TBJG*, II/13, S. 491f. (16.9.1944).
- 18 *TBJG*, II/13, S. 498 (17.9.1944). Siehe auch Wilfred von Oven, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950, S. 137 (18.9.1944); und Olaf Groehler, »Die Schlacht um Aachen (September/Oktober 1944)«, in: *Militär-geschichte* 18 (1979), S. 326.
- 19 *TBJG*, II/13, S. 500f. (17.9.1944).
- 20 BAB, R3/1539, Bl. 12–14, zusammenfassender Bericht vom 14.9.1944 über Speers Besuch im Westen, 10.–14.9.1944.
- 21 BAB, R3/1539, Bl. 17–31, Bericht vom 15.9.1944 für Hitler über seinen Besuch im westlichen Gebiet, 10.–14.9.1944.
- 22 BAB, R3/1539, Bl. 7–9, Entwurf eines Berichts von Dorsch über seine Reise mit dem Minister an die Westfront, 13.9.1944.

- 23 IWM, EDS, F2, AL2837A, ungezählt, Kaltenbrunner an Himmler, 16.9.1944, mit Berichten vom 12. bis 16.9.1944. Offensichtlich dachten nur wenige Parteifunktionäre daran, den Anweisungen Bormanns zu folgen, wonach sie sich in Gebieten, die vom Feind erobert wurden, freiwillig bei den Wehrmacht melden und bei der kämpfenden Truppe dienen sollten. – BAB, NS6/167, Bll. 100–100v, Bormann an die Gauleiter, 16.9.1944. In einem Brief, den ein im Westen stationierter Offizier in die Heimat geschickt hatte, war davon die Rede, dass es »die reinste Panik« gegeben habe, nachdem Gauleiter Josef Bürckel am 1. September den Deutschen befohlen hatte, Lothringen zu verlassen. Es gab keine Züge, und bei der Flucht standen die Beamten an vorderster Front. – BfZ, Sammlung Sterz, Lt. Otto F., Berghaupten, 13.9.1944.
- 24 BAB, NS19/3809, Bl. 16, Telegramm an Standartenführer D'Alquen zur sofortigen Vorlage an Himmler, gezeichnet Damrau, SS-Standarte »Kurt Eggers«, 13.9.1944. Gauleiter Simon, der Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg, verlegte seinen Sitz nach Koblenz, wo er sich Ende Oktober beklagte, er habe keine Abschriften von Erlassen und Verfügungen erhalten, und um deren Übersendung bat, einschließlich der seit Ende August ergangenen Anweisungen. – BAB, R43II/583a, Bl. 151, Der Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg an den Reichsminister der Finanzen, 31.10.1944.
- 25 BA/MA, MSg2/2697, Bll. 39–46, Tagebuch Julius Dufner, Eintragungen 1.–18.9.1944.
- 26 Zum erneuten Aufleben der Kritik an der Etappe – die in den ersten, erfolgreichen Kriegsjahren keine Rolle gespielt hatte – nach dem Zusammenbruch in Frankreich siehe Bernhard R. Kroener, »Frontoxen« und »Etappenbullen«. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg«, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 380–84.
- 27 TBJG, II/13, S. 394f. (3.9.1944).
- 28 DZW, Bd. 6, S. 106.
- 29 BAB, NS19/3911, Bl. 5, Himmler an HSSPF im Westen, 23.8.1944.
- 30 BAB, NS19/1864, Bll. 7–13, Bormann an Himmler, 29.8.1944, Holz an Bormann, 28.8.1944, Himmler an Bormann, 1.9.1944.
- 31 BAB, R55/620, Bll. 101–03, Bericht von Generalleutnant Dittmar, 26.9.1944.
- 32 BA/MA, RH19/IV/14, Tätigkeitsbericht der Geh. Feldpolizei für September 1944 (27.10.1944).
- 33 BAB, NS19/1858, Bll. 1–7, Chef des NS-Führungsstabes des Heeres, Kurze Aktennotiz über Frontbesuch im Westen in der Zeit vom 22.9.–3.10.1944, 5.10.1944.
- 34 Am 1. September leitete das OKW einen Befehl Hitlers weiter, wonach Soldaten, die aus dem Westen zurückkehrten und nicht für den Einsatz auf anderen

- Kriegsschauplätzen gebraucht wurden, beim Überschreiten der Grenze zu Deutschland ihre Waffen und ihre Ausrüstung abgeben sollten, die dann für die Westfront weiterverwendet werden konnten. – BAB, NS6/792, Bll. 15-15V, Oberbefehlsleiter Hellmuth Friedrichs, Leiter der Abteilung II (Parteiangelegenheiten) in der Parteikanzlei, an Gauleiter im Westen, 1.9.1944.
- 35 *DZW*, Bd. 6, S. 108; BA/MA, RW4/494, Bl. 94, Chef des OKW, Massnahmen gegen Auflösungserscheinungen in der Truppe, 23.9.1944.
- 36 BA/MA, RW4/494, Bl. 108, Jodl an Ob.West, etc., 16.9.1944; *DZW*, Bd. 6, S. 106-09, teilweises Faksimile des Befehls Hitlers vom 16.9.1944, S. 109; Heinrich Schwendemann, «'Verbrannte Erde'? Hitlers ‚Nero-Befehl‘ vom 19.März 1945», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005, S. 158.
- 37 *DZW*, Bd. 6, S. 119f.; Groehler, S.331f.
- 38 NAL, W0208/4364, S. 2-6 (Zitat auf Englisch S. 6) (26.-28.10.1944).
- 39 *DZW*, Bd. 6, S. in. Zu Beispielen für den Fanatismus bei verwundeten SS-Männern in Frankreich und ihren Glauben an Hitler siehe Beevor, S. 349f.
- 40 Kurt Pätzold/Manfred Weissbecker, *Geschichte der NSDAP 1920-1925*, Köln 1981, S.369f.
- 41 Bernd Wegner, *Hitlers politische Soldaten*, Paderborn 1982, S. 306.
- 42 Beispiele aus den Monaten August und September 1944 in Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hg.), *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945*, München 1982, S. 154-61. Eine Reihe umfangreicher Stichproben von Soldatenkorrespondenz aus den Monaten August und September 1944, die durch die Zensur gegangen waren, erbrachte uneinheitliche Ergebnisse. Manche liessen auf eine leichte Verstärkung der positiven Einstellungen zum Regime und zum Kriegseinsatz schliessen. Andere deuteten in die entgegengesetzte Richtung und zeigten eine geringfügige Zunahme negativer Einstellungen sowie eine Neigung zu Kriegsmüdigkeit. Wie nicht anders zu erwarten, wurden jedoch nur in einem kleinen Teil der Korrespondenz politische Ansichten geäussert (oder angedeutet). Die meisten Briefe beschränkten sich auf persönliche Angelegenheiten. – *DRZW*, Bd.9/1 (Förster), S. 631-33. Die beschränkte Indoktrination durch die Ideale des Nationalsozialismus ist ein allgemeines Kennzeichen von Briefen, die von der Front kamen und an die Front geschickt wurden; vorherrschend sind hier private Sorgen. Siehe *DRZW*, Bd. 9/2 (Kilian), S. 287f. Zu einer Einschätzung des Wertes der Briefe als Widerspiegelung von Mentalitäten einfacher Soldaten siehe Klaus Latzel, «Wehrmachtsoldaten zwischen ‚Normalität‘ und NS-Ideologie, oder: Was sucht die Forschung in der Feldpost?», in: Müller/Volkman, S. 573-88.
- 43 *DRZW*, Bd.9/1 (Rass), S.686-90; Christoph Rass, «*Menschenmaterial*». *Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945*, Paderborn 2003, S. 121-34, besonders S. 122f.; siehe auch

- Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 114. Omer Bartov, *The Eastern Front, 1941–45. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, New York 1986, S. 49, schätzt, dass etwa 30 Prozent der Offiziere Mitglieder der NSDAP waren.
- 44 NAL, WO219/4713, Bl. 907–08, SHAEF-Bericht, 4.9.1944.
- 45 NAL, WO219/4713, Bl. 906–07, SHAEF-Bericht, 11.9.1944.
- 46 BAB, R55/601, Bl. 104, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 4.9.1944.
- 47 »*Wollt Ihr den totalen Krieg?*« *Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939–1943*, hg. von Willi A. Boelcke, München 1969, S. 452; Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, S. 43.
- 48 BAB, R55/601, Bl. 113, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 11.9.1944.
- 49 TBJG, II/13, S. 388 (2.9.1944).
- 50 *MadR*, Bd. 17, S. 6708 (17.8.1944); BHStA, MA106695, Bericht des RPvOB, 6.9.1944. Über den ersten Angriff der V-2-Rakete auf London am 8. September, der nur einige wenige Opfer gefordert hatte, berichtete die deutsche Presse nicht. Als schließlich zwei Monate später Nachrichten über die V-2-Angriffe verbreitet wurden, waren die Reaktionen gemischt. Berichtet wurde von Befriedigung, neu geweckten Hoffnungen und einer Aufhellung der Stimmung, allerdings hieß es, die Berliner seien »nicht sonderlich beeindruckt« gewesen. – Steinert, S. 511 f.; *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, hg. von Wolfram Wette, Ricarda Bremer und Detlef Vogel, Essen 2001, S. 147 (7.–12.11.1944).
- 51 BAB, R55/601, Bl. 78–79, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 14.8.1944.
- 52 Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, München 2002, S. 256–59.
- 53 BAB, R55/623, Bl. 56–59, Wochenübersicht über Zuschriften zum totalen Kriegseinsatz, 28.8.1944.
- 54 *MadR*, Bd. 17, S. 6697f. (10.8.1944).
- 55 Michael Kater, *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919–1945*, Oxford 1983, S. 263 (Abb. 1).
- 56 Zahlen aus Pätzold und Weißbecker, S. 354, 375, 419 Anm. 17.
- 57 TBJG, II/13, S. 389 (2.9.1944). Eleanor Hancock, *The National Socialist Leadership and Total War 1941–45*, New York 1991, S. 164.
- 58 Am 31. August ordnete Bormann an, dass Schulen und Universitäten den Betrieb fortsetzen sollten, bis ihre Schüler, Studenten oder Lehrer nach Maßgabe der von Goebbels festgelegten Einschränkungen zur Arbeit in Rüs-



- tungsbetrieben eingezogen würden. – BHStA, Reichsstatthalter Epp 644/2, ungezählt, Rundschreiben der Parteikanzlei 209/44, 31.8.1944.
- 59 DZW, Bd. 6, S. 230f.; Hancock, S. 148.
- 60 Dieter Rebentisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989, S. 520f.
- 61 Nachdem Goebbels Hitlers Einverständnis eingeholt hatte, entschloss er sich jedoch, diese weitere Erhöhung der Altersgrenze für die Arbeitspflicht von Frauen nicht zu verfolgen. – TBJG, II/14, S. 218 (16.11.1944).
- 62 TBJG, II/13, S. 307–09 (24.8.1944).
- 63 BAB, R43II/680a, Bll. 135–37, Spende des Führers (Eierkognak) an die NSV, Kosten für die Lieferung des Likörs, 12.–18.8.1944.
- 64 BHStA, Reichsstatthalter Epp 681/6, ungezählt, Stuckart an RVK, 3.9.1944; BAB, R43II/1648, Lammers an RVK, 4.9.1944.
- 65 Rebentisch, S. 522.
- 66 Hancock, S. 155, 158.
- 67 Hancock, S. 151, 156. Goebbels war sich durchaus darüber im Klaren, dass sich 70 Prozent der geschützten Arbeitsplätze in der Rüstungsindustrie befanden. – TBJG, II/13, S. 239 (10.8.1944).
- 68 DRZW, Bd. 5/2 (Müller), S. 750, 752, 762, 767; DZW, Bd. 6, S. 229.
- 69 TBJG, II/13, S. 397 (3.9.1944).
- 70 TBJG, II/13, S. 196f. (2.8.1944).
- 71 DZW, Bd. 6, S. 231; TBJG, II/13, S. 239 (10.8.1944); BAB, R3/1740, Bll. 38–39, Speer-Chronik.
- 72 DRZW, Bd. 5/2 (Müller), S. 761.
- 73 Wilfred von Oven, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950, S. 124 (1.9.1944).
- 74 Hancock, S. 162–64; Dietrich Orlow, *The History of the Nazi Party*, Bd. 2: 1933–1945, Newton Abbot 1973, S. 470–72; BAB, R3/1740, Bll. 43, 81, Speer-Chronik.
- 75 BAB, R3/1740, Bll. 103–04, Speer-Chronik; TBJG, II/13, S. 370 (31.8.1944), 378 (1.9.1944), 388f. (2.9.1944); 452 (10.9.1944), 490 (16.9.1944), 525–27 (20.9.1944), 568 (26.9.1944); von Oven, S. 127–29 (3.9.1944), 134 (10.9.1944).
- 76 DRZW, Bd. 5/2 (Müller), S. 764–66. Zu Bormanns Feindseligkeit siehe Louis Eugene Schmier, »Martin Bormann and the Nazi Party 1941–1945«, Ph.D.-Dissertation, University of North Carolina, Chapel Hill, 1969 (University Microfilms Inc., Ann Arbor), S. 304–08, 312f.
- 77 TBJG, II/13, S. 388 (2.9.1944).
- 78 BAB, R3/1526, Bll. 3–19, Speer an Hitler, 20.9.1944. Siehe auch Hancock, S. 167.

- 79 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969, S. 407.
- 80 Siehe *DZW*, Bd. 6, S. 228, Speers Posener Rede, 3.8.1944; BAB, R3/1527, Bl. 13, Speer an Hitler, 3.10.1944.
- 81 BAB, R3/1527, Bll. 8-9, Stellungnahme zur Führerinformation v. Dr. Goebbels, 26.9.1944; Bll. 10-10v, Speer an Bormann, 2.10.1944; Bll. 12-15, Speer an Hitler, 3.10.1944 (Zitat Bl. 12).
- 82 *TBJG*, II/14, S. 329f. (2.12.1944).
- 83 Siehe *TBJG*, II/14, S. 383 (9.12.1944).
- 84 *DRZW*, Bd. 5/2 (Müller), S. 754.
- 85 Ebd., S.755-61; *DZW*, Bd. 6, S. 364f.
- 86 BAB, R3/1740, Bl. 111, Speer-Chronik, erwähnt eine Reihe dieser Ziele.
- 87 In seinen *Erinnerungen*, S. 411, behauptet Speer, diese Hervorhebung sei ein taktischer Schachzug gewesen für den Fall, dass Hitler davon erfahren sollte, dass Anlagen in Frontnähe nicht zerstört worden waren. Dies klingt wie eine nachträgliche Rationalisierung eines Vorgehens, das er zum damaligen Zeitpunkt tatsächlich befürwortete.
- 88 Speer, S. 410. Siehe auch Gregor Janssen, *Das Ministerium Speer: Deutschlands Rüstung im Krieg*, Berlin/Frankfurt am Main/Wien 1968, S. 304-07; Matthias Schmidt, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, Bern/München 1982, S. 146f.; und Hans Kehrl, *Krisenmanager im Dritten Reich*, Düsseldorf 1973, S.412f. Im August, während des Rückzugs aus Frankreich, hatte Hitler eingewilligt, Industrieanlagen, die dem Feind in die Hände zu fallen drohten, nicht zu zerstören, sondern nur vorübergehend funktionsunfähig zu machen. – BAB, R3/1512, Bl. 57, Aufzeichnungen von Rüstungskonferenzen, 18.-20.8.1944; abgedruckt in: *Deutschlands Rüstung im Zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942-1945*, hg. von Willi A. Boelcke, Frankfurt am Main 1969, S. 402. Speer (S.411f.) war dann jedoch beunruhigt gewesen, weil es Anfang September Anzeichen dafür gegeben hatte, dass Hitler in Deutschland eine Politik der «verbrannten Erde» betreiben wollte. Dabei ging es um einen Leitartikel im *Völkischen Beobachter* vom 7. September, den der stellvertretende Reichspressechef Helmut Sündermann, so Speer (S. 577 Anm. 13), auf Hitlers direkte Anweisung hin geschrieben hatte. Goebbels war mit dem ohne seine Zustimmung erschienenen Artikel, der in der Öffentlichkeit schlecht angekommen war, nicht einverstanden. – *TBJG*, II/13, S.493 (16.9.1944). Siehe auch von Oven, S. 137 (18.9.1944), der den Artikel als «idiotisch» beschrieb.
- 89 BAB, R3/1539, B11.7-ik, 17-31, 27, Berichte über Besuch im Westen, 14.9.1944, 16.9.1944 (Zitat Bl. 28); R3/1740, Bll. 106-07, Speer-Chronik; BAB, R3/1623, Bll. 22, 24-27, 50-52, 66-68, 77-77V, Anweisungen zur Abschaltung von Industrieanlagen im Westen.

- 90 BAB, R3/1540, Bll. 6-23, Bericht über den Besuch in den westlichen Gebieten, 26.9.-1.10.1944 (5.10.1944); Schilderung des Besuchs in R3/1740, Bll. 112-25, Speer-Chronik. Siehe auch Speer, S.408.
- 91 BAB, R3/15 83, Bll. 110-11, Speer an Himmler, Bewachungsmannschaften für KZ-Häftlinge, 29.10.1944.
- 92 Speer, S. 409; Gitta Sereny, *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*, München 1995, S. 504. Siehe auch die kritische Würdigung der Behauptung Speers, er habe schon in einem frühen Stadium eingesehen, dass der Krieg verloren sei, in dem Aufsatz von Alfred C. Mierzejewski, «When Did Albert Speer Give up?», in: *Historical Journal* 31 (1988), S. 391-97.
- 93 So argumentiert er in seinen *Erinnerungen*, S. 411. Zu den Vorkehrungen, welche die Industriellen für den Frieden trafen, siehe Ludolf Herbst, *Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft*, Stuttgart 1982, S. 345-47 sowie generell Teil V.
- 94 *DRZW*, Bd. 5/2 (Müller), S. 302.
- 95 IWM, Kasten 367/27, Speer-Verhöre, Karl Saur, 11.-13.6.1945; Kasten 368/77, Kurt Weissenborn, Dezember 1945-März 1946. Und zu Saur's brutalen Verfahrensweisen siehe Adam Tooze, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007, S.719f.
- 96 *DZW*, Bd. 6, S. 266.
- 97 In der Zeit von Anfang 1943 bis Herbst 1944 wurden etwa 2,5 Millionen ausländische Arbeiter und Kriegsgefangene, von denen zwei Drittel aus dem Osten kamen, zusätzlich zur Arbeit eingesetzt. Im Bergbau, in der Metall- und Chemieindustrie sowie im Baugewerbe stellten ausländische Arbeiter fast ein Drittel des Personals. – Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Bonn 1985, S. 258, 270.
- 98 *DZW*, Bd. 6, S. 261-63. Siehe Herbert, S. 327-31, zu einer immer willkürlicheren und gewalttätigeren Verfolgung der ausländischen Arbeiter in den letzten Kriegsmonaten, als die Befürchtungen hinsichtlich eines Zusammenbruchs der Ordnung zunahmen.
- 99 *DZW*, Bd. 6, S. 2.57-59; Peter Hoffmann, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*, München \*1985, S. 635.
- 100 BAB, NS19/3911, Bll. 66-67, Der Höhere SS- und Polizeiführer Spree in den Gauen Berlin, Mark Brandenburg und im Wehrkreis III an Reichsführer-SS, Persönlicher Stab und andere; Weiterleitung des Erlasses von Himmler vom 20.8.1944. Himmler unterstrich die volle Unterstützung, die er seinen HSSPF als einzigen Verantwortlichen für die Bekämpfung innerer Unruhen gegeben hatte, später noch einmal, als Befehlshaber der Wehrkreise ihre eigene Autorität auf diesem Gebiet geltend zu machen suchten. – BAB, NS 19/3 912, Bll. 17-26, Korrespondenz über Kompetenzstreit, 14.9.1944 bis 5.10.1944.

- 101 DZW, Bd. 6, S. 233.
- 102 TBJG, II/13, S. 389f., 398, 408 (2., 3., 4.9.1944).
- 103 BAB, NS19/751, Bl. 3, Parteikanzlei, Rundschreiben 224/44, Erfassung von zurückkehrenden und versprengten einzelnen Wehrmichtsangehörigen, 4.9.1944; NS6/792, Bll. 16–16v, Himmler an die westlichen Gauleiter, 4.9.1944. Ein erneuter Befehl, nach den Ereignissen im Westen über die Reichsgrenze zurückkehrende Einzelpersonen oder Einheiten aufzugreifen, wurde am 22. September erlassen (NS19/751, Bll. 10–12, Parteikanzlei, Rundschreiben 258/44). Zunehmende Furcht vor feindlichen Agenten, Saboteuren und Spionen führte dazu, dass der Polizei das ausschließliche Recht übertragen wurde, Papiere von Angehörigen der Wehrmacht wie auch der Waffen-SS zu kontrollieren und erforderlichenfalls Verhaftungen vorzunehmen. – BAB, R43II/692, Bll. 1–2, Anordnung von Keitel und Himmler, 20.9.1944.
- 104 Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 732.
- 105 DZW, Bd. 6, S. 108.
- 106 BAB, NS19/3912, Bl. 96, Einsatz von Alarmeinheiten im Kampf um Ortschaften, Anordnung Guderians, 27.8.1944.
- 107 TBJG, II/13, S. 438 (8.9.1944); David K. Yelton, *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944–1945*, Lawrence, Kan., 2002, S. 39f.
- 108 TBJG, II/13, S. 464 (12.9.1944).
- 109 Yelton, S. 7–18; Klaus Mammach, *Der Volkssturm. Bestandteil des totalen Kriegseinsatzes der deutschen Bevölkerung 1944/45*, Berlin 1981, S. 31–33; Hans Kissel, *Der Deutsche Volkssturm 1944/45*, Frankfurt am Main 1962, S. 15–23; Franz W. Seidler, »Deutscher Volkssturm«. *Das letzte Aufgebot 1944/45*, München/Berlin 1989; BAB, R43II/692a, Bll. 2–7, 14.–20.9.1944; DRZW, Bd. 9/1 (Nolzen), S. 183–85; DZW, Bd. 6, S. 237f. In seiner Tagebucheintragung vom 21. September 1944 bezeichnete Goebbels die neue Organisation immer noch mit diesem Namen. – TBJG, II/13, S. 534f.
- 110 Mammach, S. 33. Zwei Tage zuvor hatte Himmler von dem SS-Obergruppenführer und General der Polizei Richard Hildebrandt, dem Chef des Rasse- und Siedlungs-Hauptamts, eine Liste von Vorschlägen erhalten, die darauf abzielten, die Zivilbevölkerung für den »Volkskrieg« zu mobilisieren und zu organisieren – für einen »deutsche[n] Partisanenkrieg«, der als Kampf für eine »Freiheitsidee« in der Heimat geführt werden sollte. – BAB, NS19/2864, ungezählt, Hildebrandt an Himmler, 19.9.1944.
- 111 BAB, R43II/692a, Bll. 8–21; Mammach, S. 32f., 55f. und 168–73 zu Faksimiles des Hitler'schen Erlasses und des Durchführungsbefehls von Bormann.
- 112 Yelton, Kap. 2–3. Die Behauptung Longerichs (*Himmler*, S. 733), Himmler und Berger hätten sich gegen Bormann durchgesetzt, erscheint zweifelhaft. Den persönlichen Erfolg Bormanns bei seinen Abgrenzungsstreitigkeiten mit

- Himmler unterstreicht Jochen von Lang, *Der Sekretär. Martin Bormann. Der Mann, der Hitler beherrschte*, Frankfurt am Main 1980, S. 298f. Zur Rekrutierung und Organisation des Volkssturms durch die Ortsgruppenleiter siehe Carl-Wilhelm Reibel, *Das Fundament der Diktatur. Die NSDAP-Ortsgruppen 1932-1945*, Paderborn 2002, S. 377-81.
- 113 Kissel, S. 89; Mammach, S. 58; Yelton, S.xv, 19-35.
- 114 *TBJG*, II/13, S. 535 (21.9.1944).
- 115 Mammach, S. 57f. Anscheinend existiert keine Zahl für seine tatsächliche Grösse (die ohnehin schwankte) zu einem bestimmten Zeitpunkt. Infolge von Personalknappheit, Freistellungen, Verschiebungen und bürokratischer Ineffizienz wurde das Ziel in der Praxis nie auch nur im Entferntesten erreicht. Dennoch war die Zahl der Eingezogenen gross. Das erste Aufgebot des Volkssturms umfasste 1,2 Millionen Mann, die in 1850 Bataillone gegliedert waren. – Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944-1945. The Darkest Hour*, Brighton/Portland, Ore., 2009, S. 149.
- 116 *TBJG*, II/13, S. 103 (13.7.1944); Noble, S. 100f.
- 117 *DZW*, Bd. 6, S. 235, 237; BAB, NS6/792, Bll. 6-8 (29.8.1944), 9-12 (30.8.1944); *DRZW*, Bd.9/1 (Nolzen), S. 180-82.
- 118 *IfZ*, ZS597, Bl. 27, Gauleiter Josef Grohé (1950).
- 119 *TBJG*, II/13, S.465 (12.9.1944).
- 120 BHStA, Reichsstatthalter Epp 681/1-8, ungezählt, Abschrift von Hitlers Verfügung 12/44 (1.9.1944); BAB, R43II/1548, Bl. 36, Lammers an die obersten Reichsbehörden, Übermittlung von Hitlers Befehl (6.9.1944); *«Führer-Erlasse» 1939-1945*, hg. von Martin Moll, Stuttgart 1997, S. 446-50; *DZW*, Bd. 6, S. 237.
- 121 *Zit.* (auf Englisch) in NAL, F0898/187, Bl. 598, PWE Bericht für die Zeit 4.-10.9.1944.
- 122 *DZW*, Bd. 6, S. 236. Ende 1944 betrug die Zahl der zur Befestigungsarbeit an allen Fronten Eingezogenen mehr als 1,5 Millionen. – *DRZW*, Bd.9/1 (Nolzen), S. 182.
- 123 BAB, NS19/3912, Bll. 11-12, Bormann an Gauleiter, Rundschreiben 302/44g. Rs., Stellungsbau, 6.10.1944.
- 124 BAB, NS19/3911, Bll. 35-38, Parteikanzlei, Rundschreiben 263/44g.Rs., Zweiter Erlass des Führers über die Befehlsgewalt in einem Operationsgebiet innerhalb des Reiches vom 19.9.1944, etc., 23.9.1944, Übermittlung des Hitler'sehen Erlasses vom 19.9.1944 mit Richtlinien zur Umsetzung; BAB, NS19/3912, Bl.27, Rundschreiben 312/44g.Rs., Zweiter Erlass des Führers über die Befehlsgewalt, etc., 11.10.1944, mit Abänderung eines Satzes des Erlasses, wodurch die Gesamtautorität Himmlers unterstrichen werden sollte; *«Führer-Erlasse»*, S. 455-57; *Hitlers Weisungen für die*

*Kriegführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, hg. von Walther Hubatsch, München 1965, S. 337-41.

125 *The Bormann Letters*, hg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954, S. 88 (27.8.1944).

126 Ebd., S. 139 (25.10.1944).

127 Pätzold und Weissbecker, S. 375.

### Kapitel drei: Vorgeschmack des Schreckens

- <sup>i</sup> *DZW*, Bd. 6, S. 78 f.; Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 152f. in den Monaten Juni bis August 1944 betrug die Zahl der an der Ostfront Gefallenen 589'425. in den letzten sechs Monaten des Jahres 1944 wurden 740'821 Tote gezählt. Die Zahl der im gesamten Jahr 1944 an der Ostfront Gefallenen, 1'233'000, stand für 45 Prozent der Todesfälle auf diesem Kriegsschauplatz seit dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941. – Rüdiger Overmans, *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999, S. 277-79.
- 2 *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 594, der die Verluste der Heeresgruppe Mitte mit etwa 390'000 Mann angibt, im Vergleich zu etwa 330'000 bei Verdun sowie 60'000 Toten und 110'000 Gefangenen in Stalingrad. An den vier Fronten der «Operation Bagration» setzten die Sowjets in einem Zeitraum von 69 Tagen (22.6.-29.8.) auf einer Front von etwa 1'100 Kilometern Länge bei einer Tiefe des Vorstosses von 550 bis 600 Kilometern etwa 2,5 Millionen Mann, 45'000 Artilleriegeschütze, 6'000 Panzer und über 8'000 Flugzeuge ein. – *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 526-35, 593, zum Umfang der sowjetischen Offensive und zur relativen Schwäche der deutschen Truppen.
- 3 *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 556. Die sowjetischen Verluste lagen bei über 440'000 Mann. Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, bietet eine gute Zusammenfassung der Entwicklungen an der Ostfront in dieser Phase.
- 4 *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S.612; Brian Taylor, *Barbarossa to Berlin. A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud 2008, S.218.
- 5 *DZW*, Bd. 6, S. 52-60; *DRZW*, Bd. 8 (Schönherr), S. 678-718.
- 6 Den von Himmler weitergeleiteten Befehl zur totalen Zerstörung Warschaus hatte Hitler selbst erteilt. – BA/MA, RH19/II/213, v. d. Bach-Zelewski an Oberkommando der 9. Armee, 11.10.1944.

- 7 *DZW*, Bd. 6, S. 410. Eine eindringliche Schilderung der grauenhaften Ereignisse bietet Norman Davies, *Aufstand der Verlorenen. Der Kampf um Warschau 1944*, München 2004.
- 8 Diese Zahl in *DZW*, Bd. 6, S. 70, weicht von der ab, die Weinberg, S. 753, angibt (Verluste von 380'000 Mann), und ebenso auch von der Zahl in *DRZW*, Bd. 8 (Schönherr), S. 819 (286'000 Mann auf dem rumänischen Kriegsschauplatz gefallen oder in Gefangenschaft geraten). Worauf die Diskrepanzen bei diesen Zahlen beruhen, ist nicht klar.
- 9 *DZW*, Bd. 6, S. 62-70; *DRZW*, Bd. 8 (Schönherr), S. 746-819.
- 10 *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 626f., 668-72; *DZW*, Bd. 6, S. 72; Weinberg, S. 707, 720f.; und die ausgezeichnete, gründliche Arbeit von Howard D. Grier, *Hitler, Dönitz, and the Baltic Sea. The Third Reich's Last Hope, 1944-1945*, Annapolis, Md., 2007.
- 11 BA/MA, RH19/III/727: zu Schörners harten Befehlen nach der Übernahme des Kommandos über die Heeresgruppe Nord und zu seiner Forderung nach Fanatismus, wobei auch von der Furcht vor Einkesselung die Rede ist (25.7.1944, 28.7.1944); seine Drohungen in Sachen Disziplin und seine Appelle an rücksichtslosen Fanatismus in dem totalen Krieg «um unsere bedrohte nationale Existenz» (12.8.1944); seine Forderungen nach rücksichtsloser Bestrafung durch Militärgerichte entsprechend den Befehlen Hitlers (1.10.1944); seine Appelle an fanatische Entschlossenheit nach dem «heldenhaften» Zurückkämpfen in Riga (5.10.1944); weitere Forderungen nach rücksichtslosem Vorgehen und improvisierten Methoden sowie Drohungen gegenüber denjenigen, die sich nicht in diesem Sinne bewährten (7.10.1944); seine Ermahnungen an seine Generäle, ihre Männer dazu zu erziehen, härter denn je zu kämpfen, und sein Befehl zu Verteidigungsmassnahmen, die gemäss Hitlers Befehl zum Halten des Gebiets ergriffen werden sollten (18.10.1944, 21.10.1944); seine Behauptung, dass sie den Krieg «noch nicht kompromisslos, radikal genug und asiatisch» führten (2.11.1944); seine extreme Unduldsamkeit gegenüber vermeintlichem Mangel an Kampfgeist (10.11.1944). Als Schörner nach seiner Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft 1955 in Westdeutschland vor Gericht gestellt wurde, erhielt er Unterstützungsbriefe von ehemaligen Kameraden, die seine Führung der Heeresgruppe Nord priesen und deren Überleben dieser Führung zuschrieben. Siehe BA/MA, N60/73, NL Schörner. Das Gericht befand jedoch, das Ausmass seiner Brutalität sei selbst unter den Bedingungen des Krieges an der Ostfront im Jahre 1944 nicht zu rechtfertigen gewesen.
- 12 Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 341.
- 13 *DZW*, Bd. 6, S. 70-76; *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 623-57 (Truppenzahlen, S. 657f.); Grier, Kap. 3.

- 14 *TBJG*, II/13, S. 524f. (20.9.1944), 536-42 (21.9.1944).
- 15 *DRZW*, Bd. 8 (Frieser), S. 602f. und Karte, S. 573.
- 16 Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944-1945. The Darkest Hour*, Brighton und Portland, Ore., 2009, S. 20-22.
- 17 Noble, Kap. 1-3, S.46, zur Evakuiertenzahl.
- 18 Siehe Noble, S. 85 und 276 Anm. 81. Die britischen Nachrichtendienste gewannen zahlreiche Informationen über die Panik in Ostdeutschland, indem sie in deutschen Zeitungen und anderen Publikationen zwischen den Zeilen lasen. Siehe NAL, F0898/186, PWE, Überblick über deutsche Sendungen für Deutschland und Kommentar, Bll. 18, 35-38 (Berichte für die Zeiträume 24.-31.7.1944 und 31.7.-6.8.1944).
- 19 *MadR*, Bd. 17, S.6698f. (10.8.1944).
- 20 Ebd., Bd. 17, S. 6702 (10.8.1944), 6708 (17.8.1944).
- 21 BAB, R55/601, Bll.73-74, 102-06, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandaberecht, 14.8.1944, 4.9.1944.
- 22 Heinrich Schwendemann, «Ein unüberwindlicher Wall gegen den Bolschewismus. Die Vorbereitung der ‚Reichsverteidigung‘ im Osten im zweiten Halbjahr 1944», in: *Schlüsseljahr 1944*, hg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2007, S. 236.
- 23 Kunz, S. 249.
- 24 Zitat ebd., S. 250f.
- 25 Noble, S. 152.
- 26 Ebd., S.95, 100, 107f., 280 Anm. 28.
- 27 Ebd., S.95-99.
- 28 BAB, NS6/792, Bll. 17-22, Guderian an Wehrkreiskommandos etc., 28.7.1944; Stuckart an Gauleiter im Osten, 28.7.1944.
- 29 BAB, R43II/1648, Bl. 36, Lammers an oberste Reichsbehörden, 6.9.1944, Übermittlung des Führerbefehls vom 1.9.1944; auch in BHStA, Reichsstatthalter Epp 681/1-8.
- 30 *DZW*, Bd. 6, S. 234f.; Ralf Meindl, *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Oshabrück 2007, S. 417-22.
- 31 NAL, F089 8/187, PWE, Überblick über deutsche Sendungen für Deutschland und Kommentar, Bl. 685 (Bericht für den Zeitraum 7.-13.8.1944; auf Englisch); Noble, S. 106.
- 32 Guderian, S. 326f.; Noble, S. i02f., 127.
- 33 *MadR*, Bd. 17, S. 6720-26, Bericht an den Reichsschatzmeister der NSDAP, 28.10. 1944.
- 34 Noble, S. 108-13; *DZW*, Bd. 6, S. 236; siehe auch Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, S. 504 f.
- 35 Noble, S.114.



- 36 TBJG, II/13, S. 224 (4.8.1944); Noble, S. 107.
- 37 Noble, S. 108.
- 38 Ebd., S. 126f.
- 39 Ebd., S. 107, 127.
- 40 BAB, NS19/4016, Bl. 99–126, Redeentwurf, 18.10.1944 (Zitate, Bl. 123); VB, 19.10.1944.
- 41 BAB, R55/601, Bl. 180, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 23.10.1944.
- 42 BAB, R55/601, Bl. 208, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 7.11.1944; Christian Tilitzki, *Alltag in Ostpreußen 1940–1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940–1945*, Leer 1991, S. 283f., 286, Berichte für den 17. und 19.10.1944; Edgar Günther Lass, *Die Flucht. Ostpreußen 1944/45*, Bad Nauheim 1964, S. 23–31. Siehe auch David K. Yelton, *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1933–1945*, Lawrence, Kan., 2002, S. 89–96; Noble, S. 151; Steinert, S. 506–08.
- 43 Yelton, S. 90.
- 44 Ebd., S. 91; Noble, S. 151.
- 45 Yelton, S. 97–102.
- 46 Klaus Mammach, *Der Volkssturm. Bestandteil des totalen Kriegseinsatzes der deutschen Bevölkerung 1944/45*, Berlin 1981; Yelton, S. 75.
- 47 Ebd., S. 120.
- 48 BA/MA, RH/21/3/730, im Jahr 1955 verfasster Bericht des Stabschefs der 3. Panzerarmee, Generalmajor Mueller-Hillebrand, S. 1.
- 49 *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße*, Bd. 1–2, hg. von Theodor Schieder et al., München 1984, Bd. 1, S. 1–4; siehe auch Noble, S. 130–32.
- 50 Guderian, S. 341.
- 51 DRZW, Bd. 8 (Frieser), S. 612–19; Noble, S. 132–35.
- 52 Siehe Noble, S. 136–38.
- 53 Ebd., S. 130.
- 54 BA/MA, N245/3, NL Reinhardt; in den Tagebucheinträgen für den 11., 17., 22.10.1944 sowie für den 1., 3., 4., 5., 7., 10., 14.11.1944 werden seine ständigen heftigen Auseinandersetzungen erwähnt (bei denen es allerdings nicht direkt um das Evakuierungsproblem ging), ebenso in seinem Brief an seine Frau vom 23.10.1944, in N245/2, Bl. 40. Siehe auch N245/15 zu seinem Protest bei Himmler gegen Kochs verfälschte Darstellung der Zustände in seiner Heeresgruppe (Briefe vom 26.10.1944 und 27.11.1944). Ein Teil des Konflikts hatte damit zu tun, dass Koch Rüstungsgüter, die für das Heer bestimmt waren, dem Volkssturm zukommen ließ (BA/MA, RH19/II/213, Bl. 303, Reinhardt an Guderian, 31.10.1944).

- 55 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 4-7.
- 56 Bernhard Fisch, *Nemmersdorf, Oktober 1944. Was in Ostpreussen tatsächlich geschah*, Berlin 1997, Kaj5. 5. Siehe auch Guido Knopp, *Die grosse Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen*, München 2001, S. 37-49.
- 57 Zit. in DRZW, Bd. 10/1 (Zeidler), S. 700; siehe auch S. 682 ff. zu einer ausgezeichneten Darstellung der sowjetischen Propaganda, mit der die Soldaten auf den Kampf in Deutschland vorbereitet wurden, einschliesslich der Rolle des Erpropagandisten Ilja Ehrenburg. Siehe auch Guido Pöllmann, «Rote Armee in Nemmersdorf am 22.10.1944», in: Franz W. Seidler/Alfred M. de Zayas (Hg.), *Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert*, Hamburg 2002, S. 215.
- 58 Zit. in Manfred Nebelin, «Nazi Germany. Eastern Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001, S. 98.
- 59 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. yf. Weitere grauenhafte Berichte bietet Lass, S. 44-50. Die Internationale Kommission war eine Schöpfung des Propagandaministeriums, der Vertreter aus Spanien, Frankreich, Norwegen, Schweden, Dänemark, Estland, Lettland, Italien und Serbien angehörten. Sie trat am 31. Oktober 1944 in Berlin vor einer Zuhörerschaft von etwa 600 Personen zusammen, bei denen es sich überwiegend um Berliner Parteigenossen handelte; anwesend waren ungefähr 100 Vertreter deutscher und ausländischer Zeitungen und Rundfunkstationen. Sie gelangte erwartungsgemäss zu dem Schluss, dass sich die Sowjetunion schwere Verstösse gegen internationales Recht hatte zuschulden kommen lassen. – BA/MA, RH2/2684, Bll. 7-8, Bericht von Major Hinrichs, Abteilung Fremde Heere Ost, 1.11.1944.
- 60 Bernhard Fisch, «Nemmersdorf 1944 – ein bisher unbekanntes zeitnahes Zeugnis», in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 56 (2007), S. 105-14. Siehe auch Fisch, *Nemmersdorf*, Kap. 6-7.
- 61 «Persönliches Kriegstagebuch des Generals der Flieger [Werner] Kreipe als Chef des Generalstabes der Luftwaffe für die Zeit vom 22.7.-2.11.1944», Eintragung für den 23.10.1944, in: Hermann Jung, *Die Ardennenoffensive 1944/45*, Göttingen 1971f. S. 227.
- 62 Günter K. Koschorrek, *Vergiss die Zeit der Dornen nicht. Zwischen Ritterkreuz und Holzkreuz als Landser der Wehrmacht in Russland 1942-1945*, Mainz 1998, S. 435 f. (22.10.1944)
- 63 BA/MA, RH20-4/593, ungezählt, Bericht von Hauptmann Fricke an Armeekorpskommando 4, 26.10. 1944, zählte 45 Leichen, davon 26 in Nemmersdorf und 19 im nahegelegenen Tuteln aufgefunden (zusammen mit mehreren weiteren ungezählten verkohlten Leichen in einem ausgebrannten Stallgebäude an diesem Ort). Die meisten Toten in Nemmersdorf waren keine Einwohner

des Dorfes, sondern waren auf dem Treck gewesen und von der Roten Armee überholt worden. Zwei weitere Berichte (BA/MA, RH2/2684, Bll. 2, 5) gaben an, in Schweizerau am 22. Oktober sei eine Frau wahrscheinlich erst vergewaltigt und dann mit einer Axt oder einem Spaten erschlagen worden, und in der Molkerei in Bahnfeld bei Schulzenwalde habe man elf Zivilisten gefunden, darunter vier Frauen, die vergewaltigt worden waren. Eine später zusammengestellte Liste verzeichnete 90 Opfer an mehreren Orten in Ostpreussen (die höchste Zahl, 26, in Nemmersdorf); dabei habe es zahlreiche Fälle von Vergewaltigung gegeben, und fünf Kinder, denen man angeblich zunächst die Zunge an einen Tisch genagelt hatte, seien ermordet worden. – BA/MA, RH2/2685, Bl. 168. Karl-Heinz Frieser nennt in *DRZW*, Bd. 8, S. 620 Anm. 77, als wahrscheinliche Zahl 46 zivile Opfer in Nemmersdorf selbst, ohne Berücksichtigung der benachbarten Ortschaften, er gibt aber nicht an, auf welcher Grundlage er zu dieser Zahl kommt, bei der es sich wahrscheinlich um eine geringfügig fehlerhafte Zusammenfassung der Werte für Nemmersdorf und Tutteln handelt. Er weist darauf hin (Anm. 76), dass sich die Ergebnisse von Fisch fast vollständig auf Antworten auf die Fragen stützten, die er Überlebenden in den 1990er Jahren gestellt hatte. Bei seinem Versuch, die Propaganda als weitgehend lügnerisch zu entlarven, entsteht der Eindruck, dass er gelegentlich in eine allzu wohlwollende Darstellung der Soldaten der Roten Armee abgleitet. Pöllmann, S. 214, nennt 26 zivile Opfer für Nemmersdorf selbst und weitere 28 für die unmittelbare Nachbarschaft.

- 64 BA/MA, N245/2, Bl. 40, NL Reinhardt, Brief an seine Frau, 26.10.1944.
- 65 *TBJG*, II/14, S.110 (26.10.1944). Siehe auch Wilfred von Oven, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950, S. 170 (27.10.1944). Hitler selbst hatte auf die Nachricht von den Gräueln mit der Forderung reagiert, sie in der Wehrmacht propagandistisch auszuschlachten, und er äusserte sich ungeduldig, weil die Verteilung der Fotos und Augenzeugenberichte seiner Ansicht nach zu langsam vorstatten ging. – IfZ, Nbg.-Dok. PS-1787. Siehe auch David Irving, *Hitlers Krieg*, Bd. 1-2, München und Berlin 1983-86, Bd. 2, S. 522, Anm. 17.
- 66 Zit. in Steinert, S. 521 f.
- 67 Fisch, *Nemmersdorf*, S. 144, 153 Anm. 8.
- 68 Schwendemann, S. 240 Anm. 41.
- 69 Manche wurden auf ähnliche Weise von britischen Nachrichtendiensten verfolgt: NAL, F0898/187, PWE, Überblick über deutsche Sendungen für Deutschland und Kommentar, Bll.439, 457-58 (Berichte für die Zeiträume 23.-29.10.1944 und 30.10.-5.11.1944).
- 70 Fisch, *Nemmersdorf*, S. 146 h
- 71 VB, 1.11.1944.

- 72 BAB, R 55/601, Bl. 181, wöchentlicher Propagandabericht, 23.10.1944. Siehe auch Meindl, S. 434.
- 73 Steinert, S. 522.
- 74 *TBJG*, II/14, S. 69 (10.10.1944).
- 75 Siehe *IfZ*, Fa-93, Vorlage für Bormann, 12.10.1944, in der Werner Naumann, Staatssekretär im Propagandaministerium, ihm mitteilte, dass sich die Deutschen in den besetzten Gebieten im Westen nicht so verhielten, wie es die »nationale Ehre« erfordere; und Himmler an HSSPF West, 18.10.1944 (auch in BAB, NS19/751, Bl. 21), wo es heißt, aus Berichten der feindlichen Presse gehe hervor, dass sich deutsche Bürger unter feindlicher Besetzung im Westen »unehrenhaft« verhielten. Siehe auch Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 172.
- 76 *TBJG*, II/14, S. 176 (8.11.1944), 189 (10.11.1944).
- 77 BAB, R 55/601, Bl. 204, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 7.11.1944; *TBJG*, II/14, S. 192 (10.11.1944).
- 78 BHStA, MA106696, Bericht des RPvOF/MF, 8.11.1944.
- 79 BAB, R 55/601, Bl. 210, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 7.11.1944.
- 80 BAB, R 55/608, Bl. 29, Mundpropagandaparole Nr. 4, 7.11.1944.
- 81 *TBJG*, II/14, S. 192f. (10.11.1944).
- 82 Otto Dov Kulka und Eberhard Jäckel (Hg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945*, Düsseldorf 2004, S. 546, Nr. 749, Meldung an den SD-Leitabschnitt Stuttgart, 6.11.1944; auch in IWM, »Aus deutschen Urkunden, 1935–1945«, unveröffentlichte Dokumentation, o.J. (ca. 1945–46), S. 275f.; auch zitiert von Steinert, S. 522f.
- 83 BAB, R 55/601, Bl. 215, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 14.11.1944.
- 84 BAB, R 55/608, Bl. 30, Mundpropagandaparole Nr. 5, 8.11.1944.
- 85 *TBJG*, II/14, S. 169 (7.11.1944).
- 86 BAB, R 55/601, Bl. 223, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 14.11.1944. Goebbels war Anfang November zu dem Schluss gelangt: »Die Veröffentlichung der Greuelthaten hat schon ausgereicht, um jedem Soldaten klarzumachen, worum es geht.« Im Führerhauptquartier war man der Ansicht, es sei gegenwärtig nicht erforderlich, die Moral der Truppen durch die Veröffentlichung von Einzelheiten über Gräueltaten, welche die Bolschewisten an deutschen Soldaten begangen hatten, anzufeuern. – *TBJG*, II/14, S. 159 (5.11.1944).
- 87 Traudl Junge, *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt*, München 2002, S. 162.
- 88 Nicolaus von Below, *Als Hitlers Adjutant 1937–45*, Mainz 1980, S. 340.

- 89 *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, hg. von Max Domarus, Wiesbaden 1973, S. 2045.
- 90 Himmler ließ die Namen derer, die nicht anwesend waren, in einer Liste festhalten – ein Hinweis darauf, dass es darum ging, das Wissen um die Geschehnisse und die Mitverantwortung für sie sicherzustellen. – Irving, Bd. 2, S. 187.
- 91 BA/MA, N245/2, NL Reinhardt, Bl. 40 (Tagebucheintragung, 26.10.1944).
- 92 Udo von Alvensleben, *Lauter Abschiede. Tagebuch im Kriege*, Frankfurt am Main 1971, S. 439f. (12.2.1945). Auch zitiert in Kunz, S. 253.
- 93 Siehe die negativen Ausdrücke in Briefen von der Front in DRZW, Bd. 9/2 (Müller), S. 80–89.
- 94 Siehe DRZW, Bd. 9/1 (Förster), S. 638f.
- 95 Bis Ende 1944 waren in der Wehrmacht fast 10000 Todesurteile vollstreckt worden (die meisten davon im Heer). – DRZW, Bd. 9/1 (Echternkamp), S. 48–50.
- 96 Aus dem Titel von Omer Bartovs Buch *The Eastern Front, 1941–45. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, New York 1986.
- 97 Antony Beevor, *D-Day. Die Schlacht um die Normandie*, München 2010, S. 552.
- 98 TBJG, II/14, S. 199 (11.11.1944).
- 99 LHC, Nachlass Dempsey, Nr. 179, T. II, S. 8, Brief von Johanna Ambross, München, 20.9.1944. Text auf Englisch.
- 100 BA/MA, N6/4, NL Model; für die US-Behörden 1946–47 angefertigter Bericht über die Heeresgruppe B in der Zeit von Mitte Oktober 1944 bis Mitte April 1945 von Oberst im Generalstab a.D. Günther Reichhelm, Bl. 1.
- 101 Hans-Heinrich Wilhelm, »Hitlers Ansprache vor Generalen und Offizieren am 26. Mai 1944«, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 2 (1976), S. 123–70.
- 102 Saul Friedländer, *Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden*, Bd. 2: 1939–1945, München 2006, S. 644–48; Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Berlin 1982, S. 579.
- 103 Ebd., S. 662.
- 104 Friedländer, S. 657.
- 105 Hilberg, S. 663.
- 106 Siehe Jeffrey Herf, *The Jewish Enemy. Nazi Propaganda during World War II and the Holocaust*, Cambridge, Mass., 2006, S. 246–54.
- 107 Kulka und Jäckel, S. 544, Nr. 744.
- 108 Peter Longerich, »Davon haben wir nichts gewußt!« *Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945*, München 2006, S. 304–11, wo auch Kritik an derart grobschlächtigen Bewertungen der Bombardements erkennbar wird.

- 109 Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2: *Tagebücher 1942–1945*, hg. von Walter Nowojski und Hedwig Klemperer, Darmstadt 1998, S. 594–96 (27.9.1944).
- 110 Er äußerte sich darüber, wie bedrückt ein Bekannter über die Niederlage der Briten bei Arnheim sei – wenn sie dort siegreich gewesen wären, »hätten sie jetzt schon das Ruhrgebiet, und der Krieg wäre aus«. – Klemperer, S. 609 (30.10.1944).
- 111 Ebd., S. 605 (17.10.1944).
- 112 Ebd., S. 609f. (2.11.1944, 12.11.1944).
- 113 Ebd., S. 616 (26.11.1944).
- 114 Ebd., S. 609 (30.10.1944).
- 115 Ulrich Herbert, *Hitler's Foreign Workers. Enforced Foreign Labor in Germany under the Third Reich*, Cambridge 1997, S. 298.
- 116 IWM, um 1980 verfasste Erinnerungen von P. E. van Stemann, einem dänischen Journalisten, der von 1942 bis zum Kriegsende in Berlin stationiert war, Bl. 183.
- 117 Siehe BAB, R55/601, Bl. 124, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 18.9.1944.
- 118 BAB, R55/601, Bl. 119, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 11.9.1944.
- 119 IWM, »Aus deutschen Urkunden«, unveröffentlichte Dokumentation, o.J. (ca. 1945/46), S. 276.
- 120 BAB, R55/601, Bl. 124, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 18.9.1944, Bll. 123f.
- 121 *Hitler. Reden und Proklamationen*, S. 2160–67.
- 122 Jung, S. 103 und S. 218 (Tagebuch Kreipe, Eintragung für den 16.9.1944); Guderian, S. 370f.
- 123 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969, S. 423.

#### Kapitel vier: Hoffnungen geweckt – und zerschlagen

- I Zitiert in *DZW*, Bd. 6, S. 125; *KTB/OKW*, Bd. 4/I, S. 436, Jodl an Chef des Generalstabs bei OB West, 1.11.1944. Siehe auch Bodo Scheurig, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991, S. 303–06, zu Jodls Zweifeln an der Ardennenoffensive, die er dann allerdings doch rechtefertigte. Als der führende Industrielle Albert Vögler von Speer erfuhr, dass Hitler im Begriff sei, seine letzte Karte auszuspielen, nahm er ganz selbstverständlich an, das werde an der Ostfront geschehen. Seine Überlegung lautete: »Kein Mensch kann die Verrücktheit begehen, den Osten zu entblößen, um

- im Westen den Gegner aufhalten zu wollen.« – Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main und Berlin 1969, S. 423.
- 2 *Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942–1945*, hg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962, S. 721 f. (12.12.1944).
  - 3 Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht*, Frankfurt am Main 1962, S. 505–08; DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 619 f.
  - 4 Hermann Jung, *Die Ardennenoffensive 1944/45*, Göttingen 1971, S. 218 (Tagebuch Kreipe, 16.9.1944); DZW, Bd. 6, S. 124 f.
  - 5 John Erickson, *The Road to Berlin*, London 2003, S. 394–97; Brian Taylor, *Barbarossa to Berlin. A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud 2004, S. 248–59.
  - 6 Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944–45*, London 2004, S. 202–25.
  - 7 DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 615.
  - 8 DZW, Bd. 6, S. 212 f.; DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 615 f.; Hastings, S. 218–20; Joseph Balkoski, »Patton's Third Army. The Lorraine Campaign«, in: Albert A. Nofi (Hg.), *The War against Hitler. Military Strategy in the West*, Conshohocken, Pa., 1995, S. 178–91.
  - 9 Wilfred von Oven, *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974, S. 517 f. (3.12.1944); TBJG, II/14, S. 339–41 (3.12.1944); BAB, R55/608, Bl. 34, Mundpropagandaparole Nr. 11 (18.12.1944). In einem später an Himmler weitergeleiteten Augenzeugenbericht wurde betont, wie plötzlich der Fall von Straßburg erfolgt sei und wie chaotisch die Versuche verlaufen seien, die Bevölkerung zu evakuieren. – BAB, NS19/606, Bll. 2–4v, Bericht über die Ereignisse in Straßburg am 22.–23. November 1944 (19.12.1944). In einem Propagandabericht aus Baden wurde die »ungeheure Schockwirkung« hervorgehoben, die der Fall der Stadt in der gesamten Region gehabt hatte. Ströme von Flüchtlingen ergossen sich über das rechte Rheinufer. Die deprimierte Stimmung der Bevölkerung fiel auf einen Tiefpunkt. Das Vertrauen war »auf das schwerste erschüttert«. – BAB, R55/21504, ungezählt, Gaupropagandaleiter, Reichspropagandaamt Baden, Bericht über die Propagandaführung im Gau Baden, 15.1.1945.
  - 10 Hastings, S. 225.
  - 11 *Hitlers Lagebesprechungen*, S. 723 f. (12.12.1944).
  - 12 Siehe Franz Kurowski, »Dietrich and Manteuffel«, in: Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990, S. 411–37, zu Federzeichnungen.
  - 13 DZW, Bd. 6, S. 126–28; DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 621 f.; Warlimont, S. 516; Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 344 f.
  - 14 Warlimont, S. 512–16; Guderian, S. 344 f.; Scheurig, S. 305; BA/MA, RH21/

- V/66: Manteuffel, »Die 5. Panzerarmee in der Ardennenoffensive« (Aussage für die US Historical Division, 1946), Bl. 50; BA/MA, N6/4, Oberst G. Reichhelm (Models Stabschef), »Zusammenfassender Bericht über die Kampfhandlungen der deutschen Heeresgruppe B von Mitte Oktober 1944 bis Mitte April 1945« (Aussage für die US Historical Division, 1946–47), Bll. 14–15; Günther Blumentritt, *Von Rundstedt: The Soldier and the Man*, London 1952, S. 264–69; DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 620; DZW, Bd. 6, S. 125; Siegfried Westphal, *Erinnerungen*, Mainz 1975, S. 294–300; Walter Görnitz, *Model. Strategie der Defensive*, Wiesbaden 1975, S. 222–25; David Downing, *The Devil's Virtuosos. German Generals at War 1940–5*, London 1977, S. 231–33.
- 15 Zitat in Warlimont, S. 521. Jung, S. 201f., vertritt die Auffassung, der Rücktritt als einzige ihnen zur Verfügung stehende Handlungsalternative hätte dazu geführt, dass das Kommando weniger fähigen Generälen übertragen worden wäre, sodass sich die deutschen Verluste erhöht hätten.
- 16 Siehe Warlimont, S. 512.
- 17 NAL, WO219/1651, Bll. 144–45, SHAEF, Verhör Jodl (23.5.1945).
- 18 Zitat in DZW, Bd. 6, S. 128, 130.
- 19 Zu einer Bewertung des katastrophalen Zusammenbruchs, der sich überwiegend in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 abspielte, siehe John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S. 40–65.
- 20 IWM, FD3063/49, Kasten 368/54, Aussage Speer (13.7.1945). Zu den ökonomischen Auswirkungen der Bombenangriffe im Jahr 1944 siehe Richard Overy, *Die Wurzeln des Sieges*, Stuttgart/München 2000, S. 171f.; und Dietrich Eichholtz, »Deutschland am Ende des Krieges. Eine kriegswirtschaftliche Bilanz«, in: *Bulletin der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung* 6 (1996), S. 22f., 27–30.
- 21 IWM, FD3063/49, Kasten 367/26, Aussage Speer (13.8.1945); Kasten 368/67, Aussage Saur (2.–8.10.1945). Zu der Rüstungssituation, die zu der Ardennenoffensive führte, siehe Jung, Kap. 2.
- 22 IWM, FD3063/49, Kasten 367/34, Aussagen Saur und Kehrl (13.8.1945).
- 23 IWM, FD3063/49, Kasten 367/28, Aussage Bosch (11.6.1945).
- 24 IWM, FD3063/49, Kasten 367/34, Aussage Kehrl (26.7.1945).
- 25 IWM, FD3063/49, Kasten 367/34, Aussage Röchling (10.8.1945).
- 26 IWM, FD3063/49, Kasten 367/35, Anhang I, Aussage Rohland (22.10.1945).
- 27 IWM, FD3063/49, Kasten 367/34 und Kasten 368/93, Aussagen Schulze-Fielitz (10.8.1945 sowie undatiert, Sommer 1945).
- 28 IWM, FD3063/49, Kasten 368/84, Teil II, Aussage Fiebig (25.5.46).
- 29 IWM, FD3063/49, Kasten 367/26, Aussage Speer (13.8.1945).



- 30 IWM, FD3063/49, Kasten 368/67, Aussagen Saur (2.-8.10.1945, 7.6.1945). Hans Kehrl, *Krisenmanager im Dritten Reich*, Düsseldorf 1973, S.407, weist ebenfalls darauf hin, dass die Rüstungsproduktion ungeachtet all der zunehmenden Schwierigkeiten 1944 höher lag als in jedem der vier Vorjahre, in denen Deutschland über seine ökonomische Basis noch voll verfügen konnte. Selbst im Januar 1945 lag der Index der Rüstungsproduktion höher als in allen vorangegangenen Kriegsjahren mit Ausnahme von 1944. – Adam Tooze, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007, S.918f., Tabelle A 6.
- 31 IWM, Kasten 367/27, Aussage Saur (11.-13.6.1945).
- 32 Zu diesen Entscheidungen im November und Dezember siehe *Deutschlands Rüstung im Zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942-1945*, hg. von Willi A. Boelcke, Frankfurt am Main 1969, S. 444-58; und zu den angestrebten Bemühungen Speers, die Produktion in dieser Zeit aufrechtzuerhalten, Alfred C. Mierzejewski, «When Did Albert Speer Give up?», in: *Historical Journal* 31 (1988), S. 394.
- 33 Schwere Luftangriffe hatten wiederholt die grossen Industriestädte getroffen und das Verkehrsnetz attackiert. Mehr als 50 Prozent der amerikanischen Bomben zielten in dieser Zeit auf die Zerstörung von Transportanlagen. Die Briten, die in den letzten drei Monaten des Jahres 1944 mehr Bomben abwarfen als im gesamten Jahr 1943, konzentrierten sich eher auf die Städte. Sie flogen grosse Angriffe auf Dortmund, Duisburg, Essen, Köln, Düsseldorf, Bochum und Gelsenkirchen, richteten aber auch erhebliche Schäden an Verkehrsanlagen an: in der Zeit von November 1944 bis Januar 1945 warfen sie vor allem auf Rangierbahnhöfe 102'796 Tonnen Bomben ab. Siehe *DZW*, Bd. 6, S. 163, 166f.; Tooze, S. 743 f.; Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2004, S. 150. Alfred C. Mierzejewski, *The Collapse of the German War Economy, 1944-1945. Allied Air Power and the German National Railway*, Chapel Hill, NC., 1988, Kap. 6-7, liefert eine detaillierte Darstellung der lähmenden Auswirkungen der Bombenangriffe auf das Verkehrswesen im Herbst 1944. Speer setzte die Marineführung Mitte November über die ernsten Folgen der Luftangriffe in Kenntnis. Die Reichsbahn war schwer getroffen worden. Fünf grosse Bahnhöfe waren ausser Betrieb. Bei der Kohle- und Stahlproduktion hatte es einen starken Rückgang gegeben (vier Fünftel der Stahlwerke waren beschädigt oder zerstört), und die Gaslieferungen waren um 40 Prozent zurückgegangen. – *KTB/SKL*, Bd. 63/II, S. 188 (17.11.1944).
- 34 BAB, R3/1528, Bll. 1-48, Speers Bericht über das Ruhrgebiet, 11.11.1944.
- 35 BAB, R3/1542, Bll. 1-21, Speers Bericht über seine Fahrt an Rhein und Ruhr, 23.11.1944.

- 36 *Deutschlands Rüstung*, S. 444 (28.11.1944).
- 37 *TBJG*, II/14, S. 368f. (7.12.1944).
- 38 BAB, R3/1543, Bll. 3–15.
- 39 Speer, S. 425.
- 40 BAB, R3/1544, Bll. 56–73 (zitierte Ausdrücke, Bl. 71).
- 41 *DRZW*, Bd. 5/2 (Müller), S. 771, sieht hierin faktisch Speers »Überlebens-Programm für die Endphase des Krieges«.
- 42 Speer, S. 423. Nach seiner Fahrt an die Ruhr im November setzte Speer durch, dass Vögler von Hitler zum Generalbevollmächtigten des Reichsministers für Rüstungs- und Kriegsproduktion für das Rhein-Ruhr-Gebiet ernannt wurde, damit er an Ort und Stelle in seinem Namen Entscheidungen treffen konnte, um die Produktion im Ruhrgebiet aufrechtzuerhalten. – *Deutschlands Rüstung*, S. 445 (28.11.1944).
- 43 BAB, R3/1623, Bll. 3, 4, 8–10, 22 (26.7.1944, 2.8.1944), zum Rückzug aus dem Osten; Bll. 24–27, 46, 50–52, 66–68, 77 (10., 13., 16., 18., 19., 22.9.1944), zur Lähmung von Industrieanlagen in den westlichen Gebieten.
- 44 BAB, R3/1623, Bl. 123, Keitel an Speer (6.12.1944).
- 45 BAB, R3/1623, Bll. 125–26, Speer an Chef der Rüstungskommission XIIIb Kelchner, 6.12.1944; Fernschreiben Keitel, 10.12.1944. Selbst jetzt noch hielt es Speer für erforderlich (Bl. 127, 12.12.1944), sich erneut einzuschalten, diesmal bei Großadmiral Dönitz, um die Zerstörung von Werften und ihren Anlagen zu verhindern, die durch einen Befehl des Marinekommandos Ost vom 17. November zur Zerstörung vorgesehen worden waren.
- 46 So Müller in *DRZW*, Bd. 5/2, S. 771.
- 47 BAB, NS19/1862, Bll. 1–5, Bormann an Himmler, 23.10.1944.
- 48 BAB, NS19/4017, Bll. 43–56, Treffen in Klein-Berkel, 3.11.1944.
- 49 *TBJG*, II/14, S. 157f. (5.11.1944).
- 50 Siehe Dieter Rebentisch und Karl Teppe (Hg.), *Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers*, Göttingen 1986, S. 7–32; Peter Longerich, *Hitlers Stellvertreter. Führung der Partei und Kontrolle des Staatsapparates durch den Stab Heß und die Partei-Kanzlei Bormann*, München 1992, S. 256–64; und Armin Nolzen, »Charismatic Legitimation and Bureaucratic Rule: The NSDAP in the Third Reich, 1933–1945«, in: *German History* 23 (2005), S. 494–518.
- 51 Kurt Pätzold und Manfred Weißbecker, *Geschichte der NSDAP 1920–1945*, Köln 1981, S. 375; Dieter Rebentisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989, S. 528f.
- 52 Alles enthalten – darunter viele Belege aus den Monaten November und Dezember 1944 – in BAB, R43II/692b: *Deutscher Volkssturm*, Bd. 2, Bll. 1–28. Ein Eindruck von der Vielzahl heterogener Vorgänge, mit denen sich die

- Parteikanzlei in dieser Phase befasste, lässt sich gewinnen aus der Sammlung *Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP*, Bd. 1, hg. von Helmut Heiber, München 1983, Regesten, Bd. 1–2, und Bd. 2, hg. von Peter Longeric, München 1989, Regesten, Bd. 4.
- 53 *TBJG*, II/14, S. 432 (17.12.1944).
- 54 *The Bormann Letters*, hg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954, S. 148 (11.12.1944).
- 55 Siehe *TBJG*, II/14, S. 400 (12.12.1944), zur Papierknappheit.
- 56 BAB, R43II/583a, Bl. 64–64v, Reichspostminister an oberste Reichsbehörden usw. (7.11.1944).
- 57 *TBJG*, II/14, S. 146f. (3.11.1944), 191 (10.11.1944), 224 (17.11.1944), 232 (18.11.1944), 268 (24.11.1944), 308f. (1.12.1944), 444 (19.12.1944); BAB, R3/1529, Bl. 3–12, Speers Denkschrift an Hitler (6.12.1944).
- 58 *TBJG*, II/14, S. 394 (11.12.1944), 398 (12.12.1944); von Oven, S. 519 (5.12.1944), 520–23 (11.12.1944). Der Text des Erlasses findet sich in »*Führer-Erlasse*« 1939–1944, hg. von Martin Moll, Stuttgart 1997, S. 469f.
- 59 *TBJG*, II/14, S. 305 (1.12.1944).
- 60 Von Oven, S. 517 (29.11.1944); *TBJG*, II/14, S. 276 (25.11.1944).
- 61 *TBJG*, II/14, S. 317–34 (2.12.1944).
- 62 *TBJG*, II/14, S. 159f. (5.11.1944).
- 63 *TBJG*, II/14, S. 208f. (13.11.1944); von Oven, S. 511f. (12.11.1944).
- 64 Zum Film siehe David Welch, *Propaganda and the German Cinema 1933–1945*, Oxford 1983, S. 225–35.
- 65 *TBJG*, II/14, S. 310f. (1.12.1944), 345 (3.12.1944); Welch, S. 234.
- 66 *TBJG*, II/14, S. 469f. (23.12.1944). Weitere Änderungen waren erforderlich, aber die Premiere fand, wie er gehofft hatte, am 30. Januar 1945, dem zwölften Jahrestag der Machtübernahme durch Hitler, statt.
- 67 BAB, R55/601, Bl. 204, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 7.11.1944; *TBJG*, II/14, S. 192 (10.11.1944).
- 68 *TBJG*, II/14, S. 147 (3.11.1944); auch S. 310 (1.12.1944). Er räumte ein, dass die Unfähigkeit des Regimes, die Bevölkerung im Luftkrieg zu schützen, in den Augen der Öffentlichkeit seine größte Schwäche darstellte (S. 165 [6.11.1944]). Ein Beispiel hierfür ist das östlich von Aachen gelegene Düren, eine der Städte, die in diesem Krieg am stärksten von Bombenangriffen betroffen waren. Nach den Luftangriffen im Herbst waren von 9322 Gebäuden nur noch 13 unbeschädigt, und mehr als 3000 Menschen waren ums Leben gekommen (Friedrich, S. 144). Ende Dezember berichtete Himmler, die Bevölkerung dort sei »absolut feindlich und abweisend gesinnt« und der Gruß »Heil Hitler« sei so gut wie unbekannt, selbst unter den dortigen Parteifunktionären (NS 19/751, Bl. 32, Himmler an Bormann, 26.12.1944, auch in IfZ, Fa-93).

- 69 *TBJG*, II/14, S. 133 (1.11.1944), 238 (19.11.1944); Robert Grosche, *Kölner Tagebuch 1944–46*, Köln 1969, S. 52–56 (30.10.–6.11.1944); LHC, NL Dempsey, Nr. 178, T. II, S. 7f. (27.11.1944), »Total War Comes to Cologne« (Bericht eines Kriegsgefangenen, der den Luftangriff miterlebte).
- 70 *Widerstand und Verfolgung in Köln*, hg. vom Historischen Archiv der Stadt Köln, Köln 1974, S. 395f.; Detlef Peukert, *Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich*, Köln 1980, S. 103–15; *TBJG*, II/14, S. 426 (16.12.1944).
- 71 *TBJG*, II/14, S. 269 (24.11.1944).
- 72 *TBJG*, II/14, S. 192 (10.11.1944).
- 73 Margarete Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...« *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*, Bd. 3, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 437.
- 74 *TBJG*, II/14, S. 192 (10.11.1944).
- 75 *TBJG*, II/14, S. 269 (24.11.1944).
- 76 IWM, Kasten 367/35, Nachtr. I, Aussage Rohland, S. 3f. (22.10.1945).
- 77 Von Oven, S. 518 (3.12.1944). Den »Morgenthau-Plan«, den die Amerikaner im September 1944 auf der Konferenz von Quebec vorgelegt hatten, hatten die Briten (die anscheinend überraschenderweise nur wenig Interesse an seinen Vorschlägen zeigten) offenbar ohne eingehendere Erörterung angenommen. Präsident Roosevelt war zwar für einen strengen Frieden, wurde aber schließlich durch den vereinten und entschlossenen Widerstand seines Außenministers Cordell Hull und seines Kriegsministers Henry Stimson dazu überredet, vom »Morgenthau-Plan« abzurücken. – Toby Thacker, *The End of the Third Reich. Defeat, Denazification and Nuremberg, January 1944–November 1946*, Stroud 2008, S. 58–60.
- 78 Von Oven, S. 524f. (14.12.1944); *TBJG*, II/14, S. 407–13 (13.12.1944). Lebhaftige Schilderungen der entsetzlichen Zustände nach den Luftangriffen in Bochum (»eine tote Stadt«) und anderen großen Ballungsgebieten an Rhein und Ruhr enthielt ein geheimer deutscher Zensurbericht über zwischen Front und Heimat gewechselte Briefe, der den Alliierten in die Hände fiel. – NAL, FO898/187, Zusammenfassung deutscher Medienberichte, Bll. 292–95 (27.–31.12.1944).
- 79 *TBJG*, II/14, S. 408f., 412 (13.12.1944).
- 80 *TBJG*, II/14, S. 377 (8.12.1944).
- 81 Robert Ley, der Reichsorganisationsleiter der Partei, schickte Hitler, nachdem er sich im November zwei Wochen lang im Westen aufgehalten hatte, einen etwas durchwachsenen Bericht, der aber keine Hinweise auf Illoyalität enthielt. – BAB, NS 6/135, Bll. 12–17, Leys Bericht an Hitler, 30.11.1944; korrekt zusammengefasst in *TBJG*, II/14, S. 355–57 (5.12.1944).

- 82 BAB, R55/603, Bl. 513, Hauptreferat Pro.Pol. an das RPA Neustadt a.d. Weinstr. (28.II.1944).
- 83 TBJG, II/14, S. 309f., 316, 344, 382 (1.-3.I2.1944, 9.I2.1944); BAB, R55/601, Bll. 221-22, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 14.II.1944; von Oven, S. 509 (10.II.1944); *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, hg. von Wolfram Wette, Ricarda Bremer und Detlef Vogel, Essen 2001, S. 153, 160, 167 (21.II.1944, 29.II.1944, 9.I2.1944).
- 84 TBJG, II/14, S. 420 (15.I2.1944).
- 85 NS19/751, Bll. 23-25, Chef des SS-Hauptamts Gottlob Berger an Himmler, 17.II.1944 (auch in IfZ, Fa-93).
- 86 Zit. in Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 269.
- 87 BA/MA, Zsg2/2697, Bll. 64-67, Tagebucheintragungen von Julius Dufner (27.II-5.I2.1944). Zu den Bombenangriffen auf Freiburg siehe Peter Zolling, »Was machen wir am Tag nach unserem Sieg?«, in: Wolfgang Malanowski (Hg.), *1945. Deutschland in der Stunde Null*, Reinbek bei Hamburg 1985, S. 121; und insbesondere Friedrich, S. 306-11.
- 88 BfZ, Sterz-Sammlung, U'Fw. Hermann S., 6.I2.1944.
- 89 BfZ, Sterz-Sammlung, SS-Rttf. Paul S., 5.I2.1944.
- 90 BfZ, Sterz-Sammlung, SS-Rttf. Paul S., 11.II.1944. Die Propagandaämter berichteten Mitte November von einer Besserung der Stimmung bei der Zivilbevölkerung, die sie zum Teil auf die Meldungen über die V-2-Angriffe zurückführten. – BAB, R55/601, Bl. 215, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 14.II.1944.
- 91 BfZ, Sterz-Sammlung, Gefr. Michael M., 11.II.1944.
- 92 BfZ, Sterz-Sammlung, Kanonier Felix S., 10.II.1944.
- 93 LHC, NL Dempsey, Nr. 199, T. II, S. 5 (20.I2.1944), auf Englisch.
- 94 BA/MA, N712/15, NL Pollex, Kriegstagebuch, Eintragung für den 26.I2.1944. Pollex, 1898 geboren, hatte 1942 kurze Zeit als Oberquartiermeister bei der Heeresgruppe Mitte gedient, bevor er zum Generalstab des Heeres versetzt und einige Monate später zum Oberst befördert wurde. Im Dezember 1944 schickte man ihn dann nach Döberitz, wo er einen Regimentskommandeur-Lehrgang übernehmen sollte; am 6. Januar 1945 berief man ihn ab, und er wurde Stabschef beim Chef der deutschen Wehrmachtsrüstung.
- 95 Sönke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005, S. 171, 432f. (1.I.1945).
- 96 Benjamin Ziemann, »Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsfor-

- men in der Wehrmacht 1939–1945«, in: Ralf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 594; Manfred Messerschmidt, »Die Wehrmacht in der Endphase: Realität und Perzeption«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 32–33 (1989), S. 42 f. General Schörner rechtfertigte seine grausame militärische Disziplin gegenüber den ihm untergebenen befehlshabenden Offizieren in Kurland mit der Notwendigkeit, der rasch anwachsenden Zahl von Desertionen entgegenzuwirken. – BA/MA, RH 19/III/727, Bll. 49–49v, Schörner an alle seine Generäle, 5.12.1944.
- 97 Kunz, S. 267.
- 98 BA/MA, N712/15, NL Pollex, Tagebucheintragung für den 8.12.1944.
- 99 Hastings, S. 228. Major Hasso Viebig, befehlshabender Offizier der 277. Grenadier-Division, erinnerte sich vier Monate nach der Offensive in britischer Gefangenschaft an die Entschlossenheit der Soldaten, die begeistert waren, dass sie jetzt wieder vorrückten. – Neitzel, *Abgehört*, S. 200 und S. 539 Anm. 158. Siehe auch Zimmermann, S. 94, zum anfänglichen Auftrieb, den die Offensive der Moral gab.
- 100 Zum Ablauf der Offensive siehe DZW, Bd. 6, S. 128–34; DRZW, Bd. 7 (Vogel), S. 625–32, Jung, Kap. 4–7; Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1975, S. 310–12; Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, S. 805–07; Stephen B. Patrick, »The Ardennes Offensive. An Analysis of the Battle of the Bulge«, in: Nofi, S. 206–24; und Hastings, Kap. 8. Das Panzerregiment Peipers war für den Tod von insgesamt mehr als 400 amerikanischen und belgischen Gefangenen verantwortlich. – DZW, Bd. 6, S. 130. Das Massaker von Malmédy, bei dem 84 Gefangene ums Leben kamen, erörtert umsichtig Michael Reynolds, *The Devil's Adjutant. Jochen Peiper, Panzer Leader*, Staplehurst 1995, S. 88–97.
- 101 LHC, NL Dempsey, Nr. 241, T. II, S. 3 (30.1.1945), Tagebucheintragung von Lt. Behmen, 18. Volksgrenadier-Division (auf Englisch).
- 102 LHC, NL Dempsey, Nr. 217, T. II, S. 5 (6.1.1945) (auf Englisch).
- 103 BAB, R55/793, Bll. 16–18, Material für Propagandisten, Nr. 19 (11.12.1944). Derartige Propaganda hatte allerdings nur beschränkte Wirkung. Goebbels stellte Mitte Dezember fest, die Bevölkerung im Westen habe keine Angst vor den Anglo-Amerikanern, und die Bauern zögerten daher, sich evakuieren zu lassen. – TBJG, II/14, S. 402 (12.12.1944).
- 104 LHC, NL Dempsey, Nr. 246, T. II, S. 3 (4.2.1945) (auf Englisch).
- 105 BfZ, Sterz-Sammlung, Gefr. W. P., 17.12.1944.
- 106 BfZ, Sterz-Sammlung, Gefr. S. F., 17.12.1944.
- 107 BfZ, Sterz-Sammlung, Uffz. Werner F., 19.12.1944.
- 108 TBJG, II/14, S. 429, 433 (17.12.1944), 438f. (18.12.1944), 445 (19.12.1944); von Oven, S. 526–29 (17.12.1944, 20.12.1944).

- 109 Siehe den VB vom 19.12.1944, dessen Schlagzeile einfach lautete: «Deutsche Offensive im Westen».
- 110 BAB, R55/601, Bl. 249-50, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 19.12.1944. Siehe auch Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 316f.
- 111 *TBJG*, II/14, S.450 (20.12.1944), sowie, immer noch im gleichen Ton, S. 468 (23.12.1944).
- 112 *Das letzte halbe Jahr*, S. 183, Bericht für den Zeitraum 18.-24.12.1944 (2.1.1945).
- 113 NAL, F0898/187, Zusammenfassung deutscher Medienberichte, Bl. 315 (18.-26.12.1944).
- 114 *TBJG*, II/14, S.452 (20.12.1944).
- 115 *DRZW*, Bd. 7 (Vogel), S. 631.
- 116 IWM, Kasten 367/27, S. 7, Verhörberichte Ministerium Speer, Aussage Saur, 11.-13.6.1945. Nach Angaben von Rudolf Semmler, dem Adjutanten von Goebbels, wurde die Offensive am 21. Dezember «bereits als ausgemachter Fehlschlag angesehen». – Rudolf Semmler, *Goebbels – the Man Next to Hitler*, London 1947, S. 171 (21.12.1944).
- 117 Speer, S.425.
- 118 Guderian, S. 345.
- 119 *DRZW*, Bd.7 (Vogel), S. 629; Hastings, S. 261.
- 120 *DZW*, Bd. 6, S. 133 sowie S. 137 zu den folgenden Zahlen.
- 121 *TBJG*, II/14, S.486f. (29.12.1944). Sechs Tage zuvor (S.469 [23.12.1944]) hatte er eine «etwas kritischere Lage» eingeräumt und am 28.12.1944 (S.480f.) eine Verschlechterung registriert. Propagandaagenten der Wehrmacht in Berlin erwähnten um diese Zeit auch die Zuversicht der von der Front heimkehrenden Soldaten, deuteten allerdings an, dass die Begeisterung in der Heimat nachgelassen habe. – *Das letzte halbe Jahr*, S. 193, Bericht für den Zeitraum 25.-31.12.1944 (3.1.1945).
- 122 *TBJG*, II/14, S. 500 (31.12.1944).
- 123 BA/MA, MSg2/2697, Tagebuch von Leutnant Julius Dufner, Bl. 78 (1.1.1945).
- 124 BAB, R55/612, Echo zur Führerrede, zusammenfassender Bericht an Goebbels, Bl. 22-23, 2.1.1945; BH. 17-102 zu Antworten von Propagandaämtern auf Bitten um Informationen über die Aufnahme der Rede Hitlers wie auch der von Goebbels gehaltenen Rede, 1.-2.1.1945.
- 125 Text der Rede in: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*, hg. von Max Domarus, Wiesbaden 1973, S. 2179-85.
- 126 BHSa, Minn 72417, ungezählt, 28.11.1944-5.1.1945.
- 127 BAB, R43II/1648, Bl. 20, Lammers an oberste Reichsbehörden, 17.12.1944.

- 128 *TBJG*, II/14, S.282 (27.11.1944), 328f. (2.12.1944), 370-72 (7.12.1944); David Irving, *Göring*, München/Hamburg 1987, S. 655f., 697f.
- 129 Michael Bloch, *Ribbentrop*, London 1994, S.418f.
- 130 Ronald Smelser, *Robert Ley. Hitlers Mann an der Arbeitsfront. Eine Biographie*, Paderborn 1989, S. 278.
- 131 *The Bormann Letters*, S. 152 (26.12.1944), 158 (1.1.1945).
- 132 Felix Kersten, *The Kersten Memoirs 1940-1945*, London 1956, S. 238f. (10.12.1944); BAB, NS19/3912, Bl. 115, Berger an Himmler, zu Gerüchten, Himmler sei in Ugnade gefallen (21.12.1944). Himmler war im November zum Oberbefehlshaber Oberrhein ernannt worden. Als Befehlshaber des Ersatzheers und Chef der deutschen Polizei war Himmler, so glaubte man, in einer guten Position, um ein provisorisches Heer als Verteidigungstruppe aufzustellen, das der deutschen 19. Armee dabei helfen sollte, den alliierten Vorstoß nach dem Elsass abzuwehren. Bei der neu geschaffenen Heeresgruppe Oberrhein, die in einem Gebiet zwischen dem Schwarzwald und der Schweizer Grenze stationiert war, handelte es sich um eine zusammengewürfelte Truppe, die aus Versprengten, Volksgrenadiern und Flakeinheiten, Grenzpolizisten, nicht deutschen Bataillonen aus dem Osten und Volkssturmmännern bestand. Mit seiner Weigerung, sein Hauptquartier im Schwarzwald zu verlassen, schuf Himmler ein Vakuum, das Intrigen im Führerhauptquartier begünstigte, an denen möglicherweise Bormann und einige unzufriedene einflussreiche SS-Führer beteiligt waren. – Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*, Gütersloh 1967, S. 509-12; Peter Padfield, *Himmler. Reichsführer-SS*, London 1990, S. 546, 554-56. Berger bat Himmler, seine Aktivitäten als Oberbefehlshaber Oberrhein abzukürzen und ins Führerhauptquartier zurückzukehren. Seine Bitte kam, so erklärte er, «nicht nur aus der von gewissen Seiten mit aller Energie geförderten Gerüchtebildung – Reichsführer-SS ist in Ugnade, die Wehrmachtrichtung – Keitel – hat doch gesiegt –, sondern weil ich spüre, dass, wenn Reichsführer-SS nicht im Hauptquartier ist, unsere politische Arbeit, als die Grundlage von allem, unerhört leidet». Himmler antwortete am 29. Dezember (Bl. 116) über seinen persönlichen Adjutanten, SS-Standartenführer Rudolf Brandt, und erklärte, es werde nicht mehr lange dauern, bis er das Kommando über die Heeresgruppe Oberrhein in andere Hände legen könne, und er werde vielleicht Gelegenheit finden, kurz mit Berger über die Angelegenheit zu sprechen. «Brieflich und auch telefonisch», fügte er kryptisch hinzu, «eignet sich dieses Thema nicht.» Himmlers kurzfristige Tätigkeit als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Oberrhein im Rahmen der schwachen und kurzen deutschen Offensive im Elsass im Januar endete mit einem Misserfolg. Doch was immer es für Gerüchte gegeben hatte, sein Ansehen bei Hitler war dadurch offensichtlich nicht infrage gestellt. Wie



- Goebbels schreibt, war Hitler mit der Arbeit des Reichsführers »außerordentlich zufrieden«. – Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 736f.
- 133 TBJG, II/14, S. 497f. (31.12.1944); von Oven, S. 529f. (26.12.1944), 534–36 (28.12.1944).
- 134 Speer, S. 425–27.
- 135 NAL, WO204/6384, Interview mit SS-Obergruppenführer Wolff, Bl. 2, 15.6.1945.
- 136 Guderian, S. 347–49. Es ist die Meinung vertreten worden, »das Fatale der Ardennen-Offensive [habe] in der indirekten Schwächung der Ostfront« gelegen, da sie Truppen gebunden habe, die für die Verteidigung gegen die Rote Armee benötigt wurden. – Heinz Magenheimer, *Die Militärstrategie Deutschlands 1940–1945. Führungsentschlüsse, Hintergründe, Alternativen*, München 21997, S. 307. Jung, S. 201, weist jedoch darauf hin, dass die Verlegung erschöpfter Wehrmachtseinheiten in den Osten selbst dann nicht ausgereicht hätte, um die sowjetische Offensive aufzuhalten, wenn sich die Ardennenoffensive als erfolgreicher erwiesen hätte. Siehe auch Henke, S. 342.
- 137 DZW, Bd. 6, S. 135; Warlimont, S. 521–24; IfZ, Nbg.-Dok. PS-1787, Jodls Notizen zu Hitlers Anweisungen, 22.12.1944 (in der Dokumentation der Nürnberger Prozesse nicht abgedruckt).
- 138 Jung, S. 229 (Tagebuch Kreipe, 2.11.1944).
- 139 Nicolaus von Below, *Als Hitlers Adjutant 1937–45*, Mainz 1980, S. 398.

### Kapitel fünf: Katastrophe im Osten

- 1 Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 346.
- 2 Ebd.
- 3 DZW, Bd. 6, S. 498f.
- 4 Ebd., S. 503, 509; DRZW, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 498, 502–04, 531; John Erickson, *The Road to Berlin*, London 2003, S. 449.
- 5 Ebd., S. 447–49.
- 6 Siehe Walter Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht*, Frankfurt am Main 1962, S. 227–37.
- 7 Jürgen Förster, »The Final Hour of the Third Reich. The Capitulation of the Wehrmacht«, in: *Bulletin of the International Committee for the History of the Second World War* 27/28 (1995), S. 76f.
- 8 IfZ, Nbg.-Dok. PS-1787, Jodls »Notizen zum Kriegstagebuch«, »Lage am 22.1.1945« (23.1.1945), nicht in den veröffentlichten Prozessdokumenten abgedruckt. Wie Goebbels schreibt, hatte für Hitler der Besitz von Erdöl

- oberste Priorität, danach die Kohle und dann eine funktionierende Rüstungsindustrie. – *TBJG*, II/15, S. 218 (25.1.1945). Den Benzinbedarf des Reiches befriedigte Ungarn zu etwa 22 Prozent und den Dieselbedarf zu 11 Prozent. – Heinrich Schwendemann, »Strategie der Selbstvernichtung. Die Wehrmachtführung im ›Endkampf‹ um das ›Dritte Reich‹«, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 226.
- 9 Guderian, S. 346–51, 357f.
- 10 Erich von Manstein, *Verlorene Siege*, Bonn 1958, S. 618; *DRZW*, Bd. 9/1 (Förster), S. 605.
- 11 Schwendemann, »Strategie«, S. 231.
- 12 Die Särge Hindenburgs und seiner Ehefrau wurden zunächst nach Potsdam in die Garnisonskirche transportiert und kurz darauf heimlich an einen sichereren Ort, in ein Salzbergwerk in der Nähe der thüringischen Kleinstadt Bernterode, überführt. Am 27. April fanden die Amerikaner dort die Särge, auf die mit roter Kreide die Namen gekritzelt waren, und im Mai brachten sie sie nach Marburg, wo der ehemalige Reichspräsident und seine Ehefrau schließlich im August 1946 unauffällig bei Nacht erneut bestattet wurden. – Anna von der Goltz, *Hindenburg. Power, Myth, and the Rise of the Nazis*, Oxford 2009, S. 193–96.
- 13 Heinrich Schwendemann, »Das Kriegsende in Ostpreußen und in Südbaden im Vergleich«, in: Bernd Martin (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse – Auswirkungen – Reflexionen*, Freiburg 2006, S. 96.
- 14 Wenn nicht anders angegeben, beruht die hier gegebene Schilderung des Ablaufs der militärischen Ereignisse auf *DZW*, Bd. 6, S. 498–517; *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 491–542, 568 ff.; *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße*, Bd. 1–2, hg. von Theodor Schieder et al., München 1984, Bd. 1, S. 16E–23E; Erickson, Kap. 7; Guderian, S. 353 ff.; Brian Taylor, *Barbarossa to Berlin. A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud 2004, S. 267–79; Heinz Magenheimer, *Die Militärstrategie Deutschlands 1940–1945. Führungsentschlüsse, Hintergründe, Alternativen*, München 21997, S. 307–14; Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944–1945*, London 2004, Kap. 9–10; und Antony Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002, Kap. 3–4.
- 15 Ralf Meindl, *Ostpreußens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Osnabrück 2007, S. 435–38; Kurt Dieckert und Horst Grossmann, *Der Kampf um Ostpreußen. Ein authentischer Dokumentarbericht*, München 1960, S. 119f.
- 16 Hastings, *Armageddon*, S. 322f.

- 17 Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944–1945. The Darkest Hour*, Brighton und Portland, Ore., 2009, S. 320 Anm. 168; Meindl, S. 441f.
- 18 Ebd., S. 445. Nach Angaben von Noble, S. 210, zog Koch zunächst in die komfortable Umgebung eines Hotels in Pillau um, das dann aber einige Tage später ausgebombt wurde. Siehe auch Isabel Denny, *The Fall of Hitler's Fortress City. The Battle for Königsberg, 1945*, London 2007, S. 201f. Anfang Februar verlegte Koch seinen Stab nach Heiligenbeil, wo er dabei helfen sollte, die Evakuierung von Flüchtlingen über das zugefrorene Haff zu organisieren. – Meindl, S. 447.
- 19 Heinrich Schwendemann, »Endkampf und Zusammenbruch im deutschen Osten«, in: *Freiburger Universitätsblätter* 130 (1995), S. 19; Hans Graf von Lehndorff, *Ostpreussisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945–1947*, München 1967, S. 18 (23.1.1945), 40 (7.2.1945).
- 20 Einige von zahlreichen Beispielen in Edgar Günther Lass, *Die Flucht. Ostpreußen 1944/45*, Bad Nauheim 1964, S. 85–87.
- 21 Lehndorff, S. 24f. (28.1.1945).
- 22 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 28 (Aussage aus dem Jahr 1951).
- 23 Christian Tilitzki, *Alltag in Ostpreußen 1940–1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940–1945*, Leer 1991, S. 300–04 (Bericht des Generalstaatsanwalts, 18.1.1945). Siehe auch Heinrich Schwendemann, »Tod zwischen den Fronten«, in: *Spiegel Special* 2, Hamburg 2002, S. 46. Gauleiter Koch legte den Justizbehörden nahe, die Plünderungen unter diesen Umständen pragmatisch zu behandeln. Lehndorff, S. 27 (29.1.1945), beschreibt seine Verzweiflung über die Plünderungen in seinem Feldlazarett nach einem Bombenangriff; siehe auch S. 28f. (30.1.1945). In späteren Darstellungen wurden die Plünderungen von Wohnungen in Königsberg gelegentlich heruntergespielt, und man betonte die strengen Strafen für »Plünderer«. – Hans-Burkhard Sumowski, *Jetzt war ich ganz allein auf der Welt«. Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg 1944–1947*, München 2009, S. 61.
- 24 Schwendemann, »Tod zwischen den Fronten«, S. 44f.
- 25 Denny, S. 199.
- 26 Lehndorff, S. 18 (23.1.1945).
- 27 Beevor, *Berlin 1945*, S. 51.
- 28 Dieckert und Grossmann, S. 129; Lehndorff, S. 39 (7.2.1945).
- 29 Lehndorff, S. 19, 21 (24., 26.1.1945).
- 30 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 144–46.
- 31 Lehndorff, S. 23 (27.1.1945).
- 32 DRZW, Bd. 10/1 (Rahn), S. 272; Schwendemann, »Endkampf«, S. 20.
- 33 Lass, S. 246ff.

- 34 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 79 (Aussage aus dem Jahr 1952).
- 35 Schwendemann, »Endkampf«, S. 20.
- 36 Franz W. Seidler und Alfred M. de Zayas (Hg.), *Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert*, Hamburg 2002, S. 220. Anschauliche Schilderungen der Massenflucht aus Ostpreußen und der Zustände in der Provinz bietet die nur wenige Jahre nach den Ereignissen abgefasste Darstellung von Jürgen Thorwald, *Es begann an der Weichsel. Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, München 1995 (1. Aufl. 1949), S. 123–99; ebenso auch Guido Knopp, *Die große Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen*, München 2001, S. 57–85. Eine gute Beschreibung der entsetzlichen Trecks liefert Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, London 2009, Kap. 4.
- 37 Manfred Zeidler, *Kriegsende im Osten. Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neiße*, München 1996, S. 135–38.
- 38 Ebd., S. 140f.
- 39 Schwendemann, »Endkampf«, S. 22.
- 40 Einige von zahlreichen Beispielen in *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 194, 297; Bd. 2, S. 159–64, 224–34; Lass, S. 87, 121.
- 41 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 266.
- 42 Barbara Johr, »Die Ereignisse in Zahlen«, in: Heike Sander/Barbara Johr (Hg.), *Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992, S. 47f., 58f.
- 43 Die obige Darstellung des Elends der ostpreußischen Flüchtlinge beruht, wenn nicht anders angegeben, auf *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 33E–41E, 60Eff., 79Eff., sowie auf den Berichten, S. 21–154. Zahlen zu den Deportationen von Deutschen in *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 83E, und in Schwendemann, »Endkampf«, S. 24 (der einen Schätzwert von bis zu 400 000 nennt). Eine Reihe späterer eindrucksvoller mündlicher Berichte ist wiedergegeben in Hastings, S. 319ff.
- 44 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 26E–32E, 345–404. Siehe auch Noble, S. 204, zur Weigerung des Gauleiters Emil Stürtz, eine vorsorgliche Evakuierung zu gestatten.
- 45 BfZ, Sammlung Sterz, Pfarrer Heinrich M., 28.1.1945, nennt das Beispiel der Fabrik für synthetischen Treibstoff in Blechhammer und Heydebreck (Oberschlesien). Der riesige Industriekomplex von Blechhammer bei Cosel, etwa 75 Kilometer von Auschwitz entfernt, beschäftigte in seiner aktivsten Zeit etwa 30 000 Arbeiter, darunter kurz vor der Evakuierung im Januar 1945 fast 4000 Häftlinge eines Außenlagers, das zu Auschwitz III (Monowitz) gehörte. Zu Blechhammer siehe Ernest Koenig, »Auschwitz III – Blechhammer. Erinnerungen«, in: *Dachauer Hefte* 15 (1999), S. 134–52; und Andrea Rudorff, »Blechhammer (Blachownia)«, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.), *Der*

- Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 5, München 2007, S. 186-91. Eine Woche zuvor hatte Speer in einem Bericht für Hitler die Bedeutung der in diesem Werk angesiedelten Produktion von Flugzeugtreibstoff betont, «in diesem Schicksalskampf» die Konzentration der gesamten Luftwaffe zum Schutz des Betriebes gefordert und den «Führer» um Stellungnahme in dieser Angelegenheit gebeten. Den Werken hatte er am gleichen Tag mitgeteilt, er und Generaloberst Schörner würden entscheiden, wann der Betrieb der Fabrik eingestellt werden sollte, allerdings nur auf eine Weise, die die Inbetriebnahme durch die Sowjets für zwei bis drei Wochen unmöglich machen würde. – BAB, R3/1545, Bl. 3-7, Speer an von Below, zur sofortigen Vorlage beim Führer; Speer an Werke Blechhammer und Heydebreck, beide 21.1.1945.
- 46 Schwendemann, «Tod zwischen den Fronten», S. 44.fünf
- 47 Paul Peikert, «*Festung Breslau*» in *den Berichten eines Pfarrers, 22. Januar bis 6. Mai 1945*, hg. von Karol Jonca und Alfred Konieczny, Wrocław 1993, S. 29; BfZ, Sammlung Sterz, Pfarrer Heinrich M., 28.1.1945; Knopp, *Die grosse Flucht*, S. 158. Diejenigen, denen es gelang, einen Platz in einem Zug zu finden, hatten dann die lange und beschwerliche Reise in bitterer Kälte vor sich. Einige Flüchtlinge kamen in Dresden mit Kindern an, die unterwegs erfroren waren; sie mussten Bahnangestellte um Pappkartons als Särge bitten. – Reinhold Maier, *Ende und Wende. Das schwäbische Schicksal 1944-1946. Briefe und Tagehuchaufzeichnungen*, Stuttgart/Tübingen 1948, S. 172 (5.3.1945).
- 48 *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 51f.-59f., 405-77; Friedrich Grieger, *Wie Breslau fiel...*, Metzgingen 1948, S.7f.; Ernst Hornig, *Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt*, München 1975, S. 18f.; Peikert, S. 29-31; Knopp, *Die grosse Flucht*, S. 158-62; Noble, S. 202; Sebastian Siebel-Achenbach, *Lower Silesia from Nazi Germany to Communist Poland, 1942-49*, London 1994, S. 60f., 72-74 (die Zahl derer, die man zwang, in Richtung Kanth, 25 Kilometer südwestlich von Breslau, zu marschieren, wird hier mit 60'000 angegeben, von denen schätzungsweise 18'000 ums Leben kamen, und die Zahl der in der Stadt eingeschlossenen Zivilisten mit 150'000-180'000).
- 49 Hastings, S. 328-32. Da nicht klar ist, wie viele Menschen tatsächlich an Bord waren, lässt sich die Zahl der Todesopfer nicht mit Sicherheit bestimmen. Die Schätzungen variieren stark. Dieckert/Grossmann, S. 130f., nennen 904 Überlebende von 5'000; Seidler/de Zayas, S. 222, geben an, es seien 6'600 Menschen an Bord gewesen, von denen 1'200 gerettet wurden. Guido Knopp, *Der Untergang der Gustloff*, München 2008, S. 9,156, geht von nicht weniger als 9'000 Todesopfern aus und nimmt an (S. 12), dass bei diesem und anderen Schiffsuntergängen in den letzten Kriegsmonaten bis zu 40'000 Flüchtlinge ums Leben kamen. Michael Schwartz akzeptiert in *DRZW*, Bd. 10/2, S. 591,

- ebenfalls eine Zahl von 9000 Toten, halbiert aber die Zahl der Flüchtlinge, die maritimen Katastrophen zum Opfer fielen, auf 20000. Ein Besatzungsangehöriger, der dafür verantwortlich war, die Passagiere zu überprüfen, die an Bord der *Gustloff* gingen, behauptete, die letzte Zahl bei den Überprüfungen habe 7956 betragen. Das war 20 Stunden, bevor die *Gustloff* in See stach, und einer Schätzung zufolge wurden danach noch weitere 2000 Passagiere an Bord gelassen, sodass die Gesamtzahl der Menschen auf dem Schiff einschließlich der Besatzung über 10000 betrug. – Knopp, *Die große Flucht*, S. 104. Denny, S. 202 f., rechnet damit, dass 996 von 9000 Menschen gerettet wurden. Nach Bessel, S. 75, betrug die Zahl der Geretteten 1239 von mehr als 10000. Bevor, *Berlin 1945*, S. 65, schätzt die Zahl der Toten auf 6600 bis 9000. Zwei der nachfolgenden schlimmen Katastrophen ereigneten sich ganz kurz vor Kriegsende: Nach einem britischen Luftangriff sanken vor Lübeck die *Thielbek* (von 2800 Menschen an Bord überlebten nur 50) und die *Cap Arcona* (auf der 4250 von 6400 Menschen umkamen). Bei den Opfern handelte es sich fast ausnahmslos um Häftlinge, die beim Herannahen britischer Truppen von ihren SS-Bewachern aus dem Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg evakuiert worden waren. – David Stafford, *Endgame 1945. Victory, Retribution, Liberation*, London 2007, S. 291–301.
- 50 Die Parteiführung von Pommern unter Gauleiter Franz Schwede-Coburg hatte wie in anderen Gebieten die Not der Bevölkerung dadurch verschärft, dass sie sich weigerte, rechtzeitig eine Evakuierung anzuordnen. – Noble, S. 205–08.
- 51 Zum Obigen siehe, sofern nicht anders angegeben, *Die Vertreibung*, S. 41E–51E, 155–201.
- 52 Bevor, *Berlin 1945*, S. 500f.
- 53 Andreas Kossert, »Endlösung on the Amber Shore«. The Massacre in January 1945 on the Baltic Seashore – a Repressed Chapter of East Prussian History«, in: *Leo Baeck Year Book* 40 (2004), S. 3–21 (Zitate S. 15–17); und Andreas Kossert, *Damals in Ostpreußen. Der Untergang einer deutschen Provinz*, München 2008, S. 148–53; Schmuël Krakowski, »Massacre of Jewish Prisoners on the Samland Peninsula – Documents«, in: *YVS* 24 (1994), S. 349–87; Reinhard Henkys, »Ein Todesmarsch in Ostpreußen«, in: *Dachauer Hefte* 20 (2004), S. 3–21; der Augenzeugenbericht eines ehemaligen Angehörigen der Hitlerjugend, der an den Gräueln beteiligt gewesen war, Martin Bergau, »Tod an der Bernsteinküste: Ein NS-Verbrechen in Ostpreußen«, in: Elke Fröhlich (Hg.), *Als die Erde brannte. Deutsche Schicksale in den letzten Kriegstagen*, München 2005, S. 99–112; der 1952 verfasste Bericht des ehemaligen Landrats des Kreises Samland in *Die Vertreibung*, Bd. 1, S. 136; Martin Bergau, *Der Junge von der Bernsteinküste. Erlebte Zeitgeschichte 1938–1948*, Heidelberg 1994, S. 108–15, 249–75; und Daniel Blatman, *Die Todesmärsche 1944/45*.

- Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, Reinbek bei Hamburg 2011, S. 192-205. Diese schreckliche Episode beschreibt auch Nicholas Stargardt, «Maikäfer flieg!». *Hitlers Krieg und die Kinder*, München 2006, S. 331-33. Die Mehrzahl der Augenzeugenberichte stimmt zwar darin überein, dass die Massenerschießungen in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar stattfanden, einige lassen allerdings darauf schliessen, dass sie etwas später stattfanden. – Henkys, S. 16. Bergau und (auf seine Darstellung gestützt) Kossert rechnen mit nicht mehr als 15 Überlebenden; hingegen nennt Blatman unter Berufung auf die Schlussfolgerungen, zu denen das Gericht gelangte, das 1967 gegen einen der Täter verhandelte und ihn verurteilte, eine geschätzte Zahl von etwa 200.
- 54 VB, süddeutsche Ausgabe, 15.1.1945; *Die Wehrmachtberichte 1939-1945*, Bd. 3: *1. Januar 1944 bis 9. Mai 1945*, München 1989, S.402 (15.1.1945).
- 55 Das registrierten die Briten beim Sichten der deutschen Presse: NAL, F0898/187, Bll. 222-24, «Zusammenfassung deutscher Sendungen für Deutschland und Kommentare hierzu, 14.8.1944-7.5.1945».
- 56 BAB, R5 5/601, Bll. 272-76, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht (24.1.1945).
- 57 BStA, MA 106696, Bericht des RPvNB/OP, 9.2.1945.
- 58 BAB, R55/793, Bll.7-8, «Material für Propagandisten, Nr. 25: Betr. Bolschewistische Greuel», 16.1.1945.
- 59 *TBJG*, II/15, S. 190 (23.1.1945), 216 (25.1.1945). Anfang Februar hatte sich Goebbels die Sache anders überlegt. Jetzt hielt er es für wichtig, die bolschewistischen Gräueltaten herauszustreichen, und war nicht der Ansicht, dass ihre öffentliche Behandlung zu Panik führen werde. – *TBJG*, II/15, S. 322f. (6.2.1945).
- 60 BStA, MA 106696, Bericht des RPvNB/OP, 10.3.1945. Der in Berlin stationierte Oberst Curt Pollex stellte fest, die von der deutschen Propaganda ausgeschlachteten sowjetischen Gräueltaten verursachten «volle Panik». – BA/MA, N712/15, NL Pollex, Auszüge aus Briefen, Bl. 14, 23.1.1945. Zu der von Flüchtlingen verbreiteten Panikstimmung und der Angst vor den Russen siehe auch Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2: *Tagebücher 1942-1945*, hg. von Walter Nowojski und Hadwig Klemperer, Darmstadt 1998, S.645f., 649-60 (25.1.1945, 29.1.1945).
- 61 VB, süddeutsche Ausgabe, 9.2.1945.
- 62 BfZ, Sammlung Sterz, Josef E., 21.1.1945.
- 63 Jörg Echternkamp, *Kriegsschauplatz Deutschland 1945. Leben in Angst – Hoffnung auf Frieden. Feldpost aus der Heimat und von der Front*, Paderborn 2006, S. 138 f. (28.1.1945) und S. 268 Anm. 282-86. Der Brief wurde mit dem Vermerk zurückgeschickt: «Zurück; neue Anschrift abwarten.» Ob der Soldat überlebte, ist nicht bekannt.

- 64 BStA, MA106695, Bericht des RPvOB, 9.2.1945.
- 65 BStA, MA106696, Bericht des RPvOB/MF, 8.2.1945.
- 66 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942-1945*, München 1981, S.228 (25.1.1945), 229 (30.1.1945).
- 67 Ruth Andreas-Friedrich, *Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch*, München 1962, S. 124 (22.1.1945).
- 68 LHC, NL Dempsey, Nr. 219, T. II, S.9 (auf Englisch).
- 69 IWM, Memoiren von P. E v. Stemann, S. 193.
- 70 *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, hg. von Wolfram Wette, Ricarda Bremer und Detlef Vogel, Essen 2001, S.219f., 229 (23.1.1945, 2.1945).
- 71 Andreas-Friedrich, S. 126 (31.1.1945).
- 72 *Das letzte halbe Jahr*, S. 219 (23.1.1945), S. 228f. (1.2.1945).
- 73 IWM, Memoiren von P. E. v. Stemann, S. 197.
- 74 *Das letzte halbe Jahr*, S.215f. (7.2.1945).
- 75 Echternkamp, S. 129 (20.1.1945).
- 76 IWM, Memoiren von P. E| v. Stemann, S. 200.
- 77 IWM, «Aus deutschen Urkunden 1935-1945», unveröffentlichte Dokumentation, o.J. (ca. 1945/46), S. 66f., 276-78.
- 78 *Das letzte halbe Jahr*, S. 228 (22.1.1945), 236 (7.2.1945).
- 79 BfZ, Sammlung Sterz, Gisela K., 3.2.1945.
- 80 BfZ, Sammlung Sterz, Luise G., 3.2.1945.
- 81 Heinrich Breloer (Hg.), *Mein Tagebuch. Geschichte vom Überleben 1939-1947*, Köln 1984, S. 228 (27.1.1945).
- 82 Eine gute Darstellung det Verhältnisse in einer einzelnen Region bietet Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 304-12.
- 83 BfZ, Sammlung Sterz, Gefr. Heinrich R., 23.1.1945.
- 84 BfZ, Sammlung Sterz, Sold. Willy E, 30.1.1945.
- 85 BfZ, Sammlung Sterz, Fw. Hugo B., 2.2.1945.
- 86 BfZ, Sammlung Sterz, Lt. Thomas S., 23.1.1945.
- 87 BfZ, Sammlung Sterz, Hptm. Emerich P., 20.1.1945.
- 88 BfZ, Sammlung Sterz, Uffz. Hans —, 24.1.1945.
- 89 BfZ, Sammlung Sterz, O'Öefr. Otto L., 24.1.1945.
- 90 BfZ, Sammlung Sterz, Gren. Kurt M., 30.1.1945.
- 91 Zit. in Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 243; zu rassistischer} Stereotypen siehe auch S. 269 f.
- 92 BA/MA, MSg2/2697, Bl. 88, Tagebuch von Leutnant Julius Dufner, 25.1.1945.



- 93 NAL, WO219/1587, Bl. 860, SHAEF, Kommission für heerespsychologische Forschung, Denkschrift 45/03/12, Januar 1945.
- 94 Kunz, S. 299f.
- 95 BA/MA, N245/3, NL Reinhardt, »Kalenderblätter 1945«, Bl. 81 (14.1.1945); N245/2, Briefe, Bl. 41 (15.1.1945); N245/15, Generalleutnant Otto Heidkämper (ehemaliger Stabschef der Heeresgruppe Mitte), »Die Schlacht um Ostpreußen« (1953), Bl. 32; Guderian, S. 347f.; DRZW, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 536f.
- 96 BA/MA, N245/3, NL Reinhardt, »Kalenderblätter 1945«, Bl. 82 (16.–17.1.1945); N245/15, Heidkämper, Bll. 40–43.
- 97 BA/MA, N245/2, NL Reinhardt, Briefe, Bl. 41 (19.1.1945).
- 98 BA/MA, N245/2, NL Reinhardt, Briefe, Bl. 41 (20.1.1945).
- 99 BA/MA, N245/2, NL Reinhardt, Briefe, Bl. 41v (21.1.1945); N245/3, NL Reinhardt, »Kalenderblätter 1945«, Bll. 82–83 (20.–21.1.1945); N245/15, Heidkämper, Bll. 53–57.
- 100 Die obige Darstellung stützt sich, sofern nicht anders angegeben, auf BA/MA, N245/3, NL Reinhardt, »Kalenderblätter 1945«, Bll. 83–84 (22.–27.1.1945); N245/2, NL Reinhardt, Briefe, Bll. 41–42 (22.1.1945, 26.1.1945); N245/15, Heidkämper, Bll. 68–72, 76–87; N24/39, »Erinnerungen von General d. I. a. D. Friedrich Hoßbach«, Typoskript (Mai–Juli 1945), S. 45f., 68. Siehe auch Friedrich Hoßbach, *Die Schlacht um Ostpreußen*, Überlingen 1951, S. 51–73; Guderian, S. 363f.; Dieckert und Grossmann, S. 94f., 110–18; DZW, Bd. 6, S. 511.
- 101 Beispielsweise BA/MA, RH/21/3/730, Bll. 3–6, »Auskünfte Gen. Major Mueller-Hillebrand (Chef des Stabes) über den Einsatz der 3. Pz. Armee in Ostpreußen, Sept. 1944–Feb. 1945« (1955); »Auszug aus einem Bericht von Oberst i.G. Mendrzyk O.Qu. bei der 3. Panzer-Armee«.
- 102 Zitiert in Schwendemann, »Das Kriegsende in Ostpreußen«, S. 98.
- 103 Schwendemann, »Tod zwischen den Fronten«, S. 43. Ich bin Dr. Schwendemann außerordentlich dankbar für den Verweis auf die Quelle dieser Kommentare, BA/MA, RH20–4/617, ungezählt, Notizen über Ferngespräche 14.1.–25.1.1945, Gesprächsnotizen vom 24.1.1945 (Hoßbach redete an diesem Tag um 16.00 Uhr vor führenden Offizieren, und mit Reinhardt sprach er dann am gleichen Tag um 22.15 Uhr). Dr. Jürgen Förster danke ich sehr für die Beschaffung einer Kopie dieses Dokuments.
- 104 BA/MA, N712/15, NL Pollex, Auszüge aus Briefen, Bl. 12, 22.1.1945.
- 105 N24/39, NL Hoßbach, »Erinnerungen«, S. 46f.; Hoßbach, S. 70. Dass Rendulić keinen vollständigen Überblick über die Lage in Ostpreußen hatte, als er dort eintraf, scheint klar zu sein. Er war von Hitler erst am 17. Januar zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Kurland ernannt wor-

- den und hatte nicht mehr als zwölf Stunden in Kurland verbracht, als ihm am 26. Januar plötzlich mitgeteilt wurde, dass er das Kommando über die Heeresgruppe Nord zu übernehmen habe, die in Ostpreussen eingeschlossen war. – Lothar Rendulic, *Gekämpft, gesiegt, geschlagen*, Wels 1952, S.331f., 336.
- 106 Guderian, S. 363 f. Rendulic, S. 337-55, liefert eine Darstellung der gut sechs Wochen, die er bis zum 12. März als Oberbefehlshaber in Ostpreussen verbrachte. Zur Entlassung Hossbachs finden sich hier (S. 343) allerdings nur einige wenige belanglose Zeilen.
- 107 Guderian, S. 358.
- 108 Hastings, S. 283; Roland Kaltenegger, *Schörner. Feldmarschall der letzten Stunde*, München/Berlin 1994, S. 265 f.; Siebel-Achenbach, S. 59, 71 f. Ursprünglich hatte Hitler die Absicht gehabt, Generalfeldmarschall Model das Kommando zu Übertragen. Es wurde jedoch entschieden, dass er im Westen unabhkömmlich sei, und so ging der Befehl an Schörner. – *TBJG*, II/1 5, S. 135 (16.1.1945), 138 (17.1.1945).
- 109 Zitiert in *DRZW*, Bd. 10/2, S. 39 (Kunz).
- 110 BA/MA, N60/74, NL Schörner, «Tragödie Schlesien, März 1945», Bl. 2 (1958).
- 111 BAB, NS6/353, 157-158, Bormann, Bekanntgabe 28/45, Ungehorsam und falsche Meldungen, mit dem Befehl Keitels im Anhang; siehe auch *IfZ*, Fa. 91/4, Bl. 1069.
- 112 Über die Verleihung des Kommandos an Himmler war nach Goebbels' Angaben im Prinzip anscheinend schon einige Tage zuvor entschieden worden, da man meinte, es sei «eine starke Hand nötig», um aus den Verbänden, die aus den Vormarschräumen der Sowjets zurückfluteten, wieder «feste Kampfkontingente zu machen». Goebbels schlug sogar vor, Himmler zum Oberbefehlshaber des Heeres zu ernennen, um Hitler von dieser Aufgabe zu entlasten, aber so weit wollte Hitler nicht gehen und erklärte, Himmler müsse sich erst in der Einsatzleitung bewähren, 1 *TBJG*, II/15, S. 165 (20.1.1945), 281 (22.1.1945), 195 (23.1.1945).
- 113 *DZW*, Bd. 6, S. 513.
- 114 IWM, F0645/155, Verhöre Karl Dönitz, 30.9.1945, S. 5; 2.10.1945, 8.2 (auf Englisch).
- 115 *IfZ*, ZS1810, Bd. II, Bl. 54, Interview Dönitz mit Barry Pree, 18.11.74.
- 116 *Zit.* in Schwendemann, «Endkampf», S. 20; siehe auch Schwendemann, «Tod zwischen den Fronten», S.45.
- 117 Als Goebbels am 27. Januar mit Göring sprach, fand er ihn «fast defaitistisch» und «deprimiert», zugleich aber noch voller Hoffnung, Hitler werde versuchen, eine politische Lösung zu finden. – *TBJG*, II/15, S.251f. (28.1.1945).

- 118 DZW, Bd. 6, S. 572.  
 119 DRZW, Bd. 9/1 (Heinemann), S. 884.  
 120 Ebd., S. 882.  
 121 DRZW, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 559.  
 122 DZW, Bd. 6, S. 575, 591.  
 123 David K. Yelton, *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944-1945*, Lawrence, Kan., 2002, S. 131.  
 124 Zit. in DZW, Bd. 6, S. 513.  
 125 DZW, Bd. 6, S. 513f.

### Kapitel sechs: Der Terror kommt heim ins Reich

- 1 Zu einer ähnlichen Interpretation vgl. Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002.
- 2 Zu böartigen Darstellungen von Juden, die nicht weniger wurden, als die Juden aus Deutschland deportiert wurden, vgl. Jeffrey Herf, *The Jewish Enemy. Nazi Propaganda during World War II and the Holocaust*, Cambridge, Mass., 2006, sowie Herfs Beitrag »Der Krieg und die Juden. Nationalsozialistische Propaganda im Zweiten Weltkrieg«, in: DRZW, 9/2, S. 159 ff.
- 3 BAB, NS 19/2454, Bll. 1-3 V: SS-Kriegsberichter-Abteilung, SS-Standarte »Kurt Eggers«, 26.-30.1.1945.
- 4 DZW, Bd. 6, S. 514 (zit. in Gerhard Förster/Richard Lakowski (Hg.), 1945. *Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht. Dokumente*. Berlin 1975, S. 144, Dok. 37).
- 5 NAL, WO 219/4713, SHAEF Reports, 15.2.1945, 20.2.1945. Mehrfach haben Wehrmachtskommandeure Soldaten zur Abschreckung mit Sippenhaft gedroht, wenn Soldaten wegen Pflichtverletzung verurteilt wurden. Und in einigen Fällen blieb es auch nicht bei der Drohung, allerdings war das eher Ausnahme denn Regel. Vgl. Robert Loeffel, »Soldiers and Terror. Re-evaluating the Complicity of the Wehrmacht in Nazi Germany«, in: *German History* 27 (2009), S. 514-30.
- 6 Bericht (in Englisch) eines Kriegsgefangenen, der sich von der Ostfront entfernt hatte und im Westen interniert wurde: LHC, Dempsey Papers, No. 273, Pt. II, S. 7 (3.3.1945).
- 7 BAB, NS 6/135, Bll. 44, 118 ff., Gauleitung Mageburg-Anhalt, Bericht vom 16.2.1945; Bericht des Landratsamts in Mährisch-Schönberg, 17.2.1945.
- 8 BAB, NS 6/135, Bl. 11, Auszug aus einem Bericht des Pg. Waldmann, Inspektion-Mitte, 7.3.1945 (bezieht sich auf Anfang Februar gewonnene Eindrücke).

- 9 BAB, NS 19/3705, Bll. d-13, «Beobachtungen im Heimatkriegsgebiet», 22.2.1945; Begleitbrief Bofmanns an Himmler, 1.3.1945.
- 10 BAB, NS 19/2068, Bll. 6-6 V, 20-20 V, «Meldungen aus dem Ostraum», Müllrose, 16.2.1945, Märk Brandenburg, 21.2.1945. Berichte von weitverbreitetem Plündern im Odergebiet als Zeichen der Demoralisierung auch in: *DZW*, Bd. 6, S. 514. Goebbels' Adjutant Wilfred von Oven schrieb Mitte Februar, die Moral deutscher Soldaten an der Ostfront werde «täglich schlechter». – Wilfred von Oven, *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974, S. 578 (11.2.1945).
- 11 BAB, R55/601, Bl. 284, Tätigkeitsbericht der RPÄ, 21.2.1945.
- 12 Wolfram Wette et al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, Essen 2001, S. 236f. (7.2.1945).
- 13 Ebd., S.251 (23.2.1945).
- 14 BHStA, MA 106695, Bericht des RP v. OB, 9.2.1945. Zu weiteren Beispielen vgl. Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 819f. und Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, S. 546ff.
- 15 BAB, R5 5/620, Bll. 129-1)31 v, SD-Bericht an Staatssekretär Dr. Naumann, Propagandaministerium, «Situation in Wien», 1.3.1945. Die allgemeine Stimmung sei in Wien besonders schlecht, so ein Bericht aus dem vergangenen September, in dem von weitverbreitetem Defätismus die Rede ist, der die Menschen empfänglich mache für kommunistische Propaganda. – BAB, NS 6/166, Bll. 23-27, Kaltenbrunner an Bormann, 14.9.1944. Vgl. auch Ludwig Jedlicka, «Ein unbekannter Bericht Kaltenbrunners über die Lage in Österreich im September 1944», in: Ludwig Jedlicka, *Der 20. Juli 1944*, Wien 1985, S. 826; und Timothy Kirk, *Nazism and the Working Class in Austria*, Cambridge 1996, S. 130ff.
- 16 StAM, LRA 29656, Bl. 573, SD-Aussenstelle Berchtesgaden, 7.3.1945.
- 17 NAL, W0219/1587, SHAjEF Zusammenfassung von Geheimdienstberichten, 20.-25.2.1945.
- 18 Goebbels notierte: «Das Fiasko der ostpreussischen Trecks wird hauptsächlich der Partei in die Schuhe geschoben, und man schimpft auf die Parteiführung in Ostpreussen nach Strich und Faden.» – *TBJG*, II/15, S. 374 (13.2.1945).
- 19 BAB, NS 19/3833, Bl. 1, Gottlob Berger an SS-Standartenführer Rudolf Brandt, 18.2.1945.
- 20 BAB, NS 6/135, Bl.441 Bericht der Gauleitung Magdeburg-Anhalt, 16.2.1945.
- 21 StAM, NSDAP 35, ungezählt, Gauorganisationsleiter München-Oberbayern an Kreisleiter, etc., 21.2.1945. Anfang Januar hatte der Gauleiter das Tragen von «Phantasiuniformen» sowie die «Kostümierung» scharf gerügt, weil Parteifunktionäre

- Farbe und Schnitt ihrer Uniformen eigenmächtig geändert hatten. – StAM, NSDAP 52, ungezählt, Gauorganisationsleiter München-Oberbayern an Gauamtsleiter und Kreisleiter, 3.1.1945.
- 22 Vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung*, S. 829.
- 23 Mark Mazower, *Hitler's Empire. Imperium. Nazi Rule in Occupied Europe*, London 2008. S. 528f. (dt. Ausgabe im Erscheinen), Frank wurde am 4. Mai 1945 von amerikanischen Soldaten verhaftet, in Nürnberg wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit verurteilt und gehängt.
- 24 IfZ, NO-3501, Bericht von SS-Staf. Hübner, 16.3.1945; National Archives, Washington, NND 871063, Verhaftungs- und Verhörbericht Greiser, 17.5.1945, 1.6.1945; Jürgen Thorwald, *Es begann an der Weichsel. Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, München 1995 (Erstausgabe 1949), S. 69-79; Catherine Epstein, *Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland*, Oxford 2010, S. 298 ff.
- 25 *TBJG*, II/15, S.223 (25.1.1945), 231f. (26.1.1945), 357 (11.2.1945); von Oven, *Finale Furioso*, S. 551 (23.1.1945)
- 26 BAB, R5 5/622, Bll. 181-2, Übersicht über Briefe an die RPÄ. Vgl. auch BAB, NS 6/135, Bll.30-32, Bericht vom 20.2.1945 von Leutnant Klein, NS-Führungsstab OKH Potsdam, über negative Eindrücke von Parteimitgliedern, insbesondere über einen SS-Obersturmführer, während der Trecks aus dem Wartheland zwischen dem 19. und 25. Januar. Erstaunlicherweise erst am 20. Februar, einen Monat nach seiner Flucht, unterrichtete Greiser von Karlsbad aus Himmler und Bormann abschliessend über Aufbau und Einsatz des Volkssturms im Reichsgau Wartheland. – BAB, R43 II/692 b, Bll. 109-24 (20.-21.2.1945).
- 27 BAB, NS 6/353, Bll. 30-30 v, PK Rundschreiben 65/45,12.2.1945. Nur wenige Tage später erreichte die Parteizentrale ein weiterer Bericht über trostlose Versäumnisse der Behörden im Warthegau im Januar. – BAB, NS 6/135, Bll. 30-32, Bericht von Leutnant Horst Klein, NS-Führungsstab OKH Potsdam, mit beigefügter Empfehlung an Pg. Willi Ruder: Die Partei müsse, um das Vertrauen wieder herzustellen, drastische Massnahmen gegen alle führenden Parteimitglieder ergreifen, die bekanntermassen ihre Pflichten vernachlässigt hätten.
- 28 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 572 (7.2.1945).
- 29 IfZ, Fa 91/4, Bll. 1075-8, GBV an die Obersten Reichsbehörden, 1.2.1945; Förster/Lakowski (Hg.), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, S. 152.
- 30 Ebd., S. 152ff.
- 31 Vgl. z.B. BAB, NS 6/353, Bl. 15, Rundschreiben 43/45, 30.1.1945; Bl.49, Rundschreiben 86/45, 17.2.1945; Bl. 106, Anordnung 23/45, 21.1.1945.
- 32 BAB, NS 6/354, Bl. 134, PK Anordnung 48/45 g, 1.2.1945.

- 33 BAB, NS 6/353, BH-12.1-22, PK Anordnung 98/45, 23.2.1945.
- 34 BAB, NS 6/353, Bll. 65—64 v, PK Rundschreiben 113/45, «25. Jahrestag der Verkündung des Parteiprogramms», 24.2.1945.
- 35 BAB, NS 6/353, Bll. 157-8, PK Bekanntgabe 28/45, 26.1.1945 und Anlage.
- 36 Eine dieser Einheiten, das Eeldjägerkommando II, hinter den Linien der Heeresgruppe Mitte stationiert, berichtet von 136 000 aufgegriffenen Soldaten allein im Februar; das führte zu fast 200 Prozessen und 46 Todesurteilen. Das Verhältnis der Zahl der Verhafteten zu jenen der kämpfenden Truppe war angesichts der militärischen Lage nicht verwunderlich. – *DRZW*, Bd.9/1 (Förster), S. 638.
- 37 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942-1945*, München 1982, S.228 (25.1.1945).
- 38 IfZ, Fa. 91/5, Bl. 1239, Aufruf Himmlers, 31.1.1945; BAB, R55/610, Bll. 161ff., RPA Danzig an Staatssekretär Dr. Naumann, Propagandaministerium, 31.1.1945, angefügt an Himmlers Aufruf.
- 39 BAB, NS 6/354, fos.60-61 v, PK Rundschreiben 59/45 g, «Erfassung von versprengten Wehrmachtangehörigen», 6.2.1945, beigelegt als Anlage eine Abschrift des OKW-Befehls vom 2.2.1945. Einen Monat später, am 5. März, gab Feldmarschall Keitel Hitlers Befehl weiter, dass jede finanzielle Unterstützung für Familien von Gefangenen einzustellen sei, die, ohne dass sie verwundet worden seien oder bis?uletzt gekämpft hätten, in Gefangenschaft geraten seien. – Nach Rolf-Dieter Füller/Gerd R. Ueberschär, *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches*, Frankfurt am Main 1994, S. 163.
- 40 Andreas Kunz, «Die Wehrmacht in der Agonie der nationalsozialistischen Herrschaft 1944/45. Einö Gedankenskizze», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 103 Anm. 26.
- 41 BAB, NS 19/3705, Bll. 1-5, Bormann an Himmler, «Vorbereitungen für die bevorstehende Feindoffensive im Westen» und beigelegtes Rundschreiben an die westlichen Gauleiter, 8.2.1945.
- 42 BAB, NS 6/354, Bll. 135-36, PK Anordnung 67/45 g, 13.2.1945.
- 43 BAB, NS 6/354, Bll. 81-4, PK Rundschreiben 92/45 g, Rs., 20.2.1945.
- 44 StAM, NSDAP 35, Gauleitung München-Oberbayern, Rundschreiben Nr. 5, 22.2.1945.
- 45 BAB, NS 19/2721, Bl. 4-4 v, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, 12.2.1945.
- 46 *TBJG*, II/15, S.459 (9.3.1945). Die Leichen uniformierter deutscher Soldaten, die Mitte Februar 1945 bei Frankfurt von einer Oderbrücke hingen, hätten, so hiess es, dazu geführt, dass sich Tausende von «Deserteuren» wieder zum Frontdienst meldeten. – Wilfred von Oven, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950, S. 246 (16.2.1945).

- 47 BAB, NS 6/756, Bl. 2-6, Bormann, «Verstärkung der kämpfenden Truppe», 28.2. 1945.
- 48 Norbert Haase, in: «Justizterror in der Wehrmacht», in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler, *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006, S. 84 f., geht davon aus, dass bis zu einer halben Million deutscher Soldaten von Militärgerichten verurteilt worden sein könnten. Damit hätte sich die Zahl bis Ende 1944, in den letzten vier Monaten also, verdoppelt. Es wurden 18-mal mehr Todesurteile ausgesprochen als zwischen Juni 1941 und November 1944. Fritz Wullner – in: *NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung*, Baden-Baden 1991, S.461 – schätzt die Zahl der Deserteure bis Ende 1944 auf rund 300'000. Zur Organisation des Terrorapparats innerhalb der Wehrmacht, auch zum intensiven Einsatz der Geheimen Feldpolizei, vgl. John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn, 2009, S. 139-165.
- 49 Benjamin Ziemann, «Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 594ff., 599; Otto Hennicke, «Auszüge aus der Wehrmachtstrafstatistik», in: *Zeitschrift für Militärgeschichte* 5 (1966), S.442ff. Manfred Messerschmidt/Fritz Wullner, *Die Wehrmachtjustiz*, Baden-Baden 1987, S. 91; Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, London 2009, S. 63. Die Zahl 35'000 unterschätzt Ausmass und Umfang der Desertionen. Eine Schätzung geht von über 100'000 Fällen aus. – Manfred Messerschmidt, «Deserteure im Zweiten Weltkrieg», in: Wolfram Wette (Hg.), *Deserteure der Wehrmacht*, Essen 1995, S. 62. Weitere 35000 Soldaten wurden wegen anderer Verletzungen des Militärgesetzes verurteilt (Ziemann, a.a.O., S. 604). Zu den Prozeduren zur Ausführung der Todesurteile in der Wehrmacht vgl. Manfred Messerschmidt, *Die Wehrmachtjustiz 1955-1945*, Paderborn 2005, S. 393-400.
- 50 Messerschmidt, «Deserteure im Zweiten Weltkrieg», S.61; Haase, S. 85 und S. 100 Anm. 26; *DRZW*, Bd.9/1 (Echternkamp), S. 50. in den westlichen, liberalen Demokratien wurden nur wenige Soldaten hingerichtet; unter den autoritären Regimen der Zeit stand Deutschland mit seinen drakonischen Strafen allerdings nicht allein. in Japan wurden 22'253 Soldaten exekutiert; in der Sowjetunion fanden Schätzungen zufolge (wobei hier noch einiges an Forschung zu leisten ist) womöglich bis zu 150'000 Hinrichtungen statt. – Ulrich Baumann/Markus Koch (Hg.), «*Was damals Recht war...*» *Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht*, Berlin-Brandenburg 2008, S. 184.

- 51 Z.B. BAB, R55/620, Bl. 132, SD Bericht an Staatssekretär Dr. Naumann, Propagandaministerium: »Stimmung und Haltung der Arbeiterschaft« (Meinungen von Arbeitern aus Mecklenburg), 1.3.1945.
- 52 BA/MA, N60/17, NL Schörner, Brief an Oberst i.G. Thilo von Trotha, Generalstab des Heeres, Chef Operations-Abt., 22.2.1945. Ausschnittsweise zitiert in Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 113.
- 53 BAB, NS 6/354, Bll. 163–165 v, PK Bekanntgabe 149/45 g, 19.3.1945, beigelegt zu einer Kopie von Schörners vier Seiten langer Botschaft vom 27.2.1945.
- 54 BA/MA, N712/15, NL Pollex, Oberst Curt Pollex, Auszüge aus Briefen, Bl. 35, 18.2.1945.
- 55 BAB, R55/610, Bll. 156–9, Korrespondenz zur Propaganda im Ruhrgebiet, 19.12.1944–12.1.1945.
- 56 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 584 (22.2.1945).
- 57 Vgl. Bormanns Versuch, die Verbreitung von Gerüchten zu stoppen, in: BAB, NS 6/353, Bll. 16–17, »Bekämpfung beunruhigender Gerüchte über die Frontlage«, 1.2.1945.
- 58 IfZ, Fa 91/2, Bll. 278–81, »Vorlage: Sondereinsatz Politischer Leiter an Brennpunkten der Ost- und Westfront«, 17.2.1945.
- 59 BAB, R55/608, Bll. 35–36, Chef des Propagandastabes, Propagandaanweisung, betr. Kriegslage, 17.2.1945.
- 60 BHStA, Reichsstatthalter Epp 681/1–8, Reichsminister des Inneren an die Kommissare der Reichsverteidigung, etc., 28.2.1945.
- 61 BA/MA, RH 19/IV/228, Bl. 10, Hinweis für die NS-Führung der Truppe, 4.2.1945.
- 62 DZW, Bd. 6, S. 627, Zitat aus einem Brief von Joachim Albrecht Eggeling, Gauleiter von Halle-Merseburg, an Bormann, 10.2.1945.
- 63 BAB, NS 6/137, Bll. 40–41, Flugblatt (Entwurf): »An die Verteidiger von Berlin«, 24.2.1945.
- 64 Zit. nach Marlis Steinert, *Die 23 Tage der Regierung Dönitz*, S. 559.
- 65 TBJG, II/15, S. 352 (10.2.1945).
- 66 BAB, NS 6/354, Bll. 137–138 v, PK Anordnung Nr. 79/45 g, Standgerichte, 15.2.1945, und »Verordnung über die Errichtung von Standgerichten vom 15. Februar 1945«, Reichsgesetzblatt, Teil 1, Nr. 6, 20.2.1945, S. 30; zit. nach: Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 161 f.
- 67 BAB, NS 19/3705, Bl. 4, Vorbereitungen auf Feindoffensive im Westen, Fernschreiben, Bormann an die Gauleiter im Westen, undatiertes Anhang zu seinem Brief an Himmler vom 8.2.1945.



- 68 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 845.
- 69 Ebd., S. 846.
- 70 Haase, »Justizterror in der Wehrmacht«, S. 86.
- 71 Martin Moll (Hg.), »Führer-Erlasse« 1939–1945, Stuttgart 1997, S. 483; abgedruckt auch in: Müller/Ueberschär, S. 163 f. Zu den Verfahrensweisen der Standgerichte vgl. Messerschmidt, *Die Wehrmachtjustiz 1933–1945*, S. 411 ff.; ebenso Jürgen Zarusky, »Von der Sondergerichtsbarkeit zum Endphasenterror. Loyalitätserzwingung und Rache am Widerstand«, in Cord Arendes/Edgar Wolfram/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006, S. 114. Die Ausweitung zu »Fliegenden Standgerichten« wird angezeigt in Rundschreiben an die Gauleiter, NS 6/354, Bl. 88 v, RS 123/45 g, 9.3.1945.
- 72 Zu Beispielen der Gerichtspraxis vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 846 ff.
- 73 Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des ›Ausländer-Einsatzes‹ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Bonn 1985, S. 270 f., S. 430 Anm. 3.
- 74 BAB, R43 II/650 c, Bl. 119–25, Kampfkommandant Reichskanzlei, Führerbefehl vom 4.2.1945, »Verteidigung der Reichskanzlei bei inneren Unruhen«, 4.–10.2.1945.
- 75 NAL, WO208/5622, Bl. 122 A, 29.8.1944. Dieser General war Dietrich von Choltitz, vom 1. August 1944 bis zur Befreiung der Stadt im August 1944 Wehrmachtbefehlshaber von Groß-Paris.
- 76 Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 285.
- 77 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942–1945*, S. 208 f. (30.11.1944).
- 78 Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 327–35; Andreas Heusler, »Die Eskalation des Terrors. Gewalt gegen ausländische Zwangsarbeiter in der Endphase des Zweiten Weltkrieges«, in: Arendes/Wolfram/Zedler (Hg.), *Terror nach innen*, S. 172–182.
- 79 Zit. nach. Gerhard Paul/Alexander Primavesi, »Die Verfolgung der ›Fremdvölkischen‹. Das Beispiel der Staatspolizeistelle Dortmund«, in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo. Mythos und Realität*, Darmstadt 1995, S. 398.
- 80 Gerhard Paul, »›Diese Erschießungen haben mich innerlich gar nicht mehr berührt‹. Die Kriegsendphasenverbrechen der Gestapo 1944/45«, in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. ›Heimatfront‹ und besetztes Europa*, Darmstadt 2000, S. 548.
- 81 Paul/Primavesi, »Die Verfolgung der ›Fremdvölkischen‹«, S. 399; Paul, »Diese Erschießungen ...«, S. 549; Bessel, *Germany 1945*, S. 55.

- 82 Zit. nach Paul, «Diese Erschiessungen...», S. 550.
- 83 Zu der besonderen Situation in Köln vgl. Bernd-A. Rusinek, ‚Wat denkste, wat mir objerümt han‘. Massenmord und Spurenbeseitigung am Beispiel der Staatspolizeistelle Köln 1944/45», in: Paul/Mallmann, *Die Gestapo. Mythos und Realität*, S. 402-416.
- 84 Paul, «Diese Erschiessungen...», S. 553 ff.; Herbert, *Fremdarbeiter*, S. 336f.; Nikolaus Wachsmann, *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*, München 2006, S. 372 ff.
- 85 IWM, F.2, AL 1753, nach der Statistik des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamts wurden am 15.1.1945 insgesamt 511 537 Männer und 202 674 Frauen, zusammen 714 211 Gefangene von 37 674 Männern und 3508 Frauen bewacht; Martin Broszat, «Nationalsozialistisches Konzentrationslager 1933-1945», in: Hans Buchheim et al., *Anatomie des SS-Staates*, Olten und Freiburg im Breisgau 1965, Bd. 2, S. 159; Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, S.441 ff. Daniel Blatmann, «Die Todesmärsche – Entscheidungsträger, Mörder und Opfer», in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, Göttingen 1998, S. 1067; Gerald Reitlinger, *The Final Solution*, London 1971, S. 501, 639 Anm. 30; Peter Longerich, *Holocaust. The Nazi Persecution and Murder of the Jews*, Oxford 2010, S. 418.
- 86 Felix Kersten, *The Kersten Memoirs, 1940-1945*, London 1956, S. 277 (12.3.1945), auch S.275 (2.3.1945). Ausserdem *DZW*, Bd. 6, S.643 (wo Himmlers Bezugnahme auf einen Führerbefehl auf den 5.3.1945 datiert ist). Himmler sah Kersten im Sanatorium Hohenlychen vom 4. bis zum 13. März jeden Morgen (BAB, NS 19/1793, Termine des Reichsführer-SS, Bll. 5-15). Ein ausdrücklicher, schriftlicher Befehl Hitlers, die Lagerinsassen zu ermorden, ist bislang nicht aufgetaucht. Doch eine generelle Anweisung – sehr wahrscheinlich nur mündlich erteilt 4, dass beim Anrücken des Feindes keine Gefangenen zurückzulassen seien, war hohen SS-Offizieren offenbar bekannt und wurde wohl auch als impliziter Befehl verstanden, alle Gefangenen in ihrem Bereich zu töten, wenn die Gefahr bestand, dass das Lager in Feindeshand fallen könnte. in der Praxis allerdings gab es nur wenige Fälle, in denen alle Gefangenen vor Aufgabe des Lagers ermordet wurden. Die tatsächliche Entscheidung über Leben und Tod der Gefangenen war in der Führungshierarchie nach unten, auf die lokale Ebene, verlagert worden. – Daniel Blatmann, «Rückzug, Evakuierung und Todesmärsche 1944-1945», in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 1, München 2005, S. 300f.
- 87 Karin Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999, S. 272f.

- 88 Dazu wurde (die Befehle für die Gefängnisse im Generalgouvernement Polen ausgenommen) kein ausdrücklicher, schriftlicher Befehl gefunden. – Paul, «Diese Erschiessungen...», S. 550f., Anm. 31-33; Gabriele Hammermann, «Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45», in: Arendes, Wolfram/Zedler, *Terror nach innen*, S. 122 ff., 125; Blatman, «Die Todesmärsche», S. 1068ff., 1086; Eberhard Kolb, «Die letzte Kriegsphase. Kommentierende Bemerkungen», in: Herbert / Orth / Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 1131; DZW Bd. 6, S. 643.
- 89 Martin Broszat (Hg.), *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss*, München 1963, S. 145 Anm. 1; Saul Friedländer, *Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 2:1939-1945*, München 2006, S. 677; Daniel Blatman, «The Death Marches, January-May 1945. Who Was Responsible for What?», *WS* 28 (2000), S. 168ff., 198 f.
- 90 Rudolf Höss, in: *Kommandant in Auschwitz*, S. 145 ff., gibt einen lebhaften Eindruck der herrschenden Verwirrung.
- 91 Walter Schellenberg, *Schellenberg*, London 1965, S. 167ff.; Peter R. Black, *Ernst Kaltenbrunner. Ideological Soldier of the Third Reich*, Princeton 1984, S. 228ff.; Friedländer, *Jahre der Vernichtung*, S. 621 ff., 647f.; Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 728 ff.; Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf*, Gütersloh 1967, S. 525ff.; Hammermann, «Todesmärsche...», S. 126; Yehuda Bauer, *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1943*, Frankfurt am Main 1996, S. 231-70; Simone Erpel, *Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase*, Berlin 2005, S.97-154. (Dort wird die Zahl der bis Kriegsende durch solche Aktionen, vor allem auf schwedische Initiative, geretteten Lagerinsassen mit 15\*345 angegeben, davon seien 7795 Skandinavier gewesen – ein Verhältnis, dass, wie Simone Erpel feststellt, die Zahl nicht skandinavischer Geretteter zu niedrig ansetzt.) Geheimdienstberichte an die Westalliierten behaupteten, die Verhandlungen über die Befreiung einer grösseren Zahl von Juden habe in Berlin eine «Sensation» ausgelöst und sei von führenden Nationalsozialisten verurteilt worden, unter anderem von Julius Streicher. – NAL, W0219/1587, Bl. 734, SHAEF Report, 25.2.1945.
- 92 Daniel Blatman, «Die Todesmärsche», S. 1069ff.; ders., *Les Marches de la mort. La dernière étape du génocide nazi, été 1944 – printemps 1945*, Paris 2009, S.96ff., 127ff.
- 93 Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 279.
- 94 Wachsmann, *Gefangen unter Hitler*, S. 364.
- 95 Ebd., S. 362-72.

- 96 Laurence Rees, *Auschwitz. The Nazis and the »Final Solution«*, London 2005, S. 301; die Zahlen bei Rees stammen vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau.
- 97 Sybille Steinbacher, *Auschwitz. Geschichte und Nachgeschichte*, München 2004.
- 98 Andrzej Strzelecki, »Der Todesmarsch der Häftlinge aus dem KL Auschwitz«, in: Herbert/Orth/Dieckmann, *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, S. 1103; Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939–1945*, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 966f.
- 99 Höß, *Kommandant in Auschwitz*, S. 146 (Höß benutzt auch den Ausdruck »Leidenszüge«.)
- 100 ITS, Bad Arolsen, Tode 80,00030 a, Häftlingstransport von Birkenau nach Gablonz, 2.4.1946. Vgl. auch Höß, *Kommandant in Auschwitz*, S. 146; und Czech, *Kalendarium ...*, S. 968.
- 101 Monika Richarz, *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*, Stuttgart 1982, S. 443 ff. (Bericht von Paul Heller, nach Tagebuchnotizen aus jenen Tagen).
- 102 Ebd., S. 448, 450f.
- 103 Strzelecki, »Der Todesmarsch ...«, S. 1102; Blatman, *Les Marches de la mort*, S. 112, 140.
- 104 Richarz, *Jüdisches Leben*, S. 452.
- 105 ITS, Bad Arolsen, Tode 80, 60282 a, Marches de la Mort, Groß-Rosen – Leitmeritz, 4.4.1946.
- 106 Isabell Sprenger, »Das KZ Groß-Rosen in der letzten Kriegsphase«, in: Herbert/Orth/Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, S. 1113–24. Auf einem der Märsche starben 500 von 3500 Häftlingen (S. 1122).
- 107 Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 282 ff.; Blatman, *Les Marches de la mort*, S. 126–32; Blatman, »The Death Marches«, S. 174 ff. Vgl. auch Olga M. Pickholz-Barnitsch, »The Evacuation of the Stutthof Concentration Camp«, in: *Yad Vashem Bulletin* 16 (1965), S. 37 ff. Zahlen der SS zufolge befanden sich am 15. Januar 1945 in Stutthof 18 436 Männer und 30 199 Frauen (insgesamt 48 635 Gefangene). – IWM, F.2, AL 1753, SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt, Liste der Konzentrationslager mit Zahlen von Gefangenen und Personal, 1. & 15.1.1945. Als die Räumung begann, war die Zahl der Gefangenen bereits auf 46 331 gesunken. – Blatman, »The Death Marches«, S. 175, nach dem letzten Zählappell vom 24.1.1945 (vgl. Anm. 43).
- 108 Blatman, *Les Marches de la mort*, S. 140.

- 109 Hammermann, «Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45», S. 140f.; Sprenger, «Das KZ Gross-Rosen in der letzten Kriegsphase», S. izof.; Katharina Eiliger, *Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 71 ff. Dort berichtet sie, wie sie als junges Mädchen einen Leidenszug aus Auschwitzhäftlingen durch ihr Dorf beim schlesischen Ratibor hat ziehen sehen; sie habe den Häftlingen Brot hinuntergeworfen, habe das Fenster aber hastig schliessen müssen, weil die Wachen negativ reagiert hätten.
- 110 Vgl. Richard Overy, *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Stuttgart/München 2000, für eine Bewertung von Harris und der strategischen Flächenbombardements. Overy kommt zu dem Schluss (S. 174): «Die Bomberoffensive war ein entscheidendes Element für den Sieg der Alliierten.» Die Politik des Flächenbombardements von Städten war schon entschieden worden – einem Strategiewechsel folgend, den Churchills Berater für wissenschaftliche Angelegenheiten Lord Cherwell (zuvor bekannt als Professor Frederick Lindemann) als Konsequenz der ineffizienten Präzisionsbombardements vorgeschlagen hatte, als Harris das Kommando am 22. Februar 1942 übernahm. Harris, der zu dieser Zeit einen exzellenten Draht zu Churchill hatte, war der treibende Motor hinter der Implementierung dieser Politik und bekannte sich lebhaft dazu, dass Deutschland zu Hause angegriffen werden müsse, da, wo es den Feind schmerze. – Henry Probert, *Bomber Harris. His Life and Times*, London 2001, S. 122, 126-46; Max Hastings, *Finest Years. Churchill as Warlord 1940-45*, London 2009, S. 246ff.
- 111 Frederick Taylor, *Dresden. Dienstag, 13. Februar 1945*, München 2004, S.219.
- 112 Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1975, S. 197f., 280f., 414.
- 113 Taylor, *Dresden*, S. 219 f.
- 114 Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2004, S. 108f., 312ff.; Taylor, *Dresden*, S.428.
- 115 Rüdiger Overmans, «Die Toten des Zweiten Weltkriegs in Deutschland», in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz*, München/Zürich 1989, S. 860; Friedrich, *Der Brand*, S. 63; und *DRZW*, Bd. 10/1 (Boog), S. 868; *United States Strategie Bombing Survey*, New York/London 1976, Bd.4, S. y ff.
- 116 Zit. nach: Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945...*, S. 160 (In einem Bericht aus dem Jahr 1955 schildert Theodor Ellgering, der 1945 Geschäftsführer des Interministeriellen Luftkriegsausschusses der Reichsregierung in Berlin war, seine Eindrücke, als er unmittelbar nach dem Angriff in Dresden eintraf, um die bitteren Aufräumarbeiten zu organisieren.)

- 117 Nach Taylor, *Dresden*, Kap. 21-24. Vgl. auch Götz Bergander, *Dresden im Luftkrieg, Weimar, Köln und Wien*, 1994, Kap. 9-12; Friedrich, *Der Brand*, S. 358ff.; DRZW, Bd. 10/1 (Boog), S. 777-98; Olaf Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990, S. 400-12; Rolf-Dieter Müller, *Der Bombenkrieg 1939-1945*, Berlin 2.004, S. 212ff.; Paul Addison/Jeremy A. Crang (Hg.), *Firestorm. The Bombing of Dresden, 1945*, London 2006, S. 18-77 (Beiträge von Sebastian Cox und Sönke Neitzel) und S. 123-42 (Richard Overys Darstellung der Nachkriegsdebatte); Hastings, *Armageddon*, S. 382ff.
- 118 Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2: *Tagebücher 1942-1945*, Darmstadt 1998, S. 661, 669, 6-53-6 (13.-14.2.1945, 19.2.1945). Die Diskriminierung ging so weit, dass Juden während der Luftangriffe der Zutritt zu «arischen» Luftschutzkellern verwehrt wurde. – Ebd., S. 644 (20.1.1945).
- 119 Der Abschnitt basiert auf Taylor, *Dresden*, S.479-85. Ein 18-jähriger Soldat, zutiefst entsetzt von dem, was er sah, schrieb in sein Tagebuch, es werde von 200'000 Toten gesprochen – Klaus Granzow, *Tagebuch eines Hitlerjungen 1943-1945*, Bremen 1965, S. 159 (18.2.1945). Die Propaganda verkündete die Zahl von bis zu einer Viertelmillion Toten, Rolf-Dieter Müller, in: «Der Feuersturm und die unbekanntenen Toten von Dresden», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 59 (2008), S. 169-75, hat das gewissenhaft überprüft und für falsch befunden. Eine eigens berufene Historikerkommission hat eine Auswertung aller vorhandenen Dokumente wie auch der weit auseinanderklaffenden Opferzahlen, die in der Debatte waren (die Schätzungen reichten bis zu einer halben Million Toten), vorgenommen; 2010 wurde das Ergebnis vorgestellt: Die Kommission gelangte zu einer Zahl von 25'000 Toten – was der offiziellen, 1945/46 angestellten Schätzung entspricht. [http://www.dresden.de/media/pdf/infoblaetter/Historikerkommission\\_Dresden1945\\_Abschlussbericht\\_V1\\_14a.pdf](http://www.dresden.de/media/pdf/infoblaetter/Historikerkommission_Dresden1945_Abschlussbericht_V1_14a.pdf) (Zugriff 21.8.2011)
- 120 Taylor, *Dresden*, S. 410.
- 121 Friedrich, *Der Brand*, 33f ff., 533 ff.
- 122 Ebd., S. 312ff.
- 123 Taylor, *Dresden*, 395ff.; DRZW, Bd. 10/1 (Boog), S.798.
- 124 Taylor, *Dresden*, Kap. 15.
- 125 Ebd., S. 395-408. Goebbels' Pressereferent Wilfred von Oven ging in seinem Tagebucheintrag für den 15. Februar von einer Gesamtzahl von 200'000 bis 300'000 Opfern aus, und er schreibt von einem «bisher noch nicht dagewesenen» Mord an «30000 Frauen, Kindern und wehrlosen Zivilisten innerhalb weniger Stunden». – Von Oven, *Finale Furioso*, S. 580ff. (15.2.1945).
- 126 *Das Reich*, 4.3.1945, S. 3, mit der Schlagzeile: «Der Tod von Dresden. Ein Leuchtzeichen des Widerstandes». Das Bombardement, so der Artikel, sei ein Versuch ge-

wesen, durch Massenmord die Kapitulation zu erzwingen, sodass das «Todesurteil» an dem, was übrig sei, vollzogen werden könne. Gegen diese Drohung gebe es kein anderes Mittel als «kämpfenden Widerstand». Vgl. auch Bergander, *Dresden im Luftkriege* S. 184f.; und Taylor, *Dresden*, S. 407.

- 127 Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen...*, Bd. 2, S. 676.
- 128 BfZ, Sterz-Sammlung, Briefe der DRK-Schwester Ursel C., 16.2.1945, 20.2.1945; O'Gefr. Rudolf L., 16.2.1945, 18.2.1945; O'Gefr. Ottmar M., 26.2.1945. in Jörg Echternkamp (Hg.), *Kriegsschauplatz Deutschland 1945. Leben in Angst – Hoffnung auf Frieden. Feldpost aus der Heimat und von der Front*, Paderborn 2006, erwähnt nur ein einziger Brief (S. 152) den Luftangriff auf Dresden, aber auch nur, um der Sorge um die Bevölkerung und Verwandte in dieser Gegend Ausdruck zu verleihen. Nur einer dieser Briefe, der der britischen Armee in die Hand fiel, datiert vom 20. Februar in Unna, Westfalen, und ohne direkten Bezug auf den Luftangriff auf Dresden, hat von der Bitternis und dem Gefühl der Ohnmacht während der «Terrorflüge» gegen Deutschland gesprochen, gleichzeitig aber Entschlossenheit bekundet, weiterzukämpfen, überzeugt von einem Sieg. – LHC, Dempsey Papers, No. 288 (18.3.1945), Pt. II, S. 8. Die Berliner Bevölkerung scheint, verständlich genug, sehr besorgt über die Angriffe auf die Hauptstadt gewesen zu sein, nach den Februarberichten der Wehrmächtsagenten, die die Stimmung der Berliner erkunden sollten, gab es keine Kommentare zu Dresden, allerdings registrierten die Agenten das allgemeine Gefühl (z.B. S. 252), dass der Krieg fast vorüber und es darum sinnlos sei, ihn fortzusetzen. – Wolfram Wette et. al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr*, S. 248-93. Die Regierungspräsidenten der Provinzen Bayerns geben in ihren Berichten vom März 1945 keine Hinweise auf Reaktionen der Bevölkerung zum Angriff auf Dresden; die Bayern und Franken waren vollauf mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt.
- 129 BAB, R55/622, Bl. 181, Briefübersicht Nr. 10, 9.3.1945.
- 130 Zu Goebbels' Zorn, als Ley öffentlich von einem «deutschen Wunder» sprach, als die Rote Armee ihren Vormarsch an der Oder stoppte, und das zu einer Zeit, in der Zehntausende voller Panik auf der Flucht waren und verzweifelt das Westufer der Oder zu erreichen suchten, vgl. von Oven, *Finale Furioso*, S. 579 (12.2.1945).
- 131 Nach Taylor, *Dresden*, S. 402; Erich Kästner, *Notabene 1945• Tin Tagebuch*, Berlin 1961, S. 55 f. (8.3.1945); Jacob Kronika, *Der Untergang Berlins*, Flensburg 1946, S.70 (22.3.1945). Goebbels, häufig verzweifelt über Leys Äusserungen, hielt seine Wut über dessen Kommentare zu Dresden im Tagebuch fest: *TBJG*, II/15, S.457 (9.3.1945). Leys Artikel «Ohne Gepäck» war am 3. März im *Angriff* (Nr. 53, S. 2) erschienen. in einer Rundfunksendung aus dem eingeschlossenen Breslau nahm Gau-leiter Hanke das Thema zwei Tage später auf; das, was man bislang als «unerlässli-

- che Kulturgüter» betrachtet habe, zeige sich nun bei näherer Betrachtung als «durchaus entbehrliches Zivilisationsgut». – Kästner, *Notabene*, S.47 (5.3.1945).
- 132 Vgl. David Irving, *Goebbels. Mastermind of the Third Reich*, London 1996, S.503.
- 133 BAB, NS 19/1022, Bl. 5, Brandt an Berlepsch, 3.1.1945. Der «Lebensleuchter» war eine grosse Kerze in einem «nordisch» stilisierten Kerzenhalter. Nach einer Aktennotiz stimmte Himmler dem Vorschlag zu, allen Kindern von Lehrern der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (NAPOLA) – den zu dieser Zeit von der SS geführten Parteischulen – einen Lebensleuchter zum Geschenk zu machen. SS-Obergruppenführer Heissmeyer, Leiter der NAPOLA, sollte Himmlers Adjutanten, SS-Standartenführer Dr. Rudolf Brandt, eine Liste der zu Beschenkenden übermitteln. Der nun riet zur Vorsicht, die Zahl der verfügbaren Leuchter sei nur noch sehr klein; sie seien für das dritte und vierte im Krieg geborene Kind gedacht; er wisse also nicht, ob Himmlers Versprechen eingelöst werden könne. Heissmeyer liess wissen, er werde die erforderlichen Details unter einem Vorwand beschaffen und Brandt die Entscheidung überlassen, in welchem Umfang die Leuchter verteilt werden könnten. Die Aktennotiz zu diesem absurden Thema wurde anscheinend am jeweils ersten Februar, März und April 1945 vorgelegt, hat aber offenbar keine grösseren Aktionen ausgelöst. – BAB, NS 19/424, Bl. 2, Vermerk, 9.1.1945.
- 134 BAB, NS 19/1318, Bl. 3, Brandt an Berger, 10.1.1945.
- 135 BAB, NS 19/2903, Bl. 3, Brandt an Justizwachtmeister Ernst Krapoth, Oberhausen, 1.3.1945.
- 136 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969, S.435.
- 137 H.R. Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main/Wien/Berlin 1985, S.98, 111, 114ff., 167.
- 138 IWM, EDS, E3, M.I. 14/368 (2), ungezählt, Krosigk. Denkschrift zur heutigen Finanz- und Währungslage, 10.1.1945; IWM, EDS, F.3, M.I. 14/368 (1), ungezählt, verteilt an Bormann, Goebbels, Göring, Wirtschaftsminister Walther Funk und Preiskommissar Hans Fischböck (8.2.1945). in Verhören nach dem Krieg bekräftigte Krosigk die ab Juli 1944 wegen der sich verschlechternden militärischen Lage auch rapide fortschreitende Geldentwertung. Die Menschen hätten nicht gespart; man habe Geld drucken müssen. Anfang 1945 habe es zudem ein riesiges und wachsendes Steuerdefizit gegeben. – Ardley Microfilms, Irving Collection, D 1 / Göring / 1, Krosigk interrogation, 4.6.1945; Ex-Wirtschaftsminister Funk zufolge (Verhör vom 4.6.1945) haben sich die Goldreserven des Jahres 1940 mehr als halbiert, von damals 900 Millionen Reichsmark auf 400 Millionen 1945.



- 139 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/368 (1), Krosigk an Speer, 26.2.1945 (auch in M.I. 14/285 (no. 26), Persönliche Papiere von Albert Speer); Krosigk an Bormann, 26.2.1945, 27.2.1945. Krosigk an Funk, 28.2.1945. Krosigk an Dr. Gerhard Klopfer, Leiter der Justiziarabteilung der Parteikanzlei, die rechte Hand Bormanns in der Reichskanzlei, 27.2.1945. Vgl. auch Speers Brief an Krosigk über die Finanzlage, BAB, R3/1624, Bl. 5, 14.2.1945, und Speer, *Erinnerungen*, S.435. Krosigk hat am 13. Februar 1945 um ein Treffen mit Speer nachgesucht. – IWM, EDS, F.3, M.I. 14/369, ungezählt, Krosigk an Speer, 13.2.1945.
- 140 *TBJG*, II/15, S.613 (28.3.1945).
- 141 *The Bormann Letters*, hg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954, S. 170 (4.2.1945).
- 142 Ebd., S. 173 (5.2.1945).
- 143 Ebd., S. 177 (7.2.1945).
- 144 Ebd., S. 186 (19.2.1945). Als Gerda Bormann Ende April mit ihren neun Kindern nach Tirol floh, nahm sie ihre und die Briefe ihres Mannes mit. Gerda starb im März 1946 an den Folgen ihrer Krebserkrankung und -behandlung, doch Sympathisanten bewahrten ihre Briefe und Papiere auf. Vgl. Trevor-Roper, a.a.O., S.viii, xxiiif.
- 145 *TBJG*, II/15, S.328-9 (7.2.1945), 334-5 (8.2.1945), 357, 359 (n.2.1945). Goebbels erbat, wie von Oven berichtet, neue Vollmachten von Hitler, um die Hindernisse zu beseitigen, die ihn daran hinderten, das Ziel von 768'000 Mann zu erreichen, die im August gebraucht würden. Die Rüstungsindustrie müsse gezwungen werden, monatlich eine Quote von 80'000 Männern freizugeben, was Speer aber verweigere. Vgl. von Oven, *Finale Furioso*, S. 575 ff. (8.2.1945).
- 146 Ebd., S. 587 (25.2.1945).
- 147 *TBJG*, II/15, S. 364 (12.2.1945).
- 148 Rudolf Semmler, *Goebbels – the Man Next to Hitler*, London 1947, S. 183 f. (18.-20.2.1945); Ralf Georg Reuth, *Goebbels. Eine Biographie*, München/Zürich 1990, S. 581 f. Hitler gefiel der Vorschlag zunächst; er wurde erst verworfen, als seine militärischen Berater darauf verwiesen, ein so eklatanter Bruch der Genfer Konvention könne klar nach hinten losgehen, wenn die Alliierten nämlich ihre Lufthoheit ausnutzten, um Gas und chemische Waffen einzusetzen; zudem befänden sich mehr deutsche Soldaten in ihrer als umgekehrt alliierte Soldaten in deutscher Hand. – IMT, Bd. 35, S. 181-6, doc. 606 –D. Hitler hatte Goebbels bereits vor dem Angriff auf Dresden erklärt, dass er, sollten die Briten zum Gaskrieg übergehen, alle 250'000 britischen und amerikanischen Kriegsgefangenen erschiessen lassen werde. – *TBJG*, II/15, S. 368 (12.2.1945).

- 149 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 571 (7.2.1945).
- 150 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 587f. (25.2.1945); vgl. auch S. 577 (9.2.1945). Goebbels schlug Hitler Mitte Februar eine Annäherung an die Briten vor, doch Hitler war, wie immer, der Überzeugung, dass der rechte Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen sei. Wie auch immer, in jedem Fall hat Goebbels darauf verwiesen, dass es wichtig sei, die Westfront zu halten; das sei entscheidender als der Verlust von Gelände im Osten. – *TBJG*, II/15, S. 367f. (12.2.1945).
- 151 *TBJG*, II/15, S. 337 (8. 2.1945), 366 (12.2.1945).
- 152 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 582 (16.2.1945).
- 153 *TBJG*, II/15, S. 380f. (13.2.1945).
- 154 *TBJG*, II/15, S. 383 (28.2.1945).
- 155 BAB, R3/1535, Bll. 18–28, Zur Rüstungslage Februar–März 1945, mit statistischem Anhang, Bll. 29–31, Zitat Bl. 28, 30.1.1945.
- 156 *TBJG*, II/15, S. 290 (1.2.1945).
- 157 Speer, *Erinnerungen*, S. 432.
- 158 Ebd., S. 428, Speer bezieht sich auf Hitlers Zusammenstoß mit dem wütenden Guderian, dessen dringende Mahnung, die Truppen aus Kurland zurückzuziehen, der Führer abgelehnt hatte. Guderian widersprach »gegen den Hofton«, denn blieb es bei Hitlers Entscheidung, sein »Prestige blieb am Ende unbeschadet« und die Truppe bis zum Ende abgeschnitten auf Kurland.
- 159 *TBJG*, II/15, S. 311 (5.2.1945), 338 (8.2.1945).
- 160 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 588 (25.2.1945). Forster behauptete, er habe Hitler direkt aufgefordert, Verhandlungen mit den Westmächten aufzunehmen. Hitlers Sekretärin Christa Schroeder erinnerte sich – in: *Er war mein Chef. Aus dem Nachlaß der Sekretärin von Adolf Hitler*, München/Wien 1985, S. 74 – an ein vermutlich späteres Treffen, das Forster, der Hitler die verzweifelte Lage Danzigs ganz unverblümt hatte schildern wollen, mit neuem Mut und der Gewissheit verließ, dass Hitler Danzig retten könne.
- 161 Karl Wahl, »... es ist das deutsche Herz«. *Erlebnisse und Erkenntnisse eines ehemaligen Gauleiters*, Augsburg 1954, S. 385. Fast zwanzig Jahre später fabrizierte Wahl eine ganz ähnliche, womöglich noch apologetischere Version des Treffens: vgl. ders., *Patrioten oder Verbrecher*, Heusenstamm bei Offenbach 1973, S. 155ff.
- 162 Wahl, »... es ist das deutsche Herz«, S. 386.
- 163 Rudolf Jordan, *Erlebt und erlitten. Weg eines Gauleiters von München bis Moskau*, Leoni am Starnberger See 1971, S. 251ff. (Zitate, S. 257f.).
- 164 *TBJG*, II/15, S. 323 (6.2.1945); Speer, *Erinnerungen*, S. 431.
- 165 Vgl. *TBJG*, II/15, S. 377 zu Hitlers Einsicht, dass nach Jalta auf einen Bruch in der alliierten Koalition nicht mehr zu hoffen war; S. 381 zum Kommuniqué und Goebbels' Reaktion darauf. Ein englischer Geheimdienstbericht über den

22. Februar vermutete: «Die schiere Hoffnungslosigkeit hinsichtlich Deutschlands Schicksals nach dem Krieg könnte ein Grund dafür sein, den Kampf fortzusetzen, der täglich verzweifelter wird.» – Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-45*, London 2004, S. 417. Zur Konferenz von Jalta vgl. DRZW, Bd. 10/2 (Loth), S. 289-300. Das Ergebnis der Konferenz wurde der deutschen Öffentlichkeit nicht sofort bekannt gemacht, doch detaillierte Nachrichten – hauptsächlich durch das verbotene Hören ausländischer Radiosender gewonnen – verbreiteten sich rasch. – Wette et. al., *Das letzte halbe Jahr*, S.251f. (23.2.1945).

166 Speer, *Erinnerungen*, S. 433.

### Kapitel sieben: Einstürzende Fundamente

- 1 BA/MA, MS g 2/2697, Tagebuch von Leutnant Julius Dufner, Bl. 151, 7.4.1945.
- 2 An allen Fronten konnten die Deutschen gerade noch 320 geschwächte Divisionen mobilisieren, mit inbegriffen auch die, die in peripheren Gegenden wie Norwegen und Kurland gebunden waren. Ihr Gegner stand ihnen an Ost- und Westfront mit rund 630 Divisionen in voller Kampfstärke gegenüber, 500 davon allein an der Ostfront. – <http://www.angelfire.com/ct/ww2eurOpe/stats.html>. (Zugriff 9.8.2011).
- 3 Der Film wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet. Doch lief er offenbar nur wenige Tage in Berlin, und dann vor allem vor Parteimitgliedern und Wehrmachtsangehörigen. Vgl. David Welch, *Propaganda and the German Cinema 1933-1945*, Oxford 1983, S. 234. Hitler, so berichtete Goebbels, war begeistert über die Wirkung des Films, der, wie gesagt wurde, auf den Generalstab grossen Eindruck machte. – *TBJG*, II/15, S. 370 (12.2.1945).
- 4 BAB, NS 6/134, Bl. 14, Kurzlage des OB.d.M., 17. 3.1945. Himmler forderte, allerdings ohne grossen Erfolg, Unterstützung von Karl Kaufmann an, dem Gauleiter von Hamburg und Reichskommissar für die deutsche Seefahrt; am 8. März sollten Schiffe für die Flüchtlinge aus Danzig zur Verfügung stehen. – BAB, NS 19/2606, Bll. 60-61, Himmlers Anforderung – mit der er die an ihn gerichtete Anforderung von Gauleiter Albert Forster weiterleitete – und das Antwortschreiben von Kaufmann, 8.3.1945.
- 5 Goebbels wollte, dass die Räumung im Wehrmachtsbericht nicht erwähnt werde: «Wir können das angesichts der starken psychologischen Folgen für den Kolberg-Film augenblicklich nicht gebrauchen», notierte er im Tagebuch. – *TBJG*, II/15, S. 542 (20.3.1945).
- 6 BA/MA, N647/13, NL Balck, Kriegstagebuch, Bd. 12, Bl. 13.

- 7 Die Darstellung der Kriegseignisse basiert auf: *DZW*, Bd. 6, S. 517-61; *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S.409-43, (Lakowski), S. 550-608; *DRZW*, Bd. 8 (Ungváry), S. 919-43; Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1975, S. 418-35; Heitz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 355-405, 406ff.; Brian Taylor, *Barbarossa to Berlin: A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud, 2004, S. 280-306; John Erickson, *The Road to Berlin*, London 2003, S.443 ff., 508-26; Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 343-64, 377-90; Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995, 14. und 15.Kap.; Antony Beevor, *Berlin. Das Ende 1945*, München 2002, 8. Kap.; Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany, 1944-45*, London 2004, 12. Kap.
- 8 Kurt Pätzold/Manfred Weissbecker, *Geschichte der NSDAP 1920-1945*, Köln 1981, S. 378.
- 9 BAB, NS 6/137, Bl. 6, Vermerk von Willi Ruder, Chef des Arbeitsstabs für NS-Führungsfragen in der Parteikanzlei, 5.3.1945; Bl.29, Rundschreiben (Entwurf) zur Verteilung an die Gauleiter, 5.3.1945.
- 10 Die V 1-rückstossgetriebene Flügelbombe und die V2-Rakete erfüllten schon seit Längerem nicht die in sie gesetzten Erwartungen. Der Me 262-Düsenjäger war mit seinem Strahltriebwerk schneller als alle Maschinen, die die Alliierten aufzubieten hatten, aber sein breiterer Einsatz scheiterte am Mangel an Treibstoff und Piloten. Nur 200 Me 262 waren einsatzbereit, erlitten aber hohe Verluste. Prototypen von neuen Raketen und Flugzeugen waren gegen Ende der Kampfhandlungen kaum noch in Produktion. – *DRZW*, Bd. 10/1 (Boog), S. 828 f. Nur eine Handvoll der neuen, technisch verbesserten U-Boote, die, wie Dönitz Hitler versichert hatte, kriegsentscheidend sein würden, waren gegen Ende des Krieges verfügbar. – Howard D. Grier, *Hitler, Dönitz and the Baltic Sea. The Third Reich's Last Hope, 1944-1945*, Annapolis 2007, S. xviii., 170 ff.
- 11 BAB, NS 6/137, Bll. 19-21, Propaganda-Richtlinien für die Wehrmacht (Entwurf), 9.3.1945.
- 12 BAB, NS 6/136, Bll. 1, 16-19, Parteirednereinsatz, 6. 3.1945, 13.3.1945, 24.3.1945.
- 13 BAB, NS 6/137, Bll. 9-14, Vorlage, vermutlich für Pg. Gerhard Klopfer, von SS-Obersturmbannführer Dr. Beyer, SD-Amt III /V, angefügt die Teilkopie der Skizze für einen Vortrag von SS-Obersturmbannführer von Kilpinski sowie ein Begleitschreiben vom 19.3.1945 von Ernst Kaltenbrunner, Chef des SD, 20.3.1945.
- 14 BAB, R55/610, Bll. 182-3, Westfalen-Süd, Merkpunkte zur Versammlungsaktion, Februar/März 1945, 12.3.1945.

- 15 Wolfram Wette/Ricarda Bremer/Detlef Vogel (Hg.), *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, Essen 2001, S. 310 (31.3. 1945).
- 16 BA/MA, MS g 2/2697, Tagebuch von Julius Dufner, Bll. 123-27 (Einträge für den 5., 7., 9. und 12.3.1945). Hitler hat in Berlin den Kranz für den letzten Heldengedenktag nicht niedergelegt, Göring sprang für ihn ein.
- 17 BAB, R55/622, Bl. 181, Briefübersicht Nr. 10, 9.3.1945.
- 18 BAB, NS 6/137, Der Reichspropagandaleiter der NSDAP an alle Gaupropagandaleiter, 5.3.1945.
- 19 *TBJG*, II/15, S.471 (11.3.1945).
- 20 Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, S. 388.
- 21 BAB, NS 6/169, Bll. 115-21, Guderian an Bormann, 26.2.1945; Bericht des Dienstleiters der Parteikanzlei, Pg. Mauer, undatiert. Die charakteristische Herabsetzung von Generalstabsmitgliedern, die zum Standardrepertoire der Parteipropagandisten gehörte, wiederholt sich zum Beispiel in NS 6/374, Bl. 18, Bericht an Dr. Gerhard Klopfer, Chef der Abteilung III (Staatliche Angelegenheiten) in der Partei-Kanzlei, von Oberleutnant Koller, Mitglied des Sondereinsatz-Teams, 16.3.1945, und in NS 6/140, Bll. 44-5, Vorlage für Bormann, unterzeichnet von Willi Ruder, 6.3.1945. Das Papier enthält kritische Kommentare über Offiziere des Generalstabs, die an einer NSFO-Schulung in Egerndorf teilgenommen hatten. Selbst Goebbels lehnte die permanenten Versuche ab, Wehrmachtsoffiziere zu Sündenböcken für die militärischen Niederlagen der letzten zwei Jahre zu machen: Das sei eine unzulässige Vereinfachung mit schädlichen Folgen für die Autorität der Offiziere. – *TBJG*, II/15, S. 406 (3.3.1945). Auch die Parteikanzlei war der Auffassung, dass das wiederholte Gerede über Sabotage und Versagen der Offiziere (das sie lange Zeit gefördert hatte) aufhören müsse, wenn denn das Vertrauen zwischen Parteiführung und Wehrmacht gestärkt werden solle. – NS 6/137, Bl. 27, Vorlage für Bormann, 7-3-1945-
- 22 BAB, NS 19/2068, Bll. 57, 65, Meldungen aus dem Ostraum, 15.3.1945 (enthält Berichte aus Danzig, Stettin und Küstrin); zusätzlich, zu Küstrin, NS 6/135, Bll. 190, 192-98, Teil eines längeren Berichts des Kreisleiters von Küstrin-Königsberg an Bormann, 5.4.1945.
- 23 BAB, NS 6/354, Bll. 100-101 v, Bormann: Rundschreiben 156/45 g, Plünderungen deutscher Soldaten in geräumten Gebieten, an Gauleiter und andere Parteifunktionäre, 24.3.1945, mit angehängter Kopie von Keitels Befehl vom 8.3.1945, der jedem Soldaten, der des Plünderns verdächtigt wurde, Strafverfolgung durch Standgerichte androhte. Vgl. auch NS 6/135, Bl-83, Pg. Noack (Abteilung HF der Parteikanzlei, Arbeitsstab für NS-Führungsfragen) an NS-Führungsstab der Wehrmacht, ein Bericht

- mit Beschwerden über Privateigentum plündernde Soldaten, 14.3.1945; und Bl. 199, Vermerk für Pg. Stosch, betrifft: Plünderungen, 19.3.1945.
- 24 DZW, Bd. 6, S. 549-50. Spnke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005, S. 190, 9.3.1945.
- 25 BAB, NS 6/135, Bll. 79, 07, Erfahrungs- und Stimmungsberichte über die Haltung von Wehrmacht und Bevölkerung, 23.3.1945, 29.3.1945.
- 26 BfZ, Sammlung Sterz, O'Wm. Peter B., 9.3.1945.
- 27 Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands, S. 806 und Anm. 132.
- 28 BAB, R55/601, Bll. 295-7, Tätigkeitsbericht, wöchentlicher Propagandabericht, 21.3.1945.
- 29 BAB, NS 6/169, Bll. 4-9, Bericht des Hauptgemeinschaftsleiters Twittenhoff über den Sondereinsatz der Parteikanzlei in Hessen-Nassau, für die Zeit vom 24.3. bis 30.3.1945. Die Konsequenz, die aus dieser realistischen Darstellung gezogen wurde, war die Empfehlung, Twittenhoff als nicht mehr tragbar von der weiteren Arbeit im «Sonder-Einsatz» der Parteikanzlei auszuschliessen.
- 30 BAB, NS 6/169, Bl.49, Vorlage an Reichsleiter Bormann, 19.3.1945; Bl. 51, Sprenger an Bormann, 14.3.1945.
- 31 DZW, Bd. 6, S. 550-51; 1945; Gerhard Förster/Richard Lakowski (Hg.), 1945. *Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, Berlin 1975, S. 212-214, Stab der Heeresgruppe G an Gauleiter Gustav Simon über Hinweise auf feindseliges Verhalten gegen deutsche Soldaten und auf die Flucht betrunkenen Volksturmlaute während des Angriffs der Amerikaner auf Trier. Zu weiteren Beispielen über negative Einstellungen der Bevölkerung gegenüber der Wehrmacht – aus Göttingen etwa gibt es einen Bericht, dass Zivilisten auf die eigenen Panzer geschossen hätten – vgl. John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S.75.
- 32 BAB, NS 6/51, Bll. 1-3, Brief von Hauptmann Heinz Thieme, Pzjäger Abt. 246, SD Agent, Abt. Ostland, an Bormann, 15.3.1945.
- 33 Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 559; Neitzel, *Abgehört*, S. 190 (9.3.1945); Vgl. auch Saul K. Padover, *Psychologist in Germany. The Story of an American Intelligence Officer*, London 1946, S. 219, 230, 270, über Erfahrungen, die er mit defätistischen Haltungen und mit Deutschen gemacht hat, die die Amerikaner freudig begrüßten.
- 34 Vgl. John Zimmermann, «Die Kämpfe gegen die Westalliierten 1945 – ein Kampf bis zum Ende oder die Kreierung einer Legende?», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 130f.
- 35 TBJG, 11/15, 8.406 (3.3.1945).
- 36 Katharina Eiliger, *Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 107.

- 37 Berichten zufolge sollen Berliner Arbeiter im März gesagt haben, dass für die Feigheit von Deserteuren keine Strafe zu schwer sei. – Wette et. al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr*, S. 277 (3.3.1945).
- 38 IfZ, Fa 91/2, Bll. 330–31, Parteikanzlei, Vermerk für Pg. Walkenhorst, 10.3.1945. Zu Hankes brutaler Herrschaft in Breslau in den letzten Kriegsmonaten vgl. Guido Knopp, *Der Sturm: Kriegsende im Osten*, Berlin 2006, S. 150–62.
- 39 DZW, Bd. 6, S. 548, zu Rundstedts Befehl. Zu Kesselring, der nach Übernahme des Kommandos im Westen dafür plädierte, gnadenlos gegen Deserteure und Soldaten, die ihre Pflichten verletzt hatten, vorzugehen, vgl. Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 276, 279. Hitlers Befehl zur Errichtung »fliegender Standgerichte« ist wiedergegeben in: Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär, *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches*, Frankfurt am Main 1994, S. 163 f.; vgl. auch Neitzel, *Abgehört ...*, S. 202 f., 540, Anm. 161. Hübner, ein Fanatiker, der lange Zeit versucht hat, die NS-Ideologie in die Truppe zu infiltrieren, erhielt unbegrenzte Vollmacht, die Todesstrafe auszusprechen. – DRZW, Bd. 9/1 (Förster), S. 580 ff.; Manfred Messerschmidt, *Die Wehrmachtjustiz 1933–1945*, Paderborn 2005, S. 413. »Fliegende Standgerichte« wurden in der Heeresgruppe Nord am 3. Februar eingesetzt. – BAB, NS 6/354, Bl. 88, RS 123/45 g, »Maßnahmen zur Stärkung der Front durch Erfassung Versprengter« (Weiterleitung eines Befehls des Oberkommandierenden der Heeresgruppe Nord, Generaloberst Lothar Rendulic an den Gauleiter), 9.3.1945.
- 40 Förster/Lakowski (Hg.), 1945 ..., S. 229 f.
- 41 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 348.
- 42 DZW, Bd. 6, S. 548.
- 43 DZW, Bd. 6, S. 522; Bialecki, Tadeusz (Hg.), *Stettin/Szczecin 1945–1946*, Rostock 1994, S. 35, 37.
- 44 BAB, NS 6/354, Bll. 163–5, Bekantgabe 149/45 g, Weiterleitung von Schörners geheimen Rundschreiben vom 27. Februar durch Bormann, 19.3.1945.
- 45 DZW, Bd. 6, S. 539.
- 46 Zimmermann, *Pflicht*, S. 338; Christopher Clark, »Johannes Blaskowitz – der christliche General«, in: Ronald Smelser und Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995, S. 35, 43.
- 47 DZW, Bd. 6, S. 545.
- 48 Zit. nach DRZW, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 316; und Zimmermann, *Pflicht*, S. 293.
- 49 BAB, R3/1623 a, Bl. 71 a, Bormann an Gauleiter, Reichsleiter, Reichsjugendführer, etc., 30.3.1945, Begleitschreiben zu Jodls Rundschreiben des Vortags,

- das an die Befehlshaber der Heeresgruppen und Verteidigungsbezirke im Westen gerichtet war. Jodl war noch immer der Ansicht, dass jedes Opfer gerechtfertigt sei, um Zeit zu gewinnen und einen Bruch in der unnatürlichen Koalition der Gegner herbeizuführen. – Bodo Scheurig, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991, S. 313 f., 319.
- 50 Zu den vorausseilenden Initiativen, mit denen die Generäle in der letzten Kriegsphase die fortgesetzte höchste Anstrengung der Truppe sichern wollten, vgl. DRZW, Bd. 10/1 (Zinpermann), S.307-336.
- 51 BAB, NS 6/134, Bl. 19, Dbnitz, Kurzlagebericht vom 4.3.1945.
- 52 DRZW, Bd.9/1 (Förster) S. 554, 584-6. Zu Dönitz' fanatischer Führung der Marine vgl. Sönke Neitzel, «Der Bedeutungswandel der Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 259ff.
- 53 Kathrin Orth, «Kampfmoral und Einsatzbereitschaft in der Kriegsmarine 1945», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 137-55.
- 54 BA/MA, N574/22, NL Vietinghoff, «Die Generale», 25.7.1949.
- 55 BA/MA, N574/19, NL Vietinghoff, «Kriegsende in Italien», Bll. 44-5 (1950). Vgl. auch DRZW, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 321; und Zimmermann, *Pflicht*, S. 297 f.
- 56 Neitzel, *Abgehört*, S. 180f., 185 (Zitat S. 186) (28.-31.1.1945,18.-20.2.1945). Vgl. auch NAL, W0208/4365, Bericht über abgehörte Gespräche von Kriegsgefangenen, Nr. 251-53, 28 – 31.1.1945. Ein ehemaliger Korpskommandeur im Rang eines Generalleutnants erklärte seinem britischen Vernehmungsoffizier, Rundstedt habe naöh dem Fehlschlag der Ardennenoffensive die Kapitulation bevorzugt und mit der Zustimmung der Mehrheit der hochrangigen Mitglieder des Offizierskorps gerechnet; er habe aber auch gewusst, dass die Weiterexistenz des NS-Regimes jede Verhandlung unmöglich gemacht hätte; kein Mitglied der Wehrmacht wäre zu Kontaktaufnahme und Verhandlungen autorisiert gewesen. – LHÇ, DempseyPapers, No. 317 (16.4.1945), Pt. II, S. 5.
- 57 Neitzel, *Abgehört*, S. 184-5, 287, (14-15.2.1945, 2.-3.3.1945).
- 58 NAL, W0208/5543, Berichte von Verhören mit deutschen Kriegsgefangenen, 16.4.1945, «Enemy Expectations, Intentions and Sources of Information», 16.3.1945.
- 59 BA/MA, N712/15, NL Pollex, Bll. 43, 44, 47, 49-51, 54, 57, 59-61, 65, Einträge für 3.3.1945, 5-3-445, 8.3.1945, 12.3.1945, 21.3.1945, 25.3.1945, 17.3.1945. 31.3.1945-
- 60 BA/MA, N265/118, NL Heinrici, Bll. 74 a-b (1952).
- 61 Karl Dönitz, *Zehn Jahre und Zwanzig Tage*, Bonn 1958, S. 423, 425, 301 f.
- 62 LHC, Dempsey Papers, 110. 307, 6.4.1945, part II, aS. A.



- 63 Andreas Kunz, «Die Wehrmacht in der Agonie der nationalsozialistischen Herrschaft 1944/45. Eine Gedankenskizze», in: Hillmann/Zimmermann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S. 131.
- 64 Vgl. Kunz, *Wehrmacht und Niederlage*, S. 36-44.
- 65 Neitzel, *Abgehört*, S. 189, 9.3.1945.
- 66 Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 570 h
- 67 StAM, LRA 29656, Bl. 576, Bericht der SD-Aussenstelle Berchtesgaden, 4.4.1945, Bl. 592, Bericht des Gendarmerie-Posten Markt Schellenberg, 24.3.1945.
- 68 *MadR*, 17, S. 6732-40 (Bericht ans Propagandaministerium, 28.3.1945, undatierter SD-Bericht von Ende März); Vgl. auch Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 572ff.; und Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 815f.
- 69 BAB, R5 5/603, Bl. 533-8, Auszug aus dem wöchentlichen Tätigkeitsbericht der Reichspropagandaämter, 20.-23. März (4.4.1945).
- 70 Zit. nach: Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, S. 570.
- 71 NAL, FO 898/187, deutsche Rundfunksendungen zu Deutschland, Zusammenfassung und Kommentare, Bl. 79-80, 140-41, Übersicht über deutsche Presseberichte (26.2.1945 bis 4.3.1945, 26.3.1945 bis 1.4.1945); Wette et al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr*, S. 281 (3.3.1945), 311 (31.3.1945).
- 72 LHC, Dempsey Papers, No. 291 (21.3.1945), Teil D, S. 5, Zitat des Berichts eines Berlin-Korrespondenten einer schwedischen Zeitung vom 7. März.
- 73 NAL, W0219/4713, SHAEF-Berichte über die Lebensbedingungen in gerade besetzten Gebieten, 14.3.1945.
- 74 StAM, LRA 29656, Bl. 574, 580, Bericht der SD-Aussenstelle Berchtesgaden, 7.3.1945.
- 75 BHStA, Reichsstatthalter Epp 528, ungezählt, Bayerischer Staatsminister für Wirtschaft, Landesernährungsamt Bayern, Abt. B, 22.3.1945.
- 76 BAB, NS 6/353, Bl-146, Anordnung 184/45, 26.3.1945.
- 77 LHC, Dempsey Papers, Nr. 308, 7.4.1945, Teil II, S. 8, zitiert einen Brief aus Vreden, einer kleinen Stadt nahe der niederländischen Grenze, vom 19. März als typisches Beispiel für die Lage direkt östlich des Rheins vor der alliierten Invasion.
- 78 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/369, Briefwechsel zwischen Krosigk und Erziehungsminister Bernhard Rust, etc., 23.-26.3.1945.
- 79 BAB, NS 6/353, Bl. 75, Bormann, Rundschreiben 125/45 (10.3.1945).
- 80 BHStA, Reichsstatthalter Epp, 686/1, ungezählt, Einberufungsbefehl Bormanns, in Zusammenarbeit mit Reichsführer-SS und Reichsgesundheitsführer, «Heranziehung der Gefolgschaftsmitglieder der Krankenhäuser, Kliniken usw. zum Dienst im Deutschen Volkssturm», 9.3.1945.

- 81 BAB, R5 5/603, Bl. 529, Reichspropagandaamt Mark Brandenburg, Referat Volkssturm, an Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Berlin, 5.3.1945.
- 82 Ein Beispiel: Der Eigentümer zweier grosser Zeitungen, der *Münchener Neuesten Nachrichten* und der *München-Augsburger Abendzeitung*, der verzweifelt auf Berichte des Deutschen Nachrichtenbüros wartete, aber nicht selbst in Berlin anrufen konnte, war darauf angewiesen, dass ihm Paul Giesler, Gauleiter von München und Oberbayern, zweimal täglich die Benutzung seines Diensttelefons gestattete 4- StAM, NSDAP 13, Bl. 144530-33, Briefwechsel zwischen Gauleiter Giesler und Herr Direktor A. Salat, Firma Knorr & Hirth, 2.-14.3.1945.
- 83 BAB, R470 /altR 48/11, Reichspostminister an den Präsidenten der Reichspost-Direktion, 26.3.1945.
- 84 Vgl. Dietmar Süß, «Der Kampf um die ‚Moral‘ im Bunker. Deutschland, Grossbritannien und der Luftkrieg», in: Frank Bajohr/Michael Wildt (Hg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, S. 129 ff.
- 85 *DZW*, Bd. 6, S. 628; Orön J. Hale, *The Captive Press in the Third Reich*, Princeton 1973, S. 306f.
- 86 *DRZW*, Bd.9/1 (Blank), S.415.
- 87 So wurden beispielsweise Anfang März an die örtlichen Behörden Bayerns Anordnungen verschickt, nach denen die Arrangements der Budgetplanung für 1945 zu ändern waren: Es sei darauf zu achten, dass die lokal erhobenen Steuern rechtzeitig an Städte und Kreise weitergeleitet würden. – StAM, LRA 31908, ungezählt, Deutscher Gemeindetag, Dienststelle Bayern, Haushaltspläne der Gemeinden und Gemeindeverbände für 1945, 7.3.1945. Noch am 28. April 1945 fragte der Landrat von Berchtesgaden an, wann die Bauarbeiten an den neuen Baracken zur Unterbringung von Evakuierten, die im August 1944 beschlossen worden seien, denn nun begonnen würden. – StAM, LRA 31645, ungezählt, Landrat Berchtesgaden an Organisation Todt-Sonderbauleitung, 28.4.1945.
- 88 Zur Verwaltung von Luftschutzeinrichtungen, vgl. *DRZW*, Bd.9/1 (Blank), S. 385 ff.
- 89 Ende März beschwerten sich Feuerwehrleute kleiner Gemeinden in Sachsen-Anhalt, dass sie fast täglich von ihren Arbeitsplätzen, an denen sie dringend gebraucht würden, weggeholt würden, und das häufig unnötig, schon während der Stufe «Voralarm», bei der Häufigkeit der Luftangriffe. – IWM, EDS, F.E, M.1,14/369, Krosigk an Goebbels, 26.3.1945. Manche meldeten sich zur Freiwilligen Feuerwehr, um der Einberufung zum Volkssturm zu entgehen. – StAM, LRA 31919, Gauleitung München an HSSPF Mühe über die Ausbildung für Volkssturm und Luftschutz, beigefügt

- die versuchsweise Regulierung des Dienstes von Luftschutzwarten und Freiwilligen Feuerwehrmännern im Volkssturm vom 30.12.1944, und die Debatte über den Dienst von Feuerwehrleuten im Volkssturm vom 25. und 31.1.1945 und 21.2.1945.
- 90 DRZW, Bd.9/1 (Blank), S.384.
- 91 Bernhard Gotto, *Nationalsozialistische Kommunalpolitik. Administrative Normalität und Systemstabilisierung durch die Augsburger Stadtverwaltung 1933-1945*, München 2006, S. 373, vermutet wahrscheinlich zu Recht, dass die Augsburger Vertreter der Partei sich in der allerletzten Kriegsphase eher durch Aktivismus als durch Idealismus leiten liessen.
- 92 Zu den organisatorischen und kontrollierenden Funktionen der Blockwarte (von denen es Mitte der 1930er Jahre etwa 200000 gab), vgl. Detlef Schmiechen-Ackermann, «Der ‚Blockwart‘. Die unteren Parteifunktionäre im nationalsozialistischen Terror- und Überwachungsapparat», in: *VfZ* 48 (2000), S. 594 ff.
- 93 Pätzold/Weissbecker, S. 375. Vgl. auch Herwart Vorländer, *Die NSV Darstellung und Dokumentation einer NS-Organisation*, Boppard 1988, S. 183 zur mobilisierenden und überwachenden Funktion dieser Organisation. Über eine Million unbezahlte Mitarbeiter zählten NSV und Deutsches Rotes Kreuz. Auch wenn sich die Aktionen der NSV stets auf die Rassenziele der NSDAP stützten und beriefen, die Arbeit, die sie leistete, insbesondere in der Krise der letzten Kriegsmonate, machte sie beliebt, selbst unter vielen Deutschen, die dem Regime ablehnend gegenüberstanden. – Vorländer, *Die NSV*, S. 173 ff., 186; Herwart Vorländer, «NS-Volkswohlfahrt und Winterhilfswerk des deutschen Volkes», in: *VfZ* 34 (1986), S. 376ff.; Armin Nolzen, «Die NSDAP und die deutsche Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005, S. 192f.
- 94 Vgl. DRZW, Bd.9/1 (Nolzen), S. 191; und Armin Nolzen, «Von der geistigen Assimilation zur institutionellen Kooperation. Das Verhältnis zwischen NSDAP und Wehrmacht, 1943-1945», in: Hillmann/Zimmermann, *Kriegsende 1945*, S.90ff.
- 95 IWM, EDS, F.3, M.I., 14/369, Krosigk an Speer, 13.2.1945.
- 96 IWM, EDS, F.3, M.I., 14/369, Krosigk an Goebbels, 22.3.1945.
- 97 Dieser Abschnitt basiert, wenn nicht anders vermerkt auf: Dieter Rebentisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989, S. 529f.
- 98 Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 324.
- 99 Gotto, *Nationalsozialistische Kommunalpolitik*, S. 363.
- 100 StAA, Gauleitung Schwaben, 1/30, Bl. 328904-6, Wahl an Bormann, 17.3.1945; vgl. auch Gotto, *Nationalsozialistische Kommunalpolitik*, S. 374f.

- 101 StAA, Kreisleitung Augsburg-Stadt, 1/8, Bl. 300554–5, Rundspruch an alle Kreisleiter, 30.3.1945. Jeder Gauleiter sollte 100 »Freiwillige« aufstellen, und Wahl bestimmte – nach welchen Kriterien ist unklar – das Kontingent, das jeder Kreis zu stellen hatte. Mitte April rügte er die Kreisleiter, die zu wenig in dieser Sache täten. – Gotto, *Nationalsozialistische Kommunalpolitik*, S. 375.
- 102 Perry Biddiscombe, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement 1944–1946*, Toronto/Buffalo, NY., 1998, S. 12 ff.
- 103 Ebd., S. 38, 128, 134 ff.
- 104 *TBJG*, II/15, S. 630 (30.3.1945), 647 (31.3.1945). Zu Leys extremem Radikalismus, seiner Verteidigung eines Kampfes bis zum Ende vgl. Ronald Smelser, *Robert Ley. Hitler's Labor Front Leader*, Oxford, New York/Hamburg 1988, S. 291 f.
- 105 Biddiscombe, *Werwolf!*, S. 266 ff.; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 837–845.
- 106 Vgl. Biddiscombe, *Werwolf!*, S. 276 und Kap. 5 zu vielen Beispielen kleinerer, unkoordinierter und sporadischer Widerstandsaktionen gegen die Alliierten, verübt von ehemaligen Mitgliedern der Hitlerjugend und SS sowie anderen NS-Betonköpfen. Sie fielen ins späte Frühjahr und den Sommer 1945, stellenweise auch später noch, hatten aber nur peripher mit den Werwolfgruppen zu tun, die in den letzten Kriegswochen aufgestellt worden waren.
- 107 Biddiscombe, *Werwolf!*, S. 282, geht von alliierten Bewertungen aus und kommt zu der Einschätzung, dass 10 bis 15 Prozent der Deutschen die Partisanenbewegung unterstützten, doch vermischen diese Zahlen vermutlich den allgemeinen Rückhalt für den Widerstand gegen die Alliierten mit der besonderen Unterstützung des Werwolfs und seiner Aktivitäten. Zu einer etwas zurückhaltenderen Einschätzung des Widerstands vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 948 f.
- 108 *TBJG*, II/15, S. 422, 424 (5.3.1945). Hitler hatte auch gedacht, dass die Mosel zu verteidigen sei. – *TBJG*, II/15, p. 533 (18.3.1945).
- 109 Ein Begriff von Bernd Wegner, vgl. »Hitler, der Zweite Weltkrieg und die Choreographie des Untergangs«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), S. 493–518; auch in *DRZW*, Bd. 8, S. 1192–1209.
- 110 *TBJG*, II/15, S. 479 (12.3.1945).
- 111 Max Domarus (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, Wiesbaden 1973, »Proklamation an die Wehrmacht« (11.3.1945), S. 2212.
- 112 *TBJG*, II/15, S. 422–3 (5.3.1945).
- 113 *TBJG*, II/15, S. 425 (5.3.1945). Zu Goebbels' Vorstellung von Heldentum, als das Ende nahte, und zum widerstrebenden Entschluss seiner Frau, doch in Berlin zu bleiben und nicht nur ihren eigenen, sondern auch den Tod ihrer

- Kinder hinzunehmen, vgl. Ralf Georg Reuth, *Goebbels*, München/Zürich 1990, S. 587f. Magda hatte offensichtlich akzeptiert, dass Deutschlands Niederlage unausweichlich war und dass der Tod durch die eigene Hand, nicht durch die des Feindes das Einzige war, das ihr blieb. – David Irving, *Goebbels. Mastermind of the Third Reich*, London 1996, S. 506 (Es basiert allerdings auf Erinnerungen ihrer Schwägerin Eleanor (Elio) Quandt, die 1952 in einem Zeitschriftenartikel über Magda Goebbels erschienen (a.a.O., S. 564 Anm.9), und die, wie Irving selbst einräumt, nicht immer zuverlässig sind.)
- 114 *TBJG*, II/15, S-426f. (5.3.1945), 525 (17.3.1945), 532f. (18.3.1945); vgl. Michael Bloch, *Ribbentrop*, London 1994, S. 422; Reimer Hansen, «Ribbentrops Friedensfühler im Frühjahr 1945», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 18 (1967), S. 716-30, und Hansjakob Stehle, «Deutsche Friedensfühler bei den Westmächten im Februar/März 1945», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 30 (1982), S. 538-555; Gerhard L. Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 822.
- 115 *IfZ*, ZS 1953, «Iden des März. Ein zeitgeschichtliches Fragment über den letzten Kontaktversuch Ribbentrops mit Moskau in der Zeit vom 11.-16. März 1945», ssd. 1-13 (undatiert, vermutlich Anfang der 1950er Jahre). Zu einer Beschreibung von A. Kollontai, «der grossen alten Dame der Sowjetdiplomatie» und Ribbentrops vergebliche Versuche, Anfang 1945 eine Art Verhandlungsfrieden mit der UdSSR zu erreichen, vgl. Ingeborg Fleischhauer, *Die Chance des Sonderfriedens. Deutsch-sowjetische Geheimgespräche 1941-1945*, Berlin 1986, S. 58ff., 268ff.
- 116 *TBJG*, II/15, S.450f. (8.3.1945).
- 117 BA/MA, RH 21-3/420, Bl. 34, 40, Nachkriegsbericht (1950) von Generaloberst Erhard Raus (ehemaliger Befehlshaber der 3. Panzerarmee in Ostpreussen, der dann den Oberbefehl über die in Pommern gebliebenen Reste der 11. SS-Panzerarmee übernahm) über seine Treffen mit Himmler am 13.2.1945 und am 7.3.1945, sowie seinen Bericht an Hitler vom 8.3.1945.
- 118 Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, S. 407.
- 119 Dieser Absatz basiert auf: Folke Bernadotte, *Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1945 und die politischen Folgen*, Zürich/New York 1945, S. 17-47; Walter Schellenberg, *Schellenberg*, London 1965, S. 171ff.; Felix Kersten, *The Kersten Memoirs 1940-1945*, London 1956, S. 271-283; Peter Padfield, *Himmler. Reichsführer-SS*, London 1990, S. 565 f., 578f.; und Peter Longrich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 742ff., 967f., Anm. 131, 132. in einem Verhör nach dem Krieg behauptete Schellenberg – dem sehr darum zu tun war, sowohl seine Bedeutung wie auch seine Versuche herauszustreichen, zu einer Verhandlungslösung zu kommen –, dass er im Dezember 1944 im Beisein des Reichführers die

- tigung Hitlers angesprochen habe. – IWM, FO 645/161, Verhör 13.11.1945, S. 15 (1945–46).
- 120 DZW, Bd. 6, S. 152.
- 121 John Toland, *The Last 100 Days*, London 1965, S. 73, 238–44, 478 ff.; Padfield, *Himmler ...*, S. 573 ff.; Weinberg, *Eine Welt in Waffen*, S. 818; Peter R. Black, *Ernst Kaltenbrunner. Ideological Soldier of the Third Reich*, Princeton 1984, S. 242 ff.; BA/MA, N 574/19, NL Vietinghoff, »Kriegsende in Italien«, Bll. 41–46.
- 122 Zu einer interessanten Spekulation über Speers Machtambitionen in dieser Situation vgl. DRZW, Bd. 10/2 (Müller), S. 74–84; und Müllers Bemerkungen am Schluss des Bandes, S. 718.
- 123 Albert Speer, *Erinnerungen*, S. 442.
- 124 Am 14. Februar hat er Hitlers Zustimmung zu seinen neuen Verantwortlichkeiten erreicht, indem er die Erkrankung von Verkehrsminister Julius Heinrich Dorpmüller ausnutzte – DRZW, Bd. 10/2 (Müller), S. 82.
- 125 BAB, R3/1623 a, Bll. 18–23, Aktennotiz Speer, 7.3.1945. Am gleichen Tag erklärte Paul Pleiger, der Reichsbeauftragte für Kohleversorgung, Speer, wie ernst die Kohlenlage sei: wegen des Verlusts von Oberschlesien, der Transportprobleme, die die Versorgung mit Ruhrkohle unmöglich machten, und dem großen Verlust der Saarproduktion. Sollten sich die Dinge nicht bessern, so Pleiger weiter, sei es unmöglich, Kohle für die Rüstung zu liefern oder den Zusammenbruch von Transportwesen, Strom- und Gasversorgung zu vermeiden. – IWM, F.3, M.I., 14/163, Pleiger an Speer, 7.3.1945. Am 14. März ordnete Hitler an, dass angesichts der schwer reduzierten Transportkapazität die Prioritäten in zu räumenden Gebieten nach ihrem Wert für die Fortführung des Krieges zu bewerten seien: Wehrmacht, Kohle, dann Lebensmittel. Flüchtlinge könnten nur berücksichtigt werden, wenn entsprechend Platz sei. Als er diesen Befehl am nächsten Tag weiterleitete, verwies Speer darauf, dass dieser auf seinen Vorschlag ergangen sei. – BAB, R3/1623 a, Bll. 27–28.
- 126 TBJG, II/15, S. 579 (23.3.1945), 603 (27.3.1945).
- 127 TBJG, II/15, S. 500f. (14.3.1945), 511f. (15.3.1945).
- 128 BAB, R3/1623 a, Bll. 31–8, OKH, Chef Trspw./Gen d. Pi u Fest, Entwurf, ohne genaue Angabe des Tags im März, Speer an Gen.stab des Heeres/Gen. d. Pioniere und Festigungen, 15.3.1945; OKH, Chef des Transportwesens/General der Pioniere und Festungen, 14.3.1945; Speer, *Erinnerungen*, S. 442; Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, S. 404.
- 129 BAB, R3/1536, Bll. 3–12; IMT, Bd. 41, S. 420–25. Entwürfe (Bll. 28–30), Zitate Bl. 10 und 12, angefügt Befehle, die die Zerstörung begrenzten und Speer Vollmacht gaben, über Ausnahmen bei der Stilllegung zu entscheiden; Speer, *Erinnerungen*, S. 442f.

- 130 Vgl. Heinrich Schwendemann, «,Drastic Measures to Defend the Reich at the Oder and the Rhine. . .’ A Forgotten Memorandum of Albert Speer of 18 March 1945», in: *Journal of Contemporary History* 38 (2003), S. 597-614; ebenso: ders., «,Verbrannte Erde’? Hitlers ‚Nero-Befehl’ vorn 19. März 1945», in: *Kriegsende in Deutschland*, S. 163; zu einer abweichenden Interpretation vgl. *DRZW*, Bd. 10/2 (Müller), S. 86ff. Ein Auszug des Memorandums wurde bereits veröffentlicht: Gregor Janssen, *Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg*, Berlin 1968, S. 311; Janssen kommentiert den Text nicht, verweist aber auf seine Verbindung zu Keitels am gleichen Morgen erlassenen Befehl (S. 310), die Bevölkerung aus den Kampfzonen westlich des Rheins zu evakuieren. Dietrich Eichholtz, in: *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*, Bd. 3: 1943-1945, Berlin 1996, S. 662 Anm. 212, beschränkt sich auf den Kommentar, dass Speer mit dem Memorandum zweifellos «taktische Ziele» verfolgt habe. Weder Gitta Sereny, *Albert Speer. His Battle with the Truth*, London 1995, S.476f., noch Joachim Fest, *Speer. Eine Biographie*, Berlin 1999, S. 336ff. erwähnen das zweite Memorandum.
- 131 BAB, R3/1537, Bll.3-6 (18.3.1945).
- 132 Ende März sprach Hitler gegenüber Goebbels in äusserst negativer Weise über Speer, dieser, «eher eine Künstlernatur», sei unzuverlässig, versage in kritischer Zeit und offenbare einen defätistischen Charakter, Tendenzen, die unvereinbar seien mit dem nationalsozialistischen Verständnis des Krieges. – *TBJG*, II/15, S.619-20 (28.3.1945).
- 133 Darauf läuft Müllers Interpretation hinaus: vgl. *DRZW*, Bd. 10/2, S. 87.
- 134 Zu Speers später Konversion und Anerkennung der Notwendigkeit, dem Volk die Existenzmittel für die Zeit nach einem verlorenen Krieg zu bewahren, vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S.431f.
- 135 BAB, R3/1538, Bl. 16, Speer an Hitler, handschriftlicher Brief, 29.3.1945.
- 136 Schwendemann, in: «Drastic Measures...», S.605, geht vielleicht zu weit mit seiner Unterstellung, dass Speer Hitler einen Ausweg habe zeigen wollen, indem er dem «Führer» seine Dienste als eine Art Retter angeboten und sich so seine Gunst zu bewahren gehofft habe.
- 137 Speer, *Erinnerungen*, S.444f.; BAB, R3/1623 a, Bll. 39-43, zwei Fernschreiben von Keitel, 18.3.1945; Durchführungsbefehl von Bormann, 19.3.1945.
- 138 BAB, R3/1623 a, Bll. 46-7, «Zerstörungsmassnahmen im Reichsgebiet», Generalleutnant August Winter (im Wehrmachtsführungsstab) an Speer, 20.3.1945, Weiterleitung von Hitlers Befehl vom Vortag (in *IMT*, Bd. 41, S. 430f. Auch in: Walther Hubatsch (Hg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegführung*, München 1965, S.348f.).
- 139 BAB, R3/1538, Bll. 14-15, Speer an Hitler, 29.3.1945; *IMT*, Bd.41, S.425-9; Speer, *Erinnerungen*, S.445f.

- 140 Vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S.432ff.; *DRZW*, Bd. 10/2 (Müller), S.93; und Eichholtz, in: *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*, S. 663 ff. in einigen Fabriken wurden wichtige Teile aus den Maschinen ausgebaut und versteckt, sodass sie später wieder eingesetzt werden konnten. Zimmermann, *Pflicht...*, S. 60.
- 141 Speer, S-450ff.; BAB, R3/161, Bll. 5-8, Reiseprogramm Speer, Schulze-Fielitz, Hupfauer, etc., 22-5.3.19 J 5; Bll. 20-22, Walter Rohland: «Niederschrift über die Ereignisse vom 15. 3. bis 15.4.1945»; & 3/1623 a Bl. 50, Bormann an die Gauleiter, Weitergabe von Hitlers Räumungsbefehl mit dem Zusatz, dass es über die Räumung keine Debatte geben könne, die Unterbringung der Evakuierten in Deutschland sei durch Improvisation zu meistern; IMT, Bd.41, S.491-3 (Rohlands Aussage in Nürnberg).
- 142 Speer, S.448, 453 f., zu Mpdels Haltung. Der Chef des Transportwesens der Wehrmacht sprach davon, in den aufgegebenen Regionen «eine Transportwüste» zu schaffen. – BAB, R 3/1623 a, Bl. 59, Chef des Transportwesens der Wehrmacht, Fernschreiben 29.3.1945 (erwähnt in: Speer, *Erinnerungen*, S.457h
- 143 Speer, *Erinnerungen*, S.454f.; BAB, R3/1626, Bl. 14, Bericht eines unbekanntes Augenzeugen, 13.9.1945.
- 144 Speer, *Erinnerungen*, S.457ff. (Zitat S.460).
- 145 So jedenfalls stellte Hitler dies in einem kurz darauf geführten Gespräch mit Goebbels dar. – *TBJG*, II/15, S. 643 (31.3.1945). Speers eigene Darstellung seiner Herausforderung wird ziemlich sicher genau entgegengesetzt ausgefallen sein. Vgl. *DRZW*, Bd. 10A (Müller), S.94f.
- 146 Speer hielt in einer Aktennotiz fest, dass auch Hitler «verbrannte Erde» in einem so kleinen Land wie Deutschland für sinnlos halte, nur in riesigen Ländern wie Russland könne dies wirkungsvoll sein. Umgehend übermittelte Speer Hitlers abgeänderten Befehl, der die Durchführung in Speers Hand legte. – BAB, R3/1623 a, Bll.75, 78-80, 85-86 (30.3.1945). Am 3. April (Bll. 106, 108) beantwortete er die Bitte von Gauleiter Ueberreither (Niederdonau) um genaue Anweisungen zur Zerstörung von Wasserwerken und Kraftwerken in seiner Region mit folgender Feststellung: «Gemäss des Führerbefehls vom 30.3.1945 gibt es keine , verbrannte Erde'», nur zeitweise Stilllegung könne das von Hitler gesetzte Ziel erreichen.
- 147 Das OKW legte am 3. April fest, dass es sich trotz des Führerbefehls, alle Einrichtungen zu zerstören, die dem Feind nützlich sein könnten, in manchen Fällen als ratsam erweisen könne, dies auf eine nachhaltige Unterbrechung zu beschränken, die sich für den deutschen Gebrauch wieder reparieren lasse, sobald sich die Gelegenheit biete, die Brücken zurückzuerobern. Der Wehrmacht war aber doch sehr darum zu tun, die alleinige Verantwortung für die Zerstörung militärischer Einrichtungen zu



erlangen. Einige Tage später betonte eine revidierte Direktive die Notwendigkeit, operativ entscheidende Brücken zu zerstören, wie vom OKW bestimmt; für den Fall der Nichtbeachtung dieses Befehls wurden schwere Strafen angedroht. – *KTB/SKL*, Teil A, Bd. 68, S. 46 (3.4.1945), 75-77 (5.4.1945, 128 (8.4.1945).

- 148 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 434. Eine weitaus positivere Interpretation von Speers Motiven liefert die frühe Bewertung von Reimer Hansen, «Albert Speers Konflikt mit Hitler», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 17 (1966), S. 596-621. Der Beitrag stützt sich vor allem auf Dokumente und Beweise, die dem Nürnberger Gerichtshof vorgelegt wurden. Spätere Forschungen – insbesondere nach Veröffentlichung von Matthias Schmidt, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, Bern/München 1982 – sind sehr viel kritischer gegen Speer eingestellt. Vgl. etwa Alfred C. Mierzejewski, «When Did Albert Speer Give up?», in: *Historical Journal* 31 (1988), S. 391 ff., und, in letzter Zeit, den Beitrag von Rolf-Dieter Müller zu *DRZW*, Bd. 10/2.
- 149 *TBJG*, II/15, S. 613 (28.3.1945).
- 150 Vgl. dazu auch: *DRZW*, Bd. 10/2 (Müller), S.92.

### Kapitel acht: Implosion

- 1 Wette et al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, S.338 (10.4.1945).
- 2 Zu den Zerstörungen im Tiergarten und in Grunewald sowie zum nächtlichen Vergnügungsbetrieb in der Stadt («eine hektische Genussucht») vgl. die Tagebucheinträge des dänischen Korrespondenten Jacob Kronika, *Der Untergang Berlins*, Flensburg 1946, S. 79, 9<sup>1</sup>» 98f., 149 (30.3.1945, 7.4.1945, 10.4.1945, 23.4.1945). Eine Beschreibung Berlins – die möglicherweise aber auf verzerrten Erinnerungen beruht – aus der Zeit kurz vor dem sowjetischen Angriff findet sich in: IWM, «Second World War Memoirs of P. E. v. Stemann», zwischen 1942 und 1945 Berlin-Korrespondent für die dänische Tageszeitung *Berlinske Tidende*, Bll. 236-37. Lebendige Beschreibungen der Stadt im April 1945 bieten David Clay Large, *Berlin*, New York 2000, S. 358f., und Roger Moorhouse, *Berlin at War. Life and Death in Hitler's Capital 1939-45*, London 2010, S. 365 ff.
- 3 Auch Goebbels erwähnt in seinem Tagebuch, wie leer Berlins Strassen an Ostern 1945 waren. – *TBJG*, II/15, S. 668, 5.4.1945.
- 4 Zit. nach Moorhouse, *Berlin at War*, S. 367.
- 5 *TBJG*, II/1, S. 692.

- 6 Ein treffender Ausdruck, den Hans Mommsen benutzt, vgl. «The Dissolution of the Third Reich: Crisis Management and Collapse, 1943-1945», in: *Bulletin of the German Historical Institute*, Washington, DC, 27 (2000), S. 20, und Stephen G. Fritz, *Endkampf. Soldiers, Civilians, and the Death of the Third Reich*, Lexington 2004, Kap. 5.
- 7 *DZW*, Bd. 6, S. 561; und NAL, WO 219/1651, Bl. 145, SHAEF-Zusammenfassungen der Nachkriegsverhöre von Jodl und Kesselring, 23.5.1945.
- 8 Die amerikanischen Verluste in der Schlacht um die Ruhr lagen bei 10'000 Männern. – *DZW*, Bd. 6, S. 564.
- 9 Zum Verhalten der französischen Soldaten vgl. Heinrich Schwendemann, «Das Kriegsende in Ostpreussen und in Südbaden im Vergleich», in: Bernd Martin (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse – Auswirkungen – Reflexionen*, Freiburg 2006, S. 101, 104; und Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, London 2009, S. n6f., 158f. Offenbar hat allein die Hautfarbe der nordafrikanischen Soldaten in der französischen Armee genügt, in der Bevölkerung, die zuvor niemals andere als weisse Menschen gesehen hatte, grosse Ängste auszulösen. Das könnte auch zur Übertreibung geführt haben, was die Zahl der yergewaltigungen anging, die angeblich «Kolonial»-Truppen verübt haben sollen. Zahlreiche Gemeindeberichte – wobei es offenbar auch viele Orte gab, wo nichts dergleichen geschah – sind enthalten in: Josef F. Göhri, *Die Franzosen kommen! Kriegereignisse im Breisgau und in der Ortenau*, Horb am Neckar 2005, S. 17, 24f., 43, 46, 50, 53, 60, 82, 88, 91, 94, 98, 119, 124f.; und Hermann Riedel, *Halt! Schweizer Grenze!*, Konstanz 1983, S. 233, 237f., 263, 305 (wo über 200 Fälle erwähnt werden). Vgl. auch Bernd Serger/Karin-Anne Böttcher/Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung 1945*, Freiburg in Breisgau/Berlin/Wien 2006, S. 253, 257, 269, 311-25; Manfred Bosch, *Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit*, Südbaden 1945-1950, Konstanz 1988, S. 34; Generallandesarchiv Karlsruhe (Hg.), *Der deutsche Südwesten zur Stunde Null*, Karlsruhe 1975, S-102f.; Paul Sauer, *Demokratischer Neubeginn in Not und Elend. Das Land Württemberg-Baden von 1945 bis 1952*, Ulm 1979, S. 18 ff.; Landkreis Sigmaringen (Hg.), *Von der Diktatur zur Besetzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen*, Sigmaringen 1995, S.92f.
- 10 Wenn nicht anders angegeben, beruht der voranstehende Absatz auf *DZW*, Bd. 6, S. 561-71; *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S.443-60; Fritz, *Endkampf*, Kap. 3-6; Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1967, S.425-32; I. C. B. Dear/M. R. D. Foot (Hg.), *The Oxford Companion to the Second World War*, Oxford 1995, S.48ff.; Max Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-45*, London 2004, S.481-502.

- 11 Walther Hubatsch (Hg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1965, S. 355f. Dönitz und Kesselring erhielten Vollmacht für die Verteidigung ihrer Kampfzonen, nur für den Fall, dass die Nachrichtenverbindungen zusammenbrechen und die Übermittlung von Hitlers Befehlen und Entscheidungen verhindern würde. Anderenfalls sollte Hitlers alle Teilstreitkräfte vereinigendes Oberkommando erhalten bleiben. Am 20. April, entsprechend der Erwartung, dass er Berlin Richtung Süden verlassen würde, ermächtigte Hitler Admiral Dönitz im Norden, den zivilen Behörden in seiner «Zone» Anweisungen zur Verteidigung zu geben. Im militärischen Bereich war Dönitz' Aufgabenbereich auf die Marine beschränkt, insofern sich Hitler am 25. April doch entschied, in Berlin zu bleiben und via OKW in Rheinsberg seine Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht weiter auszuüben. – Herbert Kraus, «Karl Dönitz und das Ende des «Dritten Reiches»», in: Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München/Zürich 1995, S.7f., S.20 Anm. 17. Die Teilung des Reichs wurde Realität mit dem Treffen sowjetischer und amerikanischer Soldaten in Torgau an der Elbe, am 25. April.
- 12 *DZW*, Bd. 6, S. 523. Eine anschauliche Schilderung der letzten Tage von Königsberg vor der Kapitulation (und eine Kritik an Laschs Weigerung zu kapitulieren, die er erst in letzter Minute, um seine Haut zu retten, aufgab) bietet Michael Wieck, *Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein ‚Geltungsjuden‘ berichtet*, Heidelberg 1988, S. 168-222.
- 13 Laschs Frau und Tochter wurden verhaftet und in ein Militärgefängnis gebracht. Die Nachricht ihrer Bestrafung wurde verbreitet. – Robert Loeffel, «Soldiers and Terror. Re-evaluating the Complicity of the Wehrmacht in Nazi Germany», in: *German History* 27 (2009), S. 527f.
- 14 Schwendemann, «Das Kriegsende in Ostpreussen und in Südbaden im Vergleich», S.97.
- 15 In seiner Proklamation «An die Soldaten der Ostfront» malte Hitler erneut das Gespenst der Ausrottung des deutschen Volkes an die Wand, die auf die bolschewistische Eroberung folgen werde. «Während die alten Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien. [...] Wer in diesem Augenblick seine Pflicht nicht erfüllt, handelt als Vaterlands Verräter. [...] Achtet vor allem auf die verräterischen wenigen Offiziere und Soldaten [...] Wer euch den Befehl zum Rückzug gibt, ist [...] nötigenfalls augenblicklich umzulegen [...]» – Max Domarus (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*, Wiesbaden 1973, S. 2223 f.
- 16 Quellen: *DZW*, Bd. 6, S. 686-705; *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 631-49; *DRZW*, Bd. 8 (Ungváry), S. 944-55; Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg*, München

- 1975, S.464ff.; John Erickson, *The Road to Berlin*, Cassell 2003, S. 563-77; Brian Taylor, *Barbarossa to Berlin. A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud 2004, S. 307-20; *The Oxford Companion to the Second World War*, S. 125-7; Antony Beevor, *Berlin 1945. Das Ende*, Kap. 15-16; Karl-Heinz Frieser, «Die Schlacht um die Seelower Höhen im April 1945», in: Roland G. Foerster (Hg.), *Seelöwer Höhen 1945*, Hamburg 1998, S. 129-43; Manfred Rauchensteiner, *Der Krieg in Österreich 1945*, Wien 1984, Kap. 6; Theo Rossiwall, *Die letzten Tage. Die militärische Besetzung Österreichs 1945*, Wien 1969, S. 78-183.
- 17 Zu biografischen Skizzen zu Kesselring und seiner Karriere vgl. Sam L. Lewis, «Albert Kesselring – Der Soldat als Manager», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995, S. 270-87; Elmar Krautkrämer, «Generalfeldmarschall Albert Kesselring», in: Gerd. R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 1: *Von den Anfängen des Regimes bis Kriegsbeginn*, Darmstadt 1998, S. 121ff.; und Shelford Bidwell, «Kesselring», in: Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990, S. 265-89.
- 18 BAB, R3/1661, Bl. 20, «Niederschrift über die Ereignisse vom 15.3. bis 15.4.1945», undatiert, gezeichnet von Walther Rohland (Eintrag für den 23.4.1945); Speer, *Erinnerungen*, S. 446. Kesselring gab Hitlers «Nero-Befehl» vom 19. März einen Tag später an seine Befehlshaber weiter. – Krautkrämer, «Generalfeldmarschall Albert Kesselring», S. 128 Anm. 10.
- 19 Albert Speer, *Erinnerungen* S.463f. General Westphal hat später berichtet, dass Kesselring, als er Rundstedt als Oberbefehlshaber West ablöste, skeptisch auf dessen Versuch reagierte, ihm eine realistische Einweisung in die Lage zu geben. Der «Führer», sagte er skeptisch, habe ihm einen anderen Bericht gegeben. – Siegfried Westphal, *Erinnerungen*, Mainz 1975, S. 327.
- 20 Kesselring, *Soldat bis zum letzten Tag*, S. 388, 392.
- 21 Joachim Ludewig, «Walter Model – Hitlers bester Feldmarschall?», in: Smelser/Syring, *Die Militärelite des Dritten Reiches*, S. 368.
- 22 Gerhard Förster/Richard Lakowski (Hg.), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht. Dokumente*, Berlin 1975, S. 230 (18.3.1945).
- 23 Zit. nach: *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 332 (29.3.1945); Vgl. auch Manfred Messerschmidt, «Krieg in der Trümmerlandschaft. ‚Pflichterfüllung‘ wofür?», in: Ulrich Borsdorf/Mathilde Jamin (Hg.), *Überleben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945*, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 171, 177.
- 24 Carlo D'Este, «Model», in Barnett, *Hitler's Generals*, S. 329. Kesselring, *Soldat bis zum letzten Tag*, S. 362 ff., gab Models operativen Entscheidungen ein Gutteil der Schuld an der Misere von Heeresgruppe B.

- 25 BAB, R3/1626, Bl. 15-17, «KapitulationVerhandlungen mit Generalfeldmarschall Model und Gauleiter Hoffmann», Notizen, zusammengetragen in ‚Dustbin‘, Juni 1945, durch Rohland. Ausserdem: R 3/1661, Bl. 21, «Niederschrift über die Ereignisse vom 15.3. bis 15.4. 1945», undatiert, gezeichnet von Walter Rohland (Einträge für 31.3, 2.4, 8.4,13.4.1945); Walter Rohland, *Bewegte Zeiten*, Stuttgart 1978, S. 105 ff. Model lehnte es auch ab, den Appell zu erwägen, den ihm US-Generalleutnant Matthew Ridgway am 17. April übermittelt hatte. Sein Eid auf den «Führer», so Model, bedeute, dass er bis zum Ende kämpfen müsse. – Hastings, *Armageddon. The Battle for Germany*, S.482; Messerschmidt, «Krieg in der Trümmerlandschaft...», S. 177.
- 26 Ludewig, S. 382-4; Rohland, *Bewegte Zeiten*, S. 107; Walter Görnitz, *Model. Strategie der Defensive*, Wiesbaden 1975, S. 263 ff.; John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S. 2. Der Befehl, Familien zu Bürgen dafür zu machen, dass die Soldaten bis zum Letzten kämpften, hat Keitel am 5. März im Namen Hitlers unterzeichnet. – Förster/Lakowski (Hg.), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, S. 207. Erstaunlicherweise kam die Initiative zu diesem Befehl aus der Wehrmacht. – Ulrike Hett/Johannes Tuchel, «Die Reaktionen des NS-Staates auf den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944», in: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994, S. 387.
- 27 Zit. nach: *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 327 (7.4.1945).
- 28 *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 331 f.
- 29 IWM, EDS, F.3, AL 2697, «Doenitz befiehlt Widerstand bis zum Letzten. Drei Befehle – 7., 11. und 19. April 1945».
- 30 *KTB/SLK*, Teil A, Bd. 68, S. 331-2 A, Kriegstagebuch des Ob.d.M., 25.4.1945.
- 31 BA/MA, N265/112, NL Heinrici, Bl. 1-17 (niedergeschrieben während der Gefangenschaft, 1945-47, enthält auch die Erinnerungen von Oberst Eismann). Überschrieben ist der Text mit «Vortrag bei Hitler am 4. IV. 1945», doch scheint die Besprechung (vgl. Bl. 20) nicht am 4., sondern am 6. April stattgefunden zu haben. Am 12. Mai 1945 hatte Heinrici bereits einen kürzeren, im Wesentlichen aber identischen Bericht über den Vortrag bei Hitler verfasst (BA/MA, N265/108, Bl. 3-9), als dessen Datum er «etwa zehn Tage vor Beginn der Schlacht um Berlin» angibt.
- 32 BA/MA, N265/112, NL Heinrici, Bl. 23-4. Speer, *Erinnerungen*, S.471, datiert das Treffen auf den 15., nicht den 14. April (Heinricis Angabe), erwähnt auch nur das Gespräch über die Zerstörung von Brücken und Versorgungseinrichtungen in Berlin, nicht aber Diskussionen über ein Attentat auf Hitler (auf das er jedoch an anderer Stelle seiner Erinnerungen zu sprechen kommt).

- Heinrici dagegen, in späteren Entwürfen zu Teilen seines Buchs, die um 1966 entstanden, erwähnt erneut, mit Speer über einen Mord an Hitler gesprochen zu haben, auch dass er politischen Mord als unvereinbar mit seinen christlichen Überzeugungen abgelehnt habe. Zwei Punkte fügte er hinzu, die in der früheren Version nicht enthalten sind. Ein Attentat wäre sinnlos gewesen, weil Hitlers Sicherungsvorkehrungen seit Juli 1944 deutlich verschärft worden seien. Und hätte ein solches Attentat dennoch Erfolg gehabt, dann wäre es zu einem Umsturz gekommen, und das gerade mal 100 Kilometer hinter der Front gegen die Russen. Das anschließende Chaos hätte die Führung aller Möglichkeiten beraubt, erfolgreich über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Ob Heinrici solche Überlegungen schon im April 1945 im Sinn hatte oder nicht, ist unklar. Jedenfalls zog er in den späteren Erinnerungen den Schluss, dass er gar keine andere Möglichkeit gehabt habe, als seinen Auftrag auszuführen und die Stellungen an der Oder so gut er konnte zu halten. – BA/MA, N265/26, Bl. 22-3 (um 1966). Zu Speers Behauptung, er habe ein Attentat auf Hitler erwogen, vgl. Matthias Schmidt, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, S. 145ff.
- 33 BA/MA, N245/3, NL Reinhardt, Kalenderblätter 1945, Bl. 87, Einträge für 5.4. 1945» 13.4.1945.
- 34 Ein Fernschreiben der Personalgruppe vom 13. April teilte eine kleine Zahl von Offizieren der «Führerreserve» mehrerer Heeresgruppen zu, verwies aber darauf, dass sie ihre Personalressourcen selbst organisieren müssten und in absehbarer Zukunft nicht mit weiteren Zuweisungen rechnen könnten. – IWM, EDS, F.3, M.I., 14/163, FS an OB Nordwest, etc., 13.4.1945. Sieben neue Divisionen wurden Anfang April irgendwie zusammengewürfelt und mit leichten Waffen ausgerüstet. Doch wurden deren Reihen mit 17-jährigen Jungen aufgefüllt. Sie sollten Thüringen verteidigen, könnten aber erst in 14 Tagen einsatzbereit sein. Da aber war Thüringen bereits verloren. – *TBJG*, II/15, S.685 (8.4.1945).
- 3 5 Zum Beispiel StAA, Kreisleitung Günzburg 1/42, Gaustabsamt Gau Schwaben an genannte Kreisleitungen, 11.4.1945.
- 36 BAB, NS 6/756, Bl. 2-6, Verstärkung der kämpfenden Truppe, 28.2.1945.
- 37 BAB, NS 6/135, Bl. 160, Vorlage (für Bormann), betrifft Panzernahbekämpfungstrupp der Hitlerjugend, 3.3.1945.
- 38 Information von Dr. Hermann Graml, Institut für Zeitgeschichte, München, über seine Erfahrungen im Reichsarbeitsdienst in den letzten Apriltagen 1945. Auf die Jungen wurde, damit sie beitraten, heftiger Druck ausgeübt. Man habe sich dem entziehen können, wenn man genügend starke Gründe angeführt habe, zum Beispiel auf starke Bindungen an die katholische Kirche verwiesen oder, wie in Dr. Gramls Fall, Einberufungsbescheide der Wehrmacht vorgelegt habe. Eine Zeitgenossin aus

- Württemberg behauptete sehr viel später, sie erinnere sich, dass ihr damals 17-jähriger Bruder im Februar 1945 einen Brief mit der Mitteilung erhielt, er habe sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet, was nicht zutraf. Hastig meldete er sich freiwillig für den Reichsarbeitsdienst, um der Einberufung zur SS zu entgehen. – Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (Hg.), *Zeitzeugen berichten. Erinnerungen an die Zeit von 1930 bis 1943*, Schwäbisch Gmünd 1989, S. 312.
- 39 Vgl. die Zeugenberichte in Nicholas Stargardt, *«Maikäfer flieg!»,* S. 351 ff.
- 40 Günter C. Behrmann, «Jugend, die meinen Namen trägt Die letzten Kriegseinsätze der Hitlerjugend», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005, S.175.
- 41 StAA, Kreisleitung Günzburg 1/43, Strassen- und Flussbauamt, Neu-Ulm, 13.4.1945; Gauleitung Schwaben, 1/28, Bll. 328841-2, 328845, Heeresgruppe G an Gauleitung Schwaben, 13.4.1945, Bormann an alle Gauleiter, 13.4.1945: Weiterleitung von Keitels Weisung vom 10.4.1945; Bll. 328807-8, Bormanns Befehl an zehn namentlich genannte Gauleiter in Mittel- und Süddeutschland, 13.4.1945; Gauleitung Schwaben, 1/29, Bl. 328843, Aktennotiz für den Gauleiter: Versorgungslage der Wehrmacht und ziviler Behörden, 16.4.1945; Bl. 328835, Notiz für Gauleiter Wahl vom Kreisleiter von Neu-Ulm, der, angesichts des anrückenden Feindes, die Notwendigkeit sah, sich auf den Volkssturm und die dienstverpflichtete Bevölkerung zu stützen, die Schanzarbeiten erledigen und weitere Sperren errichten sollten, 20.4.1945.
- 42 BAB, R3/1622, Bl. 102, Speer Weisung, Übermittlung des Führerbefehls vom 24. 4.1945; abgedruckt in Martin Moll (Hg.), *Führer-Erlasse 1939-1943*, S.497.
- 43 BAB, R3/1618, Bl. 22, betrifft: Führer-Vorführung, 12.4.1945.
- 44 BfZ, Sammlung Sterz, Uffz. Wernerf., 1.4.1945. Die meisten Feldpostbriefe werden nicht anders als die, die sich erhalten haben, dem Inhalt nach unpolitisch gewesen sein und von unverfänglichen persönlichen oder Familienangelegenheiten gehandelt haben. Ein Bericht einer Zensurstelle für den März hielt fest, dass 91,8 Prozent der in diesem Monat abgefangenen und kontrollierten Briefe «farblos» seien, 4,7 Prozent dem Regime gegenüber positiv und 3,5 Prozent negativ eingestellt seien. (Wobei die letzte Zahl, angesichts der Gefahr, sich kritisch zu äussern, die wahren Gefühle sicher nicht wiedergibt.) Eine unter leicht abweichenden Kriterien davon unabhängig durchgeführte Kontrolle für die acht letzten Märztag erbrachte als Resultat: 77,8 Prozent «farblos», 8,82Prozent «positiv», 6,62 Prozent «negativ» und 7,46 Prozent «neutral». Dem Bericht beigelegt sind 113 Auszüge aus verschiedenen Briefen. – BA/MA, RH 20 19 /245, Bll. 31-43, Feldpostprüfstelle bei AOK. 19, Monatsbericht für März 1945, 3.4.1945. Zur Organisation der Feldpost vgl. Richard Lakowski /

- Hans-Joachim Büll, *Lebenszeichen 1945. Feldpost aus den letzten Kriegstagen*, Leipzig 2002, S. 18-29.
- 45 BfZ, Sammlung Sterz, Tagebuch Uffz. Heinrich V., 10.4.1945.
- 46 Ebd., 12.4.1945.
- 47 Fritz, *Endkampf*, S.90f.
- 48 LHC, Dempsey Papers, Nr 319, pt. II, S. 8-9 (18.4.1945). Das Schicksal dieses Offiziers ist unbekannt.
- 49 *TBJG*, II/15, S.658 (1. 4.1945), 684, 687 (8. 4.1945), 692 (9. 4.1945); *DRZW*, Bd. 10/1 (Boog), S. 830-83; Christian Hartmann/Johannes Hürter, *Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkriegs*, München 2005, Eintrag für Tag 33, 7. April 1945. Hartmann und Hürter nennen die Zahl von 23 zerstörten Bombern. Das entspricht etwa der tatsächlichen Zahl von 17 Bombern und 5 im Luftkampf zerstörten Kampfflugzeugen, wobei die meisten dieser Verluste nicht direkt durch Rjammen verursacht wurden. Einige Monate später äusserte ein Journalistikstudent, ein offensichtlich glühender Nationalsozialist, dessen Bruder an der Ostfront gefallen war, in der SS-Postille *Das Schwarze Korps* seine Enttäuschung darüber, dass seine Bewerbung um den Dienst als Ein-Mann-Torpedo abgelehnt worden war, weil es zu viele Bewerber gegeben habe. Die Liebe zu Deutschland, so schrieb er, sei sein Motiv gewesen. – BAB, NS 19/2936, handschriftlicher Brief, ohne Datum (Ende 1944 oder Anfang 1945).
- 50 Fritz, *Endkampf*, S. 72, 78f., 88., 92.
- 51 Andreas Kunz, *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007, S. 254.
- 52 BA/MA, MS g 2/2697, Tagebuch von Leutnant Julius Dufner, Bll. 154-61, Einträge für 13.-20.4.1915. Anfang des Monats schrieb Goebbels über die Demoralisierung der Soldaten im Gau Weser-Ems: Ähnlich wie in den Berichten, die er bis dahin aus den westlichen Teilen des Reichs erhalten habe, zögen die Soldaten in lockeren (gruppen umher, einige entledigten sich ihrer Waffen und beteiligten sich an Plünderungen. – *TBJG*, II/15, S. 673 (4.4.1945).
- 53 *TBJG*, II/15, S. 654-5, 659-60 (1.4.1945). Den Eintragungen von Goebbels Pressereferent Rudolf Semmler zufolge tauchten Anfang April aus allen Städten und Dörfern, denen sich amerikanische Truppen näherten, Berichte auf, dass «grosse Teile der Bevölkerung weisse Fahnen und Tücher zeigen». – Rudolf Semmler, *Goebbels – the Man next to Hitler*, London 1947, S. 190 (5.4.1945). Zu Beispielen der Freude und Erleichterung bei der Ankunft von US-Truppen vgl. die Tagebucheinträge in: Gerhard Hirschfeld und Irina Renz, « *Vormittags die ersten Amerikaner*». *Stimmen und Bilder vom Kriegsende 1945*, Stuttgart 2005, S. 119, 125, 133.



- 54 IWM, EDS, F2, AL 2682, Bormann an Kaltenbrunner, 4.4.1945.
- 55 StAA, Gauleitung Schwaben, 1/28, Bl. 328839, Schulz an Gauleitung Schwaben, 8.4.1945, mit handschriftlicher Notiz von Wahl am Seitenende.
- 56 StAA, Kreisleitung Günzburg 1/43, Bll. 00991, 00999, Kreisleiter an alle Bürgermeister, Ortsgruppenleiter und Ortsamtsleiter der NSV, 18.4.1945, und (ohne Datum) Befehl des Kreisleiters.
- 57 *TBJG*, II/15, S.612f. (28.3.1945), ein Kommentar, wie er auch zu Hitlers Weisung, Industrieanlagen zu zerstören, überliefert ist.
- 58 *TBJG*, II/15, S. 684 (8. 4.1945). Die Schwierigkeit, die Flüchtlinge zu ernähren, die ins Allgäu geschickt worden waren, führte zur Forderung, diesen Zuzug zu stoppen. – StAA, Gauleitung Schwaben, 1/29, Bll. 328886-7, Bericht des Landesbauernführer Pg. Deininger zur «Ernährungslage», 14.4.1945.
- 59 IfZ, Fa 91/5, Bl. 1120 d, Lagemitteilung Gauleiter Eigruber, 9.4.1945; BAB, NS 6/277, Bl. 101-101 v, Dienstleiter Hund, Parteikanzlei München, an GL Wächtler, Bayreuth, 10.4.1945; Bl. 31, Hund an Pg. Zander, Dienststelle Berlin, 10.4.1945; Bll. 8-9, Lagebericht der Gauleitung Salzburg, 10.4.1945, Fernschreiben, Hund an Bormann, 14.4.1945; Bl. 11, Aktenvermerk, 17.4.1945. Gauleiter Hugo Jury, Gau Niederdonau, suchte von Bormann Anweisung (Bl. 92) zu erhalten, wohin er 30'000 Flüchtlinge aus Schlesien schicken solle, die sich derzeit im Distrikt Iglau im Protektorat [Böhmen und Mähren] befänden und ins Reich verbracht werden müssten. Er sei, erklärte er, bereit, sein Äusserstes zu tun, diejenigen unterzubringen, die aus seinem Gau kämen; war offensichtlich aber nicht willens, Flüchtlinge von ausserhalb aufzunehmen. Gauleiter Eigruber erinnerte sich später an die chaotischen Verhältnisse, als Zehntausende ungarischer Flüchtlinge und 15 ,000 Juden aus Niederdonau und der Steiermark, die für das KZ Mauthausen bestimmt waren, nun in seinen Bereich geschickt wurden, wo es keine Lebensmittel für sie gebe. – IWM, FO 645/156, Verhör August Eigruber, 3.11.1945.
- 60 BAB, NS 6/277, Bl. 130, Funkspruch Walkenhorsts an Reichsleiter Bormann, 5.4.1945 (auch IfZ, Fa 91/5, Bl. 1106). Auch: Bll. 110-12, Vermerk für Bormann von Pg. Zander, 5.4.1945; Bl. 113; Walkenhorst, telefonische Vorlage an den Reichsleiter. 5.4.1945; Bl. 15, Aktenvermerk zur Unmöglichkeit für Gauleiter Siegfried Uiberreither, von der Steiermark aus eine Verbindung nach Berlin herzustellen und eine dringende Botschaft an General Jodl zu übermitteln; Bl. 4, Pg. Walkenhorst zur telefonischen Durchgabe nach Berlin (über diverse Probleme, eine Verbindung herzustellen, und Versuche, jene zu überwinden), 12.4.1945.
- 61 *TBJG*, II/15, S.677 (4.4.1945).
- 62 Förster/Lakowski (Hg.), 1945. *Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, S. 346 ff.

- 63 BAB, NS 6/756, Bll. 7-9 J Vermerk für Chef der Sicherheitspolizei und des SD, Parteifeindliche Einstellung der Wiener Arbeiterbevölkerung nach den Luftangriffen, 10.3.1945. Vgl. auch Bll. 14-15: Bericht von Gauleiter Ernst-Wilhelm Bohle, Chef der (NS-Auslandsorganisation, datiert am Vortag, über seine Eindrücke unter ungarischen Frauen und anderen Ausländern, die sich verhielten, als sei Wien ein Ferienort; und Bll. 12-13, ein am 2. April an Walkenhorst geschickter Bericht über die elende Lage in der Stadt und fehlende Führerschaft von Wehrmacht und Partei. Vgl. auch *TBJG*, II/15, S. 687, 693 (8. und 9.4.1945). Einen kurzen Hinweis darauf, wie das Regime den Zusammenbruch Wiens sah, bietet Karl Stadler, *Österreich 1938-1945 im Spiegel der NS-Akten*, Wien 1966, S. 401 ff. Zur rapiden Verschlechterung der Lage und die wachsenden Probleme der Wiener NS-Führung in der Woche, bevor die Stadt fiel, vgl. Rauchensteiner, *Der Krieg in Österreich 1945*, S. 154 ff., 163 ff.
- 64 *TBJG*, II/15, S. 666, 680 (2.4.1945, 4.4.1945).
- 65 *TBJG*, II/15, S. 683, 687, 693 (8.4.1945, 9.4.1945).
- 66 BAB, NS 6/353, ssl\* 103, RS 211/45, ‚Einsatzpflicht der Politischen Leiter‘, 15.4.1945. Einen Monat später, mahnte Bormann, indem er sich auf frühere ähnliche Weisungen bezog, höhere Vertreter der Partei mit der Truppe zusammenzuarbeiten, um die Bevölkerung in der Kampfzone zu unterstützen und ein Beispiel an Kampfmoral zu geben. (Bl. 80, Rundschreiben 140/45, ‚Persönlicher Einsatz der Hoheitsträger‘, 17.3.1945.)
- 67 *TBJG*, II/15, S. 659 (1.4.1945).
- 68 *TBJG*, II/15, S. 672 (4.4.1945).
- 69 So etwa flohen trotz ihrer eigenen Mahnungen und Drohungen durchzuhalten, die meisten Kreisleiter Württembergs, als die alliierten Einheiten anrückten. – Christine Arbogast, *Herrschaftsinstanzen der württembergischen NSDAP. Funktion, Sozialprofil und Lebenswege einer regionalen Elite 1920-1960*, München 1998, S. 260. Ein Kreisleiter aus dem Schwarzwald, der in München auftauchte und der Parteikanzlei seine Dienste anbot, erhielt den Befehl, umgehend zurückzukehren und sich dem Volkssturm anzuschließen; dass er in Wien mit einem Dienstwagen aufgetaucht sei, könne eigentlich nur als Flucht betrachtet werden. – BAB, NS 6/277, Bl. 24, Aktenvermerk, 20.4.1945.
- 70 IfZ, ZS 597, Bl. 113 (1950); *TBJG*, II/15, S. 672 (4.4.1945); Karl Höffkes, *Hitlers politische Generale. Die Gauleiter des Dritten Reiches. Ein biographisches Nachschlagewerk*, Tübingen 1986, S. 112f. Die Sicherheitspolizei hatte ihr Büro am 7. März aufgelöst, die Akten vernichtet und sich dann in Zivil und mit falschen Ausweisen abgesetzt. – NAL, KV 3/188, Verhör von Ostufb. Karl Hans Paul Henicke, Chef des SD-Abschnitts Köln-Aachen, 11.4.1945.

- 71 Ralf Blank, «Albert Hoffmann als Reichs Verteidigungskommissar im Gau Westfalen-Süd, 1943-1945. Eine biografische Skizze», in: Wolf Gruner/Armin Nolzen (Hg.), «Bürokratien». *Initiative und Effizienz. Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus*, Bd. 17, Berlin 2001, S. 201 f.
- 72 Ralf Meindl, *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Osnabrück 2007, S.452.
- 73 Wilfred von Oven, *Finale Furioso*, Tübingen 1974, S. 635ff. (12.4.1945); Meindl, *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch*, S. 455; Alastair Noble, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany*, Brighton/Portland 2009, S. 240; Isabel Denny, *The Fall of Hitler's Fortress City. The Battle for Königsberg, 1945*, London 2007, S. 230; Speer, *Erinnerungen*, S.498. Ob Koch, wie Oven behauptet (S. 636), Hitler dazu gedrängt hat, General Lasch, den Kommandanten von Königsberg, wegen seiner «feigen Kapitulation» in Abwesenheit zum Tode zu verurteilen, bezweifelt Meindl, S.454.
- 74 Höffkes, *Hitlers politische Generale*, S. 24.
- 75 BAB, NS 6/277, Bl. 76-8 (17.4.1945). Abgedruckt in: Karl Kunze, *Kriegsende in Franken und der Kampf um Nürnberg im April 1945*, Nürnberg 1995, S. 217 ff.
- 76 Ebd., S. 243 f., 265, 283 ff.; Höffkes, *Hitlers politische Generale*, S. 156. Die an manchen mittelfränkischen Orten mutigen Versuche Einzelner oder von Gruppen zu verhindern, dass die Manie fanatischer Nationalsozialisten zur Zerstörung ihrer Städte führt, zeigt Hans Woller, *Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone. Die Region Ansbach und Fürth*, München 1986, S.46-57.
- 77 Ernst Hornig, *Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt*, München 1975, S. 129ff.; Hans von Ahlfen/Hermann Niehoff, *So kämpfte Breslau. Verteidigung und Untergang von Schlesiens Hauptstadt*, München 1959, S. 83; Friedrich Grieger, *Wie Breslau fiel...*, Metzingen, 1948, S. 23 f.; Joachim Konrad, «Das Ende von Breslau», in: *VfZ* 4 (1956), S. 388.
- 78 *TBJG*, II/15, S. 692f. (9.4.1945). Höffkes, *Hitlers politische Generale*, S. 122, datiert die Ehrung auf den 12. April, Goebbels dagegen spricht vom 9. April.
- 79 BAB, R3/1625, Bl. 2, Speer an Hanke, 14.4.1945.
- 80 Nach seiner Flucht aus Breslau wurde Hanke am 6. Mai von tschechischen Partisanen aufgegriffen, aber nicht erkannt, und im Monat darauf bei einem Fluchtversuch erschossen. – Höffkes, *Hitler politische Generale*, S. 122f.; Michael D. Miller/Andreas Schulz (Hg.), *Gauleiter. The Regional Leaders of the Nazi Party and their Deputies*, CD-ROM, (urn 2004), Bd. 1.
- 81 BAB, NS 6/353, BL 151, Weisung von Bormann an alle Reichsleiter, Gauleiter und Verbändeführer, 1.4.1945; auch in: *IfZ*, Fa. 91/4, Bl. 1099.
- 82 Ferdinand Stadlbauer, «Die letzten Tage des Gauleiters Wächtler», in: *Waldmünchener Heimatbote*, 12 (1985), S. 3-10; Höffkes, *Hitlers politische Gene-*

- rale, S. 360f.; Joachim Lilla, *Die Stellvertretenden Gauleiter und die Vertretung der Gauleiter der NSDAP im »Dritten Reich«*, Koblenz 2003, S. 100f.
- 83 Text in: C. F. Rüter/D. W. De Mildt (Hg.), *Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966*, Register, Amsterdam/München 1998, S. 199; Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 787. Himmlers Entwurf vom 29.3.1945 und das an ihn gerichtete OKW-Fernschreiben samt Entwurf zu finden in: BA/MA, RH 20–19/196, Bl. 103–5.
- 84 Wiedergegeben in Fritz Nadler, *Eine Stadt im Schatten Streichers*, Nürnberg 1969, S. 41; Rüter/de Mildt (Hg.), *Justiz und NS-Verbrechen, Register*, S. 199. Ebd. S. 200, findet sich Himmlers Erlass vom gleichen Tag mit dem Befehl, jedes Dorf und jede Stadt mit allen verfügbaren Mitteln zu verteidigen. Ebenso in: Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär, *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches*, Frankfurt am Main 1994, S. 171.
- 85 Vgl. z.B. die gute Lokalstudie von Herfried Münkler: *Machtzerfall. Die letzten Tage des Dritten Reiches dargestellt am Beispiel der hessischen Kreisstadt Friedberg*, Berlin 1985.
- 86 Heinz Petzold, »Cottbus zwischen Januar und Mai 1945«, in: Werner Stang/Kurt Arlt (Hg.), *Brandenburg im Jahr 1945*, Potsdam 1995, S. 121 ff.
- 87 Norbert Buske (Hg.), *Die kampflöse Übergabe der Stadt Greifswald im April 1945*, Schwerin 1993, S. 15–30, 37.
- 88 Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 843 f.; Zimmermann, *Pflicht*, S. 360, 363.
- 89 Paul Sauer, *Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus*, Ulm 1975, S. 492 ff.; Andreas Förchler, *Stuttgart 1945. Kriegsende und Neubeginn*, Gudensberg-Gleichen 2004, S. 8–19; Jill Stephenson, »Resistance to »No Surrender«. Popular Disobedience in Württemberg in 1945«, in: Francis R. Nicosia/Lawrence D. Stokes (Hg.), *Germans against Nazism*, Oxford/Providence 1990, S. 357 f.; Jill Stephenson, *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 324 f.
- 90 Hildebrand Troll, »Aktionen zur Kriegsbeendigung im Frühjahr 1945«, in: Martin Broszat/Elke Fröhlich/Anton Grossmann (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 4, München/Wien 1981, S. 650ff.; Fritz, *Endkampf...*, S. 140ff.
- 91 Serger/Böttcher/Ueberschär, *Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore*, S. 255 ff.: Gertrud Neumeister, *Tagebuch*, Eintrag für den 17.4.1945.
- 92 Vgl. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 844–61; Fritz, *Endkampf*, Kap. 5; Elisabeth Kohlhaas, »Aus einem Haus, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen«: Durchhalteterror und Gewalt gegen Zivilisten am Kriegsende 1945«, in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am*

- Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006, S. 51-79; Egbert Schwarz, *Die letzten Tage des Dritten Reiches. Unteruchung zu Justiz und NS-Verbrechen in der Kriegsendphase März/April 1945*, Magisterarbeit, Universität Düsseldorf, 1990, S. 14ff., 23 ff., 35 ff. (eine Regionalstudie zu Nordrhein-Westfalen); auch *DZW*, Bd. 6, S. 652ff., enthält zahlreiche Beispiele.
- 93 Troll, «Aktionen zur Kriegsbeendigung...», S. 652; Fritz, *Endkampf*, S. 146.
- 94 Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (Hg.), *Zeitzeugen berichten...*, S.43, 49, 77, 83f.; Adelheid L. Rüter-Ehlermann/C. E Rüter, *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 2, Amsterdam 1969, S. 77-101; Albert Deible, *Krieg und Kriegsende in Schwäbisch Gmünd*, Schwäbisch Gmünd 1954, S. 26 ff., 34 f., 66ff.; Kohlhaas, «Aus jedem Haus...», S. 51.
- 95 Adelheid L. Rüter-Ehlermann/C. F. Rüter, *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 1, Amsterdam 1968, S. 505-29; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 848f.; Kohlhaas, «Aus jedem Haus...», S. 51, spricht von 14 Opfern, doch diese Zahl muss auch die enthalten, auf die geschossen, die aber nicht getroffen wurden. Wie in vielen Fällen hatte der Kreisleiter befohlen, «die Stadt bis zum letzten Blutropfen zu verteidigen», wobei die meisten Einwohner entschieden gegen diese Einstellung waren. – Robert Bauer, *Heilbronner Tagebuchblätter*, Heilbronn 1949, S. 46. Drauz wurde 1946 hingerichtet, sein Hauptkomplize erhielt eine Zuchthausstrafe von 15 Jahren. Zu Drauz und dessen Fanatismus vgl. auch Stephenson, *Hitlers Home Front*, S. 332f.
- 96 Rüter-Ehlermann/Fuchs/Rüter (Hg.), *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 10, Amsterdam 1973, S. 205-40; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 851 ff.
- 97 BBC Archives, *The Nazis. A Warning from History* (1997), geschrieben und produziert für BBC 2 von Laurence Rees, Interview Walter Fernau durch Detlef Siebert, um 1997, Rolle 219, S. 211, 213; Rolle 221, S. 352f. Vgl. auch das Buch zur Serie: Laurence Rees, *The Nazis. A Warning from History*, London 1997, S. 232ff. und 247. Grosse Teile des längeren Interviews (Rollen 217-21, 403 pp., deutsch, mit englischer Übersetzung) enthält Fernaus eigene Darstellung von Helms «Fliegendem Standgericht» sowie von Prozess und Hinrichtung von Karl Weiglein. Fernau wurde 1952 für seine Beteiligung an diesem und einem anderen Fall zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.
- 98 Jürgen Zarusky, «Von der Sondergerichtsbarkeit zum Endphasenterror. Loyalitätserzwingung und Rache am Widerstand im Zusammenbruch des NS-Regimes», in: Arendes/Wolfram/Zedler, *Terror nach innen*, S. n6f.; Andreas Heusler, «Die Eskalation des Terrors. Gewalt gegen ausländische Zwangsarbeiter in der Endphase des Zweiten Weltkrieges», ebd., S. 180.
- 99 Zarusky, «Von der Sondergerichtsbarkeit zum Endphasenterror» ..., S. 113.

- 100 Zu zahlreichen Fällen von Massenmorden an Häftlingen im April 1945 vgl. Gerhard Paul, «Diese Erschiessungen haben mich innerlich gar nicht mehr berührt. Die Kriegsendphasenverbrechen der Gestapo 1944/45», in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. ‚Heimatfront‘ und besetztes Europa*, Darmstadt 2000, S. 554ff.
- 101 Nikolaus Wachsmann, *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*. München 2006, S. 336f.
- 102 Eberhard Kolb, «Bergen-Belsen. Die Errichtung des Lagers Bergen-Belsen und seine Funktion als ‚Aufenthaltslager‘ (1943/44)», in: Martin Broszat (Hg.), *Studien zur Geschichte der Konzentrationslager*, Stuttgart 1970, S. 151. Eberhard Kolb, *Bergen-Belsen 1943 bis 1943*, Göttingen 1985, S.47ff. Zu Himmlers Befehlen vgl. Eberhard Kolb, *Bergen-Belsen. Geschichte des «Aufenthaltslagers» 1943-1943*, Hannover 1962, S. 157ff.
- 103 Kolb, *Bergen-Belsen 1943 bis 1943*, S. 48; Katrin Greiser, *Die Todesmärsche von Buchenwald. Räumung, Befreiung und Spuren der Erinnerung*, Göttingen 2008, S. 134.
- 104 Karin Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999, S. 301 ff., 308, 311.; Peter Longe- rich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S.745.
- 105 Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 307.
- 106 Ebd., S. 307f., 311; IMT, Bd. 11, S. 450 (Zeugnis Rudolf Höss). Der Befehl, wie Konzentrationslager in einem Notfall (gemeint waren Häftlingsaufstände) zu «sichern» waren, war am 17. Juni 1944 ergangen, enthielt aber keine expliziten Anweisungen darüber, was mit den Häftlingen zu geschehen habe. – IfZ, Nbg-Dok., PS-3683, «Sicherung der Konzentrationslager» (nicht in den veröffentlichten Gerichtsunterlagen enthalten). Damit übertrug Himmler die Verantwortung für die Sicherungsmassnahmen, die Konzentrationslager eingeschlossen, den Höhefen SS- und Polizei-Führern: Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 272. Nach Höss' Aussagen lag damit auch bei ihnen die Entscheidung, ob ein Lager geräumt oder dem Feind übergeben werden sollte. Anfang 1945, als der Feind näherrückte, änderte sich die Situation. Im Januar und Februar 1945 führten die Kommandanten die neuen Befehle aus, «gefährliche» Gefangene zu töten. Himmlers Zustimmung vom März, in möglichen Verhandlungen mit den Alliierten Juden als Pfand einzusetzen, verhinderte vorübergehend die Realisierung des Plans, alle KZ-Insassen zu töten. – Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 29 6 ff. Im April änderte sich die Lage erneut. Der Befehl, der anzeigte, dass sich eine Änderung früherer Vorstellungen ergeben hatte, erging offenbar am 18. April (nicht, wie oft behauptet, am 14. April), im KZ Flossenbürg ging dieser Befehl einen Tag später ein. Ein deutscher Text dieses Befehls

- ist nie aufgetaucht, doch auf der Basis einiger zeitnaher Teilübersetzungen ist seine Authentizität gesichert. – Stanislav Zamecnik, »Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen«. Zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14.–18. April 1945«, in: *Dachauer Hefte*, 1 (1985), S. 219–31. Vgl. auch DZW, Bd. 6, S. 647f.
- 107 IMT, Bd. 11, S. 450 (Aussage Höß); Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 312; Daniel Blatman, »The Death-Marches and the Final Phase of Nazi Genocide«, in: Jane Caplan/Nikolaus Wachsmann (Hg.), *Concentration Camps in Nazi Germany. The New Histories*, London/New York 2010, S. 175; DZW, Bd. 6, S. 647f.
- 108 Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 307.
- 109 Ebd., S. 305 ff. Die Bedingungen in Buchenwald während der letzten Tage und der Befreiung des Lagers wurden anschaulich von einem Gefangenen in diesen Tagen beschrieben: Eugen Kogon, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 1974, S. 335 ff.
- 110 Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, S. 312–28. Die Westalliierten setzten einiges daran, nach dem Krieg die genauen Routen der Todesmärsche, die Zahl der Toten in den jeweils berührten Orten sowie die Stellen, an denen die Toten begraben wurden, zu rekonstruieren. Die umfangreichen Unterlagen sind beim ITS, Internationaler Suchdienst, insbesondere der Bestand »Tote« (83 Boxen) und »Evak« (9 Boxen).
- 111 Greiser, *Die Todesmärsche von Buchenwald*, S. 138.
- 112 Blatman, »The Death-Marches and the Final Phase of Nazi Genocide«, S. 174.
- 113 Unveröffentlichte Erinnerungen (1989) von Dr. Michael Gero, Hamburg, S. 111 f., die Mr. George Burton mir freundlicherweise überlassen hat, der Sohn einer der Häftlinge, die so wahllos und brutal ermordet wurden. Was mit dem blonden SS-Mörder geschah, ist unbekannt.
- 114 Blatman, »The Death-Marches and the Final Phase of Nazi Genocide«, S. 176 f., 180 f.
- 115 Ebd., S. 177 f.; Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Helfer*, S. 364; Greiser, in: *Die Todesmärsche von Buchenwald*, S. 136, 140, kommt hinsichtlich der Häftlinge von Buchenwald zum Schluss, dass Nichtjuden den Qualen ebenso ausgesetzt waren wie Juden.
- 116 ITS, Tote 80, Bl. 00044 a, Celle, (1946–47), schätzt die Toten bei dem Bombenangriff auf 1000 Häftlinge. Spätere Schätzungen gehen weit auseinander, am wahrscheinlichsten scheint jedoch die Zahl von 400 bis 500 Toten. – Bernhard Strebel, *Celle April 1945 Revisited*, Bielefeld 2008, S. 114 f.
- 117 Daniel Blatman, *Les Marches de la mort. La dernière étape du génocide nazi, été 1944 – printemps 1945*, Paris 2009, S. 282 ff. (Zitat: S. 286). Strebel, dessen

- Buch eine sorgfältige Bewertung der erreichbaren Beweise für die Ereignisse in Celle bietet, geht von etwa 200 Opfern des Massakers aus (S. 115). Zu Augenzeugenberichten und einer Untersuchung, wie die Stadt mit der Erinnerung an das Massaker umging, vgl. «Hasenjagd» in *Celle. Das Massaker am 8. April 1945*, Celle 2005.
- 118 Blatman, *Les Marches de la mort*, S. 318-61; Joachim Neander, *Das Konzentrationslager «Mittelbau» in der Endphase der nationalsozialistischen Diktatur*, Clausthal-Zellerfeld 1997, S. 466-77; Joachim Neander, *Gardelegen 1945. Das Ende der Häftlingstransporte aus dem Konzentrationslager «Mittelbau»*, Magdeburg 1998, S. 27ff, 40ff.; Diana Gring, «Das Massaker von Gardelegen», in: *Dachauer Hefte 20* (2004), S. 112-26; Goldhagen, *Hitlers willige Helfer*, S. 367f.; Robert Gellately, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002, S.340f., *DZW*, Bd. 6, S. 648.
- 119 Zentrale Stelle der Landesjustiz Verwaltungen, Ludwigsburg, IV 409 AR-Z/ 78/72, Bl. 1192, 1234; IV 409 AR-Z 105/72 1 Bl. 96. Ich danke Dr. Simone Erpel für diese Hinweise.
- 120 Beide Zitate nach Greiser, in: *Die Todesmärsche von Buchenwald*, S. 258. Ein im April auf den Marsch von Flossenbürg getriebener 14-jähriger Junge erinnert sich, dass «die meisten Deutschen uns Gefangene als Verbrecher» betrachteten. – Heinrich Demerer, «Erinnerungen an den Todesmarsch aus dem KZ Flossenbürg», in: *Dachauer Hefte 25* (2009), S. 154.
- 121 Goldhagen, *Hitlers willige Helfer*, S. 365, S. 587 Anm. 23; Simone Erpel, *Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase*, S. 176 f.
- 122 Zit. nach: Blatman, *Les Marches de la mort*, S. 286.
- 123 ITS, Tote 83, Hütten, Bl.00011 a-b (1.4.1946). Wobei dieser Beleg dadurch geschwächt wird, dass der damalige Bürgermeister und der Wehrmachtsoffizier den Bericht abgezeichnet haben.
- 124 ITS, Tote 4, Altendorf, Bl. 00088 a-00099 b (Juli 1947).
- 125 Einige Beispiele nennen Greiser, *Die Todesmärsche von Buchenwald*, S. 259-75, sowie Delia Müller/Madien Lepschies, *Tage der Angst und der Hoffnung. Erinnerungen an die Todesmärsche aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück Ende April 1945*, Berlin o.J., S. 56f., 87, 89f. Heinrich Demerer erinnerte sich an mitfühlende Gesichter unter den Bürgern, die den marschierenden Gefangenen zuschauten, und auch daran, dass er häufig Brot bekam, wobei er sich gedacht hatte, sie täten das, weil er so klein gewesen sei, denn andere Gefangene hätten so gut wie nichts bekommen, während sie vorbeigelaufen seien. – Demerer, «Erinnerungen...», S. 152, 154. Die Erinnerungen an den Todesmarsch von Ravensbrück enthalten Berichte von Kindern, dass ihre Eltern Wasser und gekochte Kartoffeln für die Gefangenen auf



- die Strasse stellten. Die ehemaligen Gefangenen dagegen erinnerten sich nicht an Gesten der Hilfe, sondern an die abweisende Haltung der Zuschauer. – Simone Erpel, «Machtverhältnisse im Zerfall. Todesmärsche der Häftlinge des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück im April 1945», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 198.
- 126 Blatman, «The Death-Marches and the Final Phase of Nazi Genocide», S. 180; vgl. auch Goldhagen, *Hitlers willige Helfer*, S. 365.
- 127 Ardsley Microfilms, Irving Collection, Reel 1, R97481, Göring-Verhör, 24.5.1945.
- 128 Das ist eine Spekulation, die Rolf-Dieter Müller anstellt: in *DRZW*, Bd. 10/2, S. 102-4. in seinem Prozess nach dem Krieg gab Speer zu, dass er widersprüchliche Gefühle hatte und trotz allem, was geschehen war, auch jetzt noch bereit gewesen wäre, sich Hitler zur Verfügung zu stellen. – IMT, Bd. 16, S. 582. Schmidt, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, S. 162f., meint, Speer habe Hitler dazu bewegen wollen, Dönitz zu seinem Nachfolger zu bestimmen: in der Erwartung, dass er in dessen Regierung eine wichtige Rolle spielen könne.
- 129 Speer, *Erinnerungen*, S.487f.
- 130 BAB, NS 19/3118, Bl. 3, Himmlers Befehl vom 24.1.1945, mit dem er die SS-Männer an Hitlers Weisung vom 25.11.1944 erinnerte (Bl. 2), die das von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften in «aussichtsloser Lage» erwartete Verhalten bestrafte.
- 131 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 647, 650 (19.-20.4.1945).
- 132 Ebd., S.646f. (18.4.1945). Goebbels hatte dafür gesorgt, dass seine Tagebücher auf Glasplatten kopiert wurden, eine frühe Form der Mikrofiche. – Vgl. *TBJG*, Teil III, Register, Elke Fröhlich, Einleitung zur Gesamtedition, S. 37-47. Über sein postumes Bild machte sich Goebbels damals viele Gedanken. Am 17. April sprach er zu seinen Mitarbeitern über den neuen Farbfilm *Kolberg*, der produziert worden war, um den Durchhaltewillen zu stärken und sich allen Widrigkeiten entgegenzustemmen. Unter anderem soll der Propagandaminister gesagt haben: «Meine Herren, in hundert Jahren wird man einen anderen wunderbaren Farbfilm zeigen, der die schrecklichen Tage beschreibt, die wir gerade durchleben. Wollen Sie keine Rolle in diesem Film spielen, wollen Sie nicht in hundert Jahren nicht wieder zum Leben erweckt werden? Jeder hat jetzt die Chance, die Rolle zu wählen, die er in diesem Film in hundert Jahren spielen möchte. Ich kann Sie versichern, es wird ein schöner und erhebender Film werden. Und diese Aussicht ist es wert, jetzt nicht aufzugeben. Halten Sie durch, damit in hundert Jahren die Zuschauer nicht buhen und pfeifen, wenn Sie auf der Leinwand erscheinen.» Die etwa fünfzig Männer, die diese Ansprache hörten, wussten nicht, ob sie lachen oder fluchen sollten. – Semmler, *Goebbels. The Man next to Hitler*, S. 194 (17.4.1945).

- 133 Von Oven, *Finale Furioso*, S. 652 ff. (22.4.1945). Vgl. auch Semmler, *Goebbels*, S. 185 f. (25.2.1945). Dem ehemaligen Gauleiter von Süd-Hannover-Braunschweig zufolge sagte ihm Goebbels bei ihrem letzten Treffen am 12. April, dass jedes der Kinder in die Kleidung eingenäht eine Zyanidkapsel habe, sodass keines von ihnen lebend in die Hand der Russen fallen könne. – Hartmann Lauterbacher, *Erlebt und mitgestaltet*, Preußisch Oldendorf 1984, S. 320.
- 134 Ruth Andreas-Friedrich, *Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch*, München 1962, S. 166 (21.4.1945).
- 135 DZW, Bd. 6, S. 707.
- 136 BA/MA, NL Heinrici, NL 265/108, Bll. 11–15, 39–40, 54 (15.5.1945).
- 137 DZW, Bd. 6, S. 734.
- 138 BA/MA, NL Heinrici, NL 265/108, Bll. 52–57 (15.5.1945).
- 139 BA/MA, NL Heinrici, NL 265/108, Bll. 22–25, 39–41 (15.5.1945).
- 140 BA/MA, NL Heinrici, NL 265/108, Bl. 29 (15.5.1945).
- 141 DZW, Bd. 6, S. 705–26, DRZW, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 656–73, Erickson, *The Road to Berlin*, S. 577–618, und Beevor, *Berlin 1945*, Kap. 21, bieten ausführliche Beschreibungen der Schlacht um Berlin.
- 142 Jodl eröffnete dies Generaloberst Heinrici am 13. Mai 1945. – BA/MA, NL Heinrici, N 265/108, Bll. 57–58 (15.5.1945).
- 143 Steiner hatte sehr berechtigte Gründe, den Angriff zu unterlassen, und war verzweifelt, dass er einen Befehl erhielt, der, wie alle, die auch nur etwas von der Lage begriffen hatten, wussten, undurchführbar war. Vgl. BA/MA, NL Heinrici, N 265/108, Bll. 19–22 (15.4.1945).
- 144 Die Ungewissheit, auch hinsichtlich der Position Görings, die durch Hitlers Zusammenbruch ausgelöst wurde, ist in dem Bericht zusammengefasst, den General Karl Koller, Generalstabschef der Luftwaffe, drei Tage später an Hitler sandte. – IWM, EDS, F.3, AL 1985 (2), »An den Führer. Bericht über die wesentlichen Punkte der Vorgänge am 22.4. und meiner Meldung an den Herrn Reichsmarschall am 23.4.« (25.4.1945) Eine kurze Darstellung von Hitlers Bemerkungen, festgehalten von einem Augenzeugen, Oberleutnant Hans Volck, Adjutant im Generalstab der Luftwaffe, findet sich in: IWM, EDS, F.3, AL 1985 (1), »Meldung über Führerlage am 22.4.1945. Lagebeginn: etwa 15.30 Uhr« (25.4.1945). Es gibt geringe Abweichungen zwischen Kollers Bericht und seiner späteren Veröffentlichung: Karl Koller, *Der letzte Monat. Die Tagebuchaufzeichnungen des ehemaligen Chefs des Generalstabes der deutschen Luftwaffe vom 14. April bis zum 27. Mai 1945*, Mannheim 1949, S. 28 ff.
- 145 Speer, *Erinnerungen*, S. 479, 484.
- 146 BA/MA, NL Heinrici, N 265/108, Bll. 38–39 (15.4.1945).
- 147 BA/MA, NL Heinrici, N 265/108, Bll. 41–44 (15.4.1945).

- 148 IfZ, ZS 145, Bd.III, Schwerin von Krosigk, Bl. 61 (7.12.1962).
- 149 IfZ, ZS 988, Friedrich Wilhelm Kritzing, Verhör durch Dr. Robert Kempner, BH-4, 7, 10 (5.3.1947).
- 150 Krosigk schrieb Speer am 29. März, im Zusammenhang der Diskussionen um den «Nero-Befehl». Die intensivierten alliierten Luftangriffe, heisst es da, entsprängen dem Wunsch, die deutschen Industrieanlagen nicht in russische Hand fallen zu lassen; je mehr von Deutschlands Industriepotenzial erhalten bleibe, desto stärker sei die Verhandlungsposition mit dem Westen. Am 6. April bemühte er sich dringend um einen Termin bei Goebbels und forderte, alles zu tun, um Grossbritannien aus der feindlichen Koalition herauszubrechen, was er für durchaus möglich halte. Am 14. April schrieb er ein weiteres Mal an Goebbels, nannte Roosevelts Tod «ein Gottesgeschenk», das man aktiv nutzen müsse, und empfahl eine Intervention des Vatikans in den Vereinigten Staaten, die, so behauptete von Krosigk, ein Interesse an der deutschen Industrie hätten, nämlich als Barriere gegen einen erstarkten Sowjetstaat. – Alles in: IWM, EDS, F.3, M.I. 14/369.
- 151 IfZ, ZS 145, Bd.III, Schwerin von Krosigk, Bl. 58-61 (7. 12.1962).
- 152 StAA, Gauleitung Schwaben, 1/29, Bl. 328836, Aktennotiz, vermutlich für Gauleiter Wahl, 20.4.1945.
- 153 StAA, Gauleitung Schwaben, 1/37, ungezählt, Telefonnotiz, Anruf von Kreisleiter Lindau, ohne Datum, um den 24. bis 26.4.1945. Lindau, wo man Berichten zufolge bis zu 60 Prozent der Bevölkerung als nationalsozialistisch betrachten konnte, blieb noch einige Wochen nach Kriegsende ein Problemherd für die französischen Besatzungsbehörden (in einer Region, die ihnen einige Sicherheitsprobleme schuf). Es kam zu Unruhen und Fällen von Brandstiftung; ein französischer Offizier wurde von einem 14-jährigen ehemaligen Hitler jungen erschossen. Ein grosser Teil der Bevölkerung wurde für kurze Zeit aus der Stadt zwangsevakuert, erst zwei Tage später, nach kriecheischen Bitten um Gnade, durften sie zurückkehren. Da hatten in der Zwischenzeit eingetroffene französische Soldaten weite Bereiche der leeren Stadt geplündert. Die ganze Affäre war peinlich für die Franzosen und schockierte amerikanische und Schweizer Beobachter. – Perry Biddiscome, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement 1944-1946*, Toronto/Buttai 1998, S. 260 ff.
- 154 *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 2, S. 236-52; IfZ, ED 195, Sig. Schottenheim, Bd. 1, S. 87ff. (geschrieben, um den Autor, Dr. Otto Schottenheim, Arzt und seit 1933 NS-Bürgermeister von Regensburg, im besten Licht zu zeigen); Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 854; Dieter Albrecht, «Regensburg in der NS-Zeit», in: Dieter Albrecht (Hg.), *Zwei Jahrtausende Regensburg*, Regensburg 1979, S. 200, hier auch das Ruckdeschel-Zitat:

- «Regensburg wird verteidigt werden bis zum letzten Stein». Zu Schottenheim, der 1980 trotz seiner NS-Vergangenheit als geachteter Bürger starb, vgl. Helmut Halter, *Stadt unterm Hakenkreuz. Kommunalpolitik in Regensburg während der NS-Zeit*, Regensburg 1994, S. 77-87, und Albrecht, a.a.O., S. 195 f. Ruckdeschel wurde 1948 für seine Beteiligung an den Morden in Regensburg zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, wobei das Urteil 1949, nach einem weiteren Gerichtsprozess über die Hinrichtung eines Zivilisten in Landshut am 29. April 1945, auf <sup>13</sup> Jahre erhöht wurde. – *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 2, hg. von Rüter-Ehlermanil/Rüter, S. 234-346; ebd., Bd. 3, S. 763-94. Ruckdeschel starb 1986 in Wolfsburg, wo er ab 1952 (vorzeitige Haftentlassung) prominente Besucher durchs VW-Werk führte. – Miller/Schulz, *Gauleiter. The Regional Leaders of the Nazi Party and their Deputies*, Bd. 1.
- 155 Troll, «Aktionen zur Kriegsbeendigung...», S. 660-71; Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 854-61; Heike Bretschneider, *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in München 1933-1945*, München 1968, S. 218-39; Klaus Tenfelde, «Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900 bis 1945», in: Broszat, Fröhlich et al., *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 4, S. 374-81; Georg Lorenz, *Die Penzberger Mordnacht vom 28. April 1945 vor dem Richter*, Garmisch-Partenkirchen 1948, S. 5-11; *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 3, S. 100f.; *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. 13, Irene Sagel-Grande, H. H. Fuchs und C. F. Rüter (Hg.), Amsterdam 1975, S. 532ff. Ein 16. Opfer wurde «auf der Flucht» erschossen. – Tenfelde, a.a.O., S. 378, 380. Die Nachkriegsprozesse zu den Morden in Altötting und München dokumentiert in: StAM, Staatsanwaltschaften 34876/25 (Altötting) und StAM, Staatsanwaltschaften 6571,18848/2-3, «Fall Salisco» (München). Zu den verschiedenen Formen des Widerstands bei Kriegsende und ihrer Bewertung vgl. Edgar Wolfrum, «Widerstand in den letzten Kriegsmonaten», in: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994, S. 537-52. Das Penzberger Bergwerk wurde bis zum Kriegsende nicht zerstört, erst 1966 wurde es stillgelegt. – Tenfelde, a.a.O., S. 382.
- 156 Wette et al. (Hg.), *Das letzte halbe Jahr*, S. 334 (10.4.1945).
- 157 BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 39.
- 158 Ingrid Hammer/Susanne zur Nieden (Hg.), *Sehr selten habe ich geweint. Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich 1992, S.358 (23.4.1945).
- 159 Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, München 2008, S. 30 (23.4.1945).
- 160 Ebd., S.9 ff., 20, 24f., 34, 39 (20.-25.4.1945).
- 161 VB, München, 20., 24., 25.4.1945.

- 162 Anonyma, S. 19f., (21.4.1945), S. 30 (23.4.1945), S. 43 (26.4.1945); Kronika, *Der Untergang Berlins*, S. 138, 152ff. (23.4.1945).
- 163 Andreas-Friedrich, *Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch*, S. 166f. (21.4.1945).
- 164 »Voller Besorgnis zogen wir uns in die Kellerräume zurück und harrten der Dinge, die kommen sollten«, notierte ein Tagebuchschreiber. Hammer /zur Nieden, *Sehr selten habe ich geweint ...*, S. 364 (26.4.1945).
- 165 Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, S. 750f.; Peter Padfield, *Himmler. Reichsführer-SS*, London 1990, S. 593 ff.
- 166 KTB/SKL, Teil A, Bd. 68, S. 416 A, Beitrag zum Kriegstagebuch Skl. am 2. Mai 1945; Heereslage vom 1.5.1945; Anton Joachimsthaler, *Hitlers Ende. Legenden und Dokumente*, München 1999, S. 282f.

### Kapitel neun: Liquidation

- 1 Kathrin Orth, »Kampfmoral und Einsatzbereitschaft in der Kriegsmarine 1945«, in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 141.
- 2 BfZ, Sammlung Sterz, Tagebuch Uffz. Heinrich V., 2.5.1945.
- 3 BA/MA, NL Schörner, N 60/18, ungezählt, Tagesbefehl, 3.5.1945.
- 4 Zit. in: Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, London 2009, S. 141.
- 5 BA/MA, N245/3, Bl. 88, NL Reinhardt, Eintrag für 1.5.1945. Auch für Generaloberst Lothar Rendulic war es keine Überraschung, als er am 1. Mai in Österreich die Nachricht von Hitlers Tod erhielt. Die Disziplin unter seinen Soldaten affizierte das nicht, doch wurde Hitlers Tod als Chance begriffen, durch Verhandlungen mit den Westalliierten doch noch zu einer politischen Lösung zu kommen. – Lothar Rendulic, *Gekämpft, Gesiegt, Geschlagen*, Wels 1952, S. 378.
- 6 BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 57.
- 7 Sönke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942–1945*, Berlin 2005, S. 210ff.
- 8 Marlis Steinert, *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970, S. 582.
- 9 BfZ, Sammlung Sterz, Tagebuch Eveline B., 6. 5.1945. Erich Kästner, in: *Notabene 1945. Ein Tagebuch*, Berlin 1961, S. 116 (2.5.1945), vermerkt, dass die Menschen einander nun ironisch mit »Heil Dönitz« grüßten. Der Akkordeonspieler habe gewechselt, das Lied sei das gleiche geblieben.
- 10 Zit. in: Bessel, *Germany 1945 ...*, S. 141.

- 11 Ruth Andreas-Friedrich, *Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch*, München 1962, S. 188f. (2. 5.1945).
- 12 Jörg Echternkamp, *Kriegsschauplatz Deutschland 1945. Leben in Angst – Hoffnung auf Brieden. Feldpost aus der Heimat und von der Front*, Paderborn 2006, S. 252, Brief von Gerda J., Hamburg/Altona, 7. 7.1945. Wobei die Briefschreiberin nur geraten hat, was geschehen war. Genaue Einzelheiten über Hitlers Selbstmord waren über den kleinen Kreis direkt am dramatischen Geschehen im Bunker Beteiligter hinaus noch nicht bekannt.
- 13 Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuch auf Zeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, München 2008, S. 143 (5.5.1945).
- 14 Percy Ernst Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1962, S. 419.
- 15 Herbert Kraus, «Karl Dönitz und das Ende des ‚Dritten Reiches‘», in: Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München/Zürich 1995, S. 11.
- 16 Herbert Kraus, «Grossadmiral Karl Dönitz», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998, S. 51.
- 17 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 419.
- 18 *DRZW*, Bd. 10/1 (Rahn), S. 61.
- 19 Jürgen Förster, «Die Wehrmacht und das Ende des ‚Dritten Reichs‘», in: Arnd Bauerkämper/Christoph Klessmann/Hans Misselwitz (Hg.), *Der 8. Mai 1945 als historische Zäsur. Strukturen, Erfahrung, Deutungen*, Potsdam 1995, S. 57.
- 20 Kraus, «Karl Dönitz und (Jas Ende...)», S. 3f., 8ff.
- 21 Heinrich Schwendemann, «„Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten“: Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn einer Legendenbildung», in: Hillmann/Zimmermann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S. 16.
- 22 BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 57.
- 23 Zit. in: *DRZW*, Bd. 10/1 (Rahn), S. 55; zu Dönitz' unerschütterlicher Loyalität und seinen fanatischen Aufrufen zum Weiterkämpfen vgl. ebd., S. 57ff., 67.
- 24 IfZ, ZS 145, Schwerin voii Krosigk, Bd. III, Bl. 62, 7.12.1962.
- 25 *KTB/SKL*, Teil A, Bd. 6ss, S. 333-34-A, Kriegstagebuch des OB d.M., 25.4.1945. Dönitz hatte bereits eine Woche zuvor beim sowjetischen Durchbruch an der Oderfront Tylarinesoldaten für die Bodenkämpfe abgestellt. – Schwendemann, «Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten...», S. 14f.
- 26 BA/MA, RM 7/851, Vgl. Kriegsleitung, Bl. 169, Hitler an Dönitz, 29.4.1945; Schwendemann, «Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten... », S. 15.

- 27 Max Domarus (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, Wiesbaden, 1973, S. 2237.
- 28 Generalmajor Dethleffsen erinnerte sich kurz nach dem Krieg, ihn habe nicht überrascht, dass Dönitz zu Hitlers Nachfolger bestellt wurde, weil er dies bereits Anfang April von Generalstabschef Hans Krebs erfahren hatte. Für andere dagegen, so Dethleffsen, sei die Ernennung schon eine Überraschung gewesen. – BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 57.
- 29 IWM, FO 645/155, Verhör von Karl Dönitz, 12. 9.1945, S. 19f.
- 30 Karl Dönitz, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958, S. 434.
- 31 Vgl. Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär, *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches*, Frankfurt am Main 1994, S. 101, und Kraus, »Karl Dönitz und das Ende des ›Dritten Reiches‹«, S. 9, 11. Es wurde, wenn auch ohne stützende Belege, behauptet, dass Dönitz' Annahme, es sei Hitlers Wille gewesen, dass er den Weg zur Kapitulation frei mache, sich bereits herausgebildet habe, bevor der Großadmiral nach Plön abreiste, möglicherweise auch in Gesprächen mit Himmler. – Jörg Hillmann, »Die ›Reichsregierung‹ in Flensburg«, in: Hillmann/Zimmermann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S. 41. Hitlers verzweifelte Bemerkung während seines kurzen Zusammenbruchs am 22. April, dass es nichts mehr zu kämpfen gebe – was er dann aber rasch widerrief – und dass Göring, sollte es wirklich zu Verhandlungen kommen, dies besser könne als er, lässt sich aber kaum als Beleg für ein Mandat betrachten, sich nach seinem Tod mit dem Feind zu einigen. Vgl. Reimer Hansen, *Das Ende des Dritten Reiches. Die deutsche Kapitulation 1945*, Stuttgart 1966, S. 48ff.; Walter Lüdde-Neurath, *Regierung Dönitz...*, S. 46; Marlis Steinert, *Die 23 Tage der Regierung Dönitz*, Düsseldorf/Wien 1967, S. 45.
- 32 DRZW, Bd. 10/1 (Zimmermann), S. 469–70; DRZW, Bd. 9/1 (Förster), S. 626; Schwendemann, »Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten...«, S. 15.
- 33 Vgl. Hitlers Testament: Domarus (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen*, S. 2237 (das Dönitz zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht kannte).
- 34 Schwendemann, »Deutsche Menschen... zu retten...«, S. 27f.
- 35 IWM, FO 645/158, Verhör von Wilhelm Keitel, 10.10.1945, S. 27.
- 36 IfZ, ZS 1810, Großadmiral Karl Dönitz, Bd. II, Bl. 55, Interview mit dem *Observer*, 18. 11.1974.
- 37 Eine Frau aus Berlin schrieb noch am 21. Mai: »Über Adolf noch immer keine sicheren Nachrichten«, nämlich im Radio. – Anonyma, *Eine Frau in Berlin...*, S. 221.
- 38 Zu einer ausführlichen Analyse dieses Phänomens vgl. Christian Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, in: *Journal of Contemporary History* 41

- (2006), S. 153–73, und Goeschels Monografie *Suicide in Nazi Germany*, Oxford, 2009, Kap. 5 [dt. Ausgabe im Erscheinen: Frankfurt am Main 2012]. Vgl. auch Richard J. Evans, *Das Dritte Reich*, Bd. 3: *Krieg*, München 2009, S. 907ff.
- 39 Goeschel, *Suicide in Nazi Germany*, S. 153f.
- 40 Joseph Goebbels, *Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen*, Hamburg 1977, S. 549, 556.
- 41 Hitler, »Mein politisches Testament«, in: Domarus (Hg), *Hitler. Reden und Proklamationen*, S. 2236ff., Zitat: S. 2237.
- 42 Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 155.
- 43 *MadR*, 17, S. 6737.
- 44 Jacob Kronika, *Der Untergang Berlins*, Flensburg 1946, S. 41 (6.3.1945). Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 158.
- 45 Anonyma, *Eine Frau in Berlin...*, S. 171, 174 (9.5.1945), 207 (17.5.1945); Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 160; Goeschel, *Suicide in Nazi Germany*, S. 158f.
- 46 Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 162f. und Anm. 57.
- 47 Ebd., S. 169.
- 48 Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, S. 964f. Vgl. Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 169f.
- 49 »Tief vergraben, nicht dran rühren«, *Spiegel Special*, 2 (2005), S. 218. Ich danke Klaus Wiegrefe und Michael Kloft herzlich für diesen Hinweis. Zur Atmosphäre der Panik und des Selbstmords, auch aus Furcht, von Rotarmisten vergewaltigt zu werden, vgl. Joachim Schulz-Naumann, *Mecklenburg 1945*, München 1989, S. 161, 165, 173, 241f. (Berichte aus den 1980er Jahren).
- 50 Nach den Erinnerungen aus »Tief vergraben, nicht dran rühren«; Norbert Buske, *Das Kriegsende 1945 in Demmin. Berichte, Erinnerungen, Dokumente*, Schwerin 1995, S. 9ff., 17–40, 43f. Anm. 3, 48ff., Anm. 27–39; und der Augenzeugenbericht von Waltraud Reski (geborene Gülzow), im Gespräch mit Tilman Remme, in: BBC Archives, *The Nazis. A Warning from History* (1997), geschrieben und produziert für BBC 2 von Laurence Rees, Rolle 263, S. 1–42 (Zitat, S. 29). Vgl. auch Goeschel, »Suicide at the End of the Third Reich«, S. 166.
- 51 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 420.
- 52 BA/MA, N54/8, NL Keitel, »Die letzten Tage unter Adolf Hitler«, Bl. 19.
- 53 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 447 (16.5.1945); Förster/Lakowski (Hg.), 1945. *Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*. Dokumente, Berlin 1975, S. 422ff.
- 54 Hillmann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S. 46f.; DZW, 6, S. 770; Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 429f. (5.5.1945).
- 55 BA/MA, N54/8, NL Keitel, »Die letzten Tage unter Adolf Hitler«, Bl. 19.



- 56 IfZ, ZS 145, Schwerin von Krosigk, Bd. I, Bl. 24, Eidesstattliche Erklärung, Nürnberg 1.4.1949 im Spruchverfahren gegen Ernst Wilhelm Bohle.
- 57 IfZ, ZS 145, Schwerin von Krosigk, Bd.III, Bl.62, 7.12. 62.
- 58 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.431f., Dönitz-Tagebuch, Tagesniederschrift für den 6.5.1945; IfZ, ZS 145, Schwerin von Krosigk, Bd. III, Bl. 62, 7.12.1962.
- 59 Hillmann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S. 5 ff. Dönitz hatte zunächst erwogen, die Führung der Wehrmacht auszutauschen. Er und Krosigk waren sich einig, dass Keitel und Jodl zu entlassen seien; an ihre Stelle sollte Feldmarschall Erich von Manstein als neuer Oberkommandierender der Wehrmacht treten. Doch niemand wusste, wo sich von Manstein aufhielt (so eine Version) – Walter Baum, «Der Zusammenbruch der obersten deutschen militärischen Führung 1945», in: *Wehrwissenschaftliche Rundschau* 10 (1960), S. 255. Einer anderen Darstellung zufolge soll von Manstein gesagt haben, er sei zum OKW bestellt worden, ohne dass man ihm den Grund genannt habe. Er habe an diesem Tag nicht an der Besprechung teilhaben können und dann nie wieder etwas in dieser Angelegenheit gehört. Dönitz teilte Krosigk mit, Manstein habe abgelehnt, an Keitels Stelle zu treten, was nicht zutraf. – Lutz Graf Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, Tübingen/Stuttgart 1951, S. 374.
- 60 IfZ, ZS 145, Schwerin von Krosigk, Bd.III, Bl.62 v, 7.12.1962; Schwendemann, «Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten...», S. 18.
- 61 IfZ, ZS 1810, Grossadmiral Karl Dönitz, Bd.II, Bl.60-61, «Letzte Kriegszeit als OB d.M. Zeit als Staatsoberhaupt», undatiert; Lüdde-Neurath, *Regierung Dönitz...*, S. 81f.
- 62 Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 103. Generalmajor Dethleffsen erinnerte sich einige Monate später (BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 57), dass er , nachdem er die Nachricht vom Tod Hitlers gehört hatte, nicht widerstehen konnte, dem nationalsozialistischen Führungsoffizier der Heeresgruppe Weichsel den Vorschlag zu machen, über eine neue Form des Grusses nachzudenken, da «Heil Hitler» nun überholt sei. Wie sich herausstellte, kam dieser Vorschlag ein wenig zu früh.
- 63 *DZW*, Bd. 6, S. 776, Auflistung einiger Urteile und der anschliessenden Exekutionen.
- 64 IWM, EDS, Hi, 2.5.1945. Abgedruckt in: Förster/Lakowski (Hg.), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht*, S. 361 ff. Als Dönitz Ribbentrop bei seiner Suche nach einem neuen Aussenminister um Rat fragte, konnte dieser an niemanden Geeigneteren als an sich selbst denken. – Lüdde-Neurath, *Regierung Dönitz...*, S. 82.
- 65 Die «Tagesniederschriften», aufgenommen von Dönitz' Adjutant Korvettenkapitän

- Walter Lüdde-Neurath befinden sich im BA/MA, N374/8, NL Friedeburg mit Kopien in IWM, EDS, F.3, AL 2893. Hier werden sie zitiert nach: Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.421 (2.5.1945). Hillmann versteht Dönitz' Versuch, mit Teilkapitulationen zu arbeiten, als Fortsetzung und nicht als eine neue Politik, weil auch die meisten von Hitlers Paladinen zum einen oder anderen Zeitpunkt versucht hätten, einen «Separatfrieden» oder eine Teilkapitulation zu erreichen. Dabei übersieht er aber, dass solche Aktionen vor Hitlers Tod «inoffiziell» waren, hinter dessen Rücken unternommen oder von Anfang an blockiert wurden, während sie, sobald Dönitz Staatschef wurde, offizielle Politik waren. – Hillmann, *Kriegsende 1945 in Deutschland*, S.48f. Dönitz wiederholte in einer Erklärung kurz nach Kriegsende, dass ihm eine unmittelbar vollständige Kapitulation für Deutschland unannehmbar erschienen sei. Der Schrecken dessen, was die Russen getan hätten, sei so gross gewesen, dass eine unmittelbare allgemeine Kapitulation, die die Soldaten im Osten und die fliehende Zivilbevölkerung der Roten Armee ausgeliefert hätte, «ein Verbrechen an meinem deutschen Volk» gewesen wäre. Ein entsprechender Befehl wäre von den deutschen Truppen nicht befolgt worden, die vielmehr versucht hätten, sich ihren Weg nach Westen zu erkämpfen. – IfZ, ZS 1810, Karl Dönitz, Bd.II, «Kriegsende 1945», 22.7.1945, Bl. 3.
- 66 DZW, Bd. 6, S. 426.
- 67 NAL, Premier 3/221/12, Nr. 3736-7, Bll. 413-15, Churchill an Eden, 16.4.1945, Bll. 392-3, Eisenhower an Combined Chiefs of Staff, 23.4.1945, Bl. 361, Eisenhower an Combined Chiefs of Staff, 1.5.1945. Vgl. auch Bob Moore, «The Western Allies and Food Relief to the Occupied Netherlands, 1944/45», in: *War and Society*, 10 (1992), S. 106ff. Ich danke Bob Moore, der mir diese Hinweise gab.
- 68 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.421 (2.5.1945), S.425 (3.5.1945); BAB, R3/1625, Bll. 4-5, Blaskowitz an Lüdde-Neurath, undatiert (30.4.1945; das Originalfern schreiben in: BA/MA, RM 7/854, Bl. 177, trägt kein Datum, doch ist «30.4.» mit Bleistift in die obere rechte Ecke geschrieben worden; Seyss-Inquart «An den Führer» (das heisst: an Dönitz), 2.5.1945. Zur Haltung Blaskowitz' in den letzten Kriegstagen, vgl. John Zimmermann, *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S. 340 h
- 69 Keitel hat darauf hingewiesen, dass diese Nachricht für Dönitz überraschend kam, dass er aber zustimmte. – BA/MA, N54/8, NL Keitel, «Die letzten Tage unter Adolf Hitler», Bl. 20.
- 70 BA/MA, N574/19, NL Vietinghoff, «Kriegsende in Italien» (1948), Bl.45; auch Förster, S. 56.
- 71 BA/MA, N574/19, NL Vietinghoff, «Kriegsende in Italien» (1948), Bll. 53 f. 72 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/284 (A), Kaltenbrunner an Hitler, 1.5.1945.

- 73 DZW, Bd. 6, S.152f.
- 74 BA/MA, N574/19, NL Vietinghoff, «Kriegsende in Italien», Bl. 56-9.
- 75 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/284 (A), Kesselring an Dönitz, Keitel und den stellvertretenden Leiter des Wehrmachtsführungsstabes, General August Winter, 2.5.1945.
- 76 BA/MA, N574/19, NL Vietinghoff, «Kriegsende in Italien», Bl. 60-62. Zu Kesselrings eigener Darstellung vgl. ders., *Soldat bis zum letzten Tag*, Bonn 1953, S. 418ff. Vgl. auch, zur Kapitulation in Italien, DZW, Bd. 6, S. 749ff.; *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S.472.
- 77 BA/MA, RW44 II/3, Bl. 20, Winter an Jodl, 2.5.1945.
- 78 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.423 (2.5.1945); Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S. 18.
- 79 BA/MA, RM 7/854, Bl. 13, zu Dönitz' Befehl zur Kapitulation der Stadt, ergangen am Vortag, dem 2. Mai.
- 80 BA/MA, RM 7/854, Bl. 33, 36, Berichte Kdr. Adm. Deutsche Bucht, 4.5.1945. Ernsthafte Auflösungserscheinungen in der 3. Panzerarmee in Mecklenburg waren bereits am 27. April von General Hasso von Manteuffel gemeldet worden, der von Szenen sprach, wie er sie seit 1918 nicht gesehen habe. – Förster /Lakowski (Hg.), 1945..., S.343f.; *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S.655.
- 81 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945* S.429 (5.5.1945); BA/MA, RM 7/854, Bl. 24, zur früheren Bestätigung des Befehls vom 3.5.1945, die Schiffe zu versenken. Bereits am 30. April war eine Weisung ergangen, im Falle «unvorhergesehener Ereignisse» auf das Codewort Regenbogen hin alle Schiffe einschliesslich der U-Boote unverzüglich zu versenken. Die Forderung, alle Waffen, einschliesslich der U-Boote, abzugeben, empfanden Keitel und Jodl als unvereinbar mit der deutschen Ehre; Dönitz akzeptierte diese Bedingung nur mit grösstem Widerstreben. Bevor der Befehl zur Übergabe wirksam werden konnte, wurden rund 185 U-Boote von ihren Kommandeuren versenkt, wobei die Regierung Dönitz dies bewusst nicht zur Kenntnis nahm. – *KTB/SKL*, Teil A, Bd. 68, S.421 A, Funkprüche der Ski., 3.5.1945; Lutz Graf Schwerin von Krosigk, «Persönliche Erinnerungen», Teil 2: «25 Jahre Berlin 1920 bis 1945», unveröffentlichtes Typoskript, undatiert, S. 324; *DRZW*, Bd. 10/1 (Rahn), S. 166f.
- 82 *DZW*, Bd. 6, S. 742. Diese Zahl beinhaltet Mitglieder der SS sowie der Organisation Todt. Howard D. Grier, *Hitler, Dönitz and the Baltic Sea. The Third Reich's Last Hope, 1944-1945*, Annapolis, Md., 2007, S. 218, beziffert die Stärke der Wehrmacht auf 350'000 Mann.
- 83 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.423 (3.5.1945), 426f. (4.5.1945), 430 (5.5.1945); *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S.472-474; *DZW*, Bd. 6, S. 773-4; Speer, *Erinnerungen*, S.496f.; Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S. 18f.

- 84 BA/MA, RM 7/854, Bl. 117, Chef OKW, 6.5.1945.
- 85 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.425 (3.5.1945).
- 86 Ebd., S.432 (6.5.1945); *DRZW*, Bd. 10/1 (Zimmermann), S.474f.; *DZW*, Bd.6, S. 758; Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945...*, S. 102f.; Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S. 23.
- 87 BA/MA, RM 7/854, Bl.71, Keitel Fernschreiben, 5.5.1945.
- 88 BA/MA, RM 7/854, Bl. 48, FS Chef SKL, 4.5.1945.
- 89 Nach Berechnungen des OKW gehörten am 7. Mai 1945 noch 1'850'000 Soldaten zur Armee im Osten. – *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 675.
- 90 *DZW*, Bd.6, S.745, 76U 763; Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S.24, zu den genannten Zahlen nach Schätzungen des OKW am 8.Mai. Nach *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 674, wurde die Heeresgruppe Mitte am 7. Mai auf zwischen 600'000 und 650'000 Soldaten geschätzt.
- 91 *DZW*, Bd. 6, S. 740; Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945...*, S. 108. Von Hela meldete der Kommandeur am 3. Mai, dass seine Truppen, wegen Mangels an Männern und Waffen, der «sicheren Vernichtung» entgegengingen. – BA/MA, RW44 1/ 33, Bl. 26, KR Blitz von General der Panzertruppe, AOK Ostpreussen an Obkdo. d. WMFS Ober (H) Nordost, 3.5.1945. Auf Hela befanden sich zu diesem Zeitpunkt rund 150'000 Soldaten und 50'000 Flüchtlinge. – Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S.23.
- 92 BA/MA, RW44 1/ 86, Bl. 5, Bev. Gen. Kurland, gez. Möller, Brigadeführer, an Dönitz, 5.5.1945.
- 93 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 426f. (4.5.1945).
- 94 *DZW*, Bd.6, S.758; Rendulic, *Gekämpft, gesiegt, geschlagen*, S.378ff.; Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S.25f.
- 95 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.429 (5.5.1945). Löhrs Bitte um Erlaubnis, Feldmarschall Alexander seine Kooperation anbieten zu dürfen und die «vollständige Bolschewisierung Österreichs» abzuwenden, ist abgedruckt in: *KTB/SKL*, S. 439 A.
- 96 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.430 (6.5.1945); Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S.20.
- 97 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.425 (3.5.1945).
- 98 *DZW*, Bd.6, S.761; Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.427f. (4.5.1945).
- 99 Ebd., S.422 (2.5.1945).
- 100 Ebd., S.423 (3.5.1945).
- 101 Ebd., S.431 (6.5.1945).
- 102 *DZW*, Bd.6, S.758-67; Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945...*, S. 104.
- 103 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.430f. (6.5.1945).
- 104 Ebd., S. 432-3 (7.5.1945). Eisenhower hatte Jodl eine halbe Stunde Zeit gegeben, um zu einer Entscheidung zu kommen, doch wegen Kommunikationsproble-

- men mit Flensburg trafen seine Botschaft und die Antwort mit Dönitz' Genehmigung zu spät ein. – DZW, Bd. 6, S. 774. Vgl. auch Bodo Scheurig, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991, S. 331 ff.
- 105 Die Urkunde ist als Faksimile reproduziert in: Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 178 f. Die Briten hatten während des Zweiten Weltkriegs die »doppelte Sommerzeit« eingeführt, womit sie der mitteleuropäischen Zeit eine Stunde voraus waren.
- 106 Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 106, 180 f.; Schwendemann, »Deutsche Menschen ... zu retten ...«, S. 30; Baum, »Der Zusammenbruch der obersten deutschen militärischen Führung«, S. 261. Zu einer Darstellung der Szene vgl. G. Schukow, *Erinnerungen und Gedanken*, S. 613 f.; auch: Antony Beevor, *Berlin 1945*, S. 437 ff.
- 107 Speer, *Erinnerungen*, S. 498 f.
- 108 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/284 (A), Bericht über einen Wortwechsel zwischen Keitel und General Iwan Aleksandrowitsch Serow, stellvertretender Kommissar des NKWD (des sowjetischen inneren Geheimdienstes, den Lawrenti Beria leitete); abgedruckt in: *KTB/SKL*, Teil A, Bd. 68, S. 469–71 A. Die Identifizierung eines Kiefernknöchens, den die Sowjets im Garten der Reichskanzlei gefunden hatten, geschah erst einige Tage später. Stalin und die Sowjetbehörden bezweifelten die Berichte von Hitlers Tod noch jahrelang.
- 109 BA/MA, RM 7/854, Bl. 120, Kriegstagebuch Seekriegsleitung, 7.5.1945; *KTB/OKW*, Bd. IV/2, S. 1482–3 (7.5.1945); Schwendemann, »Deutsche Menschen ... zu retten ...«, S. 25.
- 110 Ebd., S. 26.
- 111 Klaus Granzow, *Tagebuch eines Hitlerjungen 1943–1945*, Bremen 1965, S. 177 (5.5.1945).
- 112 BA/MA, NL Schörner, N 60/18, ungezählt, Schörner an die Soldaten der Heeresgruppe Mitte, 5.5.1945. Komplett rgegeben in Roland Kaltenecker, *Schörner. Feldmarschall der letzten Stunde*, München/Berlin 1994, S. 297 f.
- 113 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 431.
- 114 Schwendemann, »Deutsche Menschen ... zu retten ...«, S. 25.
- 115 DZW, Bd. 6, S. 767.
- 116 BA/MA, RW44 I/ 54, ungezählt, 4 S. »Aufzeichnung über die Dienstreise des Oberst i.G. Meyer-Detring zu Feldmarschall Schörner am 8. 5.1945« (S. 3: Unterredung mit Feldmarschall Schörner). Zu Meyer-Detrings Bericht an Dönitz vgl. Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 438.
- 117 BA/MA, NL Schörner, N 60/18, ungezählt, Schörners Aufruf an die Soldaten der Heeresgruppe Mitte, 5.5.1945; wiedergegeben in: Kaltenecker, *Schörner. Feldmarschall der letzten Stunde*, S. 297 f.
- 118 In einem Prozess, der auf großes öffentliches Interesse stieß und in dem Schör-

- ner viel Unterstützung fand, aber wegen seiner Taten auch wütend kritisiert wurde, wurde er im Oktober 1957 schuldig gesprochen, einen Feldwebel ohne Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt und erhängt zu haben, der im März 1945 angeblich betrunken am Steuer eines Lastwagens eingeschlafen sei. Schörner wurde zu einer Freiheitsstrafe von viereinhalb Jahren verurteilt, nach zwei Jahren aber aus gesundheitlichen Gründen entlassen. Die Bundesrepublik verweigerte ihm die Pensionszahlung. Er lebte bis zu seinem Tod 1973, im Alter von 81 Jahren, zurückgezogen, von Freunden und ehemaligen Kameraden unterstützt, in München. – Peter Steinkamp, «Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Von Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998, S. 240ff.; Klaus Schönherr, «Ferdinand Schörner – Der idealtypische Nazi-General», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin/Frankfurt am Main 1995, S. 506f. Zur Kontroverse um Schörners Prozess vgl. auch Kaltenecker, *Schörner*, S. 330-54.
- 119 *DZW*, Bd. 6, S. 767; *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 673; Schwendemann, «Deutsche Menschen... zu retten...», S.31; Sebastian Siebel-Achenbach, *Lower Silesia from Nazi Germany to Communist Poland, 1942-49*, London 1994, S. 77f.
- 120 BA/MA, NL Schörner, N 60/74, «Mein Verhalten bei der Kapitulation im Mai 1945» und «Zur Vorgeschichte der Kapitulation», beides 10.3.1958.
- 121 Steinkamp, «Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner», S. 238. Kaltenecker, *Schörner*, S. 306f., 315, bestätigt Schörners eigene Darstellung. Vgl. auch Roland Kaltenecker, *Operation «Alpenfestung». Das letzte Geheimnis des «Dritten Reiches»*, München 2005, S. 336-46.
- 122 Ein einfacher Soldat aus Schörners Armee schrieb in sein Tagebuch, wie ihm und einigen Kameraden befohlen wurde, aus einem LKW auszusteigen, mit dem sie verzweifelt versucht hätten, die Amerikaner zu erreichen, nachdem die Auflösung ihrer Einheit beschlossen war. Dann seien die Stabsoffiziere eingestiegen und davongefahren. «Wir waren die Angeschmierten», sagte der Soldat. – Granzow, S. 179 (9.5.1945).
- 123 Schwendemann, «Deutsche Menschen ... zu retten ...», S. 27.
- 124 *DRZW*, Bd. 10/1 (Lakowski), S. 677. Nach einem Bericht der Marineführung transportierten die Schiffe, die als Fähren hin- und herfuhren, zwischen dem 11. und dem 17. Mai noch 109 205 Soldaten, 6887 Verwundete und 5379 zivile Flüchtlinge. – BA/MA, RM 7/854, Bl. 333, Lage Ostsee, 18.5.1945.
- 125 Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 107f.
- 126 *DRZW*, Bd. 10/2 (Overmans), S. 502f.
- 127 Vgl. Schwendemann, «Deutsche Menschen ... zu retten ...», S. 27.
- 128 Neitzel, *Abgehört*, S. 49.

- 129 KTB/OKW, Bd. 4/2, S. 1281–2 (9. 5. 1945); repr. in Müller/Ueberschär, *Kriegsende 1945 ...*, S. 181; *Die Wehrmachtberichte 1939–1945*, Bd. 3: 1. Januar 1944 bis 9. Mai 1945, München 1989, S. 569 (9.5.1945).
- 130 Dönitz, S. 471.
- 131 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 440, 445 (12.5.1945, 15.5.1945). Auch am 18. Mai insistierte Dönitz, dass man den Alliierten und ihrer Forderung keine Konzession machen könne, die »Embleme der Souveränität« von deutschen Militäruniformen zu entfernen. – Förster/Lakowski (Hg.), 1945 ..., S. 411 ff.
- 132 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 439 (11.5.1945).
- 133 Zu einer Beschreibung der fortgesetzten Dönitz-Administration vgl. Speer, *Erinnerungen*, S. 499 f. Zu Dönitz' Einträgen in sein Tagebuch über sein Regierungshandeln vom 8. bis zum 17. Mai vgl. Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 433–49.
- 134 Ebd., S. 446 (16. 5. 1945). Zur Kontinuität von Dönitz politischen Vorstellungen vgl. Steinert, *Die 23 Tage der Regierung Dönitz*, S. 283 ff., und Lüdde-Neurath, *Regierung Dönitz ...*, S. 81.
- 135 BAB, R3/1624, Bll. 10–13, Speer an Krosigk, 15.5.1945; Dönitz, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, S. 471; vgl. Matthias Schmidt, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, Bern/München 1982, S. 167 ff.
- 136 Speer, *Erinnerungen*, S. 500.
- 137 IWM, EDS, F.3, M.I. 14/950, Memorandum Stuckart, 22. 5. 1945; vgl. Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S. 433 ff., 441 f. (8.5.1945, 12.5.1945) zur Darstellung von Dönitz' Rücktritt. Vgl. auch Dönitz, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, S. 472.
- 138 Nach: David Stafford, *Endgame 1945: Victory, Retribution, Liberation*, London 2007, S. 407 f. Vgl. auch Dönitz, S. 473 f. Zu Meinungsverschiedenheiten unter den Alliierten, wie mit der Regierung Dönitz zu verfahren sei, und die Schritte, die zu ihrer Verhaftung führten, vgl. Marlis Steinert, »The Allied Decision to Arrest the Dönitz Government«, in: *Historical Journal* 31 (1988), S. 651–63.
- 139 *The United States Strategic Bombing Survey*, New York/London 1976, Bd. 4, S. 7. Die dort angegebene Zahl der Getöteten, nämlich 305 000 Menschen, ist, wie gezeigt werden konnte, zu niedrig. Jörg Friedrich, in: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, Berlin 2004, S. 63, geht von einer Zahl zwischen 420 000 und 570 000 Toten aus; in: DRZW, Bd. 10/1 (Boog), S. 868, wird die Zahl toter Zivilisten – nicht die Gesamtzahl – mit 380 000 bis 400 000 angegeben. Rüdiger Overmans berechnet die Verluste auf 400 000 bis 500 000. – Vgl. ders., »Die Toten des Zweiten Weltkriegs in Deutschland«, in Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz*, München/Zürich 1989, S. 860. Vgl. auch Rüdiger Overmans, »55 Millionen Opfer des Zweiten Weltkrieges? Zum Stand der Forschung

- nach mehr als 40 Jahren», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 48 (1990), S. 107, 109. Eine weitere Schätzung bestimmt die wahrscheinlichste Zahl mit 406'000, allerdings wird eine obere Grenze von immerhin 635'000 Toten angegeben. Die meisten wurden in der letzten Phase des Krieges getötet. – Dietmar Stüss, «Die Endphase des Luftkriegs», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005, S. 55. Über die Hälfte der zivilen Opfer der Bombardements starben in den letzten acht Monaten des Krieges. – Nicholas Stargardt, «Maikäfer flieg!». *Hitlers Krieg und die Kinder*, München 2006, S. 310 und 510, Anm. 4.
- 140 Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, S. 69. Verlässliche Zahlen für die Toten unter den Flüchtlingen, die sich in den letzten Kriegsmonaten auf den Weg nach Westen machten, festzustellen, ist ausserordentlich schwierig. Die sehr viel höheren Opferzahlen, die häufig angegeben werden, dehnen die Kategorien von Flüchtlingen ebenso wie Zeitraum und geografische Gegenden aus, sodass beispielsweise auch die «Umsiedlung» von Balten gemäss den deutsch-sowjetischen Geheimabkommen, Russlanddeutsche, die Stalin deportieren liess, und Deutsche, die nach dem Krieg aus dem Osten vertrieben wurden, mit eingerechnet werden. Die nahestehende Schätzung der unterwegs getöteten Flüchtlinge scheint bei 473'000 zu liegen. – Overmans, «Die Toten des Zweiten Weltkriegs in Deutschland», S. 868; ders., «55 Millionen Opfer des Zweiten Weltkrieges?», S. 110.
- 141 Rüdiger Overmans, *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999, S.238f., 316, 318, 321. Nach Overmans' Berechnungen (S. 265) der deutschen militärischen Verluste (insgesamt 5'318'000 Soldaten) sind 51,6 Prozent an der Ostfront (2'743'000), 23,1 Prozent (1'230'000) in Gefechten der Endphase (Jan. bis Mai 1945) und 6,4 Prozent (340'000) auf den westlichen Kriegsschauplätzen getötet worden.
- 142 Alliierte Befürchtungen über mögliche Aufstände haben sich nie bestätigt, auch wenn Werwolf noch Wochen nach der Kapitulation ernst genommen wurde. – Bessel, *Germany 1945*, S.175f.; Perry Biddiscombe, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement 1944-1946*, Toronto/Buffalo 1998, S.279ff.
- 143 Bessel, *Germany 1945*, Kap. 7, «The Beginning of Occupation», enthält eine gute Zusammenfassung der Anfangsphase.
- 144 Schramm (Hg.), *Die Niederlage 1945*, S.439, 447 (n.5.1945, 16.5.1945).
- 145 Bessel, *Germany 1945*, S. 167.
- 146 Anonyma, *Eine Frau in Berlin*, S. 186 (11.5.1945).
- 147 StAM, LRA 313 91, ungezählt, Bericht des evang.-luth. Pfarramts Berchtesgaden, 25.6.1946; Bericht der katholischen Gemeinde St. Andreas, 24.6.1946.
- 148 BA/MA, N648/1, NL Dethleffsen, Erinnerungen, Bl. 1.



- 149 NAL, WO 208/5622, C.S.D.I.C. (U.K.) Bericht , 13.5.1945, Vizeadmiral Frisius.
- 150 A. J. Merritt/R. L. Merritt (Hg.), *Public Opinion in Occupied Germany: The OMGUS Surveys, 1945-1949*, Urbana 1970, S. 32f. Erfahrungen mit der Besatzung und den unausweichlichen Entbehrungen des Alltagslebens in zerbombten Städten – Lebensmittel- und Wohnraumangel, eine wertlose Währung, ein Lebensstandard, der häufig niedriger war als vor 1944/45 dazu das Gefühl nationaler Erniedrigung und die Einrichtung von Entnazifizierungskammern, die oft als gegen den «kleinen Mann» gerichtet erlebt wurden, der doch gezwungen gewesen sei, wie man es damals sah, den Forderungen des Regimes zu folgen, alles das gehörte zu den Faktoren, die dazu beitrugen, dass die «guten Jahre» des Nationalsozialismus, die Zeit vor den Katastrophen der Endphase des Krieges, in rosigem Licht gesehen wurden.
- 151 Vgl. auch Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass./London 2008, S. 301 f.
- 152 *Spiegel Special*, 2 (2005), «Tief vergraben, nicht dran rühren», S. 218.
- 153 Zit. in: Otto Dov Kulka, «The German Population and the Jews. State of Research and New Perspectives», in David Bankier (Hg.), *Probing the Depths of German Antisemitism. German Society and the Persecution of the Jews, 1933-1941*, New York/Oxford/Jerusalem 2000, S. 279.
- 154 Zu einem ähnlichen Argument in Bezug auf 1918 vgl. Michael Geyer, «Endkampf 1918 and 1945. German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction», in: Alf Lüdtke/Bernd Weisbrod (Hg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20<sup>th</sup> Century*, Göttingen 2006, S.90f.

### Schluss: Anatomie der Selbstzerstörung

- 1 Diesen Punkt hat Bernd Wegner sehr gut herausgearbeitet, in: «The Ideology of Self-Destruction. Hitler and the Choreography of Defeat», in: *Bulletin of the German Historical Institute London* 26/2 (2004), S. 19f. Vgl. auch Wegners Überlegungen in: *DRZW*, Bd. 8, S. n85ff.
- 2 Hans Rothfels, *Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung*, Frankfurt am Main 1958, S.160 beharrte darauf, «dass Casablanca jede Hoffnung auf einen erträglichen Frieden, der von der deutschen Widerstandsbewegung noch gehegt werden mochte, abschnitt.» Adam von Trott versuchte im Juni 1944, die Westalliierten davon zu überzeugen, die Forderung fallen zu lassen, denn viele Regimegegner könnten anders eine interne Erhebung nicht riskieren. Tatsächlich aber haben sie schliesslich genau das getan, trotz der alliierten Forderung nach bedingungsloser Kapitulation. Ob diese überhaupt signifikanten Einfluss auf die Widerstandsbewe-

- gung hatte, bleibt gleichwohl unklar. – Anne Armstrong, *Unconditional Surrender. The Impact of the Casablanca Policy upon World War Two*, New Brunswick 1961, S. 205, 212f.
- 3 Vgl. DRZW, Bd. 6 (Boog), S. 85; auch Reimer Hansen, *Das Ende des Dritten Reiches. Die deutsche Kapitulation 1945*, S. 20 ff., 36ff., 224 h; und ders., *Der 8. Mai 1945. Geschichte und geschichtliche Bedeutung*, Berlin 1985, S. ioff., 22f.
  - 4 Um die Möglichkeit zu verringern, dass ihre Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» Ablehnung und Widerstand anheizte, versuchten sowohl Churchill wie Roosevelt dem deutschen Volk in öffentlichen Erklärungen zu versichern, die Forderung bedeute nicht, dass die Deutschen «versklavt oder vernichtet» werden sollten. – Winston S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd.4, *Schicksalswende*, 2. Buch, S. 315 ff., hier S. 316.
  - 5 *MadR*, Bd. 17, S. 6734 (Ende März 1945).
  - 6 Vgl. die Kommentare von ssx,lf-Dieter Müller in: *DRZW*, Bd. 10/2, S. 705, 716.
  - 7 Vgl. Bernhard R. Kroener, «Auf dem Weg zu einer «nationalsozialistischen Volksarmee». Die soziale Öffnung des Heeresoffizierskorps im Zweiten Weltkrieg», in: Martin Broszat/ Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988, S.653, 658f., 671ff., 676f.; und MacGregor Knox, «1 October 1942. Adolf Hitler, Wehrmacht Officer Policy, and Social Revolution», in: *Historical Journal* 43 (2000), S. 801-25 (Zahlen zur Größe des Offizierskorps: S. 810).
  - 8 Klaus-Jürgen Müller, «The Wehrmacht: Western Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001, S. 55 f.
  - 9 Vgl. John Zimmermanns Überlegungen zu «Pflicht», einem Leitmotiv seines Buchs *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/45*, Paderborn 2009, S. 469f.
  - 10 Sönke Neitzel, *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005.
  - 11 Albert Speer, *Erinnerungen*, S. 434.
  - 12 In seinen Aussagen in Nürnberg schloss Speer ausdrücklich aus, dass es irgendeiner Gruppe möglich gewesen wäre, Hitler mit der Forderung entgegenzutreten, den Krieg zu beenden. – IMT, Bd. 16, S. 542. Rolf-Dieter Müller zeigt mit seinem Aufsatz «Speers Rüstungspolitik im Totalen Krieg», in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 59 (2000), S. 362, dass alle Hitler unterstellten Führer irgendwann mit dem Gedanken gespielt haben, einen anderen Weg aus dem Krieg zu finden als Niederlage und Zerstörung, dennoch gab es, anders als in Italien, niemanden, der aktiv etwas gegen den Diktator unternommen hätte. Auch Speer habe an keinem Punkt daran gedacht, «gegen seinen Förderer» zu handeln.

## QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

### QUELLENVERZEICHNIS

#### *Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München*

MIInn 72417; Reichsstatthalter 257, 389/4, 644/2, 681/1-8, 686/1, 699, 482/1, 498, 527-8; MA 106695-6.

#### *BBC Archives, London*

Interviews aus den BBC-2-Serien *The Nazis. A Warning from History* (1997) und *War of the Century* (1999).

#### *Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart*

Sammlung Sterz-Feldpostbriefe.

#### *Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde*

Parteikanzlei der NSDAP, NS 6/51, 134-7, 153, 166-7, 169, 277-, 353-4, 374? 756, 791-2; Persönlicher Stab Reichsführer-SS, NS 19/424, 606, 612, 751, 772, 1022, 1029, 1318, 1793, 1858, 1862, 1864, 2068, 2409, 2454, 2606, 2721, 2864, 2903, 2936, 3034, 3118, 3121, 3271, 3320, 3337, 3652, 3705, 3809, 3833, 3910-12, 3931, 4015-17, Reichskanzlei, R43II/393a, 583a, 648a, 650c, 651d, 664a, 667b, 680a, 684, 692, 692a-b, 1648; Reichspostministerium, R4701 alt R48/11; Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion, R3/1511, 1522, 1526, 1528-9, 1531-3, 1535-45, 1545, 1583, 1618, 1620-23, 1623 a, 1624-6, 1661, 1740; Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, R55/601, 603, 608, 610, 612, 620, 793, 21504.

#### *Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg*

Materialsammlung: MSg2/2696-7, 5284; Nachlässe: N6/4, N24/39, N54/8, N60/17-18, 73-4, N245/2-3, 15, N265/26, 108, 112, 118, N374/8, N574/19, 22, N647/12-13, N648/1, N712/15; Heeresgruppen: RH2/319, 2682, 2684-5, RH19/II/204, 213; RH19/III/17, 667, 727; RH19/IV/141, 228, 250; RH20-24/5935 617, RH20-19/196, 245; RH21 3/420, 730; RH21-5/66; Seekriegsleitung: RM7/851, 854; OKW. RW4/57, 494, 881; RW44 I/33, 54.

#### *Imperial War Museum, Duxford*

EDS [Enemy Documents Section], Sammlung erbeuteter deutscher Dokumente;

FO 645, Akten der Nürnberger Verhöre; FIAT-Berichte über Verhöre von Albert Speer und leitenden Angehörigen seines Ministeriums; Memoiren von P. E. van Stemann.

*Institut für Zeitgeschichte, München*

ED 195 (Sig. Schottenheim); Fa 91/2-5 (Parteikanzlei); Fa 93 (Pers. Stab/ RFSS); Nbg.-Dok., NS-3501, PS-1787, PS 3683; ZS 145 (Schwerin von Krosigk), 597 (Grohé), 988 (Kritzinger), 1810 (Dönitz), 1953 (Dankwort).

*Internationaler Suchdienst (International Tracing Service), Bad Arolsen Sammlung*

Todesmärsche: Tote, Kästen 1-83; Sammlung Evakuierungen: Evak 1-9; HNa 68.

*Irving Collection*

Ausgewählte Forschungsdokumente bezüglich Hermann Göring, Rolle 1 (Mikrofilm der Firma Microform Imaging Ltd., East Ardsley, Wakefield).

*Liddell Hart Centre for Military Archives, King's College, London*

Nachlass Dempsey, Nrn. 724336.

*National Archives, London*

Aussenministerium: FO 898/187; Kriegsministerium: WO 204/6384, W02008/4363-5, 5543, 5622; W0219/1587, 4713.

*Staatsarchiv Augsburg*

Gau Schwaben 1/28-37; Kreisleitung Augsburg-Stadt 1/8, 47, 65, 132; Ortsgruppe Wollmarkt 11/5; Kreisleitung Günzburg 1/42-3, 46-7, 55.

*Staatsarchiv München*

Gauleitung München, NSDAP 35, 52, 466a, 495, 499; Landratsamt Berchtesgaden, LRA 29656, 29715, 29718, 29728, 31391, 31645, 31908, 31919, 31921, 31936, 156108; Staatsanwaltschaften 6751, 18448/2-3, 34876/25.

## LITERATURVERZEICHNIS

Addison, Paul/Crang, Jeremy A. (Hg.), *Firestorm. The Bombing of Dresden 1945*, London 2006.

von Ahlfen\* Hans/Niehoff, Hermann, *So kämpfte Breslau. Verteidigung und Untergang von Schlesiens Hauptstadt*, München 1959.

*Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP*, Bd. 1, hg. von Helmut Heiber, München 1983; Bd. 2, hg. von Peter Longerich, München 1989.

- Albrecht, Dieter, «Regensburg in der NS-Zeit», in: ders. (Hg.), *Zwei Jahrtausende Regensburg*, Regensburg 1979.
- von Alvensleben, Udo, *Lauter Abschiede. Tagebuch im Kriege*, Frankfurt am Main 1971.
- Aly, Götz, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt am Main 2005.
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch*, München 1962.
- Anonyma. *Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, München 2008.
- Arbogast, Christine, *Herrschaftsinstanzen der württembergis eben NSDAP. Funktion, Sozialprofil und Lebenswege einer regionalen Elite 1920-1960*, München 1998.
- Arendes, Cord/Wolfrum, Edgar/Zedler, Jörg (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Arendt, Hannah, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt am Main 1955-
- Armstrong, Anne, *Bedingungslose Kapitulation. Die teuerste Fehlentscheidung der Neuzeit*, Wien/München 1965.
- Bajohr, Frank/Wildt, Michael (Hg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2009.
- Balkoski, Joseph, «Patton's Third Army. The Lorraine Campaign, 19 September – 1 December 1944», in: Albert A. Nofi (Hg.), *The War against Hitler. Military Strategy in the West*, Conshohocken, Pa., 1995.
- Barnett, Correlli (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990.
- Bartov, Omer, *The Eastern Front, 1941-1945. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, New York 1986.
- Bauer, Robert, *Heilbronner Tagebuchblätter*, Heilbronn 1949.
- Bauer, Yehuda, *Freikauf von Juden? Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1943*, Frankfurt am Main 1996.
- Baum, Walter, «Der Zusammenbruch der obersten deutschen militärischen Führung 1945», in: *Wehrwissenschaftliche Rundschau* 10 (1960).
- Baumann, Ulrich/Koch, Magnus (Hg.), «*Was damals Recht war...*». *Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht*, Berlin 2008.
- Beevor, Antony, *Berlin 1943. Das Ende*, München 2002.
- , *D-Day. Die Schlacht um die Normandie*, München 2010.
- Behrmann, Günter C., «Jugend, die meinen Namen trägt'. Die letzten Kriegeinsätze der Hitlerjugend», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005.
- Below, Nicolaus von, *Als Hitlers Adjutant 1937-45*, Mainz 1980.
- Bergander, Götz, *Dresden im Luftkrieg*, Weimar/Köln/Wien 1994.

- Bergau, Martin, *Der Junge von der Bernsteinküste. Erlebte Zeitgeschichte 1938-1948*, Heidelberg 1994.
- , «Tod an der Bernsteinküste. Ein NS-Verbrechen in Ostpreussen», in: Elke Fröhlich (Hg.), *Als die Erde brannte. Deutsche Schicksale in den letzten Kriegstagen*, München 2005.
- Bergen, Doris L., «Death Throes and Killing Frenzies. A Response to Hans Mommsen's 'The Dissolution of the Third Reich'. Crisis Management and Collapse, 1943-1945», in: *German Historical Institute, Washington, D.C., Bulletin* 27 (2000).
- Berghahn, Volker, «NSDAP und ‚geistige Führung‘ der Wehrmacht 1939-1943», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 17 (1969).
- Bernadotte, Folke, *Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1943 und die politischen Folgen*, Zürich/New York 1945.
- Bessel, Richard, *Germany 1943. From War to Peace*, London 2009.
- Besson, Waldemar, «Zur Geschichte des nationalsozialistischen Führungsoffiziers (NSFO)», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 9 (1961).
- Biddiscombe, Perry, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement, 1944-1946*, Toronto/Buffalo, NY., 1998.
- Bidwell, Shelford, «Kesselring», in: Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990.
- Black, Peter R., *Ernst Kaltenbrunner. Ideological Soldier of the Third Reich*, Princeton 1984.
- Blank, Ralf, «Kriegsalltag und Luftkrieg an der ‚Heimatfront‘», in: *DRZW*, Bd.9/1.
- , «Albert Hoffmann als Reichsverteidigungskommissar im Gau Westfalen-Süd, 1943-1945. Eine biographische Skizze», in: Wolf Gruner/Armin Nolzen (Hg.), «*Bürokratien*». *Initiative und Effizienz*, Berlin 2001 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 17).
- Blatman, Daniel, «Die Todesmärsche – Entscheidungsträger, Mörder und Opfer», in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, Göttingen 1998.
- , «The Death Marches, January-May 1945. Who Was Responsible for What?», in: *YVS* 28 (2000).
- , «Rückzug, Evakuierung und Todesmärsche 1944-1945», in: Wolfgang Benz/ Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 1, München 2005.
- , *Die Todesmärsche 1944/43. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, Reinbek bei Hamburg 2011.
- , «The Death-Marches and the Final Phase of Nazi Genocide», in: Jane Caplan/ Nikolaus Wachsmann (Hg.), *Concentration Camps in Nazi Germany. The New Histories*, London/New York 2010.

- Bleyer, Wolfgang, «Pläne der faschistischen Führung zum totalen Krieg im Sommer 1944», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 17 (1969).
- Bloch, Michael, *Ribbentrop*, London 1994.
- Blumentritt, Günther, *Von Rundstedt. The Soldier and the Man*, London 1952.
- Boog, Horst, «Die strategische Bomberoffensive der Alliierten gegen Deutschland und die Reichsluftverteidigung in der Schlussphase des Krieges», in: *DRZW*, Bd. 10/1.
- Borejsza, Jerzy W, «Der 25. Juli 1943 in Italien und der 20. Juli 1944 in Deutschland. Zur Technik des Staatsstreichs im totalitären System», in: Jürgen Schmädke/Peter Steinbach (Hg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, München/Zürich 1986.
- The Bormann Letters*, hg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954.
- Bosch, Manfred, *Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit. Südbaden 1945-1950*, Konstanz 1988.
- Breloer, Heinrich (Hg.), *Mein Tagebuch. Geschichten vom Überleben 1939-1947*, Köln 1984.
- Bretschneider, Heike, *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in München 1933-1943*, München 1968.
- Broszat, Martin, «Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933-1945», in: Hans Buchheim et al. (Hg.), *Anatomie des SS-Staates*, Olten/Freiburg im Breisgau 1965.
- , *Der Staat Hitlers*, München 1969.
- , und Fröhlich, Elke (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 1-6, München 1977-83.
- Buchbender, Ortwin/Sterz, Reinhold (Hg.), *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1943*, München 1982.
- Buchheim, Hans, et al. (Hg.), *Anatomie des SS-Staates*, Bd. 1-2, Olten/Freiburg im Breisgau 1965.
- Buske, Norbert (Hg.), *Die kampflose Übergabe der Stadt Greifswald im April 1943*, Schwerin 1993.
- , *Das Kriegsende 1943 in Demmin: Berichte, Erinnerungen, Dokumente*, Schwerin 1995.
- Churchill, Winston S., *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 4: *Schicksalswende*, Bern 1951.
- Clark, Christopher, «Johannes Blaskowitz – der christliche General», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Czech, Danuta, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1943*, Reinbek bei Hamburg 1989.
- Davies, Norman, *Aufstand der Verlorenen. Der Kampf um Warschau 1944*, München 2004.
- Deible, Albert, *Krieg und Kriegsende in Schwäbisch Gmünd*, Schwäbisch Gmünd 1954.

- Demerer, Heinrich, «Erinnerungen an den Todesmarsch aus dem KZ Flossenbürg», in: *Dachauer Hefte* 25 (2009).
- Denny, Isabel, *The Fall of Hitler's Fortress City. The Battle for Königsberg, 1945*, London 2007.
- D'Este, Carlo, «Model», in: Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990.
- Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 7-10, München 2004-08.
- Der deutsche Südwesten zur Stunde Null*, hg. vom Generallandesarchiv Karlsruhe, Karlsruhe 1975.
- Deutschland im zweiten Weltkrieg*, Bd. 6: *Die Zerschlagung des Hitlerfaschismus und die Befreiung des deutschen Volkes (Juni 1944 bis zum 8. Mai 1945)*, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Schumann und Olaf Groehler unter Mitarbeit von Wolfgang Bleyer, Berlin (Ost) 1985.
- Deutschlands Rüstung im zweiten Weltkrieg. Hitlers Konferenzen mit Albert Speer 1942-1945*, hg. von Willi A. Boelcke, Frankfurt am Main 1969.
- Dieckert, Kurt/Grossmann, Horst, *Der Kampf um Ostpreussen. Ein authentischer Dokumentarbericht*, München 1960.
- Dönitz, Karl, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958.
- Dörr, Margarete, «Wer die Zeit nicht miterlebt hat...». *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*, Bd. 3, Frankfurt am Main/New York 1998.
- Downing, David, *The Devil's Virtuosos. German Generals at War 1940-5*, London 1977.
- Echternkamp, Jörg, «Im Kampf an der inneren und äusseren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg», in: *DRZW*, Bd.9'1.
- , (Hg.), *Kriegsschauplatz Deutschland 1945. Leben in Angst – Hoffnung auf Frieden. Feldpost aus der Heimat und von der Front*, Paderborn 2006.
- Eichholtz, Dietrich, «Deutschland am Ende des Krieges. Eine kriegswirtschaftliche Bilanz», in: *Bulletin der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung* 6 (1966).
- , *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1959-1945*, Bd. 3: *1945-1945*, Berlin 1996.
- Eiliger, Katharina, *Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien*, Reinbek bei Hamburg 2006.
- Epstein, Catherine, *Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland*, Oxford 2010.
- Erickson, John, *The Road to Berlin*, London 2003.
- Erpel, Simone, «Machtverhältnisse im Zerfall. Todesmärsche der Häftlinge des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück im April 1945», in: Jörg Hillmann/ John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.



- , *Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase*, Berlin 2005.
- Eschenburg, Theodor, «Die Rede Himmlers vor den Gauleitern am 3. August • 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 1 (1953).
- Evans, Richard J., *Das Dritte Reich*, Bd. 3: *Krieg*, München 2009.
- Fest, Joachim C., *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München 1963.
- , *Speer. Eine Biographie*, Berlin 1999.
- Fisch, Bernhard, *Nemmersdorf, Oktober 1944. Was in Ostpreussen tatsächlich geschah*, Berlin 1997.
- , «Nemmersdorf 1944 – ein bisher unbekanntes zeitnahes Zeugnis», in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 56 (2007).
- Fleischhauer, Ingeborg, *Die Chance des Sonderfriedens. Deutsch-sowjetische Geheimgespräche 1941-1945*, Berlin 1986.
- Förschler, Andreas, *Stuttgart 1945. Kriegsende und Neubeginn*, Gudensberg-Gleichen 2004.
- Förster, Gerhard/Lakowski, Richard (Hg.), *1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht. Dokumente*, Berlin (Ost) 1975.
- Förster, Jürgen, «Geistige Kriegführung in Deutschland 1919 bis 1945», in: *DRZW*, Bd. 9/1.
- , «Die Wehrmacht und das Ende des ‚Dritten Reichs‘», in: Arnd Bauerkämper/Christoph Klessmann/Hans Misselwitz (Hg.), *Der 8. Mai 1945 als historische Zäsur. Strukturen, Erfahrung, Deutungen*, Potsdam 1995.
- , «The Final Hour of the Third Reich. The Capitulation of the Wehrmacht», in: *Bulletin of the International Committee for the History of the Second World War* 17/28 (1995).
- , *Die Wehrmacht im NS-Staat. Eine Struktur geschichtliche Analyse*, München 2007.
- Friedländer, Saul, *Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden*, Bd. 2: *1959-1945*, München 2006.
- Friedrich, Carl Joachim/Brzezinski, Zbigniew, *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957.
- Friedrich, Jörg, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2004.
- Frieser, Karl-Heinz, «Die Schlacht um die Seelower Höhen im April 1945», in: Roland G. Foerster (Hg.), *Seelower Höhen 1945*, Hamburg 1998.
- , et al., «Der Zusammenbruch im Osten. Die Rückzugskämpfe seit Sommer 1944», in: *DRZW*, Bd. 8.
- Fritz, Stephen G., *Endkampf. Soldiers, Civilians, and the Death of the Third Reich*, Lexington, Ky., 2004.

- Fritzsche, Peter, *Life and Death in the Third Reich*, Cambridge, Mass./London 2008.
- Fröhlich, Elke, «Ein junger Märtyrer», in: Martin Broszat, Elke Fröhlich et al. (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 6, München/Wien 1983.
- , «Hitler und Goebbels im Krisenjahr 1944. Aus der Tagebüchern des Reichspropagandaministers», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 39 (1990).
- «Führer-Erlasse» 1939-1945, hg. von Martin Moll, Stuttgart 1997.
- Gellately, Robert, *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart/München 2002.
- Geyer, Michael, «Endkampf 1918 and 1945. German Nationalism, Annihilation, and Self-Destruction», in: Alf Lüdtke/Bernd Weisbrod (Hg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20<sup>th</sup> Century*, Göttingen 2006.
- Goebbels, Joseph, *Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen*, Hamburg 1977.
- , *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, T. 2, *Diktate 1941-1945*, hg. von Elke Fröhlich, Bd. 13-15, München 1995/96.
- Göhri, Josef E, *Die Franzosen kommen! Kriegsergebnisse im Breisgau und in der Ortenau*, Horb am Neckar 2005.
- Görlitz, Walter, *Model. Strategie der Defensive*, Wiesbaden 1975.
- Goeschel, Christian, «Suicide at the End of the Third Reich», in: *Journal of Contemporary History* 41 (2006).
- , *Suicide in Nazi Germany*, Oxford 2009.
- Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.
- von der Goltz, Anna, *Hindenburg. Power, Myth, and the Rise of the Nazis*, Oxford 2009.
- Gotto, Bernhard, *Nationalsozialistische Kommunalpolitik. Administrative Normalität und Systemstabilisierung durch die Augsburger Stadtverwaltung 1933-1945*, München 2006.
- Granzow, Klaus, *Tagebuch eines Hitlerjungen 1943-1945*, Bremen 1965.
- Greiser, Katrin, *Die Todesmärsche von Buchenwald. Räumung, Befreiung und Spuren der Erinnerung*, Göttingen 2008.
- Grieger, Friedrich, *Wie Breslau fiel...*, Metzingen 1948.
- Grier, Howard D., *Hitler, Dönitz and the Baltic Sea. The Third Reich's Last Hope, 1944-1945*, Annapoljs, Md., 2007.
- Gring, Diana, «Das Massaker von Gardelegen», in: *Dachauer Hefte* 20 (2004).
- Groehler, Olaf, «Die Schlacht um Aachen (September/Oktober 1944)», in: *Militär-geschichte* 18 (1979).
- , *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990.
- Grosche, Robert, *Kölner Tagebuch 1944-46*, Köln 1969.
- Gruchmann, Lothar, *Der Zweite Weltkrieg*, München 1975.

- Guderian, Heinz, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951.
- Haase, Norbert, «Justizterror in der Wehrmacht», in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Hale, Oron J., *The Captive Press in the Third Reich*, Princeton 1973.
- Halter, Helmut, *Stadt unterm Hakenkreuz. Kommunalpolitik in Regensburg während der NS-Zeit*, Regensburg 1994.
- Hammer, Ingrid/zur Nieden, Susanne (Hg.), *Sehr selten habe ich geweint. Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich 1992.
- Hammermann, Gabriele, «Die Todesmärsche aus den Konzentrationslagern 1944/45», in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Hancock, Eleanor, *The National Socialist Leadership and Total War 1941-5*, New York 1991.
- Hansen, Reimer, «Albert Speers Konflikt mit Hitler», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 17 (1966).
- , *Das Ende des Dritten Reiches. Die deutsche Kapitulation 1945*, Stuttgart 1966.
  - , «Ribbentrops Friedensfühler im Frühjahr 1945», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 18 (1967).
  - , *Der 8. Mai 1945. Geschichte und geschichtliche Bedeutung*, Berlin 1985.
- Hartmann, Christian/Hürter, Johannes, *Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkriegs*, München 2005.
- Hartwig, Dieter, *Grossadmiral Karl Dönitz. Legende und Wirklichkeit*, Paderborn 2010.
- «Hasenjagd» in Celle. *Das Massaker am 8. April 1945*, Celle 2005.
- Hastings, Max, *Armageddon. The Battle for Germany 1944-1945*, London 2004.
- , *Einest Years. Churchill as Warlord 1940-45*, London 2009.
- Heinemann, Winfried, «Der militärische Widerstand und der Krieg», in: *DRZW*, Bd.9/1.
- Henke, Klaus-Dietmar, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995.
- Henkys, Reinhard, «Ein Todesmarsch in Ostpreussen», in: *Dachauer Hefte* 20 (2004).
- Hennicke, Otto, «Auszüge aus der Wehrmacht kriminalstatistik», in: *Zeitschrift für Militärgeschichte* 5 (1966).
- Herbert, Ulrich, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Bonn 1985.
- , *Hitler's Foreign Workers. Enforced Foreign Labor in Germany under the Third Reich*, Cambridge 1997.

- Herbst, Ludolf, *Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda*, Stuttgart 1982.
- , *Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias*, Frankfurt am Main 2010.
- Herf, Jeffrey, «Der Krieg und die Juden'. Nationalsozialistische Propaganda im Zweiten Weltkrieg», in: *DRZW*, Bd.9/2.
- , *The Jewish Enemy. Nazi Propaganda during World War II and the Holocaust*, Cambridge, Mass., 2006.
- Herzstein, Robert Edwin, *The War that Hitler Won. The Most Infamous Propaganda Campaign in History*, London 1979.
- Hett, Ulrike/Tuchel, Johannes, «Die Reaktionen des NS-Staates auf den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944», in: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994.
- Heusler, Andreas, «Die Eskalation des Terrors. Gewalt gegen ausländische Zwangsarbeiter in der Endphase des Zweiten Weltkrieges», in: Cord Arendes/ Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Hilberg, Raul, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Berlin 1982.
- Hillmann, Jörg, «Die ‚Reichsregierung‘ in Flensburg», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1943 in Deutschland*, München 2002.
- Hillmann, Jörg/Zimmermann, John (Hg.), *Kriegsende 194 y in Deutschland*, München 2002.
- Himmler, Heinrich, *Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1943 und andere Ansprachen*, hg. von Bradley\* F. Smith und Agnes F. Peterson, Frankfurt am Main 1974.
- Hirschfeld, Gerhard/Renz, Irina, «Vormittags die ersten Amerikaner». *Stimmen und Bilder vom Kriegsende 1945*, Stuttgart 2005.
- Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1943*, hg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962.
- Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1943*, Bd. 1-2, hg. von Max Domarus, Wiesbaden 1973.
- Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1943. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, hg. von Walter Hubatsch, München 1965.
- Höffkes, Karl, *Hitlers politische Generale. Die Gauleiter des Dritten Reiches. Ein biographisches Nachschlagewerk*, Tübingen 1986.
- Höhne, Heinz, *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*, Gütersloh 1967.
- Hoffmann, Peter, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*, München, 1985.

- Hornig, Ernst, *Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt*, München 1975.
- Hossbach, Friedrich, *Die Schlacht um Ostpreussen*, Überlingen 1951.
- Irving, David, *Hitlers Krieg*, Bd. 1-2, Herrsching 1988.
- , *Göring*, München/Hamburg 1987.
- , *Goebbels. Mastermind of the Third Reich*, London 1996.
- Jaenecke, Heinrich, «Mythos Hitler. Ein Nachruf», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005.
- Janssen, Gregor, *Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg*, Berlin/Frankfurt am Main/Wien 1968.
- Jedlicka, Ludwig, «Ein unbekannter Bericht Kaltenbrunners über die Lage in Österreich im September 1944», in: ders., *Der 20. Juli 1944*, Wien 1985.
- Jesse, Eckhard (Hg.), *Totalitarismus im 20. Jahrhundert*, Bonn 1999.
- Joachimsthaler, Anton, *Hitlers Ende. Legenden und Dokumente*, München 1999.
- Johr, Barbara, «Die Ereignisse in Zahlen», in: Heike Sander/Barbara Johr (Hg.), *Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992.
- Jordan, Rudolf, *Erlebt und erlitten. Weg eines Gauleiters von München bis Moskau*, Leoni am Starnberger See 1971.
- Jung, Hermann, *Die Ardennenoffensive 1944/45*, Göttingen 1971.
- Junge, Traudl, *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt*, München 2002.
- Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966*, hg. von Adelheid L. Rüter-Ehlermann, C.F. Rüter et al., Bd. 1-3 und Register, Amsterdam/München 1968-98.
- Kästner, Erich, *Notabene 1945. Ein Tagebuch*, Berlin 1961.
- Kallis, Aristotle A., «Der Niedergang der Deutungsmacht. Nationalsozialistische Propaganda im Kriegsverlauf», in: *DRZW*, Bd.9/2.
- Kaltenegger, Roland, *Schörner. Feldmarschall der letzten Stunde*, München/Berlin 1994.
- , *Operation «Alpenfestung». Das letzte Geheimnis des «Dritten Reiches»*, München 2005.
- Kardorff, Ursula von, *Berliner Aufzeichnungen 1942-1945*, München 1982.
- Kater, Michael, *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945*, Oxford 1983.
- Kehrl, Hans, *Krisenmanager im Dritten Reich*, Düsseldorf 1973.
- Kersten, Felix, *The Kersten Memoirs 1940-1945*, London 1956.
- Kesselring, Albert, *Soldat bis zum letzten Tage*, Bonn 1953.
- Kilian, Katrin, «Kriegsstimmungen. Emotionen einfacher Soldaten in Feldpostbriefen», in: *DRZW*, Bd.9/2.
- Kirk, Timothy, *Nazism and the Working Class in Austria*, Cambridge 1996.

- Kissel, Hans, *Der Deutsche Volkssturm 1944/45*, Frankfurt am Main 1962.
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Bd. 2: *Tagebücher 1942-1945*, hg. von Walter Nowojski/Hadwig Klemperer, Darmstadt 1998.
- Knopp, Guido, *Die grosse Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen*, München 2001.
- , *Der Sturm. Kriegsende im Osten*, Berlin 2006.
- , *Der Untergang der Gustloff*, München 2008.
- Knox, MacGregor, «1 October 1942. Adolf Hitler, Wehrmacht Officer Policy, and Social Revolution», in: *Historical Journal* 43 (2000).
- Koenig, Ernest, «Auschwitz III 4 Blechhammer: Erinnerungen», in: *Dachauer Hefte* 15 (1999).
- Kogon, Eugen, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 1974.
- Kohlhaas, Elisabeth, «„Aus einem Haus, aus dem eine weisse Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschiessen“. Durchhalteterror und Gewalt gegen Zivilisten am Kriegsende 1945», in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum / Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Kolb, Eberhard, *Bergen-Belsen. Geschichte des «Aufenthaltslagers» 1945-1945*, Hannover 1962.
- , «Bergen-Belsen. Die Errichtung des Lagers Bergen-Belsen und seine Funktion als ‚Aufenthaltslager‘ (1943/44)», in: Martin Broszat (Hg.), *Studien zur Geschichte der Konzentrationslager*, Stuttgart 1970.
- , *Bergen-Belsen 1945 bis 1945*, Göttingen 1985.
- , «Die letzte Kriegsphase. Kommentierende Bemerkungen», in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd.2, Göttingen 1998.
- Koller, Karl, *Der letzte Monat. Die Tagebuch auf Zeichnungen des ehemaligen Chefs des Generalstabes der deutschen Luftwaffe vom 14. April bis zum 27. Mai 1945*, Mannheim 1949.
- Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss*, hg. von Martin Broszat, München 1963.
- Konrad, Joachim, «Das Ende von Breslau», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 4 (1956).
- Koschorrek, Günter K., *Vergiss die Zeit der Dornen nicht. Zwischen Ritterkreuz und Holzkreuz als Landser der Wehrmacht in Russland 1942-1945*, Mainz 1998.
- Kossert, Andreas, «„Endlösung on the Amber Shore“. The Massacre in January 1945 on Baltic Seashore – a Repressed Chapter of East Prussian History», in: *Leo Baeck Yearbook* 49 (2004).

- , *Damals in Ostpreussen. Der Untergang einer deutschen Provinz*, München 2008.
- Krakowski, Schmucl, «Massacre of Jewish Prisoners on the Samland Peninsula – Documents», in: *YVS* 24 (1994).
- Kramarz, Joachim, *Claus Graf Stauffenberg. 15. Nov. 1907 – 20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers*, Frankfurt am Main 1967.
- Kraus, Herbert, «Karl Dönitz und das Ende des ‚Dritten Reiches‘», in: Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München/Zürich 1995.
- , «Grossadmiral Karl Dönitz», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998.
- Krautkrämer, Elmar, «Generalfeldmarschall Albert Kesselring», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 1: *Von den Anfängen des Regimes bis Kriegsbeginn*, Darmstadt 1998.
- Kriegsende in Deutschland. Mit einer Einleitung von Ralph Giordano*, Hamburg 2005.
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtsführungsstab)*, hg. von Percy Ernst Schramm, Bd.4, Frankfurt am Main 1961.
- Kriegstagebuch der Seekriegsleitung 1939-1945*, Teil A, hg. von Werner Rahn und Gerhard Schreiber unter Mitwirkung von Hansjoseph Maierhofer, Bd. 65-68, Berlin/Bonn/Hamburg 1996-97.
- Kroener, Bernhard R., «Menschenbewirtschaftung’, Bevölkerungsverteilung und personelle Rüstung in der zweiten Kriegshälfte (1942-1944)», in: *DRZW*, Bd. 5/2.
- , «Auf dem Weg zu einer ‚nationalsozialistischen Volksarmee Die soziale Öffnung des Heeresoffizierkorps im Zweiten Weltkrieg», in: Martin Broszat/ Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.
- , «‚Frontoxsen’ und ‚Etappenbullen’. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- , «*Der starke Mann im Heimatkriegsgebiet*». *Generaloberst Friedrich Fromm. Eine Biographie*, Paderborn 2005.
- Kronika, Jacob, *Der Untergang Berlins*, Flensburg 1946.
- Kulka, Otto Dov, «The German Population and the Jews. State of Research and New Perspectives», in: David Bankier (Hg.), *Probing the Depths of German Antisemitism. German Society and the Persecution of the Jews, 1933-1941*, New York/ Oxford/Jerusalem 2000.
- , und Jäckel, Eberhard (Hg.), *Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933-1945*, Düsseldorf 2004.

- Kunz, Andreas, «Die Wehrmacht 1944/45. Eine Armee im Untergang», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
- , «Die Wehrmacht in der Agonie der nationalsozialistischen Herrschaft 1944/45. Eine Gedankenskizze», in: Jorg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.
- , *Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945*, München 2007.
- Kunze, Karl, *Kriegsende in Franken und der Kampf um Nürnberg im April 1945*, Nürnberg 1995.
- Kurowski, Franz, «Dietrich and Manteuffel», in: Correlli Barnett (Hg.), *Hitler's Generals*, London 1990.
- Lagebesprechungen im Führerhauptquartier. Protokollfragmente aus Hitlers militärischen Konferenzen 1942-1945*, hg. von Helmut Heiber, Berlin /Darmstadt/Wien 1963.
- Lakowski, Richard, «Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung zwischen Ostsee und Karpaten», in: *DRZW*, Bd. 10/1.
- , und Büll, Hans-Joachim, *Lebenszeichen 1945. Feldpost aus den letzten Kriegstagen*, Leipzig 2002.
- von Lang, Joachim, *Der Sekretär. Martin Bormann: Der Mann, der Hitler beherrschte*, Frankfurt am Main 1980.
- Large, David Clay, *Berlin. Biographie einer Stadt*, München 2002.
- Lass, Edgar Günther, *Die Flucht. Ostpreussen 1944/45*, Bad Nauheim 1964.
- Latzel, Klaus, «Wehrmachtsoldäten zwischen ‚Normalität‘ und NS-Ideologie, oder: Was sucht die Forschung in der Feldpost?» in: Rolf-Dieter Müller/ Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- Lauterbacher, Hartmann, *Erlebt und mitgestaltet*, Preussisch Oldendorf 1984.
- Lehndorff, Hans Graf von, *Ostpreussisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945-1947*, München 1967.
- Das letzte halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*, hg. von Wolfram Wette/Ricarda Bremer/Detlef Vogel, Essen 2001.
- Lewis, Sam L., «Albert Kesselring – der Soldat als Manager», in: Ronald Smelser/ Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Lilia, Joachim, *Die stellvertretenden Gauleiter und die Vertretung der Gauleiter der NSDAP im «Dritten Reich»*, Bremerhaven 2003.
- Loeffei, Robert, «Soldiers and Terror. Re-evaluating the Complicity of the Wehrmacht in Nazi Germany», in| *German History* 27 (2009).
- Longerich, Peter, «Joseph Goebbels und der totale Krieg. Eine unbekannte Denkschrift des Propagandaministers vom 18. Juli 1944», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 35 (1987).



- , *Hitlers Stellvertreter. Führung der Partei und Kontrolle des Staatsapparates durch den Stab Hess und die Partei-Kanzlei Bormann*, München 1992.
- , «*Davon haben wir nichts gewusst!*» *Die Deutschen und die Judenverfolgung 1955-1945*, München 2006.
- , *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008.
- , *Holocaust. The Nazi Persecution and Murder of the Jews*, Oxford 2010.
- Lorenz, Georg, *Die Penzberger Mordnacht vom 28. April 1945 vor dem Richter*, Garmisch-Partenkirchen 1948.
- Loth, Wilfried, «Die deutsche Frage und der Wandel des internationalen Systems», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
- Ludewig, Joachim, «Walter Model – Hitlers bester Feldmarschall?», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Lüdde-Neurath, Walter, *Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches*, Leon am Starnberger See <sup>5</sup>1981.
- Magenheimer, Heinz, *Die Militärstrategie Deutschlands 1940-1945. Führungsentwürfe, Hintergründe, Alternativen*, München <sup>2</sup>1997.
- Maier, Reinhold, *Ende und Wende. Das schwäbische Schicksal 1944-1946. Briefe und Tagebuch auf Zeichnungen*, Stuttgart/Tübingen 1948.
- Malanowski, Wolfgang (Hg.), *1945. Deutschland in der Stunde Null*, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Mammach, Klaus, *Der Volkssturm. Bestandteil des totalen Kriegseinsatzes der deutschen Bevölkerung 1944/45*, Berlin 1981.
- Man, John, *The Penguin Atlas of D-Day and the Normandy Campaign*, London 1994.
- Manstein, Erich von, *Verlorene Siege*, Bonn 1958.
- Mason, Timothy W, *Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft*, Opladen 1977.
- Mazower, Mark, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, München 2009.
- Meindl, Rolf, «Erich Koch – Gauleiter von Ostpreussen», in: Christian Pietzing (Hg.), *Vorposten des Reichs? Ostpreussen 1955-1945*, München 2006.
- , *Ostpreussens Gauleiter. Erich Koch – eine politische Biographie*, Osnabrück 2007.
- Meldungen aus dem Reich*, Bd. 17, hg. von Heinz Boberach, Herrsching 1984.
- Merritt, A. J./Merritt, R. L. (Hg.), *Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys, 1945-1949*, Urbana, Ill., 1970.
- Messerschmidt, Manfred, *Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination*, Hamburg 1969.
- , «Die Wehrmacht in der Endphase. Realität und Perzeption», in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 32-33 (1989).

- , «Krieg in der Trümmerlandschaft. ‚Pflichterfüllung‘ wofür?» in: Ulrich Borsdorf/ Mathilde Jamin (Hg.), *Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945*, Reinbek bei Hamburg 1989.
- , «Deserteure im Zweiten Weltkrieg», in: Wolfgang Wette (Hg.), *Deserteure der Wehrmacht*, Essen 1995.
- , «Die Wehrmacht. Vom Realitätsverlust zum Selbstbetrug», in: Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München/Zürich 1995.
- , *Die Wehrmachtjustiz 1933-1945*, Paderborn 2005.
- , und Wullner, Fritz, *Die Wehrmachtjustiz*, Baden-Baden 1987.
- Mierzejewski, Alfred C., «When Did Albert Speer Give up?», in: *Historical Journal* 31 (1988).
- , *The Collapse of the German War Economy, 1944-1945. Allied Air Power and the German National Railway*, Chapel Hill, NC., 1988.
- Miller, Michael D./Schulz, Andreas (Hg.), *Gauleiter. The Regional Leaders of the Nazi Party and their Deputies*, CD-ROM (o.J.) [ca. 2004].
- Mommsen, Hans, «Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes», in: Hermann Graml et al., *Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien*, Köln 1966.
- , «The Dissolution of the Third Reich. Crisis Management and Collapse, 1943-1945», in: *Bulletin of the German Historical Institute, Washington, DC.*, 27 (2000).
- , «The Indian Summer and the Collapse of the Third Reich. The Last Act», in: ders. (Hg.), *The Third Reich between Vision and Reality*, Oxford/New York 2001.
- , «The Dissolution of the Third Reich», in: Frank Biess/Mark Roseman/ Hanna Schissler (Hg.), *Conflict, Catastrophe and Continuity. Essays on Modern German History*, Oxford/New York 2007.
- Moore, Bob, «The Western Allies and Food Relief to the Occupied Netherlands, 1944-45», in: *War and Society* 10 (1992).
- Moorhouse, Roger, *Berlin at War. Life and Death in Hitler's Capital 1939-45*, London 2010.
- Müller, Delia/Lepschies, Madien, *Tage der Angst und der Hoffnung. Erinnerungen an die Todesmärsche aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück Ende April 1945*, Berlin o.J.
- Müller, Klaus-Jürgen, «The Wehrmacht. Western Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001.
- Müller, Rolf-Dieter, «Albert Speer und die deutsche Rüstungspolitik im totalen Krieg», in: *DRZW*, Bd. 5/2.

- , «Der Zusammenbruch des Wirtschaftslebens und die Anfänge des Wiederaufbaus», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
  - , «Das Deutsche Reich und das Jahr 1945. Eine Bilanz», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
  - , «Speers Rüstungspolitik im Totalen Krieg», in: *Militär-geschichtliche Zeitschrift* 59 (2000).
  - , *Der Bombenkrieg 1939-1945*, Berlin 2004.
  - , «Der Feuersturm und die unbekanntenen Toten von Dresden», in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 39 (2008).
  - , und Ueberschär, Gerd R., *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches*, Frankfurt am Main 1994.
  - , und Volkmann, Hans-Erich (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- Müller, Sven Oliver, «Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945», in: *DRZW*, Bd.9/2.
- Münkler, Herfried, *Machtzerfall. Die letzten Tage des Dritten Reiches dargestellt am Beispiel der hessischen Kreisstadt Friedberg*, Berlin 1985.
- Nadler, Fritz, *Eine Stadt im Schatten Streichers*, Nürnberg 1969.
- Neander, Joachim, *Das Konzentrationslager «Mittelbau» in der Endphase der national-sozialistischen Diktatur*, Clausthal-Zellerfeld 1997.
- , *Gardelegen 1945. Das Ende der Häftlingstransporte aus dem Konzentrationslager «Mittelbau»*, Magdeburg 1998.
- Nebelin, Manfred, «Nazi Germany. Eastern Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001.
- Neitzel, Sönke, «Der Bedeutungswandel der Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- , *Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945*, Berlin 2005.
  - , *Tapping Hitler's Generals. Transcripts of Secret Conversations, 1942-45*, Barnsley 2007.
- Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, hg. von Percy Ernst Schramm, München 1962.
- Noble, Alastair, *Nazi Rule and the Soviet Offensive in Eastern Germany, 1944-1945. The Darkest Hour*, Brighton/Portland, Ore., 2009.
- Nofi, Albert A. (Hg.), *The War against Hitler. Military Strategy in the West*, Conshohocken, Pa., 1995.
- Nolzen, Armin, «Die NSDAP, der Krieg und die deutsche Gesellschaft», in: *DRZW*, Bd.9/1.

- , «Von der geistigen Assimilation zur institutionellen Kooperation. Das Verhältnis zwischen NSDAP und Wehrmacht, 1943-1945», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.
  - , «Charismatic Legitimation and Bureaucratic Rule. The NSDAP in the Third Reich, 1933-1945», in: *German History* 23 (2005).
  - , «Die NSDAP und die deutsche Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005.
- Orlow, Dietrich, *The History of the Nazi Party*, Bd. 2: 1933-1945, Newton Abbot 1973.
- Orth, Karin, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 1999.
- Orth, Kathrin, «Kampfmoral und Einsatzbereitschaft in der Kriegsmarine 1945», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.
- Oven, Wilfred von, *Mit Goebbels bis zum Ende*, Bd. 2, Buenos Aires 1950.
- , *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974.
- Overmans, Rüdiger, «Das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
- , «Die Toten des Zweiten Weltkrieges in Deutschland», in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkriege Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz*, München/Zürich 1989.
  - , *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999.
  - , «55 Millionen Opfer des Zweiten Weltkrieges? Zum Stand der Forschung nach mehr als 40 Jahren», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 49 (1990).
- Overy, Richard, *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Stuttgart/München 2000.
- The Oxford Companion to the Second World War*, hg. von I.C.B. Dear/M. R.D. Foot, Oxford 1995.
- Padfield, Peter, *Himmler. Reichsführer-SS*, London 1990.
- Padover, Saul K., *Psychologist in Germany. The Story of an American Intelligence Officer*, London 1946;
- Pätzold, Kurt/Weissbecker, Manfred, *Geschichte der NSDAP 1920-1945*, Köln 1981.
- Parker, R. A. C., *Struggle for Survival. The History of the Second World War*, Oxford 1990.
- Patrick, Stephen B., «The Ardennes Offensive. An Analysis of the Battle of the Bulge», in: Albert A. Nofi (Hg.), *The War against Hitler. Military Strategy in the West*, Conshohocken, Pa., 1995.
- Paul, Gerhard, ‚Diese Erschiessungen haben mich innerlich gar nicht mehr berührt’. Die Kriegsendphasenverbrechen der Gestapo 1944/45», in: Gerhard Paul / Klaus-

- Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. «Heimatfront» und besetztes Europa*, Darmstadt 2000.
- , und Primavesi, Alexander, «Die Verfolgung der ‚Fremdvölkischen‘. Das Beispiel der Staatspolizeistelle Dortmund», in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo. Mythos und Realität*, Darmstadt 1995.
- Peikert, Paul, «Festung Breslau» in den Berichten eines Pfarrers. 22. Januar bis 6. Mai 1945, hg. von Karol Jonca/Alfred Konieczny, Wrocław 1993.
- Petzold, Heinz, «Cottbus zwischen Januar und Mai 1945», in: Werner Stang/ Kurt Arlt (Hg.), *Brandenburg im Jahr 1945*, Potsdam 1995.
- Peukert, Detlef, *Die Edelweisspiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich*, Köln 1980.
- Peukert, Olga M., «The Evacuation of the Stutthof Concentration Camp», in: *Yad Vashem Bulletin* 16 (1965).
- Pöllmann, Guido, «Rote Armee in Nemmersdorf am 22.10.1944», in: Franz W. Seidler/ Alfred M. de Zayas (Hg.), *Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert*, Hamburg 2002.
- Poll, Bernhard (Hg.), *Das Schicksal Aachens im Herbst 1944. Authentische Berichte*, Aachen 1955.
- , *Das Schicksal Aachens im Herbst 1944. Authentische Berichte II*, Aachen 1962.
- Pommerin, Reiner, «The Wehrmacht. Eastern Front», in: David Wingeate Pike (Hg.), *The Closing of the Second World War. Twilight of a Totalitarianism*, New York 2001.
- Probert, Henry, *Bomber Harris. His Life and Times*, London 2001.
- Rahn, Werner, «Die deutsche Seekriegsführung 1943 bis 1945», in: *DRZW*, Bd. 10/1.
- Rass, Christoph, «Das Sozialprofil von Kampfverbänden des deutschen Heeres 1919 bis 1945», in: *DRZW*, Bd.9/1.
- , «Menschenmaterial». *Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945*, Paderborn 2003.
- , und Rohrkamp, René/Quadflieg, Peter M., *General Graf von Schwerin und das Kriegsende in Aachen. Ereignis, Mythos, Analyse*, Aachen 2007.
- Rauchensteiner, Manfred, *Der Krieg in Österreich 1945*, Wien <sup>2</sup>1984.
- Rebentisch, Dieter, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1989.
- , und Teppe, Karl (Hg.), *Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers*, Göttingen 1986.
- Rees, Laurence, *Auschwitz. Geschichte eines Verbrechens*, Berlin 2005.
- Reibel, Carl-Wilhelm, *Das Fundament der Diktatur. Die NSDAP-Ortsgruppen 1932-1945*, Paderborn 2002.
- Reitlinger, Gerald, *Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945*, Berlin 1956.

- Rendulic, Lothar, *Gekämpft, gesiegt, geschlagen*, Wels 1952.
- Reuth, Ralf Georg, *Goebbels. Eine Biographie*, München/Zürich 1990.
- Reynolds, Michael, *The Devil's Adjutant. Jochen Peiper, Panzer Leader*, Staplehurst 1995.
- Richarz, Monika, *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*, Stuttgart 1982.
- Riedel, Hermann, *Halt! Schweizer Grenze!*, Konstanz 1983.
- Rohland, Walter, *Bewegte Zeiten. Erinnerungen eines Eisenhüttenmannes*, Stuttgart 1978.
- Rossiwall, Theo, *Die letzten Tage. Die militärische Besetzung Österreichs 1945*, Wien 1969.
- Rothfels, Hans, *Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung*, Frankfurt am Main 1958.
- Rudorff, Andrea, «Blechhammer (Blachownia)», in: Wolfgang Benz/Barbarba Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 5, München 2007.
- Rusinek, Bernd-A., «,Wat denkste, wat mir objerümt han'. Massenmord und Spuren-beseitigung am Beispiel der Staatspolizeistelle Köln 1944/45», in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo. Mythos und Realität*, Darmstadt 1995.
- Sauer, Paul, *Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus*, Ulm 1975.
- , *Demokratischer Neubeginn in Not und Elend. Das Land Württemberg-Baden von 1945 bis 1952*, Ulm 1979.
- Schellenberg, Walter, *Schellenberg*, London 1965.
- Scheurig, Bodo, *Alfred Jodl. Gehorsam und Verhängnis*, Berlin/Frankfurt am Main 1991.
- Schmidt, Matthias, *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*, Bern/München 1982.
- Schmiechen-Ackermann, Detlef, «Der ,Blockwart'. Die unteren Parteifunktionäre im nationalsozialistischen Terror- und Überwachungsapparat», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 48 (2000).
- Schmier, Louis Eugene, «Martin Bormann and the Nazi Party 1941-1945», Ph.D.-Dissertation, University of North Carolina, Chapel Hill 1969.
- Schönherr, Klaus, «Der Zusammenbruch im Osten. Die Rückzugskämpfe seit Sommer 1944», in: *DRZW*, Bd. 8.
- , «Ferdinand Schörner – Der idealtypische Nazi-General», in: Ronald Smelser/ Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Schroeder, Christa, *Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler*, München/Wien 1985.
- Schukov, Georgi K., *Erinnerungen und Gedanken*, Stuttgart 1969.

- Schwarz, Egbert, «Die letzten Tage des Dritten Reiches. Untersuchung zu Justiz und NS-Verbrechen in der Kriegsendphase März/April 1945», Magisterarbeit, Universität Düsseldorf 1990.
- Schwarz, Michael, «Ethnische ‚Säuberung‘ als Kriegsfolge. Ursachen und Verlauf der Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung aus Ostdeutschland und Osteuropa 1941 bis 1950», in: *DRZW*, Bd. 10/2.
- Schwendemann, Heinrich, «Endkampf und Zusammenbruch im deutschen Osten», in: *Freiburger Universitätsblätter* 130 (1995).
- , «Strategie der Selbstvernichtung. Die Wehrmachtführung im ‚Endkampf‘ um das ‚Dritte Reich‘», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
  - , «Tod zwischen den Fronten», in: *Spiegel Special 2*, Hamburg 2002.
  - , ‚Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten‘. Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn einer Legendenbildung», in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.
  - , «‚Drastic Measures to Defend the Reich at the Oder and the Rhine ...‘. A Forgotten Memorandum of Albert Speer of 18 March 1945», in: *Journal of Contemporary History* 38 (2003).
  - , «‚Verbrannte Erde‘? Hitlers ‚Nero-Befehl‘ vorn 19. März 1945», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005.
  - , «Das Kriegsende in Ostpreussen und in Südbaden im Vergleich», in: Bernd Martin (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse – Auswirkungen – Reflexionen*, Freiburg 2006.
  - , «Ein unüberwindlicher Wall gegen den Bolschewismus. Die Vorbereitung der ‚Reichsverteidigung‘ im Osten im zweiten Halbjahr 1944», in: *Schlüsseljahr 1944*, hg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2007.
- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf, *Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts*, Tübingen/Stuttgart 1951.
- , «Persönliche Erinnerungen», Teil 2. «25 Jahre Berlin 1920 bis 1945», unveröffentlichtes Manuskript, o.J.
- Seidler, Franz W, «*Deutscher Volkssturm*». *Das letzte Aufgebot 1944/45*, München /Berlin 1989.
- , und Zayas, M. de Alfred (Hg.), *Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert*, Hamburg 2002.
- Semmler, Rudolf, *Goebbels – the Man Next to Hitler*, London 1947.
- Sereny, Gitta, *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*, München 1995.

- Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung*, Freiburg im Breisgau/Berlin/Wien 2006.
- Siebel-Achenbach, Sebastian, *Lower Silesia from Nazi Germany to Communist Poland, 1942-49*, London 1994.
- Smelser, Ronald, *Robert Ley. Hitlers Mann an der Arbeitsfront. Eine Biographie*, Paderborn 1989.
- , und Syring, Enrico (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Speer, Albert, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969.
- Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichs Sicherheitshauptamt*, hg. vom Archiv Peter, Stuttgart 1961.
- «*Spiegelbild einer Verschwörung*». *Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt*, hg. von Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 1-2, Stuttgart 1984.
- Sprenger, Isabell, «Das KZ Gross-Rosen in der letzten Kriegsphase», in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, Göttingen 1998.
- Stadlbauer, Ferdinand, «Die letzten Tage des Gauleiters Wächtler», in: *Waldmünchner Heimatbote* 12 (1985).
- Stadler, Karl, *Österreich 1938-1945 im Spiegel der NS-Akten*, Wien 1966.
- Stafford, David, *Endgame 1945. Victory, Retribution, Liberation*, London 2007.
- Stahl, Friedrich-Christian, «Generaloberst Kurt Zeitzler», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998.
- Stargardt, Nicholas, «*Maikäfer flieg!*». *Hitlers Krieg und die Kinder*, München 2006.
- Stehle, Hansjakob, «Deutsche FHedensfühler bei den Westmächten im Februar/März 1945», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 30 (1982).
- Steinbach, Peter, «Hans-Günther von Kluge – ein Zauderer im Zwielficht», in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Steinbacher, Sybille, *Auschwitz. Geschichte und Nachgeschichte*, München 2004.
- Steinert, Marlis, *Die 23 Tage der Regierung Dönitz*, Düsseldorf/Wien 1967.
- , *Hitlers Krieg und die Deutschen*, Düsseldorf/Wien 1970.
- , «The Allied Decision to Arrest the Dönitz Government», in: *Historical Journal* 31 (1988).
- Steinkamp, Peter, «Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner», in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998.



- Stephenson, Jill, «,Resistance' to ,No Surrenden. Popular Disobedience in Württemberg in 1945», in: Francis R. Nicosia/Lawrence D. Stokes (Hg.), *Germans against Nazism*, Oxford/Providence, RI, 1990.
- , *Hitler's Home Front. Württemberg under the Nazis*, London 2006.
- Stettin/Szczecin 1945-1946. *Dokumente, Erinnerungen*, hg. von Tadeusz Bialecki, Rostock 1994.
- Strebel, Bernhard, *Celle April 1945 Revisited. Ein amerikanischer Bombenangriff, deutsche Massaker an KZ-Häftlingen und ein britisches Gerichtsverfahren*, Bielefeld 2008.
- , «Hasenjagd» in *Celle. Das Massaker am 8. April 1945*, Celle 2005.
- Strzelecki, Andrzej, «Der Todesmarsch der Häftlinge aus dem KL Auschwitz», in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hg.), *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 2, Göttingen 1998.
- Stüss, Dietmar, «Die Endphase des Luftkriegs», in: *Kriegsende in Deutschland*, Hamburg 2005.
- , «Der Kampf um die ,Moral' im Bunker. Deutschland, Grossbritannien und der Luftkrieg», in: Frank Bajohr/Michael Wildt (Hg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2009.
- Sumowski, Hans-Burkhard, «Jetzt war ich ganz allein auf der Welt». *Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg 1944-1947*, München 2009.
- Taylor, Brian, *Barbarossa to Berlin. A Chronology of the Campaigns on the Eastern Front 1941 to 1945*, Bd. 2, Stroud 2004.
- Taylor, Frederick, *Dresden. Tuesday 15 February 1945*, London 2005.
- Tenfelde Klaus, «Proletarische Provinz. Radikalisierung und Widerstand in Penzberg/Oberbayern 1900 bis 1945», hi: Martin Broszat/Elke Fröhlich/Anton Grossmann (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd.4, München/Wien 1981.
- Teppe, Karl, «Der Reichsverteidigungskommissar. Organisation und Praxis in Westfalen», in: Dieter Rebentisch/Karl Teppe (Hg.), *Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers*, Göttingen 1986.
- Thacker, Toby, *The End of the Third Reich. Defeat, Denazification and Nuremberg, January 1944 – November 1946*, Stroud 2008.
- Thorwald, Jürgen, *Es begann an der Weichsel. Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, München 1995 (Erstausgabe 1949).
- «Tief vergraben, nicht dran rühren», in: *Spiegel Special z* (2005).
- Tilitzki, Christian, *Alltag in Ostpreussen 1940-1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940-1945*, Leer 1991.
- Toland, John, *Das Finale. Die letzten 100 Tage*, München/Zürich 1968.
- Tooze, Adam, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2007.

- Trevor-Roper, H. R., *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main u.a. 1965.
- Troll, Hildebrand, «Aktionen zur Kriegsbeendigung im Frühjahr 1945», in: Martin Broszat/Elke Fröhlich/Anton Grossmann (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit*, Bd.4, München/Wien 1981.
- Ueberschär, Gerd R. (Hg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 2: *Vom Kriegsbeginn bis zum Weltkriegsende*, Darmstadt 1998.
- Ungváry, Krisztián, «Der Zusammenbruch im Osten. Die Rückzugskämpfe seit Sommer 1944», in: *DRZW*, Bd. 8.
- United States Strategie Bombing Survey*, Bd.4, New York/London 1976.
- Vagts, Alfred, «Unconditional Surrender – vor und nach 1943», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 7 (1959).
- Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse*, hg. von Theodor Schieder et al., Bd. 1-2, München 1984.
- Vogel, Detlef, «Deutsche und alliierte Kriegführung im Westen», in: *DRZW*, Bd.7.
- Von der Diktatur zur Besatzung, Das Kriegsende 1945 Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen*, hg. vom Landkreis Sigmaringen, Sigmaringen 1995.
- Vorländer, Herwart, «NS-Volkswohlfahrt und Winterhilfswerk des deutschen Volkes», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 34 (1986).
- , *Die NSV Darstellung und Dokumentation einer NS-Organisation*, Boppard 1988.
- Wachsmann, Nikolaus, *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*, München 2006.
- Wahl, Karl, «... es ist das deutsche Herz». *Erlebnisse und Erkenntnisse eines ehemaligen Gauleiters*, Augsburg 1954.
- , *Patrioten oder Verbrecher. Aus fünfzigjähriger Praxis davon 17 Jahre als Gauleiter*, Heusenstamm bei Offenbach am Main 1973.
- Warlimont, Walter, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht*, Frankfurt am Main 1962.
- Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen <sup>5</sup>1980.
- Wegner, Bernd, «Deutschland aiti Abgrund», in: *DRZW*, Bd. 8.
- , *Hitlers politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933-1945. Studien zu Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite*, Paderborn 1982.
- , «Hitler, der Zweite Weltkrieg und die Choreographie des Untergangs», in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000).
- , «The Ideology of Self-Destruction. Hitler and the Choreography of Defeat», in: *Bulletin of the German Historical Institute London* 26/2 (2004).
- Wehler, Hans-Ulrich, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd.4. 1914-1919, München <sup>3</sup>2008.

- , *Der Nationalsozialismus. Bewegung, Führerherrschaft, Verbrechen*, München 2009.
- Die Wehrmachtberichte 1939-1945*, Bd. 3: 1. Januar 1944 bis 9. Mai 1945, München 1989.
- Weinberg, Gerhard L., «Adolf Hitler und der NS-Führungsoffizier (NSFO)», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 12 (1964).
- , *Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Stuttgart 1995.
- Welch, David, *Propaganda and the German Cinema 1933-1945*, Oxford 1983.
- Westphal, Siegfried, *Erinnerungen*, Mainz 1975.
- Wette, Wolfram, *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*, Frankfurt am Main 2002.
- Widerstand und Verfolgung in Köln*, hg. vom Historischen Archiv der Stadt Köln, Köln 1974.
- Wieck, Michael, *Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein «Geltungsjude» berichtet*, Heidelberg 1988.
- Wildt, Michael, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, Hamburg 2007.
- Wilhelm, Hans-Heinrich, «Hitlers Ansprache vor Generalen und Offizieren am 26. Mai 1944», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 2 (1976).
- , «Heinz Guderian – ‚Panzerpapst‘ und Generalstabchef», in: Ronald Smelser/ Enrico Syring (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin 1995.
- Wolfrum, Edgar, «Widerstand in den letzten Kriegsmonaten», in: Peter Steinbach/ Johannes Tuchel (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994.
- Woller, Hans, *Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone. Die Region Ansbach und Fürth*, München 1986.
- «Wollt Ihr den totalen Krieg?» *Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943*, hg. von Willi A. Boelcke, München 1969.
- Wullner, Fritz, *NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung*, Baden-Baden 1991.
- Yelton, David K., *Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944-1945*, Lawrence, Kan., 2002.
- Zämeck, Stanislav, «Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen. Zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14.-18. April 1945», in: *Dachauer Hefte* 1 (1985).
- Zarusky, Jürgen, «Von der Sondergerichtsbarkeit zum Endphasenterror. Loyalitätserzwingung und Rache am Widerstand im Zusammenbruch des NS-Regimes», in: Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, Göttingen 2006.
- Zayas, Alfred M. de, *Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen*, München 1977.

## Quellen- und Literaturverzeichnis

- Zeidler, Manfred, «Die Rote Armee auf deutschem Boden», in: *DRZW*, Bd. 10/1.
- , *Kriegsende im Osten. Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neisse*, München 1996.
- Zeitzeugen berichten ... Schwäbisch Gmünd – Erinnerungen an die Zeit von 1930 bis 1945*, hg. vom Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Gmünd 1989.
- Ziemann, Benjamin, «Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945», in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.
- Zimmermann, John, «Die deutsche militärische Kriegführung im Westen 1944-45», in: *DRZW*, Bd. 10/1
- , «Die Kämpfe gegen die Westalliierten 1945 – ein Kampf bis zum Ende oder die Kreierung einer Legende? « in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002.
  - , *Pflicht zum Untergang. Die deutsche Kriegführung im Westen des Reiches 1944/43*, Paderborn 2009.
- Zolling, Peter, «Was machen wir am Tag nach unserem Sieg?», in: Wolfgang Malanowski (Hg.), *1943. Deutschland in der Stunde Null*, Reinbek bei Hamburg 1985.

## BILDNACHWEIS

1. Martin Bormann, um 1942: © akg-images
2. Heinrich Himmler, um 1943: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
3. Joseph Goebbels, 1942: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
4. Albert Speer, 1942: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
5. Deutsche Kriegsgefangene bei Falaise, September 1944: © Topfoto
6. Deutsche Zivilisten verlassen Aachen, Oktober 1944: © Bettmann/Corbis
7. Wilhelm Keitel, undatiert: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
8. Alfred Jodl, 1944: © Ullsteinbild/Topfoto
9. Heinz Guderian, 1944: © Ullsteinbild/Topfoto
10. Karl Dönitz, um 1943: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
11. Ausheben eines Grabens in der Nähe von Tilsit, September 1944:  
© Scala, Florenz/BPK
12. Erich Koch auf Inspektionsreise in Ostpreussen, August 1944: © Ullstein-  
bild/Topfoto
13. Deutsche Soldaten nehmen Leichen in Augenschein, Nemmersdorf, Oktober 1944:  
© akg-images
14. Die Ardennenoffensive, Dezember 1944: © Heinz Rutkowski (Scherl)/ Bundesar-  
chiv Koblenz
15. Walter Model, 1941: © akg-images/Ullsteinbild
16. Georg-Hans Reinhardt, 1939: © Scala, Florenz/BPK
17. Ferdinand Schörner, 1942: © Scala, Florenz/BPK
18. Gotthard Heinrici, 1943: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
19. Volkssturmmänner an der Ostfront, Oktober 1944: © Ullsteinbild/Topfoto
20. Volkssturmmänner marschieren an Goebbels vorüber, Berlin, November 1944:  
© Bundesarchiv Koblenz
21. Arthur Greiser, 1939: © Scala, Florenz/BPK
22. Josef Grohé, 1944: © Scala, Florenz/BPK
23. Karl Hanke, um 1942: © Ullsteinbild/Topfoto
24. Karl Holz, undatiert: © Bundesarchiv Koblenz
25. Flüchtlinge überqueren das Frische Haff, Februar 1945: © Vinzenz Engel/ Scala,  
Florenz/BPK
26. Verlassener Wagen in Ostpreussen, Januar 1945: © Mary Evans/Süddeutscher Ver-  
lag
27. Standgericht, Ort unbekannt, wahrscheinlich 1944/45: © Ullsteinbild/Topfoto

## Bildnachweis

28. Erhängter deutscher Offizier, Wien, April 1945: © akg-images/Interfoto/ AWKZ
29. Ein überfülltes Schiff überquert von Pillau aus die Ostsee, März 1945: © akg-images
30. Dresden, Februar 1945: © Scala, Florenz/BPK/Walter Hahn
31. Nürnberg, März 1945: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
32. Junge Deutsche fahren mit dem Fahrrad an die Front, Februar 1945: © Scala, Florenz/BPK
33. Berlin, April 1944: © Deutsches Historisches Museum, Berlin (Inv.-Nr.: F 66/911)
34. Bild aus einer Serie von Fotos, die von der US-Armee unmittelbar nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald aufgenommen wurden; Weimar, April 1945: © Internationaler Suchdienst, Archiv, Bad Arolsen (Exponat B-i, Nr. 1-28, Folge 5, Bild Nr. 2)
35. Häftlinge auf einem Todesmarsch von Dachau aus, April 1945: © Privatsammlung, mit freundlicher Genehmigung der Gedenkstätte Dachau
36. Deutsche ergeben sich Soldaten der Roten Armee, Königsberg, April 1945: © Deutsches Historisches Museum, Berlin (Inv.-Nr.: F 61/1661)
37. Weisse Fahnen an Häusern in Worms, März 1945: © Scala, Florenz/BPK
38. Heinrich von Vietinghoff, 1944: © Scala, Florenz/BPK
39. Karl Wolff, 1942: © Scala, Florenz/Sammlung Walter Frenz
40. Wilhelm Keitel unterzeichnet die deutsche Gesamtkapitulation, Berlin-Karlshorst, 9. Mai 1945: © Bundesarchiv Koblenz
41. Engel auf dem Turm des Freiburger Münsters, 1946: © Scala, Florenz/ Sammlung Walter Frenz

## PERSONENREGISTER

- Alexander, Sir Harold 502  
Alquen, Rolf d' 304 f.  
Axmann, Artur 430
- Backe, Herbert 490, 511  
Bär, Richard 331  
Bagramian, Iwan 246  
Balck, Hermann 60f., 96, 357  
Behrens, Manja 44  
Below, Nicolaus von 242, 402  
Berger, Gottlob 134  
Berlepsch, Dietmar von 341  
Berlepsch, Hans Dietrich Freiherr von 341
- Bernadotte, Graf Folke 395-397, 453, 462, 473  
Blaskowitz, Johannes 9, 97, 358, 371, 414, 494f.
- Bonhoeffer, Dietrich 452  
Bormann, Martin 7, 30, 43-45, 62, 67-72, 76, 84, 86, 108, 118, 122, 129, 132-135, 137-139, 156, 205, 209-211, 214, 237f., 299, 306, 310-313, 315f., 319, 321f., 342f., 347, 362, 368, 372, 385, 389-391, 436-438, 440f., 443-445, 462, 466-468, 474, 480, 482, 486, 489, 531, 535 f., 539, 541
- Bosch, Werner 201 f.  
Brandenberger, Erich 196  
Brandt, Rudolf 305, 341  
Brauchitsch, Walther von 58  
Braun, Alois 470
- Braun, Eva 473 f.  
Bruhn, Johannes 226  
Brutus, Marcus Iunius 61  
Buch, Gerda 44, 138, 238 f., 343  
Buch, Walter 44  
Buhle, Walter 76  
Burgdorf, Wilhelm 284, 288  
Busch, Ernst 53, 499  
Busse, Theodor 353, 419, 501
- Caesar, Julius 61  
Canaris, Wilhelm 452  
Churchill, Winston 348, 413, 525
- Dankwort, Werner 394 f.  
Dargel, Paul 168  
Dethleffsen, Erich 517  
Devers, Jacob 195  
Dietrich, Otto 172, 201  
Dietrich, Sepp 9, 196, 197, 207, 228, 249, 357, 396  
Dodges, Courtney 96  
Dönitz, Karl 9, 15, 68, 79f., 146, 248, 294, 380, 417, 424-427, 465f., 468, 474, 479-485, 489-495, 498-507, 509-513, 516, 522, 524, 535, 538, 540
- Dohnanyi, Hans von 451  
Dorpmüller, Julius 491, 511  
Dorsch, Xaver 104, 128  
Drauz, Richard 449  
Dufner, Julius 106f., 435  
Dulles, Allen W. 397, 495

## Personenregister

- Eigruber, August 437  
Eisenhower, Dwight D. 95f., 39  
490, 492, 495, 501-506, 509f.,  
513, 524f.  
Eismann, Hans-Georg 427f.  
Elser, Georg 452
- Fegelein, Hermann 65, 473  
Fernau, Walter 450  
Fiebig, Richard 203  
Florian, Friedrich Karl 210  
Forster, Albert 346  
Frank, Hans 156, 309  
Freisler, Roland 81  
Frick, Wilhelm 46  
Friedeburg, Hans-Georg von 491, 499,  
502, 504f., 512f.  
Friedrich der Grosse 198, 345  
Fromm, Friedrich 63 f.
- Gebhardt, Karl 101, 170  
Gehlen, Reinhard 248 f.  
Gerland, Karl 441  
Gerngross, Rupprecht 470  
Giesler, Hermann 345, 410, 474  
Giesler, Paul 8, 309, 471 f.  
Goebbels, Joseph 7, 30, 37, 45-49, 62, 66-  
73, 75, 77, 81, 85f., 103, 107, 115, 118-  
123, 126, 129f., 132, 137-139, 147,  
158f., 172-174, 176f., 179, 209, 212,  
214-222, 231f., 234, 239, 272, 274, 277,  
311, 316, 318f., 339-341, 343-346, 362,  
365, 369, 378, 390-394, 396, 401, 406f.,  
411, 429, 432, 435-440, 461, 463, 468,  
474, 482, 486f., 489, 492, 495, 527f.,  
530f., 536, 540f.  
Goebbels, Magda 344, 393, 463, 474, 486
- Göring, Hermann 7, 43, 56, 68, 74, 79f.,  
120, 138, 172, 221, 234, 238, 241, 248,  
295, 345, 392, 424, 427, 435f., 461,  
466, 468, 473, 483, 486, 537, 538f., 540  
Gräser, Fritz-Hubert 419  
Greim, Robert Ritter von 295  
Greiser, Arthur 8, 309-311  
Grohé, Josef 8, 103, 440  
Guderian, Heinz 9, 53, 76f., 80 f., 132,  
156, 161, 166, 189, 233, 240, 248-250,  
284f., 287-289, 293, 295, 356f., 361,  
365, 396, 401, 424, 538
- Halder, Franz 54  
Hanke, Karl 8, 369, 442f., 474  
Harris, Arthur 335  
Harpe, Josef 9, 246, 249, 283 f., 292, 317  
Hausser, Paul 9, 358, 370, 414, 423  
Heidkämper, Otto 284, 288  
Heinrici, Gotthard 9, 246, 379, 381, 419,  
426-429, 463-466, 535  
Hellmuth, Otto 405  
Helm, Erwin 450  
Hess, Rudolf 44  
Heusinger, Adolf 54  
Himmler, Heinrich 7, 30, 46, 55, 62-69,  
72f., 81, 86, 101, 104, 106, 108, 122,  
127, 130-134, 138f., 161, 163, 170,  
177, 184, 209-213, 221, 239f., 248,  
255, 293, 305, 307, 309-315, 319f.,  
325-328, 341, 344, 351, 370, 392, 395-  
397, 406, 427, 445, 453-456, 468, 473,  
480, 482f., 486, 490f., 493, 495, 503,  
536f., 539-541  
Hindenburg, Paul von 254  
Hiroshi, Oshima 238



- Hitler, Adolf 7, 11, 15, 24, 26-35, 40, 43-63, 65-87, 91 f., 94, 96, 101f., 104, 110f., 113, 115-123, 125-134, 136-139, 146-148, 156, 160 f., 168, 177, 179, 182, 187-189, 193-199, 203 f., 206-210, 212-216, 221 f., 225-228, 230, 233, 235, 237f., 240-242, 247-251, 254f., 257, 266, 276f., 279f., 283-289, 291-295, 302-304, 306, 308, 310f., 313, 318, 321f., 326-328, 342-348, 352, 356f., 365, 371, 374f., 377-380, 383, 385, 389-393, 395-406, 410-413, 417f., 420-432, 435f., 438f., 441-444, 449f., 452, 454, 459, 461-466, 468, 473 f., 477-486, 489-492, 494-496, 498, 500f., 506, 508f., 511-516, 518-524, 526f., 530-532, 534-541
- Hofer, Franz 8, 438, 495f.
- Hoffmann, Albert 440
- Holz, Karl 8, 108, 441f., 445
- Hossbach, Friedrich 9, 51f., 56, 61, 286-292, 317
- Hübner, Rudolf 370
- Husseini, Saddam 24
- Jaenecke, Heinrich 27
- Jodl, Alfred 9, 52, 75, 79f., 83, 193 f., 196, 198, 240, 247f., 295, 371, 413, 422, 424, 427, 464-466, 480, 491, 498f., 504f., 509, 512f., 516, 538
- Jordan, Rudolf 347
- Jüttner, Hans 64 Junge, Traudl 177
- Kaltenbrunner, Ernst 7, 104f., 325, 328, 398, 406, 436, 496
- Kardorff, Ursula von 274, 324
- Kehrl, Hans 201
- Keitel, Wilhelm 9, 58, 67, 79, 110, 161, 196, 198, 208f., 247, 293, 295, 313, 413, 422, 414, 427, 445, 464-466, 480, 483, 485, 491, 498f., 501, 503-506, 512, 515, 538
- Kersten, Felix 326, 395
- Kesselring, Albert 9, 248, 359 f., 370f., 397, 413, 417, 42.0-423, 428, 496, 498, 500, 502, 535
- Klemperer, Victor 185f.
- Kluge, Hans Günther von 77, 80, 92., 94
- Knut der Grosse 114
- Koch, Erich 8, 45, 136, 156f., 159-161, 163, 167f., 173, 257, 289, 309, 441
- Kollontai, Alexandra Michailowna 394
- Konjew, Iwan 246, 252, 255 f., 263, 418-420
- Krebs, Hans 356,424,427f.
- Kreipe, Werner 171, 241
- Kritzinger, Friedrich Wilhelm 7, 467f., 532
- Lammers, Hans Heinrich 8, 49, 66f., 69, 72, 236, 467
- Lammerz, Dr. Karl 204
- Lasch, Otto 418
- Latre de Tassigny, Jean de 505
- Leiling, Ottoheinz 470
- Ley, Robert 8, 44, 84, 122, 132, 136f., 223, 238, 341, 390f., 486
- Liebel, Willi 442
- Limpert, Robert 19-21
- Lindemann, Georg 500
- Löhr, Alexander 501f.
- Maier, Johann 470
- Manteuffel, Hasso von 9, 196-198, 227f., 233, 419

## Personenregister

- May, Karl 132  
Meyer, Dr. Ernst 19 f.  
Meyer-Detring, Wilhelm 507  
Model, Walter 10, 53, 81, 94, 97f., 110, 182, 197f., 201, 222, 228, 231, 233f., 358, 370, 405, 413f., 421-423, 426, 440, 452  
Montgomery, Bernard 95f., 360, 490, 492, 499f., 502, 525  
Morgenthau, Henry 220  
Müller, Friedrich-Wilhelm 292, 418  
Mussolini, Benito 24, 33, 79, 412, 496, 538  
Murr, Wilhelm 389,448  
Musy, Jean-Marie 328  
Mutschmann, Martin 186, 336  
  
Napoleon Bonaparte 49, 132, 161, 217, 352  
Natzmer, Oldwig von 503, 508  
Naumann, Werner 119  
Neumann, Balthasar 338  
Neurath, Konstantin von 491  
  
Ohlendorf, Otto 490  
Ohnesorge, Wilhelm 386  
Oppenhoff, Franz 390  
Oster, Hans 452  
Oven, Wilfried von 69, 217, 344  
  
Patton, George 96, 359f., 502f.  
Pauly, Max 456  
Peiper, Joachim 228  
Pollex, Curt 225-227, 377-379  
Pückler-Burghaus, Carl Graf von 504  
Rahn, Rudolf 496  
Reinecke, Hermann 78, 109  
Reinefarth, Heinz 356  
  
Reinhardt, Georg-Hans 10, 60, 141, 168, 171, 178, 243, 246, 249, 283-291, 295, 317, 429, 478  
Rendulic, Lothar 10, 291, 293, 353, 370, 501 f., 506  
Ribbentrop, Joachim von 8, 43, 138, 221, 238, 345, 392, 394f., 398, 406, 489, 492f.  
Richthofen, Manfred Freiherr von 86f.  
Röchling, Hermann 125, 202  
Röttiger, Hans 498  
Rohland, Walther 202, 220, 404  
Rokossowski, Konstantin 246, 252, 265, 418  
Rooks, Lowell W 513  
Roosevelt, Franklin D. 25, 225, 348,  
  
Ruckdeschel, Ludwig 8, 445, 469f.  
Rundstedt, Gerd von 10, 53, 80, 97, 111, 194, 197f., 233f., 248, 359, 371, 376  
  
Salisch, Carl von 312  
Sauckel, Fritz 129  
Saur, Karl Otto 74, 128, 200, 203 f., 209, 233, 406, 474, 481  
Schellenberg, Walter 395, 397  
Schepmann, Wilhelm 132  
Schirach, Baldur von 439  
Schörner, Ferdinand 10, 82, 84, 146, 292, 315-318, 356, 365, 370f., 419, 423, 474, 477, 483, 501-504, 507-509, 522, 535  
Schukow, Georgi 246, 254-256, 263, 418-420, 482, 505f.  
Schulz, Friedrich 416, 423, 437  
Schulze-Fielitz, Günther 202  
Schweppenburg, Geyr von 53  
Schwerin, Gerd Graf von 102f.

- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf 8, 342,  
389, 468, 491, 499, 503, 512f.
- Seldte, Franz 491
- Seyss-Inquart, Arthur 8, 489, 494f.
- Simon, Gustav 104 h
- Smend, Günther 54f.
- Smith, Walter Bedell 495, 505
- Spaatz, Carl 505
- Speer, Albert 8, 30, 46-50, 62, 66-68, 72-  
74, 86, 103, 118, 120-129, 138, 189,  
199-209, 215, 233, 239f., 249, 264, 341,  
345f., 398-406, 420, 422, 428f., 443,  
462, 468, 474, 481, 491, 499, 512f.,  
536, 538f., 541
- Sprenger, Jakob 368
- Stalin, Josef 195, 225, 318, 344, 348, 370,  
393, 505, 519
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 54-  
56, 60f., 63, 72f., 75, 77, 85, 91, 250,  
306, 377, 449, 477, 524, 526f., 534-536
- Steiner, Felix 465, 481
- Strölin, Karl 448
- Stuckart, Wilhelm 8, 67, 156, 311f., 490,  
513
- Student, Kurt 358
- Stumpff, Hans-Jürgen 505
- Susloparow, Iwan 505
- Tedder, Arthur W 505
- Thiele, Gerhard 458
- Thierack, Otto Georg 321
- Tippelskirch, Kurt von 466
- Todt, Fritz 48
- Trotha, Thilo von 317 f.
- Tschernjakowski, Iwan 246, 252
- Tschuikow, Wassili 255
- Vietinghoff, Heinrich von 10, 293,  
374f., 398, 495f., 498
- Vogler, Albert 208
- Wächtler, Fritz 8, 438, 444f.
- Wagner, Richard 23
- Wahl, Karl 8, 347, 389f., 437
- Warlimont, Walter 25
- Wegener, Paul 490, 499, 503 f.
- Weiglein, Karl 450
- Weiss, Walter 353
- Wenck, Walther 285, 288, 465f.,  
500
- Wilck, Gerhard 111 f.
- Winter, August 296, 498
- Wöhler, Otto 357
- Wolff, Karl 10, 240, 397f., 406, 495
- Zeitler, Kurt 54 f., 76
- Zirkel, Joseph 470

## ORTSREGISTER

- Aachen 96f., 101-105, 111, 12f.  
140, 195, 197, 211, 306, 390  
440  
Allenstein 254  
Altendorf 460  
Altötting 471  
Alzey 377  
Angerapp 166  
Ansbach 19-21, 34  
Antwerpen 95, 189, 195, 197, 424,  
228, 233, 525  
Arnheim 95  
Aschaffenburg 416  
Augsburg 320,469  
Auschwitz 183, 251, 330f., 332,  
453  
Avranches 92, 108
- Bad Nauheim 214  
BadWindsheim 448 f.  
Balga 353  
Bastogne 228, 233  
Bayreuth 414, 437f., 444  
Belgrad 520  
Belzec 183, 309  
Bensberg 440  
Berchtesgaden 466-468, 495, 516f.  
Bergen-Belsen 332, 453 f., 457 f.
- Berlin 12, 23, 55, 57, 66, 69, 71 101,  
148, 186, 204, 216, 232, 238, 245f.,  
254-256, 266, 274f., 277, 304, 307,  
310, 312, 320, 329, 335, 339, 344,  
348, 351f., 358, 364, 373, 384, 389,  
393-395, 398, 405, 409f., 411, 417-421,  
426-428, 430, 437-439, 445, 455, 461,  
464-469, 472-474, 479f., 486f., 495f.,  
505, 516, 525, 535, 540
- Bernau 420  
Birkenau 183,331  
Bitburg 106f.  
Bitterfeld 421  
Bochum 219 ,335, 413  
Bologna 375  
Bonn 359,365  
Braunschweig 414  
Bremen 414, 487  
Breslau 159, 246, 251f., 264f.,  
274, 278, 281, 314, 332, 356, 369,  
442f.  
Brieg 252  
Bromberg 312  
Buchenwald 332, 454f., 459f.  
Budapest 195, 249, 357  
Burghausen 471  
Buissonville 233
- Caen 91  
Caserta 496  
Celle 414, 457, 459f., 478  
Celles 233  
Chelmno 183, 310  
Chemnitz 414  
Cherbourg 91, 96  
Coburg 414  
Colmar 358  
Cottbus 446f.  
Coventry 336, 520

- Dachau 452, 455, 460  
 Danzig 148, 155, 222, 260, 265 f.,  
 333, 346, 365  
 Darmstadt 335  
 Demmin 488f.  
 Dessau 421  
 Dinant 233  
 Döberitz 225  
 Dortmund 325, 335, 414  
 Dresden 334, 336-341, 344, 363, 419,  
 428  
 Dünkirchen 195  
 Düren 195,359  
 Düsseldorf 210f., 325, 359  
 Duisburg 219, 326, 413, 423
- Ebenrode 166  
 Elbing 254, 260, 287, 333, 351  
 Emmendingen 223  
 Erfurt 414  
 Essen 205, 211, 220, 335, 413  
 Eupen 195  
 Eutin 468  
 Eydtkau 166
- Falaise 94, 98, 108, no  
 Flensburg 441, 489, 505, 507f., 515f.  
 Florenz 39  
 Flossenbürg 332, 452, 454  
 Frankfurt am Main 360  
 Frankfurt an der Oder 310, 353, 427  
 Freiberg 438  
 Freiburg 223,416  
 Freudenstadt 416 f.
- Gandau 442  
 Gardelegen 458f.  
 Garmisch-Partenkirchen 471  
 Genf 365
- Gleiwitz 331  
 Glogau 272, 293, 356  
 Göttingen 414, 478  
 Goldap 166f., 252  
 Gotenhafen (Gdynia) 222, 265,  
 333, 352.  
 Gotha 414  
 Greifswald 447  
 Gross Rosen (Rogoznica) 331-333,  
 453  
 Guernica 336  
 Gumbinnen 141, 166, 171, 178, 252
- Halle 366, 414  
 Hamburg 230, 335, 338, 455, 462,  
 479, 487, 499  
 Hameln 210  
 Hamm 414  
 Hannover 414  
 Heidelberg 360  
 Heilbronn 335, 416, 449  
 Heiligenbeil 254  
 Heilsberg 287, 289, 353  
 Hela 352, 441, 501  
 Hohenlychen 101, 396  
 Hütten 460
- Jalta 348  
 Jena 414  
 Jülich 195  
 Jüterbog 410
- Kaiserslautern 360  
 Karlsruhe 125, 416  
 Kassel 335  
 Kattowitz 251  
 Kaunas 144  
 Kehl 195  
 Kessel 281  
 Kielce 249

## Ortsregister

- Klein-Berkel 210  
Kiel 326, 372  
Koblenz 105, 223, 359f.  
Köln 97, 103, 211, 218f., 223,  
315f., 335, 359, 364, 440  
Königsberg 57, 159, 246f., 252  
257-260, 267, 278, 286f., 28  
353, 417f., 413, 433, 441  
Köslin 352  
Kolberg 217, 352  
Krakau 251  
Krampnitz 466, 468  
Krefeld 359  
Küstrin 255, 353, 356, 365  
Kyllburg 106
- Lahr 448  
La Rochelle 277  
Lauenburg 333f.  
Leipzig 161, 414  
Leuthen 198  
Lindau 469  
Linz 69, 345, 410, 455  
Lodz 183, 255
- Lötzen 254, 284, 286-288  
London 86, 224, 336, 520  
Lublin 183  
Ludwigshafen 360  
Lübeck 417, 469  
Lüneburg 499  
Lüttich 197  
Lyon 95
- Magdeburg 306, 414, 458  
Mainz 360  
Malmédy 228  
Mannheim 223, 360  
Marienburg 333  
Marseille 95  
Mauthausen 332, 454 f.
- Memel 163 f., 166, 222, 272  
Merseburg 366  
Metz 96, 101, 105, 125, 195, 306  
Mieste 458  
Mortain 92, 94, 254  
Moskau 255, 394  
Mülheim 414  
München 23, 59, 69, 224, 236, 335,  
338, 437f., 441, 471f.  
Münster 325
- Natzweiler 175  
Nemmersdorf 166-178, 181f., 252,  
256, 533  
Neuengamme 455-458  
Neutief 257  
Nimwegen 359  
Nürnberg 273, 335, 417, 441f., 445,  
449, 484
- Oberhausen 219  
Obersalzberg 378, 383, 516f.  
Oppeln 252,356  
Oppenheim 360  
Oradour-sur-Glane 180
- Palmnicken 267, 333  
Paris 94, 96, 234  
Penzberg 471f.  
Pforzheim 336, 338  
Pillau 254, 257, 259f., 265, 267, 281,  
353,418,441  
Pilsen 503, 507  
Pirna 183  
Plön 466, 474, 482, 489, 491  
Ploesti 145  
Posen 246, 255, 309-311  
Potsdam 466  
Prag 428, 432, 477, 503 f., 507  
Prenzlau 429

- Rastenburg 254  
Ratibor 356  
Ravensbrück 454f., 458, 462  
Regensburg 445, 469  
Reims 505-507, 509, 512  
Remagen 359, 366, 370, 377, 390  
Riga 147  
Rom 39  
Rombach 101  
Rotterdam 336, 520  
Rügen 259
- Saarbrücken 125, 195, 209  
Saarburg 105  
Sachsenhausen 452, 454-456, 458, 463  
Saint-Vith 233  
Salzgitter 457  
Schirwindt 144  
Schneidemühl (Pila) 224  
Schwäbisch Gmünd 449  
Schweinfurt 405  
Schwerin 499  
Seelow 419  
Seichau 309  
Siegen 278  
Sobibor 183, 309  
Solingen 413, 435  
Sonnenburg 326  
Stalingrad 33, 77, 143, 145, 302, 365  
Stettin 352  
Stockholm 394 h  
Strassburg 195f.  
Stuttgart 175, 335, 384, 416, 447f.  
Stutthof (Sztutowo) 266f., 333, 453
- Tannenberg 252, 254, 281  
Theresienstadt 328  
Tilsit 252  
Tolkemit 254  
Torgau 465  
Treblinka 183, 309  
Trier 96, 101, 103, 105f., 125,  
359, 366
- Venlo 125  
Verdun 143  
Versailles 151  
Vilnius 144
- Waldmünchen 444 h  
Warschau 144, 148, 211, 251, 255  
292, 336, 356, 520  
Weimar 414, 454, 459  
Wermelskirchen 435  
Wesel 359f.  
Wien 308, 320, 357, 418, 437,  
439  
Wiesbaden 366  
Wismar 499  
Witten 220  
Wittenberg 421  
Worms 360  
Wriezen 419  
Würzburg 19, 336, 338, 405, 429
- Zellingen 450  
Ziegenberg 214  
Zossen 377, 420  
Zürich 397

Die Originalausgabe ist 2011 unter dem Titel  
*The End. Hitler's Germany, 1944-45* bei Allen Lane (an  
Imprint of Penguin Books) in London erschienen.

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Pa-  
pier EOS liefert Salzer; St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlags-  
gruppe Random House GmbH.

Erste Auflage  
Pantheon-Ausgabe Februar 2013

Copyright © 2011 by Ian Kershaw  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by  
Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der  
Verlagsgruppe Random House GmbH  
Lektorat: Jan Schleusener, Berlin  
Karten: Peter Palm, Berlin  
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München  
Satz: DVA/Brigitte Müller  
Druck: GGP Media GmbH, Pössneck  
Bindung: CPI Moravia, Pohorelice, Czech Republic  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55207-0

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader